ILLUSTRIRTE ZEITUNG

# Illustrirte Zeitung

Verlag J. J. Weber · Leipzig

NR. 4242. 167. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 1. JULI 1926

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Schriftleitung der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. Die Wiedergabe unserer Bilder unterliegt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). — Für unverlangte Einsendungen an die Schriftleitung wird keinerlei Verantwortung übernommen.

# Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4242. 167. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 1. Juli 1926.

## Allgemeine Notizen.

**Der VIII. Karlsbader ärztliche Fortbildungskursus** internationalen Charakters, mit besonderer Berücksichtigung der Balneologie und Balneotherapie, findet in der Zeit vom 12. bis zum 18. September statt. Auskünfte erteilt auf Anfrage der Geschäftsführer der ärztlichen Fortbildungskurse Dr. Edgar Ganz in Karlsbad.

**Wiesbaden.** Mit Unterstützung des Kultusministeriums ist die Erholungsstätte für deutsche Schriftsteller und Journalisten am Neroberg in Wiesbaden (Demminhort), Kapellenstraße 80, wieder eröffnet worden.

**Gründung einer Koldewey-Gesellschaft.** Mit dem Namen „Koldewey-Gesellschaft, Arbeitsgemeinschaft archäologisch tätiger Architekten" ist kürzlich unter dem Vorsitz von Prof. Richard Borrmann in Berlin, dem bekannten Erforscher griechischer Architektur, eine Gesellschaft für historische Bauforschung gegründet worden. Die in Bamberg zusammengetretenen Schüler des unlängst verstorbenen Babylonforschers Koldewey gaben die Anregung zu diesem Schritt, dem sich die in Italien, Griechenland und Ägypten bei den dortigen Ausgrabungen tätig gewesenen Architekten angeschlossen haben.

**Im Sommerdienst der Rheindampfer** werden gefahren: Von Mannheim bis Aßmannshausen und zurück eine Lokaltour Sonntags, von Mainz bis Köln drei durchgehende Touren täglich, darunter eine Schnellfahrt, von Köln bis Zons und Zons–Düsseldorf–Emmerich Lokalfahrten mehrmals wöchentlich. Außerdem werden auf der Strecke zwischen Mainz, Koblenz und Köln täglich bzw. Sonntags neun Lokaltouren zu Berg und acht zu Tal gefahren. — Der neue Rheindampfer „Vaterland" der Köln-Düsseldorfer Rheindampfschiffahrts-Gesellschaft hat nunmehr seine Fahrten aufgenommen; er kann bis zu 2500 Fahrgäste an Bord nehmen.

**23000 Deutsch-Amerikaner in Deutschland.** Wie die German Railroads Information Office bekannt gibt, kann die Zahl der Deutsch-Amerikaner, die aus Groß-Neuyork in diesem Sommer die Heimat besuchen, auf 23000 geschätzt werden. Der Mindestaufwand für diese Touristen allein für Schiffs- und Bahnfahrten beträgt etwa zwanzig Mill. Goldmark. Diese nur Groß-Neuyork betreffende Schätzung umfaßt nicht andere Amerikaner.

**Bäderlinien im Luftverkehr.** Die neugegründete Bremer Luftreederei „Luftverkehr Unterweser" hat mit 120 PS

starken Fokke-Wulff-Maschinen den Luftdienst auf der Strecke Bremerhaven—Hamburg eröffnet. Die neue Linie, die den Hamburger Fernverbindungen Zubringerdienste leisten soll, ist durch regelmäßige Flüge nach Wangeroog, Norderney und Borkum erweitert worden. Am 1. Juni nahm die Deutsche Luft-Hansa die Linie Hildesheim—Hannover—Osnabrück—Emden—Norderney—Borkum mit einem Fokke-Wulff- und einem Sablatnig-Flugzeug in Betrieb. Am gleichen Tage hat die Schleswig-Holsteinische Luftverkehrsgesellschaft in enger Zusammenarbeit mit der Deutschen Luft-Hansa ihre Tätigkeit auf der Route Lübeck—Kiel—Flensburg mit Anschluß nach Westerland begonnen; gleichfalls mit Fokke-Wulff-Maschinen. Ferner wird seit dem 15. Juni die Strecke Bremerhaven—Helgoland durch Dornier-Wal-Maschinen regelmäßig beflogen.

**Für Reisende nach Norwegen im Sommer 1926** ist vom Amtlichen Reisebüro für Norwegen in Berlin W. 8, Unter den Linden 32 ein Prospekt herausgegeben worden. In Norwegen, wo man zum größten Teil auf Dampfschiff- und Automobil-Beförderung angewiesen ist, ist es notwendig, nach einem bestimmten Plan zu reisen. Hieran soll der Prospekt helfen. Er bringt neben einer eingehenden Beschreibung des Landes der Mitternachtssonne, der Fjorde, Gletscher und Wasserfälle, alle notwendigen Auskünfte. Allen, die die Naturschönheiten Norwegens kennen lernen wollen, sei der Prospekt empfohlen.

**Rundreisen durch Österreich.** Wie im Vorjahr veranstaltet die Wirtschaftlich-kulturelle Gesellschaft zur Festigung internationaler Beziehungen (Wikug) Wien, I., Hofburg, auch in den Monaten Juli und August billigst berechnete Rundreisen durch Österreich in kleinen Gruppen, so daß auf die einzelnen Teilnehmer die gebührende Rücksicht genommen werden kann. Die Dauer der Rundreise ist auf 15 Tage bemessen, wovon vier Tage in Wien und Umgebung verbracht werden. Die Gesamtkosten der Reise werden sich auf ungefähr 268 Mk. für dritte Klasse Bahn- und erste Klasse Schiffahrt und 305 Mk. für zweite Klasse Bahn- und erste Klasse Schiffahrt stellen. Anmeldungen und Anfragen im Büro der Wikug, Wien I., Hofburg, Batthyany-Stiege, 2. Stock.

**Das erste Frachtgut auf einer deutschen Eisenbahn** waren zwei Fässer Bier, für deren Beförderung auf der Ludwigsbahn nach Fürth die Nürnberger Brauerei Lederer am 11. Juli 1836 die „Erlaubnis" erhalten hat, und zwar „gegen eine Vergütung von sechs Kreuzern".

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

BILDNIS EINER JAPANERIN

NACH EINEM GEMÄLDE VON K. HIRAGA

# ZUR 150. WIEDERKEHR DES TAGES DER AMERIKANISCHEN UNABHÄNGIGKEITSERKLÄRUNG AM 4. JULI 1776.

Generalmajor Johann v. Kalb,
ein erfolgreicher Mitkämpfer deutscher Geburt im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg.

Es sind etwa dreihundert Jahre her, seit die europäischen Ansiedler an der nordamerikanischen Ostküste ihren täglichen Geschäften nur unter stetigen Gefahren, die ihnen von wilden Feinden, den Rothäuten, drohten, nachgehen konnten. Es sind etwa hundertfünfzig Jahre her, seit die Pioniere am Ohio und Mississippi die Wildnis in den kurzen Pausen, die ihnen die Indianer ließen, urbar machten. Es sind knapp fünfundsiebzig Jahre her, seit die letzten Pioniere von den westlichen Ebenen aus in Karawanen eine pfadlose Wüste durchquerten und mit ihren bleichenden Gebeinen denen den Weg wiesen, die ihnen nach dem gelobten Lande des Westens folgen wollten.

Heute sind die Vereinigten Staaten in Technik, Industrie und Handel das führende, das bestorganisierte Land, finanziell das Weltzentrum — trotz London — der Schiedsrichter und Ordner des zerrütteten uralten europäischen Kontinents.

Es darf nicht einfach als patriotische Übertreibung, als Überheblichkeit abgetan werden, was der Griffith-Film „Amerika", der den amerikanischen Freiheitskrieg illustriert, behauptet: „Wir sind heute das reichste Land der Erde, wir haben den höchsten Lebensstandard." Diese Superlative, die ausnahmsweise nicht zu viel sagen, sind von ersten europäischen, darunter auch deutschen Autoritäten in vollem Umfange durch unanfechtbare Belege bestätigt.

*

Die Vereinigten Staaten von Amerika sind aus den dreizehn englischen Kolonien im Osten hervorgegangen. Entstehung und Eigenart dieser englischen Kolonien sind für die geschichtliche und kulturelle Entwicklung der Nordamerikanischen Union ausschlaggebend gewesen. In knapper, sicherer Formel hat Friedrich Schönemann diese Entwicklung gekennzeichnet: Für die ganze nordamerikanische Geschichte war es entscheidend, daß sich in den ersten Kolonien von allem Anfang an eine herrschende englisch-schottisch-irische Klasse bildete, die in sich hoch und niedrig umfaßte, aber nach außen geschlossen auftrat. Sie leitete die Rechtspflege und Verwaltung und gab im gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben den Ton an. Sie bestimmte alle Politik und machte die Kultur und Literatur der Vereinigten Staaten. Das ist so durch die Jahrhunderte geblieben. Hält man an dieser entwicklungsgeschichtlichen Tatsache fest, so versteht man erst, daß all die Millionen andersartiger und andersrassiger Einwanderer, deutsche eingeschlossen, einfach aufgesogen worden sind. Der Einwanderer wurde und wird in einem Netz gefangen, dessen Maschen von den allerersten englischen Kolonisten geknüpft wurden. Die einzelnen Staaten der Union sind durch die verschiedensten politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse getrennt, aber unlöslich verbunden durch den gemeinsamen Geist und Zuschnitt des Staats- und Rechtslebens, wozu im Laufe des letzten Jahrhunderts eine gemeinsame amerikanische Kultur gekommen ist.

*

Spanier, Franzosen und Engländer kämpften jahrhundertelang um den Besitz Nordamerikas. Den Sieg haben die Engländer davongetragen. Ihre beiden amerikanischen Kolonien, Virginia im Süden und Neu-England im Norden, waren die Keimzellen des riesigen, politisch und wirtschaftlich mächtigen, einheitlichen Komplexes, der fast so groß geworden ist wie ganz Europa, stärker, gefestigter, aussichtsreicher als der Mutterkontinent. —

Vier langjährige, blutige Kriege haben Franzosen und Engländer in der Zeit von 1689 bis 1763 in Nordamerika ausgefochten. Die Entscheidung über die Herrschaft in Nordamerika war im Grunde ein Teil der gegen Ende des 17. Jahrhunderts akut gewordenen Frage, ob England oder Frankreich die führende Macht in Europa und Amerika sein sollte: es waren also Kämpfe um die Vorherrschaft auf der Erde.

George Washington,
der Begründer der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika.
Nach einem Gemälde von G. Ch. Stuart. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.)

Daß England aus diesen Kriegen siegreich hervorging, hatte es übrigens zum nicht geringen Teil den kriegerischen Erfolgen Friedrichs des Großen in den Schlesischen Kriegen zu verdanken. „Amerika ist in Deutschland erobert worden", sagte der ältere Pitt nicht ohne Berechtigung. Daß England aber sein amerikanisches Kolonialreich um dreizehn blühende Gemeinwesen, die seine politische und wirtschaftliche Macht beträchtlich stärkten, verkleinert sah, war seine eigene Schuld.

Denn kaum war der Pariser Friedensvertrag mit Frankreich unterzeichnet, als England, wie schon früher, die planmäßige politische und wirtschaftliche Bedrückung der amerikanischen Kolonien von neuem begann. Insbesondere nahmen Regierung und Parlament in London das Recht für sich in Anspruch, den Kolonisten nach Gutdünken Steuern aufzuerlegen und ihrem Handelsverkehr willkürlich die Wege vorzuschreiben. Das Streben nach engerem Zusammenschluß der Kolonien erstarkte und wuchs zum Streben nach gemeinsamer Abwehr gegen England. Die kriegerischen Vorbereitungen der Kolonien führten im April 1775 zu einem Angriff der Engländer auf die Munitionslager unweit Bostons. Das war der Beginn des achtjährigen amerikanischen Unabhängigkeitskrieges. Der amerikanische Oberbefehlshaber war George Washington.

Am 7. Juni 1776, also vor hundertfünfzig Jahren, nahm der in Philadelphia tagende sogenannte Kontinental-Kongreß, der die oberste Leitung an sich genommen hatte, eine Resolution an, in der es heißt, daß „diese vereinigten Kolonien freie und unabhängige Staaten sind". Der Kongreß beauftragte die führenden Männer der Unabhängigkeitsbewegung, Thomas Jefferson, John Adams (beide spätere Präsidenten), Benjamin Franklin, Roger Sherman und Robert Livingston, mit der Ausarbeitung einer Unabhängigkeitserklärung, die von Jefferson entworfen und am 4. Juli 1776 vom Kongreß angenommen wurde. Der 4. Juli ist seither der größte amerikanische Nationalfeiertag.

In dem Friedensvertrag vom 3. September 1783, den für die Amerikaner unter anderen Benjamin Franklin unterzeichnete, hat England die Unabhängigkeit der nunmehrigen „Vereinigten Staaten von Amerika" anerkannt. —

Die Unabhängigkeitserklärung ist ein echtes Erzeugnis der staatsphilosophischen Aufklärung, des Geistes des 18. Jahrhunderts. Sie geht von allgemeinen Leitsätzen aus: Alle Menschen sind gleich geschaffen und mit gewissen unveräußerlichen Rechten wie Leben, Freiheit und Streben nach Glückseligkeit ausgestattet. Um diese Rechte zu schützen, bestehen Regierungen, die ihre Berechtigung von der Zustimmung der Regierten herleiten. Falls die Regierung die Rechte des Volkes verletzt, hat das Volk die Befugnis, ihr den Gehorsam zu verweigern und eine neue Regierung einzusetzen. — Die Erklärung behauptet unter Angabe von 27 Beweisgründen, daß die Regierung des englischen Königs Georg III. die Rechte der amerikanischen Kolonien fortwährend verletzt habe, und daß diese infolgedessen befugt seien, das englische Joch abzuschütteln. „Deshalb erklären und verkünden wir, die im Kongreß versammelten Vertreter der Vereinigten Staaten von Amerika, den höchsten Weltenrichter zum Zeugen unserer rechtlichen Absichten anrufend, im Namen und bevollmächtigt vom guten Volke dieser Kolonien, daß diese vereinigten Kolonien freie und unabhängige Staaten sind und von Rechts wegen sein sollen; daß sie von jeglicher Pflicht gegenüber der britischen Krone entbunden sind; daß jede politische Gemeinschaft zwischen ihnen und dem Britischen Reiche völlig gelöst ist und gelöst sein soll, und daß sie als freie und unabhängige Staaten das Recht haben, Krieg zu führen, Frieden zu schließen, Bündnisse einzugehen, ihren Handel zu regeln und alle anderen Dinge zu tun, die unabhängige Staaten von Rechts wegen tun."

Generalmajor Peter Mühlenberg,
ein Deutschamerikaner, der sich im amerikanischen Freiheitskrieg vielfach hervortat.

Entworfen und niedergeschrieben war diese Erklärung von Thomas Jefferson aus Virginia; Benjamin Franklin und John Adams haben nur unbedeutende Korrekturen an seinem Entwurf angebracht. Die Sätze, die sich auf die unveräußerlichen Menschenrechte und die Pflichten der Regierungen beziehen, waren damals weder neu noch original, wirkten aber in ihrer knappen, packenden Formulierung wie eine Offenbarung; denn sie sprachen aus, was die Zeit mächtig bewegte, und was auch in Europa zu starken Erschütterungen führte.

*

Ganz hervorragend haben sich im Unabhängigkeitskrieg mehrere deutsche Heerführer um die amerikanische Kriegführung verdient gemacht, so Baron v. Kalb, Friedrich Wilhelm v. Steuben, Peter G. Mühlenberg und Nicholas Herkimer (amerikanisiert aus Nikolas Herchheimer), die beiden letzteren in Amerika geboren. Baron Kalb fiel in Camden im Staat Süd-Carolina, nachdem er den englischen Truppen bis zum äußersten Widerstand geleistet hatte. „Peter den Teufel" nannte man den deutschen lutherischen Geistlichen Mühlenberg, der im Kriege die Bibel mit dem Schwert vertauschte — einer der tapfersten Soldaten und eine der malerischsten Gestalten unter den amerikanischen Unabhängigkeitskämpfern. Steuben, ein früherer Offizier Friedrichs des Großen, hat sich um die Ausbildung der Truppen Washingtons, um die Hebung ihrer Disziplin, um die Verbesserung der Heeresverpflegung und Heeresverwaltung weltgeschichtliche Verdienste erworben; er ist als der eigentliche Begründer der amerikanischen Armee anzusprechen.

Für die amerikanische Unabhängigkeit fochten als Offiziere unter anderen auch Freiherr v. Ottendorf, Philipp de Haas, Bartholomäus v. Heer (wie Steuben ein früherer Offizier Friedrichs des Großen), Robert Brunner, Franz Mentges, M. Hillegas, Heinrich Becker, L. Farmer. Haas war Brigadegeneral, Brunner, Mentges und Becker Oberstleutnants, Hillegas wurde Schatzmeister der Vereinigten Staaten. Dem Baron Steuben, dem tapferen Pfälzer Herchheimer, dem Pastor und Feldherrn Mühlenberg hat man Denkmäler gesetzt; hochragende Obelisken bezeichnen die Gräber der mutigen deutschen Bauern des Mohawk-Tales, die im August 1777, im mörderischen Gemetzel bei Oriskany, die Kriegspläne der Engländer vereitelten und dadurch die dem amerikanischen Heer drohende Gefahr abwendeten. Einen Denkstein hätten auch die wackeren deutschpennsylvanischen Bauernjungen verdient, auf die General Washington so große Stücke hielt, daß er aus ihnen seine Leibgarde zusammenstellte.

*

Im Jahre 1790, sieben Jahre nach dem Unabhängigkeitskrieg, zählten die Vereinigten Staaten — damals nur dreizehn — etwas über 3 Millionen Einwohner. Heute sind es 48 Staaten mit annähernd 115 Millionen. In den ersten Jahrzehnten ihrer Entwicklung weit überwiegend Ackerbauland, hat seit etwa fünfzig Jahren die Industrialisierung der Union ungeheure Fortschritte gemacht. Von größter Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung der Vereinigten Staaten waren die gewaltigen Errungenschaften der Technik und die ungeheuren Mineralschätze, deren weitaus größter Teil erst nach dem Bürgerkrieg (1861—1864) und namentlich in den letzten Jahrzehnten erschlossen worden ist. Die amerikanische Großindustrie stellt in ihrer rapiden Entwicklung alles in den Schatten, was auf diesem Gebiete je beobachtet wurde. Sie ist, merkwürdig genug, seit dem Jahre der Hundertjahrfeier der Union, 1876, so groß geworden. Seit dieser Zeit beschäftigen die Probleme, die sich aus dem schnellen Wachstum der Industrie ergaben, die öffentliche Meinung Amerikas in stetig zunehmendem Maße. Seit diesen fünfzig Jahren ist die starke Einwirkung der enormen industriellen Entwicklung der Vereinigten Staaten auf deren innere und auswärtige Politik immer deutlicher hervorgetreten. Eine Wirkung, die ja auch für die Haltung Amerikas im Weltkriege mitbestimmend war. —

Im November 1620 landeten hundert englische Auswanderer, darunter nur 42 Männer, auf einem gebrechlichen Schiffe an der amerikanischen Ostküste. Ihre nächsten Nachkommen wurden die Begründer der Neu-England-Staaten, der englischen Kolonien in Amerika. Wann und wo in der Welt hätte sich in dreihundert Jahren eine auch nur annähernd ähnliche gewaltige Staatenbildung vollzogen? C. A. Bratter.

Washingtons Übergang über den Delaware (1776). / Nach einem Gemälde von Emanuel Leutze.

Mit Washingtons Rückzug aus Neuyork bis über den Delaware war die Sache des Unabhängigkeitskampfes stark gefährdet. Viele amerikanische Soldaten verließen das Heer, so daß Washington zeitweise nur über 3000 Mann verfügte. Aber die für ihn glücklichen Gefechte bei Trenton (26. Dezember 1776) und Princeton (3. Januar 1777) behoben die verhängnisvollen Folgen dieser Scharte.

Der englische General Cornwallis vor Washington nach der Übergabe der Festung Yorktown (1781).

Nach einem Gemälde von Eugen Heß. (Mit Genehmigung des Photographieverlags Franz Hanfstaengl, München.)

Die Kapitulation des Generals Cornwallis mit 7247 Mann und 106 Geschützen hatte den für den Ausgang des Krieges entscheidenden Erfolg, daß die Engländer zu Friedensverhandlungen geneigt wurden, deren endgültiger Abschluß am 3. September 1783 dem jungen amerikanischen Staate die Bestätigung seiner Unabhängigkeit brachte.

AUS DEM AMERIKANISCHEN UNABHÄNGIGKEITSKRIEG.

# EMPOR!

EINE WASHINGTON-NOVELLE VON MAX TREU

George Washington blätterte in den Papieren, die ihm sein Sekretär vorgelegt hatte.

„Der englische Gesandte hat sich angesagt! Er wünscht Sie dringend zu sprechen, General!" sagte der Sekretär.

Washington stützte sorgenvoll das Haupt in die Hand.

„Ich weiß! Er verlangt Unterwerfung oder —" Er stockte.

„Er bringt den Krieg!" ergänzte der Sekretär.

„So ist es! Und wir? Was werden wir tun?"

„Den Krieg annehmen!" rief der Sekretär.

„Und womit wollen wir ihn führen?"

„Mit jedem Mann und jeder Frau aus dem Volke!"

„Ihr jungen Leute habt gut reden! Wir haben kein Heer —"

„Nein!" rief der Sekretär begeistert. „Aber ein Volk, das ein Heer werden will!"

„Ein Volk, das den Krieg bis jetzt nie gekannt hat!" seufzte Washington. Er erhob sich von seinem Stuhl. „Will mich noch jemand sprechen?" fragte er.

„Ja, General! Ein Irländer Mac Carthy wartet draußen, und der französische Gesandte will nachher kommen!"

„Gut! Laß den Irländer herein!"

Der Sekretär ging ins Nebenzimmer. Gleich darauf wurde die Tür wieder geöffnet — ein Mann trat herein.

„Mac Carthy?" fragte der General.

„Zu dienen, Herr!"

„Was führt Sie zu mir?"

„Der Krieg, den Amerika gegen England führen wird."

Ein rascher Blick Washingtons traf den Besucher.

„Noch ist nichts entschieden", entgegnete er gelassen.

„Aber es wird, es muß entschieden werden. Ich bringe Ihnen Hilfsmittel, General!"

„Sie — mir? Ich bin begierig. Reden Sie!"

„Ich komme im Auftrag von zahlreichen Irländern, die von den Engländern aus ihrer Heimat verjagt, von Haus und Hof vertrieben worden sind, weil wir frei und unabhängig bleiben wollten! Frei und unabhängig, wie Amerika es will. Amerika hat uns, die Vertriebenen, gastlich aufgenommen, uns eine zweite Heimat bereitet. Aber unsere Rache gegen England schläft nicht, ihre Stunde ist da!"

Washington hob das Haupt. In den blauen Augen blitzte es.

„Glaubt Ihr, in mir Euren Rächer gefunden zu haben? Ihr irrt. Nicht um Rache handelt es sich in dem Kampf, der kommen wird, sondern um Freiheit und Unabhängigkeit eines Volkes."

„Hören Sie mich erst an, General, ehe Sie mich abweisen! Darauf kommt es an, sich möglichst schnell der englischen Führer auf amerikanischem Boden zu entledigen. Fehlt der Schlange das Haupt, so kann sie nicht stechen."

„Ich verstehe nicht, was Ihr sagen wollt."

„Ich werde deutlicher sein. Wir haben einen Geheimbund geschlossen — Ihre Zustimmung und ein Wink von Ihnen, General, und in den nächsten Tagen fallen zwanzig englische Gouverneure und Platzhalter unter unseren Dolchen! Was übrigbleibt, ist eine führerlose Masse, die keinen Widerstand leisten wird. Amerika ist frei!"

„Die Rachsucht macht blind. Ich sehe es wieder an Euch. Was hätten wir davon, wenn Euer Plan wirklich gelänge? England rüstet fieberhaft, schon kreuzen seine Schiffe mit ausgesuchten Truppen das Meer. Neue Führer würden kommen — und wir, wir hätten unsere Hände mit Blut besudelt. Aber ich sage Euch: wer um die Freiheit kämpft, muß saubere Hände haben und reines Herzens sein. Nur dem ergibt sie sich! — Ich weiß," fuhr er rasch fort, als der Fremde antworten wollte, „was Ihr sagen wollt. Wohl hat der Mord im Kampf um Freiheit und Unabhängigkeit schon oft seine Rolle gespielt — aber nennt mir doch den Fall in der Geschichte, wo aus solcher Aussaat eine freudenvolle Ernte erwachsen wäre! Nein, nein! Frei wollen wir sein und bleiben von blutiger Schuld, damit einst die Geschichte ihr Urteil über uns sprechen kann: sie kämpften um ihre Freiheit, aber ihre Hände und ihre Herzen erhielten sie unbefleckt. Ihr kennt meine Meinung — ich werde die englischen Gouverneure warnen."

Bestürzt trat der Fremde einen Schritt zurück.

„General, Ihr wolltet . . .?"

„Meine Pflicht tun und Morde verhüten! Lebt wohl!"

Der Fremde ging. Der Sekretär trat ein.

„Der französische Gesandte Marquis de Torcy wartet!"

„Er möge kommen. Du aber gibst sofort ein Rundschreiben an sämtliche englische Gouverneure und Platzhalter auf amerikanischem Boden auf, worin ich ihnen Vorsicht empfehle, da der Mord nach ihnen greifen will."

Erstaunt sah der Sekretär auf.

„Tu, was ich sage!" befahl Washington. „Und laß den Franzosen herein!"

Eine Minute später stand der Marquis vor Washington.

„Ich komme mit guten Botschaften von meiner Regierung, Herr General."

„Wir brauchen gute Botschaften, Herr Marquis. Die Kriegserklärung Englands kann stündlich eintreffen."

„In diesem Fall", sagte der Franzose langsam und bedächtig, „bin ich ermächtigt, Ihnen, Herr General, zu erklären, daß meine Regierung die Amerikaner mit Hilfstruppen, mit Waffen und Munition und mit Geld unterstützen wird."

Ein leiser Freudenruf kam über Washingtons Lippen.

„Ich danke Ihnen, Herr Marquis", sagte er bewegt. „Damit können wir dem nahenden Kampf beruhigter ins Auge sehen."

„Und noch eine zweite Nachricht bringe ich," fuhr der Marquis fort, „die Ihr Interesse erregen wird, Herr General. Ich habe eine Mitteilung aus zuverlässiger Quelle erhalten, wonach eine Verschwörung der in Amerika ansässigen Irländer im Gange ist, welche die Ermordung aller englischen Gouverneure auf amerikanischem Boden zum Zwecke hat."

Washington lächelte leise.

„Ich weiß bereits davon, Herr Marquis, und ich habe sämtliche englische Gouverneure zur Vorsicht ermahnt!"

„Herr General! Das taten Sie!"

„Ja, ich tat's, Herr Maquis. Der Meuchelmord kann nicht der Verbündete eines Volkes sein, das sich seine Freiheit erkämpfen will!"

„In einem Verzweiflungskampf — und ein solcher wird es für Amerika werden — muß ein Volk mit allen Mitteln rechnen."

„Ich denke anders, Herr Marquis. Die erste Voraussetzung für einen ehrlichen Kampf ist ein gutes Gewissen, und ein solches hätten wir nicht, wenn wir Hand in Hand mit Meuchelmördern gingen."

„Herr General, überlegen Sie sich, was Sie aus der Hand geben! Der plötzliche Fall sämtlicher englischer Platzhalter müßte für Ihre Sache unberechenbare Folgen haben."

Stolz fiel Washington ein: „Eine gute Sache bedarf des Mordes nicht!"

Der Marquis zuckte bedauernd die Achseln. Dann empfahl er sich mit kräftigem Händedruck. Der Sekretär trat ein, einen offenen Brief in der Hand, mit allen Zeichen höchster Bestürzung auf dem Gesicht.

„Herr General," rief er, „eine schlimme Nachricht ist eingegangen. Die englischen Gouverneure in Boston, Neuyork und Baltimore verhaften alle Amerikaner, die im Verdacht stehen, gegen England kämpfen zu wollen. Es soll ihnen der Prozeß wegen Hochverrats gemacht werden! Soll ich nun noch die Warnung an die Gouverneure abgehen lassen?"

„Laß sie abgehen — sofort!" sagte Washington ruhig. Ein kurzes Schweigen. Dann fragte der General: „Ist noch jemand da, der mich sprechen will?"

„Ja, ein Fremder, der sein Anliegen nur persönlich vortragen will."

„Also noch ein Verschwörer?"

„So sieht er nicht aus."

„Laß ihn herein!"

Ein paar Augenblicke später stand der Fremde vor dem General. Eine hohe, kraftvolle Gestalt mit kühnen Gesichtszügen, aus denen Tatkraft, Mut und Entschlossenheit sprachen. Er verneigte sich vor Washington.

„Wen habe ich die Ehre vor mir zu sehen? Und was bringen Sie mir?" fragte dieser.

„Friedrich Wilhelm von Steuben ist mein Name, Herr General. Ich war Offizier der preußischen Armee und komme, mich Ihnen für den Krieg gegen England zur Verfügung zu stellen."

Hell leuchtete Washingtons Antlitz auf. „Ein Offizier Friedrichs des Großen?"

„Zu dienen, Herr General, ein Offizier des Großen Königs."

„Und aus dem ruhmbekränzten Heere dieses Fürsten kommen Sie zu mir, der hier va banque spielen will?"

„Auch mein König tat das, Herr General. Er setzte alles an alles, und er gewann die Partie!"

„Ich bin kein Friedrich der Große."

„Aber Sie führen denselben Kampf wie er, den Kampf um die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes! Und wie ich im Siebenjährigen Krieg an diesem Kampfe teilgenommen habe, so zieht es mich jetzt zur Teilnahme hierher."

„Wissen Sie auch, daß es ein Kampf sein wird, der lange Jahre dauern kann, aber wenig Lorbeeren bringen wird?"

„Ich weiß es, Herr General."

„Und trotzdem sind Sie hier?"

„Trotzdem! Denn ich weiß noch ein anderes. Ich weiß, daß hier ein Volk um seine Unabhängigkeit kämpfen will, dem es an jeder militärischen Ausbildung gefehlt hat — und die möchte ich Ihnen bringen, Herr General."

„Solche Männer können wir brauchen — seien Sie mir willkommen, Herr Major!"

Die Tür wurde geöffnet. Der Sekretär trat ein, mehrere Briefe in der Hand.

„Der englische Gesandte!" meldete er. „Und hier die Warnbriefe an die Gouverneure!" — Washington nahm sie in Empfang und sah sie durch.

„Es ist gut. Ich lasse den Gesandten bitten. Bleiben Sie, Herr Major — Sie sollen die Entscheidung, die er bringt, selbst anhören!"

Der englische Gesandte trat ein.

„Welche Nachrichten bringen Sie mir von Ihrer Regierung, Mylord?"

„Meine Regierung fordert bedingungslose Unterwerfung, Zurücknahme der Unabhängigkeitserklärung und Anerkennung der Oberherrschaft Englands."

„Und wenn wir das verweigern!"

„Dann werden wir die amerikanischen Kolonien als Hochverräter behandeln und mit bewaffneter Hand die Unterwerfung erzwingen. Ich bitte um Ihre klare Antwort, Herr General."

Stolz hob Washington das Haupt.

„Die Vereinigten Staaten von Nordamerika geben Ihnen durch mich folgende Antwort: Die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 bleibt aufrechterhalten."

Der Gesandte verneigte sich. „Ich werde meiner Regierung diese Entschließung übermitteln!" Er wandte sich zum Gehen.

„Noch eins, Mylord!" rief Washington. „Die englischen Gouverneure setzen die Amerikaner als Hochverräter gefangen, welche sich als Anhänger der Unabhängigkeitserklärung bekennen. Ich hätte die Macht, Mylord, Sie festzunehmen und als Geisel so lange in Gewahrsam zu halten, bis meine Landsleute freigelassen sind."

„Das wäre ein Bruch des Völkerrechts, Herr General!"

„Wie es ein Bruch des Völkerrechts ist, daß Ihre Gouverneure Bürger eines Landes verhaften, das in aller Form seine Unabhängigkeit erklärt hat! Aber seien Sie ohne Sorge! Ich werde Sie nicht festnehmen, denn ich brauche Sie, Mylord." Er nahm die Warnbriefe an die Gouverneure und überreichte sie dem Engländer. „Ich bitte Sie, diese Schreiben unverzüglich an ihre Empfänger gelangen zu lassen. Es ist Gefahr im Verzug!"

Der Gesandte warf einen raschen Blick in die Briefe.

„Das ist Meuchelmord!" rief er bestürzt.

„Den ich verhindert habe!" fiel Washington ruhig ein. „Ich habe die Verschwörer abgewiesen und die Bedrohten gewarnt. Sagen Sie das Ihrer Regierung, Mylord!"

Da streckte der Engländer dem Amerikaner die Hand hin: „Sie haben mich bezwungen, Herr General. Vor einer solchen Gesinnung ziehe ich den Hut. Ich werde noch heute die Gouverneure anweisen, die verhafteten Amerikaner freizugeben. Wir wollen ehrliche Feinde sein, Herr General!"

Washington neigte stumm das Haupt. Der Gesandte war entlassen. Da stürzte Steuben vor und führte die Hand des Generals an seine Lippen.

„General! Ich kam nach Amerika und glaubte da Revolution zu finden mit Mord und Brand, und ich finde einen Mann —"

Hastig wehrte Washington ab.

„Still, still, lieber Freund! Sie finden nur einen Staatsbürger, der seinen eigenen Ehrenschild und den seines Volkes rein erhalten will! Mehr nicht, aber auch nicht weniger! Und mögen uns unsere Feinde grollen, weil wir Revolutionäre sind — das eine weiß ich, Der da oben im Himmel grollt uns nicht, denn Er sieht uns ins Herz! Und nun kommen Sie ans Werk! Noch heute geht das Aufgebot hinaus an alle Waffenfähigen. Sie, Herr Major, werden viel Arbeit bekommen. Tun Sie das Ihre, bilden Sie uns ein Heer aus, reines Herzens und guten Willens voll! Dann wird es Gott zum Siege führen. Zu den Sternen empor muß sein Weg gehen."

Friedrich Wilhelm v. Steuben,
einstiger Offizier Friedrichs des Großen, im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg Generalmajor und Generalinspektor und als solcher der erfolgreiche Organisator des amerikanischen Heeres.

# Was unser Zeichner vor fünfzig Jahren in Amerika sah.

ZEITGENÖSSISCHE ZEICHNUNGEN VON LEO v. ELLIOT AUS DEM JAHRGANG 1876 DER „ILLUSTRIRTEN ZEITUNG"

Am 4. Juli 1876, dem Tage der 100jährigen Befreiungsfeier der Vereinigten Staaten von Amerika, in Neuyork: Der Triumphbogen auf dem Broadway, in dessen Feldern die Namen aller Unionstaaten, mit ihren Fahnen darüber, in großen Buchstaben prangen.

Links nebenstehend: Aus der Geschichte des amerikanischen Parlamentarismus: Eine Verwarnung durch den Stabträger im Repräsentantenhause des Kongresses zu Washington. Dieser seltsame Brauch diente als strengste Maßregel der Hausordnung, um bei besonders erregten Debatten die Ruhe wiederherzustellen. Der Stabträger ging dabei auf den Hauptruhestörer zu, blickte ihn scharf an und kehrte dann an seinen Platz zurück. Ob wohl dieses Mittel auch bei uns wirksam wäre?

Von der anläßlich der Hundertjahrfeier 1876 veranstalteten Weltausstellung in Philadelphia: Links: Leben und Treiben im Fairmountpark der Ausstellung: Ein Eisenbahnzug kreuzt die Belmont-Avenue. Rechts: Im Eiskiosk. Die Eisfontäne war damals wegen der ungeheuren Hitze während der Ausstellungszeit eines der beliebtesten und besuchtesten Ausstellungsobjekte.

Links: Aus der Weltausstellung in Philadelphia: Der „Public Comfort" auf dem Ausstellungsplatz. Der praktische Sinn des Amerikaners hatte schon damals Räume geschaffen, in denen der Ausstellungsbesucher nach den Anstrengungen der Besichtigung sich säubern und ausruhen konnte, und in denen er auch Schreibgelegenheit fand. — Rechts: Der primitive Kunsttempel einer neubesiedelten Gegend: Während einer Vorstellung im Theater von Cheyenne (Wyoming-Territorium). Die Theater neugegründeter Ortschaften in Amerika waren zu jener Zeit gewöhnlich in hinfälligen Bretterbuden untergebracht; ihre Leistungen standen auf entsprechender Höhe.

# Tagesgeschichte.

Der **Volksentscheid über die Fürstenenteignung** am 20. Juni brachte als Ergebnis nur 14,4 Millionen Ja-Stimmen. Damit haben rund 36 Proz. der Stimmberechtigten für Ja gestimmt; da die geforderte Zahl von 50 Proz. nicht erreicht ist, wird also der Enteignungsantrag nicht Gesetz, und die Auseinandersetzung über das Eigentum der Fürsten bleibt dem Reichstag zur Entscheidung vorbehalten.

Am 9. Juli wurden es 10 Jahre, daß das **Handels-U-Boot „Deutschland“** in dem amerikanischen Hafen Baltimore eintraf und mit dieser Durchbrechung der englischen Blockade eine Glanzleistung vollbrachte, die in der Geschichte einzig dasteht. Am 25. August kam dann das Unterseeboot nach glücklich bestandener Rückfahrt wieder in Bremen an, von ganz Deutschland freudig begrüßt.

Zur erfolgreichen Amerikafahrt des Handel-U-Boots „Deutschland“ unter Führung von Kapitän König vor 10 Jahren: Die „Deutschland“, die am 9. Juli in Amerika gelandet war, bei ihrer Rückkehr nach Bremen am 25. August. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Claus Bergen.

Zur Teilnahme an dem **Eucharistischen Kongreß**, der internationalen katholischen Versammlung zur Förderung der Verehrung des heiligsten Altarsakraments, trafen am 11. Juni sieben Kardinäle aus Europa unter Führung des päpstlichen Sondergesandten Bonzano in Neuyork ein. Es war dies das erstemal, daß ein Abgesandter des Papstes den Boden Amerikas betrat. Kardinal Hayes, der Vertreter Nordamerikas, empfing die europäische Abordnung am Hafen und geleitete sie feierlich zur katholischen Kathedrale. Hunderttausende bildeten auf dem ganzen Wege bis zur St.-Patrick-Kathedrale Spalier, und Bonzano erteilte den auf der Straße Niederknienden den Segen — ein einzigartiges und noch nie gesehenes Schauspiel für Neuyork.

**Portugal**, das Land der ewigen Unruhen, wurde Anfang Juni abermals von einer **Revolution** heimgesucht. Die siegreichen Revolutionäre hatten schon in Lissabon eine neue Regierung gebildet. Inzwischen ist der neue Ministerpräsident und Innenminister Mendes Cabecadas bereits wieder zurückgetreten.

In Washington wurde dem schwedischamerikanischen Ingenieur **John Ericsson**, dem verdienstvollen Erfinder, ein Denkmal errichtet. Ursprünglich Angehöriger der schwedischen Armee, wendete sich Ericsson nach England und dann nach Amerika, um sich der Technik zu widmen. Im Jahre 1843 konstruierte er den ersten Dampfer mit Unterwasser-Schraube. Sein Ruhm wuchs seit dem Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges, als er den „Monitor“ erbaute, ein niedrigliegendes gepanzertes Kriegsschiff, das den Nordstaaten im Seekriege gegen die Südstaaten große Erfolge brachte.

In **Lauchstädt**, dessen Name durch seine Erinnerungen an Goethe und Schiller und durch den seit Jahrhunderten berühmten Lauchstädter Brunnen Weltruf erlangt hat, fanden vom 19. bis zum 21. Juni die traditionellen Festvorstellungen des Lauchstädter Theatervereins im althistorischen Goethe-Theater statt. Gegeben wurde Kleists Tragikomödie **„Amphitryon“**, die eine vielfach bearbeitete Szene aus dem griechischen Göttermythus zum Inhalt hat, unter der feinsinnigen Leitung des Intendanten der Staatlichen Schauspiele in Berlin, Professors Leopold Jeßner. Die wohlgewählte Schar der Darsteller gab eine mustergültige Aufführung.

Ein Rundfunkspiel, das alle bisherigen Erfahrungen bei Sendespielen auswertet und einen wirklichen Fortschritt auf dem Gebiete des Sendespielwesens bedeutet, wird in sechs Sendungen, vom 8. bis zum 13. Juli, vom Hamburger Rundfunksender gegeben werden. Es heißt **„Der Herr der Erde“** und stammt von Hans Bodenstedt und Alice Fliegel. Das Stück behandelt den Kampf zwischen der Macht des Geldes als der Materie und der Liebe zur Idee als menschlichem Ideal. Dieses Funkspiel wird auch vom Deutschlandsender und von anderen deutschen Rundfunkstellen übertragen werden.

Achtzehn Nationen hatten ihre Delegierten zum ersten **Internationalen Schauspieler-Kongreß** nach Berlin gesandt, der am 23. Juni eröffnet wurde. Der Präsident der Deutschen Bühnengenossenschaft, G. Rickelt, hielt die Begrüßungsrede. Hierauf sprach Reichsinnenminister Dr. Külz und wünschte der Versammlung, daß der förderliche Zusammenschluß der Bühnenangehörigen aller Länder sich verwirklichen möge. Namens der preußischen Regierung entbot Kultusminister Prof. Dr. Becker den Willkommengruß. Nach Ansprachen von Oberbürgermeister Dr. Boeß, Berlin, und Rechtsanwalt A. Wolff, Direktor des Deutschen Bühnenvereins, ergriff zum Schluß Harry Baur, der Präsident der französischen Schauspielervereinigung, das Wort und betonte in seinen Ausführungen den friedensfördernden Charakter des Kongresses.

Am 18. Juni wurde der **Kampf um die Deutsche Schwergewichtsmeisterschaft im Boxen**, der achte Kampf seit dem Bestehen des deutschen Boxsportes, in der Rennbahn Berlin-Treptow entschieden. Franz Diener trat gegen den altbewährten Samson-Körner an, und es gelang dem Jüngeren, die Deutsche Meisterschaft nach heftigem Kampfe an sich zu bringen.

Am 19. und 20. Juni kam auch die größte Berliner Veranstaltung des Rudersports, die **Ruderregatta in Grünau**, zum Austrag, bei der den Zuschauern spannende Kämpfe, über deren Verlauf ein Lautsprecher unterrichtete, geboten wurden.

Das große Sportfest **„Rheinland-Brandenburg“** am 19. und 20. Juni vereinigte die Turner und Sportler aus Brandenburg und dem Rheinland. Unter den zahlreichen Wettbewerben fiel besonders das Rhön-Rad-Rennen auf, bei dem zum ersten Male dieses neue Sportgerät im Wettkampf erschien. Am 20. Juni fand ebenfalls im Berliner Stadion das **Wettschwimmen des S. C. „Poseidon“** statt, das durch des Amerikaners Lauffer Weltrekord im Rückenschwimmen eine bemerkenswerte Note erhielt.

Eine Kraftprobe für die Hochwasserschutzanlagen in der Provinz Schlesien: Die Bobertalsperre bei Mauer während des Hochwassers am 17. Juni. Die überfließenden Wassermassen der Talsperre boten ein gewaltiges Naturschauspiel.

Links: Von der 6. Frühjahrstagung des Deutschen Grünlandbundes, die am 17. Juni in Leutkirch (Algäu) ihren Anfang nahm: Mitglieder des Bundes bei der Besichtigung der zu Schloß Salem (Linzgau) gehörigen Güter des Prinzen Max von Baden (×). Die Grünlandbewegung will den Grasfutterbau heben und damit die Verdrängung der ausländischen Futtermittel, Vermehrung des Viehbestands und Steigerung der Ernteerträge erreichen. Rechts: Vierzig Staaten als Besucher auf der Ausstellung für Gesundheitspflege, Soziale Fürsorge und Leibesübungen in Düsseldorf: Teilnehmer der Internationalen Sanitätskonferenz, die seit Wochen in Paris tagt und von 40 Staaten beschickt ist, auf der „Gesolei“. Die Konferenz unterbrach vor kurzem ihre Sitzungen, um der „Gesolei“ in Düsseldorf einen Besuch abzustatten.

In der Lokomotivenklinik: Blick in die Lokomotiv-Richthalle einer Ausbesserungswerkstätte der Deutschen Reichsbahn. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Hanns Langenberg.

In jedem Jahre findet durchschnittlich einmal eine Hauptuntersuchung der Lokomotiven statt. Außerdem wird jede Maschine aller drei Jahre außen und innen gründlich durchrepariert. Die zur Reparatur bestimmten, in das Eisenbahnausbesserungswerk einlaufenden Lokomotiven gelangen zuerst in die sogenannte Richthalle. Hier werden sie von der Richtkolonne auseinandergenommen. Die einzelnen Teile kommen dann zur Behandlung in verschiedene Werkstätten, wie Dreherei, Schweißerei, Schmiede usw. Heil und gesund, ihrer schweren Arbeit wieder gewachsen, verlassen dann die Lokomotiven nach beendeter Reparatur das Werk.

Der Sport im Berliner Stadion am 19. und 20. Juni: **Links:** Das erste Rennen mit dem Rhön-Rad, einem neuen, eigenartigen Sportgerät, auf dem Sportfest „Rheinland-Brandenburg“ der Turner und Sportler Brandenburgs und des Rheinlands. — **Rechts:** Der amerikanische Meisterschwimmer Lauffer, der am 20. Juni in dem internationalen Wettschwimmen, veranstaltet vom S. C. Poseidon, Berlin, mit 1 Min. 11,2 Sek. einen Weltrekord im 100-m-Rückenschwimmen aufstellte.

Von der Ruder-Regatta in Grünau, der größten Berliner rudersportlichen Veranstaltung des Jahres, die am 19. und 20. Juni stattfand: Während des Rennens Deutscher Vierer (Sieger: Potsdamer R. C.) am 19. Juni.

Der Kampf um die Deutsche Schwergewichts-Meisterschaft im Boxen auf der Rennbahn in Berlin-Treptow am 18. Juni. **Links:** Franz Diener (links) und Samson-Körner, die beiden Anwärter auf den Meisterschaftstitel, vor dem Kampf. **Rechts:** Moment während des Kampfes; im Ringe links Diener, der die Deutsche Meisterschaft nach Punkten gewann.

Bilder aus dem Großfunkspiel in sechs Sendungen „Der Herr der Erde“ von Hans Bodenstedt und Alice Fliegel, das vom 8. bis zum 13. Juli im Hamburger Rundfunksender (Norag) aufgeführt und vom Deutschlandsender sowie von anderen deutschen Sendern übernommen wird: Links: Hedwig Herder als Gwendolin. (Phot. E. Schneider, Berlin.) Mitte: Die Singalesentruppe, die in der fünften Sendung (die Insel des heiligen Herzens) ihre nationalen Tanzgesänge aufführt. (Phot. Jochlinski, Hamburg.) Rechts: Hans Mühlhofer in der Titelrolle. (Phot. Becker & Maaß, Berlin.)

Ein Weltparlament der Bühnenkünstler: Der 1. Internationale Schauspieler-Kongreß, der vom 23. bis zum 26. Juni im Kaisersaal des Zoologischen Gartens in Berlin tagte; Gustav Rickelt, Präsident der Deutschen Bühnengenossenschaft, bei der Eröffnungsansprache. Am Vorstandstisch von links nach rechts: J. Slavinski (Rußland); Hochdorf; L. Stärk (Österreich); G. Rickelt (Deutschland); Chapiro; C. Wieth (Skandinavien); H. Baur (Frankreich); J. Emerson (Amerika); Peuder. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)

Dr. Hermann Suter,
bedeutender Schweizer Komponist und bekannter Dirigent, † am 22. Juni in Basel, 56 Jahre alt. (Phot. A. Teichmann, Basel.)

Von den Festspielen des Lauchstädter Theatervereins, die vom 19. bis zum 21. Juni im Goethe-Theater zu Lauchstädt veranstaltet wurden: Szenenbild aus der Aufführung des Lustspiels „Amphitryon“ von Heinrich v. Kleist.
Von links nach rechts: Arthur Menzel und Martin Wolfgang als Feldherren; Alexander Granach als Merkur; Ferdinand Hart als Amphitryon; Lina Lossen als Alkmene; Carl Ebert als Jupiter; Elsa Wagner als Charis; Albert Florath als Sosias.

Berthold Kellermann,
hervorragender Pianist, Professor an der Akademie der Tonkunst in München, nambafter Schüler Franz Liszts, † am 14. Juni im Alter von 73 Jahren.

Von dem vor kurzem in Kairo veranstalteten Weltkongreß des Kalifats: Blick auf die Versammlung, in der alle Muselmanen der Welt vertreten waren, und deren Vorsitz Wahid-Bey El Bayoumi führte.

Amerikanisch-schwedische Ehrung für den Erfinder des „Monitors", des wenig über die Wasseroberfläche emporragenden Panzerschiffes: Enthüllung eines Denkmals für den Ingenieur John Ericsson in Washington.

Von links nach rechts: Frau Charles Dawes, Gemahlin des Vizepräsidenten; Kronprinz Gustav von Schweden; Präsident Coolidge; Frau Coolidge; Kronprinzessin Luise Alexandra von Schweden; Vizepräsident Dawes.

Im Oval: Vom internationalen Eucharistischen Kongreß in Neuyork: Feierlicher Empfang von Kardinal Bonzano, dem Sondergesandten des Papstes, nach der Ankunft des Schiffes in Neuyork am 11. Juni.

Vom Jiu-Jitsu-Turnier in Tokio, das am 11. Juni im Kaiserlichen Palast veranstaltet wurde: Während der Vorführung der Selbstverteidigungsübungen in Gegenwart des japanischen Kronprinzen (×). — Rechts: Aus dem umsturzreichen Lande Portugal: Truppen des Generals Costa wehren am 17. Juni Mitgliedern des durch die Militärrevolution von General Cabecadas Anfang Juni zur Regierung gelangten Kabinetts den Eintritt zum Regierungsgebäude in Lissabon.

# Der See

Roman von Gustav Renker

(5. Fortsetzung.)

Das Mädel saß am Fenster, hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah über die Häuser hin. Sie war in dem bescheidenen Hauskleid, in dem ich sie gestern angetroffen hatte, und das Haar lag wohlgeordnet um ihren Scheitel. In der Stube war Ordnung und Sauberkeit, mein Blumenbett war verschwunden, ein großer brauner Weidenkorb barg die Rosen, Nelken und Chrysanthemen, die noch abends zu einem wildduftenden Hügel gehäuft gewesen waren.

Als ich Romaldas Augen auf mich gerichtet sah, begann mir das Blut laut pochend in den Schläfen zu singen. Ich wußte ganz und gar nicht, wie ich ihr begegnen sollte, Traum und Wirklichkeit konnte ich nicht unterscheiden. Ich schämte mich vor ihr, wenn ich daran dachte, daß alles nur erträumt gewesen sein konnte. Was aber war Wahrheit? Ich streckte die Arme aus und rief sie zu mir. Sie schüttelte den Kopf und erhob sich.

„Ich bereite jetzt das Frühstück für uns beide."

Draußen in der kleinen, in einem Verschlag untergebrachten Küche hörte ich sie schaffen.

Da erhob ich mich und trat ans Fenster, sah die noch regenfeuchten Dächer im Frühsonnenlicht glitzern, den Stephansturm silbrig grau strahlen und weit hinter der Stadt und den morgennebelverschleierten Hügeln das Alabasterweiß der Alpenberge.

Als Romalda dann wieder neben mir stand, nachdem sie mir eine Schale heißer Milch vorgesetzt hatte, faßte ich ihre Hand und sah sie forschend an.

„Sag mir, Romalda, was war heute nacht?"

Sie erwiderte nichts, sondern strich beruhigend über mein Haar.

„Sprich doch, laß mich nicht im unklaren. Ich habe wunderbar geträumt oder das Wunder erlebt. Du allein mußt wissen, was die Wahrheit ist."

„Die Wahrheit wird wohl das Schönste sein, das du geträumt hast — oder erlebt. Die Wahrheit ist immer schön."

„Ich muß wissen, was gewesen ist — zwischen uns", stieß ich erregt hervor.

„Nicht fragen, Medard, nicht fragen!" sagte sie gütig wie eine Mutter zu einem sinnlos forschenden Kinde. Da schwieg ich und versuchte zu verstehen, daß es Erlebnisse gibt, denen man nicht nachgrübeln soll.

Wir gingen in die Wälder des Hermannskogels, dem scheu erwachten Frühling nach. Unausgesprochen, war es uns selbstverständlich, daß wir den Tag gemeinsam zubringen mußten. Unter den Türmen des Stiftes Klosterneuburg nahmen wir unser Mittagmahl ein, den Nachmittag verträumten wir am Ufer der Donau. Erst als es von den Uhren der Stadt die sechste Stunde schlug, nahmen wir voneinander Abschied. —

Ich schlug den Weg zum Hause des Großonkels ein. Aber nach etlichen Minuten zögernden Schreitens schien es mir unmöglich, jetzt schon vor das Antlitz des alten Herrn zu treten. Der Gegensatz zwischen dem Erlebnis Romalda und den auf herkömmlichen Gesellschaftsgrundsätzen aufgebauten Vorwürfen, welche mich erwarten mußten, dünkte mich zu jach. Ich wollte erst das Innerliche vor mir ordnen, um dem Äußerlichen mit Würde gerecht zu werden.

Ich ging in den Augarten, setzte mich dort auf eine Bank und versuchte, mir darüber Klarheit zu erdenken, was der Eintritt des Blumenmädels in mein Leben bedeute. Im Geiste lief ich die bisher verflossenen Tage in Wien rasch durch: Ich hatte da Willkür und hochmütige Enge, Verkrusten in eisgraue Überlieferung und kaltherzige Beschränkung im Ich eines bevorzugten Standes genugsam erlebt, ohne mich dagegen aufzulehnen. Alles war mir als selbstverständlich vorgekommen, ich mußte darin leben und war darin erzogen worden.

Plötzlich aber war etwas Neues in mir erwacht. Kräfte waren da und rissen morsche, alte Schleier. Ein Mädchen? Romalda hatte mich mit keinem Worte nur irgendwie aufgestachelt. Die Heimat? Die Sehnsucht nach ihr war mit einem rasenden Schmerz aufgewacht in der Stunde an dem nachtstillen Wasser — aber was hatte die Heimat mit meiner Lebenswende zu tun?

Weiter sann ich: Vielleicht mehr, als du so oberflächlich denken magst, Medard. Die Heimat ist Kraft, in dir verwurzelt. Sie gibt dir das Bewußtsein, daß du nur einige Schritte zurückzutreten brauchst von der fremden Erde, auf die du dich verirrt hast, um wieder auf dem Boden zu stehen, der allein auf dem riesigen Erdball dir, ganz dir gehört. Den Kopf kannst du hochhalten und einem Leutnant Zangerl ins Gesicht schlagen, wenn seine Haltung dem stillen Adel deiner Wälder und Berge, des Sees und der Ackererde widerspricht.

Des Sees — der griff nach mir und trat in seiner von der Sage geahnten Gestaltung vor mich. Aus der Erscheinung des Blumenmädels drängte sich eine andere, mir fremde Wesenheit vor, war um mich und behütete mich. Mein Siegelring lag ja in der Seetiefe zwischen Wasserrosengestrüpp und Kalmuswurzeln.

Und der See läßt mich nicht los, ein stillverschwiegenes Bündnis ist zwischen uns.

Mir wurde frei und flügelleicht zumute, wenn ich an diese phantastische Möglichkeit dachte. Und der Glaube daran war so fest in mir, daß ich mich völlig unbekümmert und sorgenlos auf den Weg zum Großohm machte.

Er saß, wie immer, in seinem Sorgenstuhl und schob seine Bleiklötzchen hin und her. Die Schlacht bei Ligny, Preußisch-Eylau, Marengo oder weiß Gott was. Als ich kam, schob er die Brille von der Stirn auf das Nasenbein und setzte erwartungsvoll das Hörrohr an.

„Weiß schon. Alles gehört —"

„Mein Entschluß ist fest. Ich geh nicht davon ab."

„Offizierskarriere futsch! Zuerst bin ich fuchsteufelswild gewesen. Ein Lodron — Duellverweigerer. Fi donc! Ist gerad der hochwürdige Abt Arneth zurecht gekommen. Der hat mir's anders ausgelegt. Überzeugung. Ein echter Christ verwirft den Zweikampf. Eh bien. Glaubenssache, nichts zu ändern. Was gedenkt man jetzt zu tun?"

Ich war nahe daran, mit der Wahrheit herauszuplatzen: daß andere, ganz andere Gründe dafür maßgebend gewesen seien, daß ich mich mit dem Leutnant Zangerl nicht schlagen wollte. Aber der Großonkel hätte das doch nie verstanden. Mochte er immerhin bei seiner Meinung bleiben — er war mir zu unwichtig, stand viel zu weit von mir, als daß ich mich mit ihm in einen Streit über so grundverschiedene Ansichten hätte einlassen wollen.

„Was jetzt?" forschte er mit weit vorgebeugtem Oberkörper und gegen mich drohendem Hörrohr.

„Ich hab darüber noch nicht nachgedacht."

„Die Jugend, he, he, die Jugend! Haut eine Brücke in Scherben und denkt nicht, wie sie anderswo über den Strom kommen könnte."

„Fürs erste möchte ich heim. Dort wird mir schon was Rechtes einfallen."

Der Greis wackelte besorgt mit dem kahlen Schädel. „Der Vater wird so bös sein, dich mit solchen Vorwürfen empfangen, daß du kaum zum Nachdenken kommen wirst. Laß den Sturm abflauen. Ich hab schon nach Haus geschrieben und versucht, dem Vater gütlich zuzureden. Greif unterdessen fest was anderes an, daß er sieht, du hast den rechten Willen, was zu leisten."

„Aber was?"

„In eine standesgemäße Stellung zu kommen, dafür gibt's keinen besseren Weg, als Jura zu studieren. Da kann man Minister und Gesandter werden."

Der Vorschlag packte mich rasch. Ein ernstes Studium wäre schon früher nach meinem Sinn gewesen, wenn mich nicht die Offizierslaufbahn gelockt hätte. Aber dennoch belustigte es mich innerlich, wie auch hier eine Ansicht des Großonkels weitab von meiner lief und sich im entscheidenden Punkt doch mit meiner Absicht traf. War er im Falle der Duellverweigerung auf religiösem Wege zur Billigung meines Entschlusses gekommen, so ersah er als Krone der wissenschaftlichen Laufbahn einen Minister- oder Gesandtenposten. Mir aber, in dessen Seele ein Teil der Unruhe dieser ereignisschwülen Märztage des Jahres 1848 zitterte, schien es verlockend, durch das Studium der Rechte den Beziehungen des Menschen zum Menschen nachzuspüren, den Gesetzen zu folgen, welche die einen so hoch erhoben und die anderen so tief in den Staub gedrückt hatten. Konnte mir der Großohm bei der Erreichung dieses Zieles behilflich sein, dann durfte ich das nur dankbar begrüßen.

So besprachen wir, in der Hauptsache einig, die näheren Umstände dieses Planes, wobei der Großonkel immer wieder betonte, daß er mit Hilfe seines Einflusses als Senior der Familie den Vater zur Billigung meines Entschlusses bewegen wolle.

Ganz leicht würde das auch nicht sein. Denn dem einfachen Sinne meines Vaters sagten Studium und Wissenschaft nicht viel. Oft hatte er sich dahin ausgesprochen, daß es ihm lieber sei, er wisse, wie man Erdäpfel setzt, als was für Kriege die Menschen vor tausend Jahren geführt hätten. Aber der Großonkel würde es schon richten.

Und wir schieden in einem Einvernehmen, das jedem oberflächlichen Beobachter erfreulich scheinen mußte. — — —

Ich war Student der Rechte seit drei Tagen und hatte ein Zimmer im zweiten Stockwerk eines alten Hauses draußen an der Währinger Linie. Von meinem Fenster aus sah ich in einen Hof, dessen rückwärtiger Teil zu einem Garten umgewandelt war. Ein Springbrunnen melodierte zwischen Weidenbüschen, und über einem Rindenhäuslein streckte ein Kastanienbaum dürre Äste aus, an denen Knospen wie fette braune Käfer glänzten. Von der Straße drang kein Lärmen hierher, im Hause selbst schienen nur ruhige und ruhebedürftige Menschen zu wohnen. Zwei alte Frauen trafen sich zeitweise an der Basena und plauschten; ein Greis, an dessen straffer Haltung man sofort den ehemaligen Soldaten erkannte, ging bei jedem Wetter nachmittags eine geschlagene Stunde auf dem Kiesweg um den Springbrunnen herum spazieren.

Als ich mein Immatrikulationsbuch in der Tasche hatte, im Besitze eines väterlichen Briefes war, der unter Vorwürfen meinen Berufswechsel gestattete, und nachdem ich mein Zimmer, eigenes Reich im Vergleich zu dem Kasernensaal oder der Gaststube des Großonkels, bezogen hatte, kaufte ich zwei Flaschen Wein und einen Teller Süßigkeiten und wartete einen langen Abend auf Romalda. Ich hatte ihr geschrieben, daß es mich nach einer Einweihungsfeier in herzlicher Zweisamkeit verlange, aber sie kam nicht.

Anderntags hörte ich die erste Vorlesung, aber von den Ausführungen des Professors über das römische Recht verstand ich nicht allzuviel. Mochte sein, weil meine Gedanken zu sehr in der Dachkammer mit den vielen Blumen waren, die ich nach dieser Stunde aufsuchen wollte. Als ich durch die Aula auf die Straße schritt, mußte ich mich mühsam durch eine dort zusammengepreßte Menge von Studenten drängen. Sie trugen alle das schwarzrotgoldene Band der Legion über der Brust und lauschten der Ansprache eines älteren Kommilitonen, der auf den Schultern zweier Füchse saß. In der Hast, mit der ich mich dem Tor zuwand, achtete ich der Rede wenig. Schlagwörter wie Pressefreiheit, Abzug Metternich und andere waren in diesen Tagen in Wien überall zu hören. Sie schwirrten gleich sausenden Pfeilen von Gesprächen in Wirtshäusern und unter Haustoren auf; sie flammten auf grellbunten Zetteln, die, nachts an Hauswände geklebt, tagsüber von der Polizei abgerissen wurden und am andern Morgen wieder da waren. Ich für mein Teil mied die Politik, ohne in mir die Teilnahme für die dumpf schwelende Erregung, für die Wünsche des Volkes ersticken zu können.

Romalda war nicht zu Hause. Der Spengler zu ebener Erde des Hauses versicherte es mir, und als ich dennoch die Treppe emporstieg, war die Tür verschlossen. Ich schob einen Zettel mit der Angabe meiner neuen Wohnung zwischen Schwelle und Tür.

Am nächsten Tag begab sich dasselbe, nur war mir, als ich von der Straße zum Fenster emporsah, als gleite ein heller Schein wie ein blasses Gesicht hinter den Scheiben vorbei. Ich pochte daher unablässig und stark an die Tür, bis eine Frauensperson im unteren Stock grob heraufschrie, wenn das Fräulein nicht da sei, dann sei es eben nicht da, und ich solle nicht im ganzen Hause deswegen einen solchen Lärm machen.

Am dritten Tag brach der Frühling auf goldenem Wagen jubelnd durch wochenlanges Gewölk. Im Gärtchen unter meinem Fenster war mit einem Male ein Grün erwacht, das mir vordem nicht aufgefallen war, und die Büsche trugen Knospen, die ich ehedem nicht gesehen hatte.

Ich hatte eine Zeitlang am Fenster gesessen und in einem Buch meines neu erwählten Faches studiert. Jetzt warf ich den Band auf den Tisch, lehnte mich an den Fensterrahmen und ließ mich von den Schauern einer überstark aufgewachten Sehnsucht durchrütteln. Das Weh nach der Heimat war wieder da. Ich schloß die Augen und versuchte, mir den starken, betäubenden Duft einzubilden, den mein See an solchen Vorfrühlingstagen ausatmet. Den Duft wasserverbundener Wurzeln, an denen die ersten Keime treiben, den Hauch der Wellen, die sich aus zersplitterndem Wintereis zu eigenwilligem Leben befreien. So stark und bildhaft trat das alles vor meine Phantasie, daß ich mich in jenen Minuten frei meiner Körperlichkeit dünkte und von der flügelraschen Seele in das ferne Bergland tragen ließ.

Daß die Tür meiner Stube knarrte und leichte Schritte zum Fenster gingen, merkte und hörte ich gar nicht.

Dann aber stand Romalda neben mir.

Sie trug einen hellgrünen Sonnenschirm in der Hand und hatte ein modisches Hütlein auf dem locker gefügten Haar. Ihre Gesichtsfarbe war seit dem Morgen, da ich von ihr Abschied genommen hatte, frischer und gesunder, die Augen sahen heller drein, ohne den Reiz erwartungsvoller Kindlichkeit ganz verloren zu haben.

„Wir wollen ein Fest im Frühling feiern", sagte sie lächelnd.

„Was hast du vor?"

„Aus der Stadt hinaus. Es ist ungut heute in Wien."

„Vor den Kundgebungen und Straßenumzügen fürchtest du dich? Das ist doch alles Unsinn. Ich versteh die Leute und begreife ihre Wünsche. Aber es ist ihnen nicht ernst damit."

„Glaubst du?"

„Der Metternich kennt die Wiener Seele noch immer zu wenig. Wenn er von der Linie bis zum Stephansplatz eine lange Tafel aufstellen und jedem Wiener ein halbes Backhendel vorsetzen ließe, wäre der ganze Wirbel sofort aus."

„Ihr Alpenländler habt halt immer was gegen Wien. Aber diesmal kannst du dich täuschen. Und ich will dich weit weg von all dem haben — darum hab ich dich geholt."

Seltsam, in diesem Augenblicke war mir, der ich bisher stets an eine unbedingte Wahrhaftigkeit des Mädchens geglaubt hatte, als ob sie nun das Gegenteil ihres Wunsches ausspräche. Es war nur eine unbegründete Ahnung, höchstens verstärkt durch ein sekundenhelles, grünliches Aufblitzen der Augen.

„Ich hab eigentlich", sagte ich zögernd, „hier bleiben wollen, um dem Rummel auszuweichen. Die Vorlesungen auf der Universität sind seit Mittag ohnedies eingestellt."

„Und ich hab dich abholen wollen, zu einem Weg irgendwohin, hinaus ins Freie. Was willst du nun tun?"

„Gott, wie kannst du nur fragen, Romalda?" erwiderte ich und griff nach meinem Hut und Stock. —

Auf einem gewundenen, geröllrauhen Pfad hatten wir uns über die Steilkante, mit der der Leopoldsberg zur Donau abstürzt, zum Gipfel gemüht. Als wir oben standen, am Rande der Mauer, die das Kirchlein einfriedet, sank hinter den Waldbergen die Sonne. Ein verlorener Glockenklang schwebte von den Klosterneuburger Türmen herauf, und die Donau, so nahtief unter uns, daß man sie mit einem Steinwurf treffen zu können glaubte, war purpurrot vom letzten Lichte. Über dem Marchfeld lag eine schwarze, an ihren Rändern violett schimmernde Wolkenbank, die sich langsam näherschob.

Plötzlich brach mit unerwarteter Heftigkeit der Wind los und fuhr schnaubend durch die noch dürren Äste des Waldes. Den Weg ins Weidlinger Tal verloren wir bald in der rasch hereinfallenden Dunkelheit. Wir gingen aufs Geratewohl talab, stolperten über Wurzelwerk und glitschten über faule Blätter, die noch naß vom Winterschnee waren. Die Bäume zitterten unter den Stößen des Windes, und ihre Stämme tönten wie riesige Saiten, tief summend, orgelhaft brausend. Am Rande einer Lichtung standen wir und suchten nach Spuren eines Weges. Da war es, daß sich plötzlich ein großer Schatten über uns neigte, gedankenschnell wuchs, niederfiel. Holz stöhnte und knirschte, splitterte und brach, sausend schlug es rechts und links von uns nieder. Eine große Fichte hatte der Sturm entwurzelt, und sie war durch eine seltsame Fügung so gestürzt, daß wir von dem zerspellten Astgewirr zwar umgeben, aber nicht getroffen worden waren.

„Ein Schritt weiter, und wir wären erschlagen", sagte ich mit flackernder Stimme.

„Aber ebenden Schritt weiter haben wir nicht getan."

„Du sagst das so leichtfertig, als sei ein Apfel vor uns niedergefallen, Romalda."

„Ich sag das so, wie es das Leben lehrt. Wie oft tut man einen Schritt zu wenig und bleibt dadurch auf der vorgesetzten Bahn. Wie oft aber tut man auch nur einen einzigen Schritt zuviel und tritt damit von sicherem Boden ins Leere!"

„Wie alt bist du eigentlich, Romalda, daß du solche Lebenserfahrung hast?"

„Ich halt dich für zu klug, als daß du belanglose Jahreszahlen zum Maßstab des Menschenwertes nimmst."

Ich empfand den Verweis, ohne ihn ganz zu verstehen. Aber ein Abstand war da wieder zwischen mir und dem angeblichen Blumenmädel. Sie stand mit einem Male weit von mir, über mir, in einer mir rätselhaften Ferne.

Zwei Stunden nachher aber, in einem weinlaubüberrankten Wirtshäusel am Weidlingbach, war Romalda wieder die andere, die mir Nähere. Sie naschte genußfroh von der derben Landkost, die uns aufgetragen wurde, trank von dem stark duftenden Weißwein und lachte zu den Späßen des gemütlichen Wirtes, der an dem jungen Liebespaar seine Freude hatte. Schließlich nahm er eine Gitarre, setzte sich an unseren Tisch und gab ein paar Liedeln zum besten.

Allmählich ging es spät in die Nacht, der Ortspolizist steckte seinen struppigen Kopf zur Tür herein und rief die Sperrstunde aus. Da gingen wir aus der qualmerfüllten Gaststube in unser kleines Königreich dieser Nacht, das einen Erker just über dem matt leuchtenden Geriesel des Baches hatte.

Engumschlungen standen wir noch eine Weile am Fenster und sahen in die Dunkelheit, die von aller Erregung dieser Lenznacht durchtobt war. Der Berg, von dem wir niedergestiegen waren, stand schattenhaft übergroß vor uns, jedes Bewußtsein der nahen Stadt war ausgeschaltet. Mir war ruhiger und freier zumute, da ich Wien nicht sah.

„Hast du jemals gedacht, wie lange das mit uns zweien dauern könnte, Medard?" fragte sie leise.

„Immer — immer!" antwortete ich.

„Immer — ja! Aber du wirst dich an das Geheimnis der Verwandlung gewöhnen müssen. Dann werd ich immer bei dir sein." —

Aus großen Fernen hörte ich die Turmuhr von Klosterneuburg die Mitternacht schlagen. Der neue Tag brach an.

Die erste Stunde des 13. März 1848. — — —

Die Donau war grau und trübe, der Blutzauber des gestrigen Abends dahin, der Tag verhangen und regenschwer. An den Bäumen sah man nur die dürren Äste, während das sattgrüne Glühen der Knospen erloschen war. Alles war wie verwandelt nach dieser jubelnden Nacht restloser Erfüllung. Die Türme der Stadt hingen verschwommenen, zerfließenden Säulen gleich, zwischen den dunklen Dächern und den niedrig ziehenden Wolken. Die Wellen des großen Stromes verliefen sich gluckend zwischen den Ufersteinen und rannen, zu schlammigen Wasserstreifen gelöst, wieder zurück.

Wir waren von der Straße zum Ufer hinabgestiegen und saßen nun auf der Bank eines alten, auf dem Schotter liegenden Fischerkahnes. Rede und Widerrede tröpfelten spärlich in den Hall des dumpf rauschenden und brandenden Flusses. Romalda war freundlich und still wie immer, aber ein Fremdes, mich Beängstigendes ging von ihr aus, das ich nicht in Worte oder Gedanken fassen konnte. Einmal trat dieses Fremde ganz nahe an mich heran: Ich warf, meine Betrachtung der Wellen rasch unterbrechend, einen Blick nach ihr und sah dabei ihre Augen herrschend und stark auf mich gerichtet, als hätte mir ihr Wille eben einen stummen Befehl übermitteln wollen. Und da war es wieder — das smaragdene, kalte Leuchten in den Pupillen.

(Fortsetzung folgt.)

Nach dem Gewitter / Gemälde von Carl Langhammer

# Bei den Todas
## in den Blauen Bergen Vorderindiens

Junges Toda-Mädchen.

Von den fruchtbaren Ebenen der Malabarküste, des südlichsten Teiles der Westküste der Vorderindischen Halbinsel, windet sich die bequeme Staatsstraße in weiten Serpentinen durch dichte, dschungelähnliche Waldungen hinauf zu den Höhen der Nilgiri (d. h. Blaue Berge, engl. Neilgherry-Hills). Dieses wildromantische Gebirge ist die Urheimat der Todas, eines eigenartigen Volksstammes, der, seit über einem Jahrtausend von anderen verwandten Volksstämmen Indiens abgeschieden, sein bescheidenes Dasein als Hirten- und Gebirgsvolk fristet.

Der „Poh" (Milchtempel), das Heiligtum der Todas.

Von einem violettblauen, nebelhaft dunstigen Schimmer umzogen, ragen die runden Kuppen und steilen Kegel, die am westlichen und östlichen Rande das weite Höhenplateau des Gebirges umschließen, aus der flimmernd heißen Ebene der südlichen Halbinselspitze. Dichte fieberschwangere Dschungeln, in denen der Königstiger und der blutgierige Panther ihrer Beute auflauern und eine exotische Tier- und Vogelwelt haust, umschließen rings den Fuß des verhältnismäßig kleinen Gebirgsstockes, dessen höchste Erhebungen, fast jeder Vegetation bar, bis zu alpinen Höhen ansteigen, und langsam wechselt mit zunehmender Höhe das feuchtheiße, ungesunde Klima mit einer angenehmen Temperatur, der sich die Flora in wechselvollem Reize anpaßt. Palmen und Mangroven-Dickichte weichen den bis in eine Höhe von 1300 m hinaufwuchernden Bambusdschungeln und Riesenfarnen, durch die sich die Straße tunnelartig zu dem Hochplateau in etwa 2300 m Höhe emporwindet. Hier herrscht mit Ausnahme der wenigen Regenmonate ein wunderbar mildes Klima, das den vielen leidenden und erholungsbedürftigen Menschen aus den ungesunden Tropengegenden der glühend heißen Ebenen Indiens Genesung und Heilung bringt. Die ersten zuverlässigen Nachrichten von europäischen Forschern über die Nilgiri und ihre Bewohner gehen auf den Anfang des 19. Jahrhunderts zurück. Vor allem die Schilderungen der bisher unbekannten Ureinwohnerstämme der Todas, Kotas und Badagas, die der englische Forscher William Keys gab, erregten großes Interesse. Unter diesen Urvölkern der Blauen Berge verdienen die Todas durch die Eigenart und strengste Abgeschiedenheit ihrer Rasse und ihre ureigenste Tradition besondere Beachtung. Von drawidischer Abstammung wie alle anderen Ureinwohner Indiens, gleichen sie jedoch nur wenig ihren Stammesgenossen, von denen sie eine gewisse geistige und körperliche Überlegenheit trennt und nach außenhin auszeichnet. So bedeutet der Toda den reinen Urtyp des Drawida, als dessen uralte Heimat man Indien bezeichnet. Sein Wuchs ist hoch, der Körperbau stattlich, gleich dem des Indogermanen. Die Hautfarbe ist tiefbraun, und sein Gesicht mit den markanten Zügen zeigt gute geistige Veranlagung. Der längliche Schädel ist von einer dichten herabwallenden Haarmähne bedeckt, die bei den Frauen gescheitelt in langen

Die steil nach der Ebene abfallenden Osthänge der Blauen Berge.

Begrüßung eines Toda durch einen Angehörigen des Volkes der Badagas.

Tötung eines Büffels anläßlich der Bestattung eines Toda.

kleidsamen Locken auf die Schultern herabfällt. Unter den Frauen findet man viele Schönheiten von graziösem Wuchs und heller, fast südländischer Hautfarbe. Die malerische Kleidung besteht bei beiden Geschlechtern aus einem weiten Leinenkaftan, der bis über die Knie reicht und meist den ganzen Körper einhüllt. Die Todas bewohnen in kleinen Ansiedlungen, die oasengleich über das weite Bergland verstreut sind, das öde Gebirgsplateau, das, sich in 2300 m Höhe von Osten nach Westen hinziehend, in wellenartigen niedrigen Grashügeln sich auf etwa 500 qkm erstreckt und das Weideland der zahlreichen halbwilden Toda-Büffelherden bildet.

Das feste Band eines regen Gemeinschaftsgeistes verbindet die einzelnen Stammesglieder miteinander. Jede Siedlung (Clan) besitzt außer einer gemeinschaftlichen Büffelherde ein freies Grundeigentum, das eine verschwenderische Natur den Kindern der Freiheit zugeeignet hat und von dem Ältesten der Clans verwaltet wird. Der Clan besteht gewöhnlich aus einigen Hütten, die von mehreren Familien bewohnt werden. Die Bodenflächen der Behausungen sind rechteckig, während die Hütten ein spitzbogenartiges Dach tragen und an der Vorderseite mit einem Schlupfloch versehen sind. In der Nähe der meist durch einen Steinwall abgeschlossenen Wohnhütten liegt der Milchtempel oder „Poh", der im religiösen Leben der Todas eine bedeutsame Rolle spielt. Die Büffelherde der Todas befindet sich in einem engen Pferch, der von einem niedrigen Steinwall umgeben ist und den Tieren keinerlei Schutz gegen die niedrigen Temperaturen der oft frostigen Nächte bietet. Bei Tagesgrauen werden die Tiere von dem „Wursol" (Priester) gemolken und auf die in weitem Umkreise liegenden Weideplätze getrieben, wo sie meist, sich selbst überlassen, bis zum Abend grasen und auf den langgezogenen Hornruf ihres Hirten in den Graal ihres Clans zurückkehren. Die langhörnigen, schwarzen Büffel sehen sehr gefährlich aus und sind auch durchaus nicht harmlos; oftmals treibt sie ein wilder Instinkt zu Angriffen gegen Unbekannte, die in die Nähe einer solchen Herde gelangen. Selbst gegen den in den Bergen häufig angreifenden Tiger und Panther verteidigen sich besonders die Muttertiere mit solcher Gewalt, daß die Angriffe dieser Raubtiere auf eine geschlossene Büffelherde zu den Seltenheiten gehören.

Die Büffel sowie die gesamte milchwirtschaftliche Betätigung, die mit der Aufzucht der Tiere eng verknüpft ist, spielen im religiösen Leben der Todas eine äußerst wichtige Rolle. So gehörten das Melken der Büffel und die Verarbeitung der in großen Mengen gewonnenen Milch der Tiere zu den streng gehandhabten rituellen Handlungen, deren religiöse Bedeutung zweifellos mit der Wichtigkeit dieser Produkte für das Leben des Stammes in engem Zusammenhang steht. Die meisten Tiere der Herden, vornehmlich die weiblichen, genießen göttliche Verehrung und bedeuten für den Toda das Symbol und die leibhaftige Verkörperung seiner Gottheiten. Das religiöse Leben des Stammes ist, wie bei vielen anderen Völkern des südlichen Indiens, voll phantastischer Begriffe und Anschauungen. Gott, für den kein Abbild besteht, ist der gute und zugleich böse Beherrscher des Jenseits, des dunklen Weltalls, über dessen Gestaltung dem Toda eine phantastisch-bizarre, für uns unergründbare Anschauung vorschwebt. Auch hier äußert sich wiederum die nicht nur in äußeren und rein körperlichen, sondern auch in geistigen Dingen stark hervortretende Isoliertheit des Stammes, der, ganz abgeschlossen von der übrigen Rassenverwandtschaft, auf sich selbst gestellt, seine eigenen Sitten und Lebensbegriffe, Gebräuche und naturbedingten Eigenschaften unverfälscht bewahrt hat.

Der „Poh", der nur vom Wursol betreten werden darf, ist das Heiligtum, das Gotteshaus der Todas. Hier wird die Milch in primitiven, aus Bambusrohr und Kürbissen gefertigten Gefäßen aufbewahrt, später vom Wursol gebuttert und die Rückstände in Form von Buttermilch an die Frauen verteilt, die für die weitere Zubereitung und Verwertung der Milch Sorge zu tragen haben. Ursprünglich lebten die Todas nur von den Erzeugnissen ihrer Viehwirtschaft. Später jedoch unterhielten sie mit den eingewanderten, Ackerbau treibenden Nachbarstämmen der Badagas einen Tauschhandel, der ihnen die vielerlei unbekannten Produkte des Ackerbaues, Mais, Reis, Getreide und Früchte, brachte.

Der Genuß von Fleisch gilt bei den Todas als verabscheuungswürdig und wird ritueller Gründe wegen und aus besonderer Ehrfurcht vor den geheiligten Haustieren nicht geschätzt.

Die Bevölkerungsziffer der Todas belief sich nach neueren Feststellungen auf etwa 1000 Seelen; sie wird sich bedauerlicherweise infolge eines unter ihren Sitten am meisten hervorstechenden Übelstandes, der Polyandrie, stets vermindern: vielfach ist ein und dieselbe Frau an mehrere Männer derselben Familie verheiratet. Nicht selten sind die Fälle, in denen Kinder einer derart weitverzweigten Familie schon vor dem Pubertätsalter miteinander vermählt werden. Die Lebensunfähigkeit und Sterblichkeit sind infolge dieser verderblichen Inzucht außergewöhnlich groß. Niemals kommt es vor, daß ein Mitglied des Stammes seine Gemeinschaft verläßt oder sich außerhalb der Grenzen seiner Heimat niederläßt. Dagegen geben einzelne Clans aus Gründen rein wirtschaftlicher Art nicht selten ihre Behausungen auf, um sich an anderen Orten des Gebirges niederzulassen, wenn die Weideflächen für die Herden nicht mehr ergiebig genug sind. Oft werden auch die Büffelherden unter den einzelnen Stammesniederlassungen ausgetauscht oder zu Zuchtzwecken zu anderen Clans getrieben.

Die eigentliche Kultur der Todas, wenn man von einer solchen überhaupt reden kann, ist in rein geistiger Beziehung von geringer Bedeutung. Sie besitzen eine wort- und klangarme Sprache, die wenig oder gar nichts mit den übrigen Sprachen und Dialekten Indiens gemein hat. Sie sind Analphabeten und blieben irgendwelchen geistigen und kulturellen Einflüssen, die man ihnen in mancherlei Art zubringen wollte, vollkommen verschlossen. Auch die Neigung zu handwerklicher oder künstlerischer Betätigung ist gering.

Von all den eigenartigen rituellen Bräuchen des Stammes ist besonders der mit höchster Feierlichkeit gepflogene Totenkult zu nennen. Unter großer Beteiligung aller Bewohner der in der Nähe des Trauerortes liegenden Clans findet die Feier unter strengster Beachtung der für die einzelnen Geschlechter maßgebenden Handlungen statt. Der in leinene Tücher gehüllte Tote wird mit dem Gesicht nach unten in einer kleinen Hütte aufgebahrt, während die nächsten Angehörigen, Verwandten und Stammesgenossen, Gebete stammelnd, in hockender Stellung in der Nähe der Totenhütte verharren. Trauernde Frauen und Männer, die in langen Reihen paarweise einander gegenübersitzen, stoßen unter rhythmischem Murmeln und monotonem Klagen die Stirnen zusammen. Man schmückt den Leichnam mit Blumen, bestreut das Haupt des Toten mit Erde und Asche und gibt ihm mancherlei Geräte und Speisen mit auf den langen Weg in den Amnôdr, jenes Reich, in das der Tote nach dem Glauben seiner Angehörigen eingeht. Wie im Leben, so spielt auch nach dem Tode des Toda der geheiligte Büffel eine große Rolle. Da der Glaube der Seelenwanderung im religiösen Kult der Todas sehr bedeutsam ist und man die Seele des Abgeschiedenen im Körper eines der geheiligten Büffel wähnt, so wird beim Ableben eines Toda eines oder auch mehrere dieser Tiere unter feierlicher Zeremonie getötet. Die für das Opfer bestimmten Büffel werden oft unter Lebensgefahr der Beteiligten im Graal eingefangen, indem mehrere Männer den Büffel bei den Hörnern fassen und ihn mit Gewalt zu Boden zwingen. Der Wursol tötet das Tier und bringt dessen Stirnschädel mit dem Gesicht des Verstorbenen in Berührung. Bei Sonnenuntergang wird dann die leibliche Hülle unter dem Klagen der Frauen auf einen Scheiterhaufen gelegt und der verzehrenden Glut des Feuers überlassen. Die Zeit wird nicht mehr fern sein, in der auch der Letzte der Todas den Weg nach Amnôdr geht und nur noch die dunstblauen romantischen Berge und Täler der Nilgiri von dem Sein dieses stolzen Stammes raunen.

Erwin Drinneberg, Mannheim.

## Aus kanadischen Jagdgründen

Ans andere Ufer: Elche beim Durchschwimmen eines breiten Flusses.

Oben: Im hohen Norden: Elche am schneebedeckten Abhang. — Mitte: Eine Renntierherde überquert den Yukonfluß. (Nach einer Aufnahme vom Flußdampfer aus.)

Ein Jäger-Paradies bildet der nordwestliche Teil Kanadas mit Einschluß der angrenzenden Gebiete Alaskas. Neben dem verschiedensten Kleinwild und Raubzeug finden sich hier noch der Grislybär und der gewaltige Moschusochse, und in vielen Herden wird das von den Nordamerikanern Karibou genannte Renntier angetroffen. Besonders groß aber ist die Zahl der Elche, eine Folge der kanadischen Schongesetze.

# Bei den Todas
## in den Blauen Bergen Vorderindiens

Von den fruchtbaren Ebenen der Malabarküste, des südlichsten Teiles der Westküste der Vorderindischen Halbinsel, windet sich die bequeme Staatsstraße in weiten Serpentinen durch dichte, dschungelähnliche Waldungen hinauf zu den Höhen der Nilgiri (d. h. Blaue Berge, engl. Neilgherry-Hills). Dieses wildromantische Gebirge ist die Urheimat der Todas, eines eigenartigen Volksstammes, der, seit über einem Jahrtausend von anderen verwandten Volksstämmen Indiens abgeschieden, sein bescheidenes Dasein als Hirten- und Gebirgsvolk fristet.

Junges Toda-Mädchen.

Von einem violettblauen, nebelhaft dunstigen Schimmer umzogen, ragen die runden Kuppen und steilen Kegel, die am westlichen und östlichen Rande das weite Höhenplateau des Gebirges umschließen, aus der flimmernd heißen Ebene der südlichen Halbinselspitze. Dichte fieberschwangere Dschungeln, in denen der Königstiger und der blutgierige Panther ihrer Beute auflauern und eine exotische Tier- und Vogelwelt haust, umschließen rings den Fuß des verhältnismäßig kleinen Gebirgsstockes, dessen höchste Erhebungen, fast jeder Vegetation bar, bis zu alpinen Höhen ansteigen, und langsam wechselt mit zunehmender Höhe das feuchtheiße, ungesunde Klima mit einer angenehmen Temperatur, der sich die Flora in wechselvollem Reize anpaßt. Palmen und Mangroven-Dickichte weichen den bis in eine Höhe von 1300 m hinaufwuchernden Bambusdschungeln und Riesenfarnen, durch die sich die Straße tunnelartig zu dem Hochplateau in etwa 2300 m Höhe emporwindet. Hier herrscht mit Ausnahme der wenigen Regenmonate ein wunderbar mildes Klima, das den vielen leidenden und erholungsbedürftigen Menschen aus den ungesunden Tropengegenden der glühend heißen Ebenen Indiens Genesung und Heilung bringt. Die ersten zuverlässigen Nachrichten von europäischen Forschern über die Nilgiri und ihre Bewohner gehen auf den Anfang des 19. Jahrhunderts zurück. Vor allem die Schilderungen der bisher unbekannten Ureinwohnerstämme der Todas, Kotas und Badagas, die der englische Forscher William Keys gab, erregten großes Interesse. Unter diesen Urvölkern der Blauen Berge verdienen die Todas durch die Eigenart und strengste Abgeschiedenheit ihrer Rasse und ihre ureigenste Tradition besondere Beachtung. Von drawidischer Abstammung wie alle anderen Ureinwohner Indiens, gleichen sie jedoch nur wenig ihren Stammesgenossen, von denen sie eine gewisse geistige und körperliche Überlegenheit trennt und nach außenhin auszeichnet. So bedeutet der Toda den reinen Urtyp des Drawida, als dessen uralte Heimat man Indien bezeichnet. Sein Wuchs ist hoch, der Körperbau stattlich, gleich dem des Indogermanen. Die Hautfarbe ist tiefbraun, und sein Gesicht mit den markanten Zügen zeigt gute geistige Veranlagung. Der längliche Schädel ist von einer dichten herabwallenden Haarmähne bedeckt, die bei den Frauen gescheitelt in langen

Der „Poh" (Milchtempel), das Heiligtum der Todas.

Die steil nach der Ebene abfallenden Osthänge der Blauen Berge.

Begrüßung eines Toda durch einen Angehörigen des Volkes der Badagas.

Tötung eines Büffels anläßlich der Bestattung eines Toda.

kleidsamen Locken auf die Schultern herabfällt. Unter den Frauen findet man viele Schönheiten von graziösem Wuchs und heller, fast südländischer Hautfarbe. Die malerische Kleidung besteht bei beiden Geschlechtern aus einem weiten Leinenkaftan, der bis über die Knie reicht und meist den ganzen Körper einhüllt. Die Todas bewohnen in kleinen Ansiedlungen, die oasengleich über das weite Bergland verstreut sind, das öde Gebirgsplateau, das, sich in 2300 m Höhe von Osten nach Westen hinziehend, in wellenartigen niedrigen Grashügeln sich auf etwa 500 qkm erstreckt und das Weideland der zahlreichen halbwilden Toda-Büffelherden bildet.

Das feste Band eines regen Gemeinschaftsgeistes verbindet die einzelnen Stammesglieder miteinander. Jede Siedlung (Clan) besitzt außer einer gemeinschaftlichen Büffelherde ein freies Grundeigentum, das eine verschwenderische Natur den Kindern der Freiheit zugeeignet hat und von dem Ältesten des Clans verwaltet wird. Der Clan besteht gewöhnlich aus einigen Hütten, die von mehreren Familien bewohnt werden. Die Bodenflächen der Behausungen sind rechteckig, während die Hütten ein spitzbogenartiges Dach tragen und an der Vorderseite mit einem Schlupfloch versehen sind. In der Nähe der meist durch einen Steinwall abgeschlossenen Wohnhütten liegt der Milchtempel oder „Poh“, der im religiösen Leben der Todas eine bedeutsame Rolle spielt. Die Büffelherde der Todas befindet sich in einem engen Pferch, der von einem niedrigen Steinwall umgeben ist und den Tieren keinerlei Schutz gegen die niedrigen Temperaturen der oft frostigen Nächte bietet. Bei Tagesgrauen werden die Tiere von dem „Wursol“ (Priester) gemolken und auf die in weitem Umkreise liegenden Weideplätze getrieben, wo sie meist, sich selbst überlassen, bis zum Abend grasen und auf den langgezogenen Hornruf ihres Hirten in den Graal ihres Clans zurückkehren. Die langhörnigen, schwarzen Büffel sehen sehr gefährlich aus und sind auch durchaus nicht harmlos; oftmals treibt sie ein wilder Instinkt zu Angriffen gegen Unbekannte, die in die Nähe einer solchen Herde gelangen. Selbst gegen den in den Bergen häufig angreifenden Tiger und Panther verteidigen sich besonders die Muttertiere mit solcher Gewalt, daß die Angriffe dieser Raubtiere auf eine geschlossene Büffelherde zu den Seltenheiten gehören.

Die Büffel sowie die gesamte milchwirtschaftliche Betätigung, die mit der Aufzucht der Tiere eng verknüpft ist, spielen im religiösen Leben der Todas eine äußerst wichtige Rolle. So gehörten das Melken der Büffel und die Verarbeitung der in großen Mengen gewonnenen Milch der Tiere zu den streng gehandhabten rituellen Handlungen, deren religiöse Bedeutung zweifellos mit der Wichtigkeit dieser Produkte für das Leben des Stammes in engem Zusammenhang steht. Die meisten Tiere der Herden, vornehmlich die weiblichen, genießen göttliche Verehrung und bedeuten für den Toda das Symbol und die leibhaftige Verkörperung seiner Gottheiten. Das religiöse Leben des Stammes ist, wie bei vielen anderen Völkern des südlichen Indiens, voll phantastischer Begriffe und Anschauungen. Gott, für den kein Abbild besteht, ist der gute und zugleich böse Beherrscher des Jenseits, des dunklen Weltalls, über dessen Gestaltung dem Toda eine phantastisch-bizarre, für uns unergründbare Anschauung vorschwebt. Auch hier äußert sich wiederum die nicht nur in äußeren und rein körperlichen, sondern auch in geistigen Dingen stark hervortretende Isoliertheit des Stammes, der, ganz abgeschlossen von der übrigen Rassenverwandtschaft, auf sich selbst gestellt, seine eigenen Sitten und Lebensbegriffe, Gebräuche und naturbedingten Eigenschaften unverfälscht bewahrt hat.

Der „Poh“, der nur vom Wursol betreten werden darf, ist das Heiligtum, das Gotteshaus der Todas. Hier wird die Milch in primitiven, aus Bambusrohr und Kürbissen gefertigten Gefäßen aufbewahrt, später vom Wursol gebuttert und die Rückstände in Form von Buttermilch an die Frauen verteilt, die für die weitere Zubereitung und Verwertung der Milch Sorge zu tragen haben. Ursprünglich lebten die Todas nur von den Erzeugnissen ihrer Viehwirtschaft. Später jedoch unterhielten sie mit den eingewanderten, Ackerbau treibenden Nachbarstämmen der Badagas einen Tauschhandel, der ihnen die vielerlei unbekannten Produkte des Ackerbaues, Mais, Reis, Getreide und Früchte, brachte.

Der Genuß von Fleisch gilt bei den Todas als verabscheuungswürdig und wird ritueller Gründe wegen und aus besonderer Ehrfurcht vor den geheiligten Haustieren nicht geschätzt.

Die Bevölkerungsziffer der Todas belief sich nach neueren Feststellungen auf etwa 1000 Seelen; sie wird sich bedauerlicherweise infolge eines unter ihren Sitten am meisten hervorstechenden Übelstandes, der Polyandrie, stets vermindern: vielfach ist ein und dieselbe Frau an mehrere Männer derselben Familie verheiratet. Nicht selten sind die Fälle, in denen Kinder einer derart weitverzweigten Familie schon vor dem Pubertätsalter miteinander vermählt werden. Die Lebensunfähigkeit und Sterblichkeit sind infolge dieser verderblichen Inzucht außergewöhnlich groß. Niemals kommt es vor, daß ein Mitglied des Stammes seine Gemeinschaft verläßt oder sich außerhalb der Grenzen seiner Heimat niederläßt. Dagegen geben einzelne Clans aus Gründen rein wirtschaftlicher Art nicht selten ihre Behausungen auf, um sich an anderen Orten des Gebirges niederzulassen, wenn die Weideflächen für die Herden nicht mehr ergiebig genug sind. Oft werden auch die Büffelherden unter den einzelnen Stammesniederlassungen ausgetauscht oder zu Zuchtzwecken zu anderen Clans getrieben.

Die eigentliche Kultur der Todas, wenn man von einer solchen überhaupt reden kann, ist in rein geistiger Beziehung von geringer Bedeutung. Sie besitzen eine wort- und klangarme Sprache, die wenig oder gar nichts mit den übrigen Sprachen und Dialekten Indiens gemein hat. Sie sind Analphabeten und blieben irgendwelchen geistigen und kulturellen Einflüssen, die man ihnen in mancherlei Art zubringen wollte, vollkommen verschlossen. Auch die Neigung zu handwerklicher oder künstlerischer Betätigung ist gering.

Von all den eigenartigen rituellen Bräuchen des Stammes ist besonders der mit höchster Feierlichkeit gepflogene Totenkult zu nennen. Unter großer Beteiligung aller Bewohner der in der Nähe des Trauerortes liegenden Clans findet die Feier unter strengster Beachtung der für die einzelnen Geschlechter maßgebenden Handlungen statt. Der in leinene Tücher gehüllte Tote wird mit dem Gesicht nach unten in einer kleinen Hütte aufgebahrt, während die nächsten Angehörigen, Verwandten und Stammesgenossen, Gebete stammelnd, in hockender Stellung in der Nähe der Totenhütte verharren. Trauernde Frauen und Männer, die in langen Reihen paarweise einander gegenübersitzen, stoßen unter rhythmischem Murmeln und monotonem Klagen die Stirnen zusammen. Man schmückt den Leichnam mit Blumen, bestreut das Haupt des Toten mit Erde und Asche und gibt ihm mancherlei Geräte und Speisen mit auf den langen Weg in den Amnödr, jenes Reich, in das der Tote nach dem Glauben seiner Angehörigen eingeht. Wie im Leben, so spielt auch nach dem Tode des Toda der geheiligte Büffel eine große Rolle. Da der Glaube der Seelenwanderung im religiösen Kult der Todas sehr bedeutsam ist und man die Seele des Abgeschiedenen im Körper eines der geheiligten Büffel wähnt, so wird beim Ableben eines Toda eines oder auch mehrere dieser Tiere unter feierlicher Zeremonie getötet. Die für das Opfer bestimmten Büffel werden oft unter Lebensgefahr der Beteiligten im Graal eingefangen, indem mehrere Männer den Büffel bei den Hörnern fassen und ihn mit Gewalt zu Boden zwingen. Der Wursol tötet das Tier und bringt dessen Stirnschädel mit dem Gesicht des Verstorbenen in Berührung. Bei Sonnenuntergang wird dann die leibliche Hülle unter dem Klagen der Frauen auf einen Scheiterhaufen gelegt und der verzehrenden Glut des Feuers überlassen. Die Zeit wird nicht mehr fern sein, in der auch der Letzte der Todas den Weg nach Amnödr geht und nur noch die dunstblauen romantischen Berge und Täler der Nilgiri von dem Sein dieses stolzen Stammes raunen.

Erwin Drinneberg, Mannheim.

# Aus kanadischen Jagdgründen

Ans andere Ufer: Elche beim Durchschwimmen eines breiten Flusses.

Oben: Im hohen Norden: Elche am schneebedeckten Abhang. — Mitte: Eine Renntierherde überquert den Yukonfluß. (Nach einer Aufnahme vom Flußdampfer aus.)

Ein Jäger-Paradies bildet der nordwestliche Teil Kanadas mit Einschluß der angrenzenden Gebiete Alaskas. Neben dem verschiedensten Kleinwild und Raubzeug finden sich hier noch der Grislybär und der gewaltige Moschusochse, und in vielen Herden wird das von den Nordamerikanern Karibou genannte Renntier angetroffen. Besonders groß aber ist die Zahl der Elche, eine Folge der kanadischen Schongesetze.

# FÜRST LEOPOLD VON ANHALT-DESSAU

Zum 250jährigen Geburtstag am 3. Juli

Fürst Leopold von Anhalt-Dessau. Nach einem Gemälde im Besitze des Herzoglichen Hauses.

Vor zweihundertundfünfzig Jahren erblickte einer der volkstümlichsten deutschen Fürsten, einer der bekanntesten und erfolgreichsten Generale seiner Zeit das Licht der Welt. Am 3. Juli 1676 wurde zu Dessau dem Fürsten Johann Georg II. und seiner Gemahlin Henriette Katharina von Oranien nach fast siebzehnjähriger Ehe der heißersehnte Thronerbe geboren und auf den Namen Leopold getauft.

Leopold war eben 17 Jahre alt geworden, als ihm der Vater entrissen wurde. Da er noch nicht großjährig war, übernahm seine Mutter die Regentschaft; er selbst ging, um die Welt kennenzulernen, auf eine Reise nach Venedig. Dort erhielt er, der schon in frühester Jugend großes Interesse für das Kriegshandwerk gezeigt hatte, die Nachricht von seiner Ernennung zum Chef des brandenburgischen Regiments, das auch sein Vater innegehabt hatte. Er entschied sich für den Dienst unter Brandenburgs Fahnen, und 1695 eilte der tatendurstige Jüngling nach den Niederlanden, um sein dort kämpfendes Regiment zu übernehmen. Damit beginnt seine Laufbahn als Soldat und Kriegsheld. Zwei Jahre später kehrte er, mit dem ersten Lorbeer geschmückt, in die Heimat zurück und übernahm im nächsten Jahre, 1698, die Regierung seines Landes.

Schon im September dieses Jahres setzte er seinen Herzenswunsch in die Tat um und führte die am 22. März 1677 geborene Anna Luise, Tochter des Apothekers Föse zu Dessau, als seine Gemahlin heim. „Anneliese", die drei Jahre nach der Hochzeit in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, verstand es in ihrer milden, vornehmen Art vorzüglich, die angeborene Rauheit und das Ungestüm ihres Gemahls zu besänftigen und in Schranken zu halten, so daß der sonst wie ein Orkan Dahinbrausende in seinem Heim Ruhe, Frieden und Glück fand. Eine blühende Kinderschar entsproß der Verbindung, fünf Söhne und fünf Töchter. Mit unendlicher Liebe hing Fürst Leopold an seiner treuen Lebensgefährtin, und ihr am 5. Februar 1745 erfolgter Tod erschütterte ihn so, daß er, der gerade im Felde stand, nicht mehr zu bewegen war, nach Dessau zurückzugehen, wo ihm sein Liebstes entrissen worden war. Er folgte ihr auch bereits am 9. April 1747 im Tode nach.

Einzug des Fürsten Leopold in Dessau nach dem Spanischen Erbfolgekrieg. Nach dem beim Brande des Rathauses von Dessau mitverbrannten Gemälde von F. Skarbina.

Gürtel, Pistolentaschen und Sattelschmuck des alten Dessauers. (Im Besitze des Herzoglichen Hauses.)

In der Zeit Leopolds von Anhalt-Dessau gibt es nur wenige Schlachtfelder, auf denen Brandenburg-Preußens Fahnen flatterten, und auf denen nicht dieser Herrscher, den seine Soldaten schon bald den alten Dessauer nannten, mit seinen militärischen Fähigkeiten geglänzt und seine Krieger zum Siege geführt hätte. An 22 Schlachten und 27 Belagerungen nahm er teil. Bei Namur erhielt er 1695 die Feuertaufe, bei Kaiserswerth wies er mit vier Grenadierbataillonen einen großen Ausfallversuch ab, und bei Höchstädt erstürmte er mit der Fahne in der Hand die feindliche Stellung. Turin war ein besonderer Ehrentag für ihn, im Nordischen Krieg maß er sich erfolgreich mit Karl von Schweden, und auf den schneebedeckten Gefilden von Kesselsdorf krönte er sein Lebenswerk durch seinen größten und schönsten Sieg.

Aber nicht nur als Kriegsheld lebt er in der Erinnerung weiter, auch als Lehrmeister und Reorganisator des preußischen Heeres hat er sich einen Namen gemacht. Er ist der Erfinder des eisernen Ladestockes, der eine erheblich größere Feuergeschwindigkeit ermöglichte, und mit Friedrich Wilhelm I., mit dem ihn eine innige Freundschaft verband, hat er unermüdlich an der Vervollkommnung der preußischen Wehrmacht gearbeitet. Rittmeister a. D. Fiebig.

Leopold von Anhalt-Dessau begrüßt die Apothekerstochter Anneliese Föse, seine spätere Gemahlin. Nach einem Gemälde von H. Prell. (Photographieverlag Franz Hanfstaengl, München.)

Anna Luise Föse, die als Anneliese bekannte Gemahlin des Fürsten Leopold. Nach einem Gemälde im Besitze des Herzoglichen Hauses.

# Ländliches Leben

Nach photographischen Aufnahmen von Johannes Mühler

# Eine geologische Exkursion zum Ätna

Von Privatdozent Dr. R. Potonié

1. Im Jahre 1923 entstandener parasitärer Krater (Nebenkrater), vom Ätna aus gesehen.

Es gehört zur Sehnsucht jedes Geologen, den größten Feuerberg Europas kennenzulernen. Wie ein riesiger Schild wölbt sich dieses über 3000 Meter hohe Gebilde nahe der sizilianischen Küste empor und beherrscht weithin das Mittelmeer. Tagelang hatte ich den an der Ostküste Siziliens gelegenen, schneebedeckten Berg von Taormina aus liegen sehen und wartete auf den Augenblick, da das Wetter mir günstig sein würde. Endlich zerteilte sich der Wolkenschleier, der das Haupt umgab, und nun erblickte man einen zentralen Kegel, schwarz abgehoben vom weißen Schnee der Abhänge und umgeben vom vulkanischen Rauch des Hauptkraters. Auf den sanften Abhängen aber erschienen, auch von weitem erkennbar, ganze Scharen jener parasitären Krater (Nebenkrater), die das ganz besondere Charakteristikum des Ätna sind. Nicht nur der zentrale Krater fördert ja Gase, Lava und Asche; zu den verschiedensten Zeiten sind auch recht beträchtliche Flanken-Eruptionen erfolgt, die die glatte Oberfläche des Hauptkegels mit Auftreibungen besprenkelt haben wie ein pockennarbiges Gesicht (Abbild. 3). Mit der Bahn ging es nun nach Catania und von dort zu Fuß nach Nicolosi. Am nächsten Morgen begann die Wanderung über ausgedehnte Lavafelder, durch den großen Lavastrom, der sich im Jahre 1910 verwüstend über die Obstplantagen oberhalb Nicolosi wälzte. Großenteils ist diese Lava in Form mächtiger Blöcke erstarrt und dann oft aufgebläht wie Koks, ebenso scharfkantig, aber noch härter als dieser. An anderen Stellen wieder, wo die Lava gasärmer war, so daß sie ruhiger über den Abhang zu fließen vermochte, sind ihre Fließformen auch noch nach der Erstarrung deutlich zu erkennen (Abbild. 2). Zungenförmige Fladen liegen vor uns; sie sehen aus, als seien sie aus dickem Kuchenteig entstanden (Fladenlava). Manchmal auch hat sich die zähflüssige Masse, vorwärtsgetrieben durch den Nachschub, beim Erstarren zu halbkreisförmig gelegten Stricken aufgerollt (Stricklava). — Immer dürftiger wird der Pflanzenwuchs. Es beginnt die Einöde, die mit ihren stacheligen Ginsterpolstern so sehr von den Obstkulturen absticht, die den unteren Teil der Ätna-Hänge umkleiden. Endlich hört auch der Ginster auf. Wir passieren das Observatorium, und steiler geht es nun den zentralen Aschenkegel hinan. Ein gewaltiger Krater dehnt sich vor uns aus, dicht erfüllt mit Rauchschwaden. Nichts können wir von den Geheimnissen der Tiefe erblicken. Um so mehr werden wir jenseits des Observatoriums durch einen unvergeßlichen Anblick entschädigt. Dort steht der parasitäre Krater des Jahres 1923, der einen noch jetzt nicht gänzlich erstarrten Lavastrom zur Ortschaft Linguaglossa hinunterschickte und auch heute noch lebhaft tätig ist (Abbild. 1). Drei Tage beanspruchte diese Wanderung hinauf zum Ätna und wieder zurück nach Taormina. Sie offenbarte ein ungewöhnliches Naturwunder und gehört so zu meinen schönsten Erinnerungen an Italien.

Links nebenstehend (2): Ein Lavahügel am Fuße des Ätna. (Fladen-, Strick- und Gekröselava.)

3. Blick auf den Ätna von Taormina aus. Auf den Abhängen sind einige parasitäre Krater zu erkennen.

# FÜR DEN KURORT

Hochsommerkleid aus zartrosa Crêpe Satin, mit blauen und weißen Perlen bestickt, getragen von Margarete Hruby. Darüber rosa Crêpe-Satin-Cape mit Blaufuchsverbrämung. — **Links:** Margarete Hruby in schwarzer Spitzentoilette auf rosa Grund mit langen engen Ärmeln und schwarzem Samthut mit Grosgrainband. — **Rechts:** Tilli Losch in einer mit rosa Crêpe de Chine verarbeiteten Spitzentoilette. Dazu Exotenstrohhut mit Spitzen.

Für den Hochsommerabend: Tanzkleid aus rosa Crêpe Satin, mit fliegenden blauen Perlenschwalben bestickt.
**Mitte:** Tilli Losch in sehr originellem moosgrünen Crêpe-Georgette-Cape, mit braunem Marabu garniert.

Der neue schwarze Samthut und das große Rennkleid aus rosa Gaze-Musselin mit schwarzen Spitzen, sehr apart arrangiert. Trägerin: Margarete Hruby.
Modelle: Grünzweig; Hüte: Berteaux, Wien.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek. (Phot. Edith Glogau, Wien)

BASARSTRASSE IN ALT-KAIRO

NACH EINEM GEMÄLDE VON PROF. FRANZ KIENMAYER

# Die Hochzeit von Antiochia

NOVELLE · VON · ELISABETH · BRAUNHOFF

(Schluß.)

Vor den Stufen der Kirche wartete fränkisches Volk, warteten syrische Sänften, Reiter, braune Händler, Sklaven, Kinder. Bewegung schlug hoch, raunende Erregtheit — aufrauschendes Meer. Man erkannte die Königin. Törichtes Geschrei stampfte heran, blöde andrängender Jubel.

Elisa ging vorwärts. Vor ihrer Starre wichen die ersten erschrocken, die Fernerstehenden brüllten sinnlose Heilrufe, schoben gewaltsam nach vorn. Elisas Kleider schleiften im Staube, ihr Schleier blieb hangen, riß in Fetzen — ihre blutende Hand besudelte den blauen Mantel. So ging sie unter unbarmherziger Sonne, zwischen heiß atmendem Volk — längst vom Purpurwege abgedrängt, watend im gelben Sande — lebloses Bildnis.

Fanfaren stießen in ihr Haupt. Raimunds Herold gellte die frohe Thronbesteigung von der Kirchenpforte in die Menge. Elisa hastete; sie begann zu laufen, riß den Mantel herab. Volksjauchzen in ihrem Rücken, dem König entgegen, peitschte sie mit Geißelhieben.

Da war das Burgtor — der Säulenhof verödet, die roten Feuer verbrannt, Verwesung hauchende, zertretene Blumen... Am Treppenaufgang, tief sich beugend, ein einzelner Mann: „Hohe Königin, reiten wir?"

Der Ton schlug flammend in Elisas Starre. Jähes Zittern schüttelte sie wie ein Windstoß. Sie bäumte sich hoch — plötzlich geschlagener Renner — grub die Hände in des Arabers Schulter — einziger Racheschrei: „Mann! — Wir reiten!"

„Meine Rosse warten, Herrin."

Fliegend stürmte Elisa durch die Gänge. An der Kemenate trat ihr die kleine Syrerin entgegen, graubleich, stammelnd, hilflos verstummend vor Elisas Fieberblick. Die Frau riß das Gebände herab. Klirrend sprang der Kronreif über die Steine, dunkles Haar stürzte entfesselt, Schmuck streute wahllos über den Fußboden hin.

„Den Burnus!"

Die bebende Syrerin reichte den arabischen Mantel. Elisa schlug die Kapuze über die Augen, wandte sich zur schmalen Geheimtreppe. Von Schluchzen geschüttelt, lang hingeworfen, umklammerte die Syrerin das entgleitende Gewand. Elisa riß sich los wie von Dorngestrüpp.

Sie jagte Stufen hinab, querte den Garten, rücksichtslos die Blumenwildnis knickend, die ihre Freude gewesen war. Klagend, anklammernd bog sich das flammende Gewucher unter ihrem Tritt. Salad-ed-Dauleh kniete. Elisa setzte den Fuß auf seine Schulter, sprang in den Sattel. Die edle Stute stob in die weiße Glut hinaus.

Das südliche Stadttor flog auf vor den jagenden Rossen wie durch Zauberei. Kein Wächter zu sehen. Antiochia fiel zurück — flimmerndes Mittagsgespenst. Gärten, Felder, Haine stoben in bleichem Staube vorüber.

Auf den Hals des Pferdes gebeugt, Stirn gegen Glutwind gestemmt, blicklos, ohne Atem, verlechzend im ungeheuersten Brande der Schmach, raste Elisa der Kühle, der Rache entgegen. Hufschlag auf splitterndem Stein, klatschendes Wasser gequerter Flüsse unterm Wurf der Pferdeleiber, schriller Kreisch geschreckter Raubvögel — schrie es nicht endelos, wahnwitzig den grausigen Hohn: „Ein kirres Täubchen!" Brechender Herzschlag, im Kreise wirbelnde Sinne stießen es tausendfach erneut in die klaffende Wunde: „Ein kirres Täubchen — allzu bereit, um hoch gewertet zu sein!"

Elisa wußte nicht, daß ab und an ein schreiendes Stöhnen aus ihr brach wie Lava aus berstendem Vulkan.

Gegen die Zeit des Nachmittagsgebetes warf der Araber den Arm hoch: „Verfolger."

Elisa wandte sich. Weit hinter ihnen hetzten zwei Reiter.

„Halte! Ich will sie erwarten."

Schnaubend standen die Tiere. Zur Erde gereckte Pferderücken trugen die Fernen heran. Jetzt schimmerte Bertrands weißer Bart. Im Jagen noch löste schmale braune Gestalt sich vom Sattel, mit weitgebreiteten Armen, stolpernd, fallend, den Hügel empor, Tränen wie Wildbäche über staubige Wangen stürzend — die Syrerin: „Herrin, Herrin, verlaß uns nicht!"

Die Knie der Pferde zitterten erschöpft. Der Greis vermochte kaum ein heiseres Wort: „Ich will dir folgen, Königin!"

Elisa legte die Hand auf das Haar der Weinenden: „Niemand — auch du nicht, Bertrand. Ich kehre zurück."

Der Greis suchte angstvoll ihr Auge. Die grenzenlose Qual der Frau strömte über ihn, er hob mit hilfloser Gebärde die Hand an die gefurchte Stirn. Er begriff in diesem einzigen Blick, daß Elisa keines Menschen Gegenwart ertragen konnte, der Zeuge jener Kirchenstunde gewesen war.

Das Haupt fiel ihm schwer auf die noch keuchende Brust. Stumm, wie entseelt, glitt die schmale Syrerin zurück von Elisas Steigbügel. Stumm hob die Königin die Hand, der Ferne zu, wo hinter steinernem Wall die Wüste verdämmerte. Und abermals streckten sich die unermüdlichen Renner aus dem Zuchtstamm Mohammeds.

Schon weit entrückt, wandte Elisa sich noch einmal. Da hielten sie noch auf dem Hügel, reglos der fränkische Greis hoch zu Roß, das braune Mädchen wie hingeweht am Hals des Rappen, tief hangend die Köpfe der Pferde. So standen sie als scharfer Umriß gegen lichten Himmel, in unendlicher Einsamkeit, Steinbild unendlicher Trauer.

Der alte Kanzler hob müde den Kopf. Er sah noch die Reiter fernhin enteilen. Der weiße Burnus Salads flatterte gespenstisch hinter der Königin, als jage Tod die Frau in blaue Wüste.

„Komm!" sagte der Greis verlöscht. Sie wandten sich nach der Richtung von el Heron, Elisas Witwensitz aus Bohemunds Krongut, das still und lieblich in fruchtbares Tal gebettet lag, weitab von Antiochia. Neben ihren matten Tieren wanderten sie stumm und hoffnungslos unter letzter Sonne, rotem Abend, hoher, funkelnder Nacht.

Flügelrosse zu haben, um dem rasenden Schmerz zu entfliehen! In den sirrenden Sand sich zu bergen, der um schmale Hufe sang! Hinter der Stirn hervor das wunde Hirn zu reißen, schreien, schreien zu dürfen ohne Maß!

Stunde um Stunde knarrten die Sattelgurte, warfen die Pferde kurzes Schnauben der Wüste entgegen, fiel in dürre Verlassenheit nur der Ruf einsam kreisenden Geiers — nichts sonst. Die Frau, nur noch unbewußt den Zügel in verkrampfter Hand, rang, ertrinkend im Strudel ihrer Schmach, mit dem Begreifen des ungeheueren Trugs.

Menschenwert und Seelenband — wohin? Stiebender Staub um fliegenden Huf. Liebe? Nie zu verlöschender Schandfleck! Königsarbeit, fünfzehn langer Jahre strengste Hingabe? Rauch in Lüften! Nur Schmach, Schmach verbrannte das Herz im Leibe — Schmerz, der Wahnsinn werden wollte.

Die Sonne sank. Meer von Blut strömte über sanfte Dünenhügel. Rasch verlöschte der Brand in veilchenfarbene Dämmerung. Salad-ed-Dauleh glitt aus dem Sattel. Elisa, weiterreitend, sah den stillen Mann kniend den Boden küssen, die Hände waschen im reinen Sande. Unendlicher Stille entgegen floß feierlich sein halblautes Singen — el Moghreb, das Abendgebet: „La illaha illa Allah..."

Die langen Schatten der Rosse verblaßten. Jäh fiel Nacht übers Land wie ein schwarzes Tuch. Noch immer ging der Weg ins Endlose, zeit- und raumentrückt.

Da tauchten aus ungewissem Sternenschein magere Palmen. Der Sand wich hartem Boden. Die müden Rosse warfen die Köpfe auf, schnoben laut dem Wasser entgegen. In der Erdsenkung halb verborgen menschliche Hausung, halb Zelt, halb Hütte. Von Hürden umfriedet, daneben schlafende Herde.

Salad hielt, hob die stumme Frau herab: „Königin, tritt ein. Wir müssen ruhen zur Nacht."

Der Türvorhang, rauhes Fell, schlug zur Seite. Ein altes Weib trat in das blaue Licht: „Willkommen im Namen des Propheten, wenn Ihr Frieden bringt."

„Wo ist dein Mann, Dschamileh?"

„Nicht hier. Kamele einzutauschen, fort nach Süden."

„Gib der Herrin Lager und Speise! Sultans Gebot."

Elisa hob unwillkürlich den Kopf. Sie waren noch auf Antiochias Gebiet, und Imad-ed-Din befahl? Gleichgültig sank sie wieder in sich zurück. Zog die Kapuze dichter um das Gesicht: „Salad, wann wird dein Herr frühestens...?"

Der Araber antwortete ruhig: „Imad-ed-Din kann vor Antiochia stehen, ehe der Mond zweimal wechselt."

Elisa fröstelte. „Es ist gut."

Schweigend tauchte der Mann in die Nacht. Elisa trat in die Hütte.

Das Beduinenweib warf getrockneten Kamelmist auf glimmendes Feuer. Beizender Rauch quoll auf. Elisa hockte versunken im Schatten auf geflochtener Matte. Die Alte breitete fein gegerbtes Leder vor ihr, brachte geröstete Fladen, geronnene Ziegenmilch, geklärte Butter. Elisa blickte nicht auf. Die Alte stand wartend, entfernt mit gekreuzten Armen.

Plötzlich beugte sie sich vor. „Iß, Frau! Dein Gram braucht starken Körper."

Elisa fuhr auf: „Du kennst mich?"

Aus dunklem Auge im tiefgefurchten Gesicht sah Weite der Wüste auf die weiße Frau: „Nein. Ich kenne dich nicht. Aber du bist von giftigem Speer ins Herz getroffen. Dein Auge ist leergebrannt."

Schauernd verhüllte sich Elisa vor der andrängenden Nähe. Sie wiegte nur den Kopf in gebieterischer Abwehr. Schweigend trug das Weib die Speisen beiseite.

Im Halbschein des Feuers hockte die Beduinin dann. Ihre grauen Zöpfe fielen zu beiden Seiten der schmalen Schläfen nieder, kühn und

witternd sprang die Nase aus lederfarbenen Wangen. Das starre Auge schien Elisas toten Blick in der bläulichen Feuersglut einzufangen. In der Hürde draußen rührte sich ein Tier. Weit in verlorener Ferne bellten Schakale.

Salad-ed-Dauleh lag bei seinen Rossen, dem Hengst an die Flanke geschmiegt, den Kopf auf dem glatten Hals. Das edle Tier, ermattet, schnaubte tief zufrieden, suchte mit den Nüstern die Hand des Herrn, der leise ihm den Schlafgruß zusprach, die Sure des Korans von den schnell eilenden Rossen... Unter sternefunkelnder Nacht klang es ruhevoll wie uraltes Zauberlied.

Die Frauen im Zelte saßen regungslos. Zwischen ihnen schwelte das Feuer mit weißen, dünnen Rauchgebilden. Die Alte sagte, ohne den Blick von der Glut zu heben: „Ich brachte dem Sultansboten Speise. Er trank sich Schlaf von meiner Hand. Er wird daher zur Morgenröte nicht erwachen. Reite unbesorgt, er kann dir nicht vor Mittag folgen."

Elisa schlug die schützende Hülle zurück: „Was willst du, Weib? Was... weißt du von mir?"

Die Alte öffnete schwere Lider: „Nichts, als was mein Auge sieht. Du suchst ein Schwert, das morden soll, und ich sage dir, wenn der Schlag fällt, hast du dich selbst getötet. Du bist irre vor Zorn, und ich sage dir, es darf nur Schmerz sein. Du willst vernichten, was bisher dein Leben war, und du weißt nicht, daß du nur Allahs Frieden in dir damit zerstörst, der auf dich wartet — höchster Segen."

Elisa beugte sich vor: „Wer... bist du?"

Die Alte sagte steinern: „Emin ben Schahads Weib vom Stamme der Beni Askorah."

Elisa starrte bebend. Die Alte hob wieder den singenden Ton: „Glück dieser Erde, Frau, ist nicht Reichtum an Rossen und Herden, ist nicht milder Gatte, blühendes Kind. Glück ist jenes Wissen, daß Allahs verheißenes Paradies auf Erden liegt — in grenzenloser Freiheit überschauenden Friedens."

Wie alte Melodie drang es in Elisas Herz, einst gehört, stets ersehnt und stets vom Alltag übertäubt... Das Feuer war fast verlöscht. Letzter Qualm hing wie ein Vorhang vor dem rätselhaften braunen Gesicht. Elisa schauerte, als spräche ein zweites Ich zu ihr aus Schatten: „Sei stark in dieser Nacht, Frau! Dann sehe ich dich in Allahs Garten wandeln."

Elisa brach den Bann mit schrillem Gelächter: „In Allahs Garten? Weib, ich war geliebt, und der mir süßer als Gott war, trat auf mein Herz! Ich war Mutter, und mein Kind hob die Hand wider mich! Ich war Königin, und für die ich wirkte in fünfzehn Jahren, die lachten meiner wie einer geprellten Dirne!" Die gläserne Stimme zerbrach.

Die Alte stieß ins Feuer, daß jähe Funken geheimnisvoll aufstoben: „Die Flamme allein ist Wahrheit, Frau. Schau hin! Siehst du nicht, daß dein Wirken Lust deiner eigenen Kraft war? Verlange nicht Dank dafür. Ein Kind? In seinen Adern ist das Blut aus deines Gatten Eltern mächtig. Verlange nicht Brücke zwischen dir und deinem Kinde. Geliebt? Frau, ich sage dir vor der klaren Flamme: Du warst nicht geliebt."

Elisa stöhnte wild: „Abertausend süße Worte..."

„Worte? Wenn einer gefangen ist, wird er nicht lügen, um frei zu werden? Wird einer nicht im Traume stammeln, was der Morgen verweht? Verlange nicht Wahrheit zwischen Mensch und Mensch. Wer von uns kennt sie in sich selbst?"

Elisa hauchte: „Er liebte mich nicht...?"

Die Alte kreuzte die Arme über der mageren Brust. Sie schien plötzlich verfallen, zerstört von Schmerz. „Nein, da er dich verriet. Darüber trage Gram. Aber Urteil zu sprechen, hast du kein Recht. Liebte er dich nicht, was kannst du von ihm fordern? Schiltst du den Löwen, der die Stute reißt, wenn ihn hungert? Menschen sind nichts als Raubtiere untereinander, wenn tief geheimes Band des Blutes sie nicht bindet. Zerstöre dich nicht durch törichtes Rasen. Suche in dir nach Allahs Garten!"

Die Alte schwieg. Ein letzter Feuerschein verlöschte in der schwarzen Nacht.

Elisa von Antiochien, die Königin, fiel lautlos vornüber auf den harten Boden. So lag sie, wie ans Kreuz geschlagen, eine lange Nacht ringend mit dem Gotte der Erkenntnis. Aus wilder Wirrnis stieg leise, von fernher, immer näher und trostvoller die geheime Melodie ihrer Seele. In der Öffnung des Zeltes standen Sterne groß und feierlich. Es schien das Tönen ihrer Sphären vernehmbar in der unendlichen Wüstennacht.

Morgenkühle strich in die Hütte. Die Alte erhob sich, warf den Vorhang ganz zurück mit fast gebieterischer Bewegung: „Frau, steh auf! Folge mir!"

Elisa, langsam erwachend wie aus Grabestiefen, hob sich mühsam. Kindlich hilflos kniete die große Frau, halb bewußtlos unter der Qual dieser Nacht des Todes. Hauch des Morgens glitt um ihre feuchten Schläfen wie Verkündung neuen Lebens. Von der Hand der Greisin gestützt, erhob sie sich ganz. Die Alte schritt voraus.

Graues Licht lag über dem Grün der Oase, schlaftrunken rührte sich die Herde. Die Beduinin ging an dem ruhenden Mann vorüber, Elisa willenlos in ihrer Spur. Sie stiegen den Hügel hinan.

Oben breitete die Alte die Arme groß und betend: „Frau, wenn du deinen Weg noch nicht kennst — sieh! Die Sonne geht auf über Allahs Wüste."

Blausamtene Schatten in jedem Dünental, rosa bekrönte Wellenhügel, unermeßliche Weite schweigend erstarrten Meeres, erhabener Lebenslosigkeit. Glühender Streif am Horizont, gelber Himmel in Grün verloren, plötzlich aufbrechend wogende Flammen über allem Irdischen.

Elisa sank in die Knie. Atmete tief, schluchzte einmal. Tränen rannen still, unaufhaltsam tropfend in heiligen Sand. Das Antlitz der Wüste sprach. Schuld und Sühne, Gut und Böse waren nur Sandkörner in der Unendlichkeit.

Elisa stand auf und stieg rasch den Hügel hinab. Auf der andern Seite der Hütte lag kniend ein geschirrtes Kamel. Die Beduinin hielt ihr Zaum und Stäbchen: „Du weißt zu lenken, Frau? Allah sei mit dir!"

Elisa blickte der Schwester ins Auge. Dann maß das edle Tier in gleitendem Fluge den klingenden Sand, zurück, nach Nordwesten, wo hinterm Horizonte das fruchtbeladene Tal von el Heron der Witwe Bohemunds harrte.

Imad-ed-Din Zenki, der Herr von Mosul, ging ruhelos unter Säulenbogen zart wie Spitzenwerk. „Den Boten! Den Boten von Antiochia!"

Zitternd bückten sich die Würdenträger, zitternd knieten die Sklaven, reglos stand der Träger des Schwertes, in blutfarbener Seide. Imad-ed-Din nagte den weichen dunklen Schnurrbart, bog das schlanke Rohr der Pfeife, bis es zerbarst. „Den Boten von Antiochia!"

Scheu wie Schatten schlichen die Wesire. —

Endlich gegen Abend stand Salad-ed-Dauleh aschgrau von Staub und Erschöpfung vor seinem Herrn. Er küßte den Boden zwischen den Händen.

Imad-ed-Din bebte auf: „Du bringst sie nicht!"

„Herr, sie entrann mir, ehe der Morgen graute, zurück zu den Franken."

Imad-ed-Din raste: „Hund, wie kann es geschehen, daß sie andern Sinnes ward, schon mit dir reitend!"

Salad, aufrechten Blickes, sagte still: „Herr, sie sah das Angesicht der Wüste."

Imad-ed-Din sank in dumpfes Grübeln. Sehnsucht schwoll auf in seinem wilden Herzen nach der Frau, die das Angesicht der Wüste verstand. —

Am Morgen des dritten Tages pochte ein Reiter am Tor der kleinen Burg. Staubentstellt, doch ruhig. Verschlafener Wächter öffnete. Er sah unter der Kapuze das Antlitz der Königin Elisa.

„Jubel, Jubel!" schrie der Knecht ungestüm, „Herr Bertrand wartet Eurer angstvoll seit gestern abend!"

Er wollte davonstürzen. Elisa wehrte ihm still. Vom Kamele steigend, trat sie über den schmalen Hof in den blühenden Burggarten, traumumfangen. Sie ging auf dem Mauerkranz entlang. Weit schweifte ihr klarer Blick ins Land.

Als sie zurückkehrte, trat ihr der Burgwart entgegen. „Godefried," sagte sie ruhig, „ich will das Buschwerk roden lassen von den Hügeln. Wir fangen morgen an. Hier sollen Pfirsiche stehen und drüben am Hange Reben oder Ölbäume."

Der Kanzler Bertrand eilte atemlos heran. Er hörte noch die stillen Worte. Es zerbrach ihm die Rede.

Elisa legte die Hand auf seine Schulter, sah an ihm vorüber ins Unbestimmte: „Schreibe, Bertrand, noch heute an König Raimund: ‚Der Wächter des südlichen Tores ist vom Sultan bestochen. Imad-ed-Din züchtet Verrat im ganzen Lande.'"

Erschüttert bog der alte Kanzler das Knie. —

Zweimal noch kam Botschaft von Antiochia in Elisas Frieden: Zum ersten, als die Königin Konstanze in Schmach und Verzweiflung an die Pforte klopfte um der Mutter immer noch mächtige Hilfe. Denn Herr Raimund lag seit langem in den Armen der schönen Ellinor von Frankreich, die mit König Ludwig übers Meer gekommen war, das Heilige Grab zu schützen. Um Frau Ellinors willen, die die Griechen goldfüßige Königin nannten, verspielte Herr Raimund in träger Achtlosigkeit das Glück von Antiochia.

Elisa empfing die zornige Tochter mit mildem Trost. Einzugreifen, versagte sie. Als Konstanze friedlos und haßerfüllt von dannen gezogen war, brach Elisa einen Korb voll duftender Früchte mit eigener Hand. Darüber wurde ihr Auge wieder hell.

Das zweitemal aber klang König Raimunds Name über die Mauer, als er erschlagen lag unter seiner Ritterschaft auf dem Schlachtfelde vor Antiochia. Da stieg Frau Elisa vor Tau und Tag allein empor nach den Hügeln, von denen aus man weit im Blauen den Saum der Wüste ahnen konnte. Als sie gegen Abend zurückkehrte, sah die Syrerin, ihre vertraute Magd, daß sie bitterlich geweint hatte.

# CHINESISCHE TAUBENPFEIFEN

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Eine der eigenartigsten Einrichtungen in der chinesischen Taubenzucht ist die Verwendung von Pfeifen bei einem Taubenvolke. Diese sehr leichten Pfeifen werden an den Schwänzen junger Tauben bald nach ihrer Geburt mit Hilfe von ganz dünnem Kupferdraht befestigt, und zwar so, daß beim Fliegen der Vögel der Wind durch die Pfeifen streicht und diese zum Tönen bringt. Da alle Instrumente eines Taubenvolkes verschieden abgetönt sind, so entsteht ein merkwürdiges Luftkonzert. Es macht einen überaus eigenartigen Eindruck, wenn man im Garten sitzt oder sich sonst irgendwo im Freien bewegt und dieses seltsame Luftkonzert zum erstenmal hört.

Man unterscheidet zwei Arten von Pfeifen. Bei der einen werden bis zu fünf Pfeifchen aus dünnem Bambusrohr oder Horn Seite an Seite montiert, bei der anderen Art Bambusröhrchen mit einem flachen Kürbis verbunden, der gewissermaßen als Windlade dient. Die flachen Kürbispfeifen haben ein mit schmaler Öffnung versehenes Mundstück und weisen oft bis zu 13 Röhrenpfeifen auf. Jede dieser Pfeifenarten hat ihren bestimmten Namen. Die Pfeife mit einem Mundstück und 10 Röhren heißt „die Elfäugige". Am schwersten herzustellen sind natürlich die kleinsten Pfeifen. Ein geschickter Arbeiter fertigt pro Tag nur etwa drei solcher Taubenpfeifen an. Der Hauptfabrikationsplatz für diese mit großer Geschicklichkeit hergestellten Instrumente ist Peking. Nach der Erklärung des Chinesen, mit dem ich über die Wirkung sprach, sollen die Pfeifen dazu dienen, das Taubenvolk zusammenzuhalten und gegen die Angriffe von Raubvögeln zu schützen. Es ist aber wohl sehr unwahrscheinlich, daß ein hungriger Habicht oder ein anderer Raubvogel durch diese eigenartige Musik davon abgehalten werden kann, seinen Appetit an den Tauben zu befriedigen. Wahrscheinlich steht hier das ästhetische, musikalische Vergnügen der Chinesen im Vordergrund.

Franz Otto Koch.

Taube mit chinesischen Taubenpfeifen.

Chinesische Taubenpfeifen sowie Material und Werkzeuge für ihre Herstellung.

# Die Miesbacher Volkstracht.

Mit fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Schuhplattler.

Der Watschentanz.

Die oberbayrische Volkstracht ist eine der wenigen deutschen Trachten, die sich, entgegen anderen, im Schwinden begriffenen, immer mehr ausbreiten. Sie verdankt die Beliebtheit ihrer Schmuckwirkung und ihrer Anpassung an die Tätigkeit der Alpenbewohner. So finden wir die Gebirgstracht heute in Gegenden von Oberbayern und Tirol, die noch vor wenigen Jahrzehnten überhaupt keine Volkstracht mehr besaßen. Ich erinnere nur an die Gegend von Partenkirchen. Ja, wir finden die Tracht selbst in der Ebene bis nach Norddeutschland hinein, wo sie freilich nicht immer so recht am Platze ist. Die allgemein bekannten Stücke in der oberbayrischen Männertracht sind der grüne Loden- oder Plüschhut mit Gamsbart oder Spielhahnfeder, die bald hellere, bald dunklere graugrüne Lederjoppe, die farbige Weste, die Kniehose aus Leder, die Wadenstrümpfe oder Loferln und die derb benagelten Halbschuhe; in der Frauentracht der grüne Filzhut mit Adlerflaum, das bis zur halben Brusthöhe heraufreichende Mieder, der fußfreie Rock und die kräftigen Halbschuhe. In den Einzelheiten der Trachtenstücke gibt es so viele Abweichungen und Besonderheiten, daß fast jedes Bergtal, ja, fast jedes Dorf seine besondere Tracht besitzt. Eine der allerschönsten bayrischen Bergtrachten ist die in Miesbach bei Schliersee heimische Miesbacher Tracht. Von den rund 200 Bayernvereinen, die über ganz Deutschland verbreitet sind, hat sich mehr als die Hälfte für das Tragen der Miesbacher Tracht entschieden.

G. S. Urff.

Der Zitherspieler.

Miesbacher Dirndl.

Oben Mitte: Männerschmuck in der Miesbacher Volkstracht.

# Wissen und Leben

**Prüfung von Gemälden auf Echtheit.** Der Handel mit gefälschten alten Gemälden bildete bis vor dem Kriege ein ziemlich einträgliches Gewerbe, bis endlich die Chemie und die Physik die Hilfsmittel boten, Fälschungen mit Sicherheit auch da zu erkennen, wo selbst angesehene Kunstsachverständige an der Echtheit nicht zweifelten. In erster Linie ist es die Mikroanalyse, d. h. die Analyse mit geringsten Substanzmengen, die wertvolle Ergebnisse zeitigt. Es genügt, von der Farbe des Gemäldes stecknadelkopfgroße Mengen, durch deren Entnahme auch ein echtes Gemälde nicht beschädigt wird, zu untersuchen, um bindende Schlüsse ziehen zu können. Alte wie neue Meister müssen als Farbe Bleiweiß verwenden. Nun gibt es aber durch die Vervollkommnung der Darstellungsmethoden heute auf der ganzen Welt kein Bleiweiß mehr, das dem von den alten Meistern verwendeten entspräche. Die unvollkommenen Darstellungsmethoden früherer Jahrhunderte brachten es mit sich, daß das Bleiweiß stets Spuren von Silber, Antimon und Arsen enthielt. Auf Grund dieser Tatsache ist es sehr leicht, nachzuweisen, daß ein Gemälde nicht in die Zeit gehört, die angegeben wird. Ähnliche Verhältnisse gelten für manche andere der heute und früher verwendeten Farbstoffe und Bindemittel. In vielen Fällen ist daher der Chemiker in der Lage, auf Grund seiner Mikroanalyse zu entscheiden, welcher Zeitepoche das Bild zuzusprechen ist. Diese rein chemische Methode wird noch durch verschiedene physikalische Methoden ergänzt und die Gewißheit des Ergebnisses dadurch gesteigert. Eine mikrophotographische Aufnahme des Gemäldes läßt auf Grund der Pinselführung ziemlich sichere Schlüsse auf den Urheber zu. Mancher berühmte Watteau oder Velazquez hat hierbei ein unrühmliches Ende gefunden. Auch die Photographie mit Farbfiltern nach Bayle gestattet wichtige Schlüsse. Die Betrachtung des Bildes im ultravioletten Licht läßt besonders die Echtheit der Signatur bei der Vergleichung mit einer zweifellos echten des gleichen Malers erkennen. Die alten Signaturen der Meister reflektieren das ultraviolette Licht in ganz anderer Weise als in der Neuzeit angebrachte. Mittels Röntgenstrahlen läßt sich jedes Gemälde ohne Beschädigung durchleuchten und dadurch feststellen, ob es übermalt worden ist, da gerissene Fälscher vielfach alte wertlose Gemälde mit Motiven eines alten Meisters übermalt haben. Viel Erfolg verspricht auch eine erst in letzter Zeit verwendete Methode. Die alten Meister hatten die Angewohnheit, durch Daumendruck auf das noch feuchte Bild festzustellen, wie weit die Trocknung vorgeschritten war. Selbstverständlich ist der Abdruck des Daumens hierbei an verschiedenen Stellen jedes Gemäldes zurückgeblieben. Mit dem Auge kann man allerdings diese Daumenabdrücke nicht erkennen, jedoch lassen sie sich auf optischem und chemischem Wege sichtbar machen. Durch systematische Sammlung der Daumenabdrücke sämtlicher bedeutender Maler wird es wohl bald möglich sein, auf ganz einfachem Wege in kürzester Zeit die Echtheit eines Gemäldes festzustellen. Dies System der Daktyloskopie hat sich ja in der Kriminalistik als äußerst fruchtbar erwiesen; es gibt keine vollkommen gleichen Fingerabdrücke zweier Menschen. Bei der systematischen Untersuchung aller Galerien nach obigen Methoden dürfte noch mancher alte Meister in die Rumpelkammer wandern.

Dr. Fr.

**Der „graue Star".** Tiefes Mitleid erfaßt uns, wenn wir einen Blinden sehen, und gern läßt ihm jeder das an Hilfe zuteil werden, was er vermag. So ist es als ein Segen zu betrachten, daß gerade auf dem Gebiete der Augenheilkunde in den letzten Jahrzehnten sehr große Fortschritte erzielt worden sind, so daß es heute in vielen Fällen, die früher rettungslos verloren waren, möglich ist, Hilfe zu bringen. Abbildungen und Erzählungen früherer Jahrhunderte haben uns mit der Person des

„Starstechers" bekannt gemacht und seine Tätigkeit sogar in ein Sprichwort übernommen. Um auszudrücken, daß es unserem Nächsten am klaren Blick mangelt, den er doch so dringend benötigt, sagt der Volksmund: „Man muß ihm den Star stechen." Freilich waren bei dem damaligen Stande der medizinischen Wissenschaft in bezug auf Sauberkeit und Schmerzlosigkeit die Erfolge eines Starstechers nur wenig gut. In seinem Zelt nahm er, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt ziehend, seinen Eingriff an den zahlreich herbeidrängenden Kranken vor. Dann aber reiste er schnell ab und wagte es gewöhnlich in den nächsten Jahren nicht, wieder an denselben Ort zurückzukehren. — Wenn hier von „Starstechen" gesprochen wird, so ist damit der „graue Star" gemeint. Darunter versteht man eine Trübung der unmittelbar hinter der Pupille gelegenen Augenlinse, die meistens im Alter oder, in geringerer Zahl, durch Verletzung oder eine andere Augenerkrankung eintritt. Linsentrübung kann, wenn auch selten, bei Kindern mit „Zahnkrämpfen" oder englischer Krankheit erfolgen. Die Augenlinse hat die Aufgabe, die in die Pupille einfallenden Lichtstrahlen zu brechen und auf die hinter ihr gelegene Netzhaut, die die Lichtempfindung dem Gehirn vermittelt, hinzulenken. Eine Erinnerung an den reisenden „Starstecher" und seine Mißerfolge ist bis auf den heutigen Tag in dem Gedächtnis der Menschen haftengeblieben, und hieraus vor allem erklärt sich die Furcht der Menschen vor dem „grauen Star". Die aber, bei denen sich bereits die ersten Anfänge dieser Krankheit zeigen, sehen mit Zittern und Zagen, wie sich allmählich ihr Sehen verringert, und erwarten mit banger Sorge den Tag der Operationsreife des „grauen Stars". Und doch ist diese Furcht so unberechtigt, denn seit Mitte des vorigen Jahrhunderts ist ein völliger Umschwung in der Art der Staroperation eingetreten, so daß jetzt die Zahl der durch Operation geheilten Starkranken sehr groß ist. — Vor kurzem nun ging durch einen Teil der Zeitungen die Nachricht, es sei ein Mittel gefunden worden, den „grauen Star" ohne Operation und nur durch Einspritzung zu heilen. In dieser Form war die Nachricht allerdings nicht richtig; denn der Erfinder des Mittels selbst gibt an, nur bei bestimmten Starformen mit Erfolgen rechnen zu können. Das Mittel selbst besteht aus den Eiweißsubstanzen von Tieraugen-Linsen in Verbindung mit Jodsalzen, und der Entdecker hoffte, besonders mit

dem Eiweiß der gesunden Tieraugen-Linse die Trübung der erkrankten Menschenaugen-Linse auflösen zu können. Aber leider hat sich diese Ankündigung als irrtümlich erwiesen, und es ließen sich kaum Erfolge damit erzielen. Die wenigen Besserungen, die bekannt geworden sind, erklären sich dadurch, daß bei beginnendem „grauen Star" auch ohne jede Behandlung vorübergehende Besserungen vorkommen. — Ob es der menschlichen Wissenschaft noch einmal gelingen wird, ein Mittel zu finden, den „Star" ohne Operation zu heilen, läßt sich heute nicht sagen. Jedenfalls ist eine Heilung des „grauen Stars" zur Zeit nur durch Operation möglich, die allerdings in der Hand des geschickten Operateurs ihren Schrecken verloren hat. Dr. Hans Lachmann, Augenarzt, Berlin.

**Casanovas Memoiren.** Nach einem schicksalsreichen Leben voll galanter Abenteuer hatte der 1725 zu Venedig geborene Giovanni Jacobo de Seingalt, der in der Nachwelt unter dem Namen Casanova fortlebt, im Jahre 1785 bei dem Grafen Waldstein auf Schloß Dux in Böhmen eine Zufluchtsstätte gefunden, die ihn bis zu seinem Tode im Jahre 1798 festhielt. Seine Stellung als Bibliothekar ließ dem zuvor immer Rastlosen viel Zeit zu literarischer Beschäftigung, als deren bedeutsamster Niederschlag seine „Memoiren" zu gelten haben. Diese fesselnden, geistsprühenden Essays in Tagebuchform, in die sich leider sein immer wieder aufzuckender Zynismus störend mischt, bilden eines der wichtigsten Kulturdokumente aus der Zeit des Rokokos. Die „Memoiren" sind aber ein breit angelegtes Werk von 12 Bänden, deren Lektüre durch viel Drum-und-Dran stark beeinträchtigt wird. Darum hat man denn auch immer daran gearbeitet, durch Kürzungen diese „Memoiren" einer breiteren Masse schmackhaft zu machen, indem man das Feingold des Werkes aus den Schlacken löste. Eine verständnisvolle Neubearbeitung von „Casanovas Memoiren" hat jetzt der Renaissancekenner Dr. Valerian Tornius im Verlage von Karl Henschel in Berlin herausgegeben. Er hat das Edelgut von allem Wertlosen befreit, die stilistische Formung des früheren Bearbeiters behutsam geschliffen, Wiederholungen ausgemerzt und aus einer ermüdenden Erlebnisklitterung einen spannenden Roman gemacht. Der Verlag bringt das mit zeitgenössischen Bildern gezierte Werk in sechs schmucken Leinenbänden. P. G.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

# ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Hans Friedrich ... 26

VERLAG ★ J. J. WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4243. 167. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 8. JULI 1926

# Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4243. 167. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 8. Juli 1926.

## Allgemeine Notizen.

**Die Ferienkurse in Jena** finden vom 4. bis zum 17. August in der Universität statt. Die seit 1889 bestehenden Kurse waren im Vorjahr von über 500 Teilnehmern aus allen Teilen Deutschands und dem Ausland besucht. Das äußerst reichhaltige Programm umfaßt 79 verschiedene, teils 6-, teils 12-stündige Kurse. Programme durch das Sekretariat in Jena, Carl-Zeiß-Platz 3.

**Karl August Lingner,** dem genialen weltbekannten Industriellen, dem von edler Menschenliebe und vorbildlichem Gemeinsinn getragenen Schöpfer der glänzenden Internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden 1911, die so reichen Segen im Dienst der Volksgesundheit gestiftet hat, haben die Lingner-Werke, Aktiengesellschaft in Dresden, aus Anlaß seines zehnten Todestages (5. Juni 1916) eine in ihrer Schlichtheit vornehme, für die gebildete Welt außerordentlich wertvolle Sammelmappe mit den Gedenkworten einer Reihe von besonders hervorragenden führenden Persönlichkeiten aller Gebiete des öffentlichen Lebens gewidmet, die soeben herausgegeben wurde.

**Urheberrecht und Rundfunk.** Aus Anlaß von zwei Klagen, die Gerhart Hauptmann und Hugo von Hofmannsthal gegen die Mitteldeutsche Rundfunk A.-G. in Leipzig und die Funkstunde in Berlin eingeleitet haben, hat das Reichsgericht zu der prinzipiellen Frage entscheiden müssen, ob der Rundfunk von Werken und Theaterstücken unter das Literarische Urheberrecht fällt, das einen besonderen Schutz gegen das Verbreiten von Werken durch einen Rundfunksender nicht enthält. Sind die Werke vor dem Rundfunk geschützt, so sind die Sendegesellschaften verpflichtet, den Urhebern ein Rundsprechhonorar zu gewähren. Gleich dem Kammergericht in Berlin und dem Sächsischen Oberlandesgericht in Dresden hat das Reichsgericht den Standpunkt der Kläger eingenommen und die beklagten Rundfunkgesellschaften zur Unterlassung und zu Schadenersatz an die Kläger verurteilt. In den reichsgerichtlichen Entscheidungsgründen wird ausgeführt, daß die Entscheidung im wesentlichen von der Auslegung des § 11 des Urheberschutzgesetzes abhängt. Wenn auch das Urheberrecht den Schutz des Werkes gegen den Rundfunk nicht ausdrücklich ausspreche, so liege das an den damaligen Verhältnissen. Auf jeden Fall habe der § 11 alle Rechte des Urhebers gegen gewerbsmäßige Verbreitung schützen wollen. Mithin müsse an-

genommen werden, daß ein besonderer Schutz begründet worden wäre, wenn zur Zeit der Schaffung des Gesetzes die Technik des Rundfunks schon bekannt gewesen wäre.

**Die Kölner Herbstmesse** findet vom 12. bis zum 15. September statt. Die von der Messeleitung mit führenden Wirtschaftsverbänden und maßgebenden Vertretern der Industrie geführten Verhandlungen über den Aufbau der Messe zur Festlegung ihres Programms lassen schon heute den Schluß zu, daß mit einer ebenso vielseitigen wie interessanten Schau gerechnet werden kann.

**Die Sanatorien Deutschlands.** Vor einiger Zeit fand in Weimar die Mitgliederversammlung des Verbandes Deutscher Ärztlicher Heilanstalts- und Klinikbesitzer statt, eines Verbandes, der etwa 700 deutsche Heilanstalten und Kliniken umfaßt. Die Sitzung war gleichzeitig der Feier des 25-jährigen Bestehens des Verbandes gewidmet. Bei dieser Gelegenheit hielt Sanitätsrat Dr. Bieling (Sanatorium Tannenhof)-Friedrichroda ein Referat über die Preisbemessung in deutschen und ausländischen Sanatorien, und zwar mit Rücksicht darauf, daß den deutschen Sanatorien verschiedentlich noch sowohl von ärztlicher Seite als auch vom Laienpublikum der Vorwurf der Überteuerung gegenüber den ausländischen Sanatorien und Kurorten gemacht wird. Auf Grund eines sehr umfassenden statistischen Materials, das sich auf eine Reihe von deutschen und ausländischen Sanatorien bezog, konnte der Vortragende nachweisen, daß diese Anschauung irrig ist. Soweit es sich um Anstalten gleichen Ranges handelt, die überhaupt nur miteinander verglichen werden können, hat sich herausgestellt, daß die deutschen Anstalten trotz der großen Opfer, die ihnen die Steuergesetzgebung auferlegt, zumindest nicht teurer, zumeist sogar billiger als gleichwertige ausländische Anstalten sind. Umsomehr ist es zu wünschen, daß von Seiten der deutschen Ärzte die deutschen Anstalten für ihre Patienten bevorzugt werden.

**Die vierte deutsche Jagdausstellung** findet im Februar 1927 wieder in Berlin statt. Neben Geweihen und Gehörnen, die nach dem 1. Mai 1925 erbeutet wurden, wird vornehmlich Wert auf Einzelstücke und Sammlungen gelegt werden, die für die Hege von belehrendem Interesse sind. Da neuerdings deutsche Jäger auf ausländischen Jagden Beutestücke erworben haben, sollen auch diese gezeigt werden. Selbsterlegte widersinnige Geweihe und Gehörne werden ohne Zeitbeschränkung ebenfalls zugelassen.

# ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Fernblick auf das Matterhorn (4482 m) von der Riffelalp aus.

(Phot. Donald Mc Leish, London.)

Eine in Westhavelland auf der Koppel vom Hochwasser überraschte Kuhherde.

Rechtsnebenstehend: Durch das Hochwasser obdachlos gewordene Bewohner einer Siedlung in der Umgebung von Magdeburg, die sich mit ihrer Habe auf den Elbdeich geflüchtet haben.

In der überschwemmten Ortschaft Darsedow bei Wittenberge.

Vom Dammbruch der Oder bei Schwedt: Verstopfen der Bruchstelle mit Sandsäcken und Reisig zur Abdämmung des Wassers.

Hochwasser im Spreewald: Mähen des unter Wasser stehenden Grases, das zum Trocknen in die Scheune gebracht wird.

Sicherung eines gefährdeten Dammes durch Auflegen von Planen bei Schwedt a. d. Oder.

DIE HOCHWASSERKATASTROPHE IN DEUTSCHLAND

# MACHTAUSGLEICH IN CHINA

Monsunregen und Reisernte haben in dem nun zwar noch nicht dreißig-, aber immerhin fünfzehnjährigen Bürgerkrieg in China stets eine Art naturerzwungenen Waffenstillstandes mit sich gebracht, so daß der schwüle Subtropensommer immer eine gute Zeit der Übersicht über den vorwaltenden Kräftestand war. Trotz reichlichem Gebrauch der Regenschirme in chinesischen Kämpfen und trotz modernem Heergerät führt man nicht leicht Gefechte in überschwemmten Reisfeldern durch; Bauern und Kriegsleute wollen im nächsten Jahr zu essen haben, und der trostlose Zustand der Landstraßen, die schwere Überschreitbarkeit der meisten Wasserläufe und die zunehmende Verluderung der Eisenbahnen legen auch den Bewegungen der verhältnismäßig kleinen Heereskörper kaum überwindliche Schwierigkeiten in den Weg. Nur die bekannten, mit Gold beladenen Maulesel kommen überall durch.

Die Tatsache, daß Peking noch immer durch die Anwesenheit des diplomatischen Korps, als fiktive Reichszentrale, im Besitz bevorzugten Nachrichtendienstes ist, lenkt gesteigerte Aufmerksamkeit auf die dort um die Besetzung einer machtlosen Zentralregierung hadernden Triumvirn: Marschall Chang-Tso-Lin (Inhaber der Mandschurei, mit Einfluß in Nord-Chili und Shansi) — mit Li-Chang (Schantung und Chili), zusammen als „Fenghun" bezeichnet — und Marschall Wu-Pei-Fu (Spitze eines Konzerns von Hupe, Nord-Hunan, Teilen von Szechuan, Shensi, Honan, mit Einfluß in Shansi).

Der größere und reichere Teil der südlichen Kernlandschaften und einige der wichtigsten Grenzstreifen aber haben sich der Verfügung dieser auch nur mit einem sehr dürftigen Schein von Rechtmäßigkeit umkleideten Machthaber der Tat und dem Buchstaben nach vollständig entzogen. Das sind 1. die Gesamtheit der heute zweigeteilten südlichen Kolonialländer, von denen Kwangtung, Kwangsi und ein Teil von Hunan, vorübergehend auch Teile von Fukien, der Gewalt des radikalen Flügels der Kuo-Min-Tang-Partei weiland Dr. Sun-Yat-Sens unterstehen, während in Yünnan und Kueichow General Tang-Chi-Yao regiert; 2. der mächtige Raum der Jangtse-Mündungsländer Anhui, Chekiang, Fukien, Kiangsi, Kiangsu, die General Sun-Chuan-Fang selbständig erklärt hat, mit den Mittelpunkten Nanking und Schanghai und mehr als 108 Mill. Einwohnern; endlich 3. die nordwestlichen Hochsteppen-Ränder, innere Mongolei, Kansu, Teile von Shansi und Chili, in denen die Reste der Kuo-Min-Chun-Truppen, früher unter Feng-Yu-Hsiang, gestützt auf die Sowjet-Hilfe und die der selbständigen Mongolei, den neuen Triumvirn immerhin so nachdrücklichen Widerstand leisten, daß sich Teile der 1. Kuo-Min-Chun-Armee jüngst mit 50000 Mann auf Shansi warfen und nur mühsam abgewehrt werden konnten.

Ebenso hat sich ein großer Teil des Binnen-Beckens von Szechuan jeder Kontrolle entzogen; Grenzstreifen sind sogar unter tibetanische Herrschaft geraten, deren verrotteter Priesterstaat zunehmend in indo-britische Kuratel gleitet. Chinesisch-Turkestan lebt in loser Anlehnung an die Kuo-Min-Chun auf eigene Faust.

Dabei ist der gegenseitige Grenzdruck, namentlich beim Bereich von Wu-Pei-Fu und Sun-Chuan-Fang so groß, daß sie sich eigentlich nicht mit wesentlichen Streitkräften außerhalb der von ihnen okkupierten Landschaften begeben können: ein Hauptgrund für das zögernde Vorgehen Wu-Pei-Fus nach Norden. Immer noch besteht eine Art Bündnis zwischen den Kuo-Min-Tang in Kanton und den Kuo-Min-Chun in Kansu und Mongolei, durch russische Vermittlung zusammengehalten, die sich aber, wie jede zu lange Bevormundung von außen her, selbst bei den unterstützten Teilen keineswegs mehr jener Beliebtheit erfreut, die durch kluge Zurückhaltung und Zustimmung anfangs erworben wurde.

Ein stillschweigendes Einverständnis zwischen Kuo-Min-Tang in Kanton und Sun-Chuan-Fang in Nanking hat Hunan etwaigen Eingriffen der Kanton-Partei überlassen; die Verfolgung Chang-Tso-Lins wurde in Hsu-Chow-Fu abgestoppt und so eine ähnliche Entkräftung Wu-Pei-Fus herbeigeführt, wie sie seinerzeit der Verrat Feng-Yu-Hsiangs und sein Umkehren aus der Front bewirkte, mit dem anschließenden Staatsstreich in Peking. In beiden Fällen dürfte das gewandte Fortkommen goldbeladener Maulesel auf schwierigen Wegen eine Rolle gespielt haben. Im Falle Feng-Yu-Hsiangs sprach man von 5 Mill. Dollar aus den damals noch wohlgefüllten Kassen der heute auch dem Weißbluten nahen Mandschurei.

Die Frage ist nun, wie sich diese einzelnen Machtgruppen zum Ausland verhalten, und was die Außenwelt von ihnen zu erwarten hat.

Gewisse „gottgewollte", d. h. geopolitisch oder völkerpsychologisch bedingte Abhängigkeiten bestehen nun für die Kuo-Min-Chun von den Sowjets, von denen sie allein Waffen und Munitionsersatz beziehen können; für Chang-Tso-Lin von den Japanern, sobald er nicht mehr die Russen gegen sie ausspielen kann, weil sie mit Bahnschutz-Truppen einer autonomen Eisenbahnzone von 22000 qkm Ausdehnung mitten in seiner reichsten Provinz stehen und ihn jeden Augenblick erdrücken könnten, wenn sie sich nicht sorgfältig vor jeder sichtbaren Einmengung in China und der Gefahr eines Boykotts japanischer Schiffe und Waren hüten würden.

Fast sich selbst genügend (autarkisch) sind die Jangtse-Mündungslandschaften, die denn auch ihre Unabhängigkeit vom Ausland und vom übrigen China scharf betont und eine Art Monroedoktrin für sich erklärt haben, wie die Bergländer Szechuan und Yünnan-Kueichow und wohl auch, seit sie ihren russischen Ratgebern, namentlich Borodin und Galen, die Krallen etwas beschnitten zu haben scheinen, die Kuo-Min-Tang in Kanton und seinem Hinterland.

Eine gewisse Notwendigkeit des Paktierens mit angelsächsischen Mächten ergibt sich trotz allem Geschrei: „China für die Chinesen", für Wu-Pei-Fu, aber auch für Sun-Chuan-Fang, weil sie sich der Einkünfte der großen Jangtse-Häfen Hangkau und Schanghai und einer weitgehend bedienen wollen und trotz der Leistung der Arsenale um Hangkau und Schanghai doch einer gewisser Ergänzung in der Bewaffnung durch den internationalen Waffenschmuggel oder Handelsflugzeuge und ähnliches bedürfen; wie ja auch z. B. die bekannte französische Firma Bréguet in größerem Umfang für Chang-Tso-Lin geliefert hat. Eine lockere Verbindung besteht aus dem gleichen Grunde zwischen Tang-Chi-Yao in Yünnan und den Franzosen, deren Bahn für ihn die einzige sichere Verbindung mit der Außenwelt ist.

Die einzigen Parteien, die eine gewisse, begrenzte Anerkennung der Verträge alten Stils ausgesprochen haben, sind Chang-Tso-Lin in der Mandschurei und die Kuo-Min-Chun. Der ganze Süden lehnt sie im Block ab; die Jangtse-Länder hüllen sich in verdächtiges Schweigen. Die Versuche, Tarif- und Fremdrechte durch Kommissionen zu regeln, sind völlig fehlgeschlagen.

Die Zentralregierung ist augenblicklich ein Vakuum, mindestens ein Raum mit sehr gelockerter, rapid zu Resignationen aufsteigender Luft, in die allgemein nur leichte Ware einströmt; augenblicklich wurde durch eine streng paritätische Nullensammlung — zu beiden Teilen von Wu-Pei-Fu und Chang-Tso-Lin und seinen Freunden bestellt — die Aufstellung eines zur Aufnahme von Schulden befähigten Kabinetts angestrebt, dem Herr Wellington Koo eine innere Anleihe von 100, wenn das nicht ging, von 30 Mill. Dollar für die Nöte des Augenblicks zu finden suchte.

Vernünftigerweise hat man bei dieser Lage die Konferenz in Peking bis zum Oktober verschoben. Erst, wenn man weiß, wieviel Reis für die Not, wieviel Opium zu ihrem Vergessen im Oktober in den verschiedenen Machträumen geerntet worden ist, wird man Positiveres darüber aussagen können, ob Wu-Pei-Fu das Geld zu gewaltsamer Zusammenführung des getrennten alten Reichsgebiets aufbringen wird oder — wie wahrscheinlich — nicht. Denn die Gewöhnung reicher oder doch wenigstens zur Autarkie befähigter Länder, ihre Steuern nicht einer unbeliebten, übergreifischen und doch machtlosen Zentrale zuzuführen, sondern in der eigenen Tasche zu behalten, ist süß; der Wunsch, ihre reichen Zolleinnahmen nicht fremden Militärgewalthabern zur eigenen Unterdrückung oder fremden Kapitalisten für längst vergeudete oder abgepreßte und aufgedrängte Verpflichtungen hinzugeben, groß und begreiflich.

Alle die Machtgruppen, die wir vorher kennzeichneten, haben reichlich soviel Lebensfähigkeit wie sämtliche Nachfolgestaaten der alten Habsburger Monarchie; keine einzige ist z. B. unter dem Flächenraum und der Einwohnerzahl der Tschechoslowakei. Wird man ihnen auf die Dauer an den Toren des Völkerbundes verweigern können, was man jenen einräumte?

Chang-Tso-Lin, Sun-Chuan-Fang, die Kuo-Min-Tang, selbst Tang-Chi-Yao stehen an der Spitze von Großmächten, Wu-Pei-Fus und der Kuo-Min-Chun gemeinsamer Bereich ist mindestens auch eine Großmacht: der Raum Deutschlands und Frankreichs zusammen oder ganz Mitteleuropas mit der Einwohnerzahl mindestens von Polen (Changs Mandschurei), der Raum und die Einwohnerzahl Deutschlands (Kuo-Min-Tang-Bereich), mehr Raum und Menschen als Deutschland und Frankreich zusammen (Sun-Chuan-Fang). Das sind tatsächlich Großmachtkörper, die sich gegeneinander in Bewegung setzen, behaupten oder verdrängen; und sogar Yünnan mit seinem Anhängsel, voll von einer kriegerischen Bevölkerung, oder Szechuan ganz allein übertreffen an Kraftreserven ganz Skandinavien mit den anderen Ostsee-Randstaaten.

Man kann sich danach vorstellen, wie unter solchen Verhältnissen auf die Nächstbeteiligten der Gedanke wirkt, Asien und Afrika zusammen eine Stimme im Völkerbundsrat zuzubilligen — selbst wenn noch die japanische Großmachtstimme unangetastet bliebe — ein Gedanke, der immerhin kürzlich bei den Vorschlägen einer regionalen Gliederung des Völkerbundes sehr ernsthaft vorgetragen wurde, bei dem gleichzeitig den Zwischenstaaten zwischen Rußland und Mitteleuropa, den skandinavischen, den südslawischen je eine Stimme eingeräumt werden sollte. Genügt die südamerikanische Revolte noch nicht? Muß man eine innerchinesische hinzufügen, um endlich den einfachen Gebrauch von Karten gleichen Maßstabs, innerhalb und außerhalb Europas, wenigstens für Staatsmänner in leitenden Stellungen, politische, Kultur- und Wirtschaftsführer durchzusetzen, der schnell eine Übersicht der Größe des chinesischen Problems geben könnte, die bei uns so völlig fehlt?

Ihre rücksichtslose Ausnützung während der Bürgerkriege, die sich wesentlich auf den geopolitisch vorgezeichneten Räumen abspielten, haben die Kraft der hauptsächlich reichsbildenden, den zentralen Zusammenhalt suchenden Landschaften, wie Chili, Honan, Shensi, des westlichen Schantung, von Hupe und Hunan erschöpft, die zentrifugalen Kräfte aber weniger in Anspruch genommen. Dadurch ist die Zentralgewalt in China, seit der Revolution von 1911 überhaupt nie sehr stark, bis zur Ohnmacht geschwächt, die zentripetale Kraftlinie fast überall mattgesetzt, die zentrifugale mächtig gestärkt worden. Der verständliche Wunsch, mit der Zentralgewalt die Fremdeinflüsse und die fremden, verpfändeten Zoll- und Steuereinrichtungen tödlich zu treffen, kommt gerade bei vaterländischen Führern und Massen hinzu; und so wird nach dem Regen- und Reisfrieden des Sommers das Problem im Herbst mit erneuter Schärfe, aber die Zentralmacht zu seiner Entwirrung noch unfähiger als bisher vor uns stehen. Prof. Dr. Karl Haushofer, Generalmajor a. D.

# DIE DEUTSCHEN ÄRZTE IM WELTKRIEGE

In den Kriegen der ältesten Zeiten und noch bis ins 19. Jahrhundert wurden die Menschenverluste weniger durch den Tod auf dem Schlachtfeld oder durch Verwundungen herbeigeführt als vor allem durch Seuchen und Krankheiten aller Art, die bei dem engen Zusammenleben von großen Menschenmassen in den Heeren auftraten. Noch im Krimkriege war die Zahl der an Krankheiten zugrunde gegangenen Mannschaften etwa viermal so groß wie die der Gefallenen, und im Spanisch-Amerikanischen Kriege 1898/99 starben sogar fast sechsmal soviel infolge von Erkrankungen. Schon im Deutsch-Französischen Kriege 1870/71 machte sich die günstige Wirkung der Anwendung von medizinischen Kenntnissen und hygienischen Maßregeln sowie die Tätigkeit des Arztes bemerkbar. Besonders deutlich zeigt sich der Unterschied zwischen den ärztlichen Maßnahmen bei dem deutschen und dem französischen Heere an den Todesfällen bei Pockenerkrankung. Die Verluste der Franzosen durch Schwarze Blattern waren erheblich höher als bei der geimpften deutschen Armee. Im Weltkrieg aber trat der Erfolg der medizinischen Wissenschaft besonders klar zutage. Diesmal sind trotz der Hungerblockade, trotz der notwendigen Einschränkung an Heilmitteln auf unserer Seite nur zehn Prozent Verluste auf Erkrankungen zurückzuführen. Aber zur Durchführung dieser hygienischen Maßnahmen war auch der gesamte Ärztestand Deutschlands aufgeboten.

Die 2400 aktiven Ärzte reichten für dieses Volksheer nicht aus. Während des Krieges waren dann im ganzen etwa 33700 Ärzte im Heere tätig. Über die Hälfte von ihnen (17530) stand im Felde. Von der Schwarmlinie des Sturmbataillons angefangen über Sanitätskompanie, Feld-Lazarett, Kriegs-, Etappen-Lazarett bis zum Heimat-Lazarett waren Ärzte allen Truppenteilen beigegeben. Diese starke Heranziehung des Arztes zu den Feldtruppenteilen mitten im Kampfgelände hat natürlich auch zu erheblichen Verlusten an Ärzten und ärztlichem Hilfspersonal geführt. So sind von den Ärzten im Felde allein 1783 gefallen und 2200 verwundet worden.

Aber auch die in der Heimat verbliebenen Ärzte wurden, wie man es sich nach Lage der Dinge vorstellen kann, vor eine ungeheure Aufgabe gestellt. Sie hatten nicht nur ihre eigene Praxis, sondern auch die der ins Feld gegangenen Kollegen zu versorgen und zu betreuen, litten unter den gleichen Entbehrungen wie das ganze deutsche Volk und waren in ihrem ärztlichen Handeln durch die Hungerblockade und die Kriegswirtschaft außerordentlich beschränkt. Dazu kam, daß der Gesundheitszustand der Bevölkerung sich infolge der Rückwirkungen der Hungerblockade außerordentlich verschlechtert hatte. Auch wurden durch Kriegsgefangene und Urlauber bisher fast unbekannte Krankheiten nach Deutschland eingeschleppt, deren Behandlung die stete Wachsamkeit der Ärzteschaft erforderte.

Hat die deutsche medizinische Wissenschaft durch Verhütung von Seuchen und schnelle Wiederherstellung der Verwundeten einen erheblichen Anteil an dem langen Ausharren Deutschlands im Kampfe, so hat der deutsche Ärztestand sich seiner Aufgaben im Felde und in der Heimat würdig gezeigt und seine Pflichterfüllung durch schwere Blutopfer für das Vaterland bewiesen.

Zum Andenken und zur Ehrung der im Weltkrieg gefallenen Ärzte ist nun am 27. Juni in Eisenach auf dem Karlsplatz ein von Professor Hugo Lederer ausgeführtes Denkmal eingeweiht worden (vgl. Seite 45). Auf treppenförmigem Aufbau mit großem Sandsteinsockel befindet sich ein hochragender Obelisk, dessen Spitze die gedrungene Gestalt des griechischen Heilgottes, Äskulaps, als Sinnbild medizinischer Wissenschaft krönt. Die Vorderwand des Obelisken trägt die Kennzeichnung der Bedeutung des Denkmals. In dem Sockel aber sind zwei Reliefs eingelassen. Das eine zeigt den Arzt, wie er sich um einen verwundeten Krieger bemüht und dem Dürstenden den erquickenden Heiltrank reicht. Das andere versinnbildlicht durch zwei Figuren Kunst und Wissenschaft im Dienste des Vaterlandes. Zwei bronzene Tafeln zu beiden Seiten weisen auf die im Weltkriege gefallenen ärztlichen Helden hin. Dr. med. Kurt Finkenrath.

Ministerialdirektor Dr. Hoffmann, der als Nachfolger des scheidenden Staatssekretärs Dr. Hagedorn ins Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft berufen und zum Staatssekretär ernannt wurde.

Vom Bankett des American Lunching Club in Berlin, das zu Ehren des zur Zeit in Berlin weilenden Präsidenten der Columbia-Universität in Neujork, Dr. N. Murray Butler, eines Führers des akademischen Lebens in Amerika, veranstaltet wurde.
Von links nach rechts: Sitzend: Dr. Dickie; Präsident Murray Butler; der amerik. Botschafter Schurman; der amerikanische Geologe Dr. James F. Kemp, Columbia-Universität. Stehend: Barney Dreyfuß, Präsident des Pittsburgh Baseball Club; Thomas Stockham Baker, Präsident des Carnegie-Instituts für Technologie; James B. Hackett, Londoner Theaterdirektor; James K. Scott, Präsident des American Lunching Club.

Geheimrat Dr. Hamel, Ministerialdirektor im Reichsinnenministerium, der an Stelle des am 30. Juni aus dem Amt geschiedenen Wirkl. Geheimen Ober-Regierungsrats Dr. Franz Bumm zum Präsidenten des Reichsgesundheitsamtes ernannt wurde.

# Tagesgeschichte.

Nach dem anhaltenden Regen, den Unwettern und Wolkenbrüchen der letzten Woche hatte fast in ganz Deutschland **Hochwasser** eingesetzt. Das Bett der Flüsse und Ströme vermochte die gewaltigen Wassermassen nicht mehr zu fassen, sie traten über ihre Ufer, ergossen sich weithin ins Land und rissen an mehreren Orten Dammbrüche hervor. Der Schaden, der bei der bevorstehenden Ernte die Fluren getroffen hat, zählt nach Millionen. Besonders schwer getroffen wurde das Gebiet von Wittenberge und Magdeburg sowie das Odergebiet.

Der aus 60 ostpreußisch-masurischen Schülerinnen bestehende **Mädchenchor aus Osterode** (Ostpreußen), der sich zur Zeit auf einer Deutschlandfahrt befindet, brachte am 1. Juli morgens dem Reichspräsidenten im Garten des Präsidentenhauses ein Ständchen. Hindenburg, der Ehrenbürger von Osterode ist, dankte in herzlichen Worten dem Chorleiter E. Olschewski und den Kindern.

Auf seiner Reise nach London hielt sich der **König von Spanien, Alfons XIII.**, mit seiner Gattin zwei Tage in Paris auf, wo er am 26. Juni eintraf. Am übernächsten Tage gab der französische Präsident Doumergue im Elysée zu Ehren des Königs von Spanien ein Frühstück. Am 30. Juni langte das Königspaar in London an und wurde auf dem Bahnhof von der englischen Königin, dem Prinzen von Wales und dem Herzog von York sowie von einer Anzahl spanischer und englischer Persönlichkeiten empfangen.

In **Ägypten** wurde das neue Kabinett von Adly-Pascha gebildet, der zugleich das Innenministerium übernahm. Das Kabinett stellte sich am 10. Juni nach der Einberufung des Parlaments vor.

In **Frankfurt a. M.** gab am 27. Juni die **Jugend** der Stadt ein **Fest**, das der Werbung für ein Frankfurter Jugendheim diente, und bei dem sich die Jugendverbände aller Richtungen zusammengetan hatten. Nach dem Festzug sprach Bürgermeister Gräf (Frankfurt a. M.) vom Außenbalkon des Stadions aus zu den versammelten Jugendverbandsmitgliedern. Später fand in der Stadion-Kampfbahn ein Festspiel statt, dem ein Konzert, Sportspiele und Volkstänze folgten. Das Fest soll in den kommenden Jahren wiederholt werden, da dieser neuartige Versuch der Jugend, die Bevölkerung einer Stadt bei sich zu Gaste zu laden, schön geglückt ist.

Das Fest der Jugend in Frankfurt a. M, das am 27. Juni zugunsten des Baues eines Jugendheims von den Jugendverbänden aller Richtungen veranstaltet wurde: Das Haus der Jugend und die jugendlichen Handwerker an der Spitze des Festzuges.

Vom Internationalen Polo-Turnier in Klein-Flottbek bei Hamburg: Das Spiel der Hamburger gegen die englische Mannschaft Moonlighters am 28. Juni, das mit 4:3 für Hamburg endete.

Vom Silberjubiläum des Verbandes Mitteldeutscher Ballspiel-Vereine am 26. und 27. Juni: Überreichung eines Blumenstraußes an Edy (VfB, Leipzig) durch die Süddeutschen vor dem Fußballkampf Süddeutschland gegen Mitteldeutschland im VfB-Stadion zu Probstheida bei Leipzig am 27. Juni, der mit einem Sieg der Süddeutschen (4:3) endete.

Das 58. **Deutsche Derby in Hamburg-Horn** fand am 27. Juni seine Entscheidung. Neun Pferde traten zu der großen Prüfung an, und es entspann sich ein lebhafter Wettkampf, besonders zwischen den beiden Favoriten „Ferro" und „Aurelius". R. Haniels „Ferro" unter Jockei Williams gewann das Rennen. Als Sohn des deutschen Derbysiegers „Landgraf" und der guten Fliegerin „Frauenlob", beide von Herrn Haniel selbst gezogen, ist „Ferro" reinblütiger Inländer, so daß das Ergebnis des Derbys einen neuen Beweis für die Leistungsfähigkeit inländischer Zucht darstellt. Für den Stall Haniel waren übrigens früher bereits „Turmfalke" und „Pontresina" Sieger im Blauen Band.

Das **Internationale Polo-Turnier in Klein-Flottbek** bei Hamburg brachte am 28. Juni einen Sieg der Hamburger Mannschaft über die englische Mannschaft Moonlighters mit 4:3. Das anregende, lebhafte Spiel trug sicherlich dazu bei, dem Polosport neue Freunde und Gönner zuzuführen.

Am 26. und 27. Juni feierte der **Verband Mitteldeutscher Ballspiel-Vereine** in **Leipzig** sein **25jähriges Jubiläum**. Während der erste Tag mehr den Jubiläumsfestlichkeiten gewidmet war, stand der Sonntag ganz im Zeichen des Sports. Besonders fesselnd war das Jubiläumsfußballspiel Süddeutschland gegen Mitteldeutschland im Stadion des VfB zu Probstheida, das nach heißem Kampfe mit einem Sieg der Süddeutschen (4:3) endete.

Das 23. **Brandenburgische Kreisturnfest in Kottbus** führte gegen 15000 Teilnehmer zusammen. Einen der Höhepunkte der Veranstaltung bildete der Festzug mit seinen mehr als dreihundert Fahnen, der von Herolden in historischer Tracht eröffnet wurde. Ein glänzender Eindruck war auch die Vorführung der allgemeinen Freiübungen auf dem Festplatz, an denen über 3000 Turner teilnahmen. Es folgten dann in buntem Wechsel Wettkämpfe, Spiele und Vorführungen aller Art. Hervorgehoben zu werden verdienen die Gemeinturnen der Männer an dreißig Barren und der Frauen an zwanzig Pferden, ferner die rhythmischen Keulenübungen der Turnerinnen, das Kürturnen der Reckturner, die allesamt ein glänzendes Bild boten. Das Fest war ein voller Erfolg für den Turnkreis Brandenburg.

Besuch aus Ostpreußen beim Reichspräsidenten: Der ostpreußisch-masurische Mädchenchor aus Osterode (Ostpr.), der sich auf einer Deutschlandfahrt befindet, singt vor Hindenburg im Garten des Präsidentenhauses am 1. Juli. Rechts: Vom Deutschen Ärztetag in Eisenach: Nach der Enthüllung des von Hugo Lederer geschaffenen Denkmals für die im Weltkriege gefallenen deutschen Ärzte auf dem Karlsplatz in Eisenach am 27. Juni.

Von der 600-Jahrfeier der Stadt Gilgenburg (Kreis Osterode, Ostpreußen) am 26. Juni: Der historische Festzug. Im Oval rechts: Der 2. Rheinische Evangelische Kirchentag in Essen (Ruhr) vom 26. bis zum 29. Juni: Während der Ansprache des Generalsuperintendenten D. Klingemann.

Vom 23. Brandenburgischen Kreisturnfest in Kottbus am 26. und 27. Juni: Der Turnerfestzug, der etwa 15000 Teilnehmer mit mehr als 300 Fahnen aufwies, in den Straßen der Stadt.

Vom 58. Deutschen Derby in Hamburg-Horn am 27. Juni: Der Derbysieger, Stall Haniels „Ferro" (Jockei Williams), der vor „Aurelius" und „Hödur" gewann, nach dem Rennen.

Das Aachener Stadttheater zeigte in Uraufführung das Stück des in Deutschland noch unbekannten spanischen Schriftstellers Parmeno „Das Netz“, dessen Übertragung Lotte Zavrel und E. D. Rodino besorgt haben. Das Drama wurde im Dezember 1918 in Madrid zum allerersten Male aufgeführt und fand dann in ganz Spanien und auch in Lateinamerika lebhaften Beifall. Es enthält eine idealistische Verurteilung der menschlichen Justiz, die der Autor, von Beruf übrigens ein Rechtsanwalt, für unfähig erklärt, über Menschen zu richten. Das Stück erwies sich mit seiner ergreifenden Handlung, die sich in einer kleinen spanischen Ortschaft abspielt, als äußerst bühnenwirksam.

## Die Schwester Friedrich Nietzsches.

**Zu ihrem 80. Geburtstag am 10. Juli.**

Frau Dr. phil. h. c. Elisabeth Förster-Nietzsche, die einzige Schwester des Philosophen Friedrich Nietzsche, vollendet am 10. Juli ihr 80. Lebensjahr. Sie ist bekanntgeworden als die Begründerin des Nietzsche-Archivs in Weimar, als die Herausgeberin von Nietzsches Nachlaß und von seinen Briefen, als die Verfasserin seiner Biographie. In der Überzeugung, daß alle Niederschriften ihres Bruders wert seien, aufgehoben zu werden, sammelte sie von Jugend auf die Tagebücher, Aufzeichnungen, Gedichte, Briefe Nietzsches, oft gegen seinen Willen. Bei dem unsteten Wanderleben in Italien und in der Schweiz, das Nietzsche später nach Aufgabe seiner Baseler Professur führte, würde wohl wenig von dem übriggeblieben sein, was jetzt die überaus wichtigen Nachlaß- und Briefbände füllt, wäre die Schwester nicht gewesen. Selbst für die Jahre, während deren sie mit ihrem Gatten nach Paraguay ging, traf sie Vorkehrungen, daß die von ihr bis dahin gesammelten Niederschriften ihres Bruders sicher aufbewahrt wurden. Nach ihrer Rückkehr aus Südamerika — vier Jahre nach der Erkrankung Nietzsches — ergänzte sie diese Sammlung des Handschriften- und Brief-Materials systematisch. So sind im Nietzsche-Archiv in Weimar allmählich Manuskriptschätze von folgendem Umfang zusammengekommen: 17 Druckmanuskripte, 160 Oktav-, Quart- und Foliohefte, 65 gebundene Hefte mit Aufzeichnungen und Entwürfen, einige Dutzend mit losen Blättern gefüllte Mappen, 51 Hefte mit philologischen Vorlesungen und Studien und etwa 1200 eigenhändig geschriebene Briefe Nietzsches. Dieser selbst erkannte in seiner Schwester die geborene Hüterin seines Werkes. Anfang Juli 1883 schrieb er ihr: „Meine Zukunft ist mir die dunkelste Sache von der Welt; da ich aber noch viel fertig zu machen habe, sollte ich auch nur an dieses Fertigmachen als meine Zukunft denken und alles Übrige Dir und den Göttern überlassen.“ — Auf Grund des im Archiv aufgesammelten Materials konnte unter Oberleitung von Frau Förster-Nietzsche der Nachlaß herausgegeben werden. Es handelte sich nicht nur um Stücke, die Erläuterungen bildeten zu den von Nietzsche selbst veröffentlichten Werken, sondern zum großen Teil auch um völlig neues Material. So erschien zum Beispiel in den Bänden XV und XVI das im Entwurf fertige Hauptwerk Nietzsches „Der Wille zur Macht. Versuch einer Umwertung aller Werte“. Der Herausgabe der Werke schloß sich die der Briefe an. Es erschienen bis jetzt 5 Bände gesammelte Briefe sowie der Briefwechsel Nietzsche-Overbeck und die Briefe in Auswahl im Insel-Verlag in Leipzig.

Nietzsches Schwester kann sich rühmen, die Persönlichkeit zu sein, die am längsten mit ihm zusammengewesen ist. Während der zehn Jahre seiner Baseler Professur allein hat sie alles in allem sechs Jahre Leben mit ihm gemeinsam gehabt. Diese Äußerlichkeit schon, vor allem natürlich die innige geistige Fühlung mit ihrem Bruder, bestimmte sie naturgemäß zu seiner Biographin. „Du verstehst mehr von mir als die Anderen, weil Du dieselbe Herkunft im Leibe hast“, schrieb er ihr am 31. März 1888. Die Darstellung von Nietzsches Leben hat sie niedergelegt in folgenden Werken: „Das Leben Friedrich Nietzsches“ (Bd. I 1895, Bd. II 1, 2 1897 bis 1904); „Der junge Nietzsche“ (1912); „Der einsame Nietzsche“ (1913); „Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft“ (1914); „Der werdende Nietzsche“ (1924).

Mit Stolz kann Nietzsches Schwester an ihrem Lebensabend auf ihr Werk zurückschauen: ohne sie wüßten wir von der Philosophie Nietzsches und von seinem Leben kaum die Hälfte dessen, was wir nun kennen. Dr. Richard Oehler.

Frau Dr. h. c. Elisabeth Förster-Nietzsche, die Schwester Friedrich Nietzsches, wird am 10. Juli 80 Jahre alt. (Phot. L. Held, Weimar.) — Im Oval: Friedrich Nietzsche (1844—1900). Ein bisher unbekanntes Bild des jungen Nietzsche aus den Jahren 1864/65, das ihn als Bonner Frankonen darstellt.

## Süddeutsche Stadtjubiläen.

(Vgl. hierzu die Bildertafel auf S. 61.)

Vom 31. Juni bis zum 12. Juli begeht die Stadt Sulzbach in der Oberpfalz, die frühere Residenz der Herzöge von Schwaben und Neuburg, ihre 900-Jahrfeier. Die in dem ehemaligen Fürstentum Sulzbach gelegene Stadt wechselte mehrmals den Herrscher. Nach dem Aussterben des eigenen Grafengeschlechtes war Sulzbach im 13. Jahrhundert an Bayern gekommen, 1614 aber nach manchem Hin und Her selbständiges Herzogtum geworden. Als im Jahre 1799 Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz und von Bayern starb, fiel es mit Bayern an die Linie Pfalz-Zweibrücken, deren Haupt Herzog Maximilian Joseph, der nachmalige König Maximilian I. von Bayern, war. Das über der Stadt thronende Schloß und die alte Stadtkirche, deren Chor aus Kaiser Karls IV. († 1378) Zeit stammt, stehen als stumm-beredte Zeugen vergangener Schicksale.

Der weiter südlich bei Abensberg in Niederbayern gelegene Marktflecken Rohr blickt in diesem Jahre auf eine 1000-jährige Vergangenheit zurück. Vom 21. Juni bis zum 4. Juli feierte er dieses Jubiläum mit einem historischen Festspiel, mit Festzügen u. a. m. Rohr wird als Ortsbezeichnung zum ersten Male in einer Urkunde des Bayernherzogs Arnulf im Jahre 926 erwähnt. Nach dem Aussterben der Grafen von Abensberg, unter deren Herrschaft Rohr stand, findet man den Ort auf lange Zeit nur als Kloster Rohr bezeichnet. Während des geistlichen Regiments hatte die Ansiedlung in den folgenden Jahrhunderten schwer unter den Lasten und Unbilden der Kriege zu leiden. Trotz dieser Nöte schuf sich das Kloster eine Kirche, die ein Meisterwerk des bayerischen Barocks darstellt. Durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 wurde es wie die anderen geistlichen Besitzungen aufgehoben und fiel mit seinen Ländereien an Bayern. Aus dem um das Kloster entstandenen Dorfe entwickelte sich dann der heutige Marktflecken.

Das in wunderbarer Lage am Untersee gelegene Radolfzell feiert heuer sein 1100jähriges Bestehen. Die Stadt wird aus diesem Anlaß vom 18. Juli bis zum 19. September ihre Gedenktage abhalten. Die Entstehung des Ortes geht auf eine von Bischof Radolf von Verona gegründete Niederlassung für Kleriker zurück; Stadt wurde Radolfzell im Jahre 1267. Besonders schwere Zeiten brachen dann während des Bauernkrieges und des Dreißigjährigen Krieges über Radolfzell herein. In den Jahren 1415 bis 1454 war die Stadt reichsunmittelbar, stand aber in der übrigen Zeit unter Habsburgischer Herrschaft und wurde dann 1805 zu Württemberg und im Jahre 1810 zu Baden geschlagen. Die Überreste der früheren Befestigungswerke, ehrwürdige alte Gebäude und eine prächtige Landschaft üben immer wieder ihre Anziehungskraft auf den Besucher der Stadt aus.

Szenenbild aus der kürzlich am Stadttheater zu Aachen erfolgten Uraufführung des Dramas „Das Netz“ von Parmeno, aus dem Spanischen übertragen von Lotte Zavrel und E. D. Rodino. Von links nach rechts: Anna Hungar als Monika; Matty Minck als Dolores, Salvadors Gattin; Friedrich Schütze als Salvador, der unschuldig Angeklagte; Christian Gollong als Quintin. (Phot. J. Preim Sohn, Aachen.)

An Bord des Kreuzers „Emden": Besuchstag auf dem Kriegsschiff bei seinem Aufenthalt in Lübeck / Nach einer Zeichnung von Martin Frost.

Die am 19. Juni verstorbene ehemalige Königin Olga von Griechenland, eine geborene Großfürstin von Rußland, auf dem Totenbett in ihrer Villa in Rom.

Links: Vom Blumenfest in Genf, das am 26. Juni veranstaltet wurde: Die Spitze des Festzuges. (Phot. H. Julien, Genf.)

Die Eröffnung des Parlaments in Kairo durch König Fuad (auf dem Thron) am 10. Juni. Rechts: Adly-Pascha Yeghen, Präsident des Ministerrats, beim Vorlesen der Thronrede. Links (sitzend): Die Prinzen der königlichen Familie.

Links: Wie Frankreich den Verrat belohnt: Auszeichnung einer verräterischen syrischen Frau, die während der Kämpfe der Franzosen gegen die Drusen den von einem Flugzeug abgeworfenen Brief an den französischen Kommandanten durch die Linien der Aufständischen zu den Franzosen trug: De Jouvenel, der französische Oberkommissar für Syrien, beim Anheften des Ordens angesichts der Truppen auf dem Serail-Platz in Damaskus. — Rechts: Vom Besuch des spanischen Königspaares in Paris: König Alfons XIII. beim Verlassen des Automobils nach der Ankunft am Elysée am 28. Juni; rechts Königin Viktoria Eugenia.

# Der See

## Roman von Gustav Renker

(6. Fortsetzung.)

Als Romalda sah, daß ich ihr Beobachten empfand, erlosch das Glimmen augenblicklich; um den Mund zog ein leichtes, etwas starres Lächeln, und sie nickte mir zu. Dann deutete sie, um das ahnungsvoll Gegnerische zwischen uns zu überbrücken, zur Straße hinauf. „Wie viele Leute heute nach Wien gehen!"

„Das sind die Überalldabei, die eine Hetz wittern."

„Sie werden sich arg schneiden, denn außer Straßenaufläufen und großen Worten wird nicht viel herausschauen."

„Ich kann das nicht beurteilen. Ich habe immer nur die flüchtigste Außenseite der Bewegung gesehen. Aber der ganze Lärm und Wirbel ist mir widerlich. Deshalb wär es mir lieber gewesen, du hättest meiner Bitte nachgegeben, und wir wären selbander ein paar Tage ins Land gewandert."

Diese Bitte hatte sie mir, als ich sie heute morgen ausgesprochen hatte, mit hunderterlei Gründen abgeschlagen. Ich legte es mir so aus, daß sie als Wiener Kind bei den bewegten Ereignissen in der Stadt anwesend sein wollte.

„Nein, nein!" erklärte sie entschieden und stand auf. „Ich muß wieder in die Stadt. Was hätten wir jetzt auch draußen in den Tälern? Es ist noch alles tot, und außer ein paar Himmelsschlüsseln und Leberblümerln ist vom Frühling nichts zu sehen. Aber, wenn du willst, geh halt — ich zwing dich nicht."

Das war natürlich so gesagt, daß ich unbedingt mit ihr gehen mußte.

Hinter Nußdorf war vor einem Hause ein Menschenhaufen zusammengeballt, auf einem umgestürzten Schubkarren stand ein Mann und schrie, mit den Armen heftig um sich schlagend, über die Menge. Wir gingen zu weit von ihm entfernt am Rande der Versammlung vorbei und konnten nur losgerissene Fetzen der Rede verstehen.

„Geschossen haben 's auf uns — am Ballplatz sind Kanonen aufgefahren — so hat er gesagt, der Metternich: ‚Ganz Wien soll ehnder im Blut ersaufen, als daß ich nachgieb!'" Aus dem Menschenknäuel spritzten Wutschreie wie Gischt der Brandung hoch.

„Es scheint doch ernst zu werden", sagte ich bedrückt.

„Die Leut übertreiben gern. Aber wenn dir das alles schon so widerlich ist, Medard, dann will ich dir was vorschlagen: Wir setzen uns in irgendein stilles Gasthaus und warten, bis die Aufregung vorbei ist. Am Abend ist alles wieder ruhig, verlaß dich drauf."

Wir kamen an einem verlassenen Mauthaus mit geschlossenen Fenstern und Türen vorbei. Drei Männer, die da standen, sahen unsere erstaunten Blicke.

„Ja, stimmt schon," lachte der eine, „heut braucht man keine Verzehrungssteuer zu zahlen."

„In Sechshaus haben sie ein Mauthaus angezündet und den Beamten ins Feuer geworfen", setzte der zweite hinzu. „Jetzt haben die Grünen Angst und haben sich verzupft (verduftet)."

„Geh weg, Ferdl!" darauf der erste. „So schlimm wird's nicht sein."

„Ich sag's, wie's wahr ist."

Ein lähmendes Grauen fiel über mich. Wenn das doch wahr war! Ich wußte von der starken und reinen Bewegung, die wie frischer Blutstrom durch das Volk ging; ich wünschte ihr, so wenig ich mich selbst in diese Dinge mischte, Erfolg. Vielleicht hätte ich mir sogar selbst das Band der Legionäre um die Brust gelegt, wenn nicht gerade in diesen Tagen das tiefere Erlebnis Romalda sich mir ganz entfaltet hätte. Aber was ich den Reden der Männer entnahm, war etwas anderes, etwas Fürchterliches. Aus dem Schlamm der Gewässer, die durch den befreienden Sturm aufgewühlt wurden, stiegen Giftblasen des Morastes empor. Die Stadt, die jetzt ihre steinernen Arme um mich warf, schien mir wie ein brutales, ungeschlachtes Tier, das einen furchtbaren Rachen aufriß, in den ich geradeswegs hineinlief.

Mein Schritt zögerte. „Kehren wir um, Romalda!"

„Komm!" drängte sie. „Komm!"

Ich ging, weil ich mußte. Sobald mich Zweifel und Bangen überfallen hatten, war das Mädel stärker als ich.

Im Liechtental war eine kleine, verräucherte Kneipe.

„Zum lustigen Kutscher" hieß sie. Da stieg Romalda vor mir die Kellertreppe hinab.

„Warum denn gerade da?" fragte ich.

„Irgendwo wollen wir doch den Lärm vorbeigehen lassen. Und hierher kommen sicher nur Tarockbrüder und alte Weinbeißer."

Mochte sein, daß sie als Kind dieser Stadt recht hatte. Die Kneipe war ein unter der Straßenhöhe gelegener Keller mit weit gewölbter Decke. In einer Ecke saßen ihrer vier um einen Tisch und hieben klatschend Karten übereinander, neben dem übermäßig geheizten Ofen hockte ein alter Mann mit aufgedunsenem Gesicht und einer rotblau angelaufenen Knollennase, hatte die Arme breit auf den Tisch gelegt und glotzte liebevoll den vor ihm stehenden Wein an. Wenn er einen Schluck tat, schloß er die Augen und ließ, das Kinn etwas erhebend, den Trank fast tröpfchenweise durch die Kehle rinnen.

Der Wirt, ein gemütlicher, ansehnlich breiter Mann mit einem Vertrauen erweckenden Doppelkinn, stand, wie dies so üblich, bald neben uns und lobte, geschäftstüchtig genug, unseren Entschluß, hier im „Lustigen Kutscher" zu jausen. „Wenn man jung ist und sein Mädel bei sich hat," meinte er wohlwollend pfiffig, „mischt man sich am besten gar nicht in die Remasuri. Mir ist auch alles Wurst — wenn ich meinen Wein verkauf, kann meinethalben der Metternich oder der Kaiser von China Minister sein. Was zu mir kommt, sind ruhige Bürger vom Grund oder kleinere Leut, die einen guten Tropfen schätzen. In Politik wird da nichts gemacht."

„Was hat sich heute eigentlich ereignet?" schoß meine Neugierde los. „Wir sind seit gestern nicht mehr in Wien gewesen und kommen grad vom Land."

„Ja, Genaues weiß ich halt auch nicht", setzte er sich unaufgefordert neben mich. „In der Stadt (Wiener Ausdruck für den I. Bezirk, die innere Stadt) soll's drunter und drüber gehen. Geschossen haben's, und ein Haufen Leut ist tot. Die Kappelbubn (Studenten) sind auf und in die Hofburg marschiert. Den Metternich wollen's aufhängen."

„Das ist Unsinn", erklärte ich heftig. „Abdanken soll er, aber tun will ihm niemand was."

„Na, wenn Sie's besser wissen, was fragen S' dann. — Oeha!" unterbrach er seine Entrüstung. „Was ist jetzt das?"

Aus dem gewöhnlichen Lärm der Straße, dem Fußtrappen und Wagenrollen, hatte sich ein von fern näherschwellendes Geräusch gelöst, ein Rufen, Schreien, Pfeifen. Die Fußgängerschritte oben auf dem Bürgersteig fielen aus ihrem gemächlichen Zeitmaß in hastigere Bewegung, man hörte, daß die Leute liefen.

Der Wirt schoß auf. „Sopherl, schnell, zusperren!"

Ein Frauenzimmer eilte aus der Küche, lief zur Treppe, der Wirt wackelte ihr nach. „Fallt mir ein, daß die besoffene Metten (Gesellschaft) da herunter kommt."

Oben hörte man jetzt Gewirr vieler Stimmen, dann Splittern vom Glas einer eingeschlagenen Scheibe. Ein Mann erschien halbenwegs auf der Treppe, warf einen forschenden Blick in den Keller und schrie nach rückwärts: „Daher kommt's! Da ist Platz haufenweise. — Geh, tu dir nix an!" sagte er zum Wirt, der ihm die Tür vor der Nase zuschlagen wollte. „Eine Ehr' ist's für dich, wenn das befreite Volk dein Beisel besucht."

Wie eine Traube ineinander verkeilter Körper wälzte und stieß es sich die Treppe herab: wilde Gestalten, der Tiefe der großen Stadt entstiegen, Männer mit verlumpten Kleidern und schnapsgeröteten Gesichtern, Weiber in erbärmlichem Flitterkram, auch schon etwas unsicher in ihren Bewegungen. Die füllten im Nu den Keller, wimmelten zwischen den Bänken, stöberten am Schanktisch und rissen aus den Verschlägen Flaschen hervor, deren einige auf dem Boden zerschellten.

„Heute kost's nix. 's Geld wird abgeschafft; was einem gehört, gehört allen", jauchzte ein Bursch, der ein Mädel im Arm hielt. Er sah die vier Spießbürger in ihrer Ecke am Tarocktisch und erspähte die Kupfermünzen, die als Spielgeld in der Mitte gehäuft lagen. Mit der hohlen Hand, wie man nach einer Fliege schlägt, fuhr er darüber hin, fegte einen Teil auf den Boden und haschte den andern. Dem einen Spieler, der grob auffuhr, schlug er mit der Faust in das Gesicht, daß das Blut aus der Nase strömte. Die anderen drei waren klüger; sie schwiegen still und saßen wie verschreckte Hühner vor ihren Gläsern, die von den wilden Gästen im Nu ausgetrunken worden waren.

Romalda und ich — auch wir saßen, in unsere Ecke gedrückt, und verhielten uns still. Als die ersten Menschen die Treppe herabgestürmt waren, hatte ich noch rasch auf die Straße gewollt. Aber es war schon zu spät. Und jetzt war der Kellerraum von einer so dicht gestockten Menge erfüllt, daß an ein Durchkommen nicht zu denken war. „Abwarten!" flüsterte ich meinem Mädel zu. „Lang kann das nicht gehen. Die anderen werden schon Ordnung machen."

Auch unser Tisch war von Menschen umdrängt. Sie bemerkten mein Flüstern.

„Was habt's ihr da zu tuscheln?" schrie einer. „Ist euch leicht unsere Gesellschaft zu schlecht? Wein her da! Der feine Herr möcht mit mir auf das Wohl des freien Volkes anstoßen."

Er hielt mir ein gefülltes Glas entgegen, wortlos stieß ich mit meinem an.

„So! Jetzt lassen S' uns aber gehen", sagte ich.

„Nix da! Dageblieben wird! Kommst noch zeitig genug mit deinem Madel nach Haus." Er grölte lachend auf und wandte sich wieder zu seinen Gesellen.

Ich sah Romalda neben mir — sie saß still und ruhig da, als ginge sie das alles nichts an. Nicht anders als vordem nippte sie zeitweise an ihrem Weinglas und führte ab und zu ein Stück Kuchen zum Munde. Auf meine Worte hin nickte sie nur teilnahmlos — gerade jetzt, in dieser peinlichen, beängstigenden Lage, da die Flut des entfesselten Volkes über uns zusammengeschlagen schien, war sie von rätselhafter Entrücktheit und mir ferner als je. Ein einziges Mal er-

griff sie hastig meine Hand und sah mich mit unbeschreiblich wehmütigem Blick an: „Jetzt wird es bald aus sein — für lange, lange Zeit vielleicht. Aber nicht wahr, Medard, du vergißt es nicht — das Geheimnis der Verwandlung?"

„Ich versteh dich nicht."

„Das sollst und kannst du jetzt auch nicht."

Sie ließ meine Hand los und schien wieder zu erstarren. Als löse sich nun etwas aus ihr, das mir, nur mir allein gehört hatte.

Der wüste Haufen betrank sich mit unersättlicher Gier an den Vorräten des klagenden und schimpfenden Wirtes. Ein ekliger Dunst lag über dem Raum; ohne Rücksicht auf ihre Nachbarn hatten sich Betrunkene übergeben, der Gestank der ausgespienen Speise- und Weinreste vermischte sich mit dem Dunst des reichlich verschütteten Fusels. Die Menschen brüllten Lieder und sprachen bombastisch von der neuen Freiheit, wie sie die aller Sittengesetze bare Hemmungslosigkeit nannten. Eine Ziehharmonika begann zu quietschen, auf einem Tisch stehend, verkündete ein Kerl:

„Ruhe, hochgeehrte Versammlung, die rote Pepi wird uns was vortanzen."

So dichtgedrängt sich die Menge auch staute, es entstand in der Mitte doch ein freier Platz. In ihn trat ein Weibsbild mit verwüsteten Zügen und einer hochgetürmten roten Haarfülle.

„Mit wem soll ich denn tanzen?" fragte sie lauernd.

„Mit mir!" — „Nein, mit mir."

„Ich such mir was ganz Extrafeines aus", rief sie und sah mich an, der ich mich erschrocken so klein und unbeachtet wie möglich machen wollte. „Der noble Herr da hinten — oder ist ihm ein armes Weib leicht zu minder, weil er ein junges Pupperl neben sich hat?"

„Lassen Sie mich! Ich mag nicht", fuhr ich auf.

„Ob's d' magst! Hergehst!" johlte die Menge begeistert. Fäuste griffen über den Tisch, zerrten mich in die Höhe. Mit gedämpftem Krachen riß mein Rock. Von einem Arm in den andern wurde ich geschleudert, teilte Püffe aus, empfing Hiebe. Ein letzter Stoß warf mich vor, die Arme der roten Pepi packten mich, hielten mich fest, wirbelten mich herum.

Die Ziehharmonika kreischte, die Menschen wieherten vor Freude über den Hauptspaß.

In Wolken von Qualm und Staub sah ich bei jeder Drehung das Gesicht Romaldas.

Es war unbewegt, weiß, starr.

Es war wie tot.

Licht fiel von oben in den düsteren Raum. Ich hörte eine scharf befehlende Stimme und gleichzeitig das Kreischen des Wirtes. „Alle einsperren! Ausgeplündert haben sie mich."

Ein Feldwebel stand da, packte mich am Arm, so daß unser sinnloser Tanz plötzlich ein Ende hatte.

„Aufhören!"

Ich sah in ein strenges Gesicht mit zwei mächtigen Schnurrbartbuschen.

Die rote Pepi gab dem Mann einen Stoß vor die Brust und ergriff eine auf einem Tisch stehende Weinflasche. Die schmetterte sie nach seinem Kopfe, über den sich schnell Bückenden hinweg an die Wand.

Wieder riß mich das betrunkene Weib herum, wieder gab es einen ruckartigen Halt.

Dann fühlte ich kaltes Eisen an meinen Händen, wurde die Treppe hinaufgestoßen.

Noch einmal sah ich mich nach Romalda um. In der Ecke, wo sie gesessen hatte, konnte ich keine Gestalt mehr erkennen. Ein leuchtender, weißer Nebel war dort, der sich langsam aufzulösen schien.

Dann ging ich gefesselt inmitten einer Schar von Strolchen, rechts und links begleitet von Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett, durch die Straßen Wiens, die von einer den Sturz Metternichs bejubelnden Menge erfüllt waren. — — —

Ich hatte im Gefängnis dem Schließer sofort meinen Namen angegeben und gebeten, man möge meinen Großoheim benachrichtigen.

Eine grauenhafte Nacht auf schmutziger, von Ungeziefer starrender Pritsche in übelster Gesellschaft des Großstadtpöbels dehnte sich ins Endlose bis zu dem kalt und grau durch die Gitterfenster schleichenden Morgen. Um die achte Frühstunde wurde ich endlich herausgerufen und vom Wärter in eine Kanzlei geführt. Aber dort stand nicht mein Großonkel, sondern sein Freund, der Abt Arneth von Sankt Florian.

Einmal hatte ich ihn beim Großonkel gesehen, so zwischen Tür und Angel, ein Besuch des Alten, mehr nicht. Doch zum erstenmal sah ich ihn erst heute, in den kalkgeweißten Mauern der seelenlosen Kanzlei mit ihren zweimannshohen Aktengestellen, dem rissigen Tisch und den mit abgeschabtem Leder überzogenen Sesseln.

Ich sah ein scharfgeschnittenes Gelehrtengesicht, eine mächtige Stirn über auffallend zarten und schmalen Backen, zwei klare, wasserblaue Augen hinter Brillengläsern. Und ich war dem fremden Manne sofort nahe, ahnte irgendein Tor seines Ich, durch das ich mich aus den Wirrsalen der letzten Stunden in meine Welt flüchten konnte.

Denn das war's: der vor mir stand, war ein Abgesandter meiner Welt, aus der ich geflohen war, um mich in närrische und gefährliche Abenteuer zu verstricken. Nur wußte ich nicht, ob der Abgesandte meiner Welt gekommen war, mich endgültig auf unbekannten Boden zu stoßen oder mich heimzuholen.

Der Abt wies mir mit einer starken Handbewegung einen Stuhl.

„Ich komme von Seiner Exzellenz, Ihrem Großohm, der in diesem Falle Ihre Familie vertritt. Ich hatte schon einmal Gelegenheit, ein wenig in Ihr Leben einzugreifen —"

„Anläßlich der Duellsache. Ich —"

Er blitzte mich einen Herzschlag lang aus den blauen Augen scharf an. Es ging in diesem Moment mit den Pupillen der Augen eine Veränderung vor; sie schienen sich zu weiten, gleichsam aber zu erstarren. Die weiche, wasserblaue Farbe wandelte sich zum harten Blau eines Kristalls. Kein Wort fiel, aber ein Befehl war da: Ich spreche, schweige du! Das war Anrennen, Kampf und Niederzwingen, in den Bruchteil einer Sekunde gebannt. Ich senkte ein wenig das Haupt, ich, der Entwurzelte, vor dem Blick des Mannes, der über den Fratzen des uns umgebenden Lebens stand.

Ein Tor hörte ich hallend zuschlagen: Ich war vor den Mauern meiner Welt.

Der Abt fuhr fort: „. . . . in Ihr Leben einzugreifen, als dieses an eine von der Überlieferung gezimmerte Schranke rannte. Es lag im Sinne meiner Weltanschauung, für Sie einzutreten. Ob Sie damals von anderen Motiven geleitet waren, ist mir belanglos. Wir trafen uns am Ende zweier Wege. Gut! — Heute stehen wir an zwei Ufern, und zwischen uns fließt ein Strom. Ich habe einen Auftrag auszurichten — das ist alles."

Er machte eine kurze Pause, als wolle er mir nun gestatten, zu sprechen, mehr als das — ich selbst sollte sagen, was er mir mitzuteilen habe. Es war unschwer zu erraten, da doch der Großonkel selbst nicht erschienen war.

Das Bewußtsein, ungehört verurteilt zu werden, verhärtete mich. Ich trotzte, schwieg.

Der Abt hatte vordem gefühlt, wie ich ihm zuflog und die Hand suchte, die sich mir entgegenstrecken sollte. Er fühlte auch jetzt, wie ich mich von ihm zurückzog. Seine Stimme wurde ganz kalt und sachlich.

„Ihr Großoheim wünscht keine Verbindung mehr mit Ihnen. Er hat in diesem Sinne heute Ihrem Herrn Vater eine Extrapost zugehen lassen — ich kenne den Grafen Leopold von Lodron nicht und kann nicht beurteilen, wie sein Entscheid ausfallen wird."

„Fürchten Sie nichts, Hochwürden!" sagte ich bitter. „Mein Vater wird sich dem Entschluß des Großoheims anschließen."

„Das bedaure ich, ohne es ändern zu können", entgegnete er mit eisiger Höflichkeit. „Ich soll Sie weiter im Auftrag Ihres Großoheims aufmerksam machen —" wieder die auffordernde Pause.

Aber nun sprach ich. Fesseln waren gelöst, schirmende Wände waren gefallen, ich war frei — allerdings frei wie ein Mensch, der allein auf eine wilde Insel verschlagen wird.

„Ich weiß, Hochwürden, alles weiß ich. Meine akademische Laufbahn ist zu Ende. Ein Student, den man mitten unter niedrigstem Gesindel aufgreift, wird ohne weiteres relegiert. Meine hochgeborene Familie zieht ihre Hand von mir, und die bürgerliche Gesellschaft stößt mich aus. Vielleicht wäre es letztes Aufflackern versumpften Ehrbegriffes, wenn ich mir eine Kugel vor die Stirn schießen würde. Ich könnte auch dorthin gehen, wo ich gestern abend war. Oder ich könnte als büßender Bruder in Ihren Orden eintreten —"

„Schweigen Sie!" herrschte er mich an.

„Haben Sie keine Angst. Es ist zu viel Drang zum Leben in mir, um mich einzumauern. Sagen Sie das, bitte, meinem Großoheim und meinem Vater. Und damit hoffe ich, hochwürdiger Herr Abt, daß Ihre peinliche Sendung erledigt ist."

Wir standen uns gegenüber und sahen uns in die Augen. Der stahlharte Blick, vor dem ich noch kurz vorher das Haupt gesenkt hatte, stieß wider meinen erwachten Willen. Getrieben war ich worden bis jetzt, von zufälligen oder geheimnisvoll-absichtlichen Begebenheiten. Aber die wenigen Minuten, die mir gesagt hatten, daß ich nun ganz allein stand, hatten aus dem Buben den Mann gemacht. Es drängte mich nur eines: ein Ende mit dieser törichten Unterredung, ungeduldiges Erwarten meiner Verurteilung und Strafe, dann aber hinaus in das Leben. Überall waren Barrikaden und gesperrte Straßen, der neue Staat — ach was, Staat! Das neue Europa war im Werden begriffen. Arbeit in Fülle gab es für einen Kerl, der Muskeln und Gehirn hatte.

„Noch eins!" sagte der Abt, der sich vor meinem leidenschaftlichen Ausbruch ganz in die starre Objektivität des Sekundanten zurückgezogen hatte. „Ihr Großoheim sendet Ihnen durch mich eine ansehnliche Summe, die es Ihnen ermöglichen soll, das Land zu verlassen und sich irgendwo eine neue Existenz zu gründen."

„Vielleicht in Amerika? Der Weg ist für verkrachte Studenten sehr gangbar."

„Ich habe weder die Pflicht noch das Recht, Ihnen zu raten."

„Dann sagen Sie dem Großoheim, daß ich hierbleibe. Als wandelnder Schandfleck der Familie."

Der Abt sah mich forschend und lange an. Etwas ganz Neues, bisher streng Gehütetes sprach aus dieser Betrachtung.

„Sie sagen das so, Medardus von Lodron, als hätten Sie ein Recht, hierzubleiben."

„Ich habe dieses Recht. Aus meiner Liebe für die Heimat. Nicht für das bunte, große Staatsgebilde, nicht für diese Stadt, die mir immer fremd bleiben wird, sondern aus meiner Liebe für den Fleck Erde, auf dem ich aufgewachsen bin."

(Fortsetzung folgt.)

Im Hafen von Barcelona / Nach einem Gemälde von Johannes Marx

# FORSTSCHÄDLINGSBEKÄMPFUNG VOM FLUGZEUG AUS

1. Forleulenfalter.
Oben: Männchen. Unten: Weibchen.

2. Nonnenfalter.
Oben: Männchen. Unten: Das viel größere Weibchen.

Der Gedanke der Bekämpfung der Forstschädlinge von der Luft aus ist nicht neu; er ist fast so alt wie die Eroberung des Luftmeeres durch lenkbare Fahrzeuge. Wenn künftig dem deutschen Wald und der deutschen Wirtschaft Katastrophen und kaum übersehbare Verluste erspart bleiben werden, wie sie die Massenvermehrung der Nonne (Abbild. 2 und 7), des Kiefernspanners (Abbild. 3 und 8) und der Forleule (Abbild. 1 und 6) in nur zu kurzen Zwischenräumen und ganz besonders verheerend im letzten Lustrum zur Folge gehabt haben, so gedenken wir dankbar eines deutschen Forstmannes, des Forstmeisters Zimmermann, der vor fünfzehn Jahren bereits mit aller Klarheit den Weg vorgezeichnet hat, den wir jetzt mit vollem Erfolge gegangen sind. Es ist Erfindertragik, daß damals seine Pläne keine Verwirklichung fanden. Man war es wohl gewohnt, hohe Einnahmen aus dem Walde zu ziehen, aber die Erhaltung, den Schutz gegen die Waldverwüster glaubte man immer noch mit kleinen Maßnahmen, mit technisch veralteter Handarbeit bewältigen zu können.

Die Preußische Zentralforstverwaltung hat als erste mit diesem unheilvollen Grundsatz gebrochen. Auf meinen Rat hin stellte sie erhebliche Mittel zur Verfügung, und im Sommer des vorigen Jahres streuten die ersten deutschen Arsenflugzeuge (Abbild. 9), von unseren wackeren Piloten dicht über den Baumkronen hingesteuert, die rettende Kalziumarseniatwolke auf Nadeln und Laubwerk. Die radikale Vernichtung der Nonne war das unbestreitbare Ergebnis dieser ersten und gleich in großem Maßstabe ausgeführten Arsenbeflüge. Auch Nachzügler der Forleulenplage wurden restlos vernichtet. Diese Leistung auf Waldflächen von vielen hundert Hektar Umfang war das Werk weniger Tage.

In Amerika ist der Arsenbeflug seit 1921 eingeführt (Abbild. 10). Die ersten Beflüge in diesem Jahre erfolgten dort ebenfalls über einem Walde. Es handelte sich um einen 2,5 ha großen Katalpa-Baumbestand, der durch nur 54 Sekunden dauernde Flugarbeit von den gefräßigen Raupen des Katalpaschwärmers gesäubert wurde. Der Arsenbeflug ist hier jetzt vorbildlich ausgebaut. Arsenflugzeuggeschwader stehen den Plantagenbesitzern auf telephonischen Anruf hin zur Verfügung.

Auch dem Laien zeigt ein Blick auf unsere Abbildungen 11—13, daß die wirtschaftlichen Nackenschläge, wenn nicht gar durch Absterben der Bestände, so doch mindestens durch Kränkeln und entsprechenden Holzzuwachsverlust, sehr empfindlich sein müssen. Besonders Fichtenbestände, die durch Fraß entnadelt werden, sind rettungslos verloren. Und die Nonnenraupe vermag in Jahren ihres Massenauftretens dieses Zerstörungswerk nicht selten in dem kurzen Zeitraum einer einzigen Woche zu vollbringen! Wenn für die Insektenvermehrung günstige Klimaschwankungen eines Waldgebietes auf dessen „eiserne" Schädlingsbestände einwirken, können die Fraßschäden ungeheuere Ausdehnung gewinnen. Der Forleulenfraß der letzten Jahre hat in Preußen auf etwa 170000 ha die Kiefern völlig entnadelt („Kahlfraß"), auf fast der doppelten Fläche (320000 ha) mehr oder weniger empfindlichen Teilfraß bewirkt. Es sind im ganzen also etwa eine halbe Million Hektar in Mitleidenschaft gezogen worden. Der Einschlag belief sich auf 10 Millionen Festmeter und ist heute noch nicht beendet. Das Unglück wird dadurch vergrößert, daß die Marktlage für die anfallenden Holzmassen ungünstig ist.

3. Kiefernspanner.
Oben: Männlicher Falter. Mitte: Weiblicher Falter. Unten: Eigelege an einer Kiefernnadel.

Die durch solche Waldverwüster angerichteten Schäden werden vergrößert durch die Schwierigkeit und die daraus folgende Kostspieligkeit der Neuaufforstung der entstandenen riesigen und alle Wirtschaftspläne und waldbaulichen Grundsätze über den Haufen werfenden Schlagflächen. Heute sind die Kulturkosten längst nicht mehr mit 100 ℳ pro ha zu bestreiten, zumal wenn jahrelang, wie nach dem Kiefernspannerfraß in der Kolbitz-Letzlinger Heide, jährlich 90 Proz. der Kulturen dem solche Schlagflächen bevorzugenden Engerling erliegen. Jedenfalls spielen die Kosten eines wirksam die Gefahr abwendenden Arsenbefluges, die sich heute auf 65 Mark pro Hektar belaufen, keine Rolle und dürfen im Interesse der Erhaltung des Volksvermögens nicht gespart werden.

Die Amerikaner haben bis heute für ihre Arsenbeflüge hochgiftige Arsenpräparate verwendet. Ältere und technisch außerordentlich sorgfältig verwertete Erfahrungen haben die führende deutsche chemische Großfirma, E. Merck in Darmstadt, veranlaßt, den von ihr schon im Jahre 1919 eingeschlagenen Weg weiterzuverfolgen, nämlich die Haftfähigkeit ihres unter dem Namen „Esturmit" seit dem genannten Jahre im Weinbau als Heu- und Sauerwurmbekämpfungsmittel zu allgemeiner, ja, fast ausschließlicher Verwendung gelangten Kalziumarseniats durch äußerst feinteilige Pulverung so zu steigern, daß es von Regen und Wind verhältnismäßig schwer abgewaschen bzw. abgeweht wird. Diese Eigenschaft gestattet, den Giftgehalt sehr niedrig zu halten, weil ein derartiges Präparat länger haftet als zwar hochprozentige, aber grobkörnigere Präparate, die unter dem Einfluß von Wind und Regen sehr bald von Blättern und Nadeln herunterfallen, so daß viele Raupen gar nicht dazukommen, das Gift beim Nadel- oder Blattfraß aufzunehmen, und dem Tode entrinnen.

Sehr erwünscht ist der gleichzeitige Vorzug des Merckschen Esturmits, daß selbst bei unbeabsichtigtem Ausstreuen über Waldwiesen kaum eine Gefahr für Wild oder Weidevieh besteht. Wo dieses Präparat bisher verwendet wurde — und es steht seit sieben Jahren im Dienste der Schädlingsbekämpfung — ist kein Stück Vieh, kein Stück Wild, kein Vogel durch Arsenvergiftung geschädigt worden. Ich kann daher heute auf Grund des vorliegenden Beobachtungsmaterials behaupten, daß das Mercksche Esturmit allen anderen Fraßgiften, die vom Flugzeug oder mit Handapparaten verstäubt werden, weit überlegen ist. Die zur Abtötung der Schädlinge erforderlichen minimalen Giftmengen haften genügend fest und lange auf Nadeln und Blättern, dringen sogar in Larvengespinste ausreichend ein, um sicher zur Einverleibung zu gelangen, und bilden andererseits derart verdünnte Überzüge, daß Warmblüter nicht gefährdet werden. Die verhältnismäßige Ungefährlichkeit des Esturmits hat weiter den großen Vorteil, daß der Arsenbeflug ganz auf den zu bekämpfenden Schädling eingestellt werden kann. Man hat in übergroßer Ängstlichkeit in einigen Fällen, wo es sich um die Bekämpfung des Kiefernspanners handelte, der Heidelbeerernte wegen den Arsenbeflug so weit in den Spätsommer verschoben, daß der Erfolg ausblieb. Die Raupen des Kiefernspanners sitzen dann zwar noch in den Kronen, fressen aber nur wenig. Bei manchen hochprozentigen Arsenpräparaten würde man wenigstens sicherheitshalber die Aberntung von Waldbeeren für eine bestimmte Zeit verbieten

4. Das Ganzmetallflugzeug D 63 wird auf dem Flugplatz Schneidemühl mit Esturmit beladen.

6. Raupe der Forleule (vergrößert).

5. Rotierender Arsenverteiler unter dem Boden eines Junkers-Ganzmetallflugzeugs.

7. Vollwüchsige Nonnenraupe.

8. Raupen des Kiefernspanners. An der Nadel rechts ist der Fraß zu sehen.

9. Arsenflugzeug des Aero-Lloyd dicht über den Wipfeln des Sorauer Waldes (Arsenbeflug 1925).

10. Die Schädlingsbekämpfung in Amerika: Arsenflugzeug dicht über einem Baumwollfeld.

müssen. Denn die Erhaltung des Waldes steht über allen anderen Erwerbsinteressen. Die Eigenschaften des Esturmits machen solche einengenden und vom Volk nicht gern gesehenen Vorschriften überflüssig.

Selbstverständlich hängt der Erfolg des Arsenbeflugs auch nicht unerheblich von der technischen Vollendung der Streuvorrichtung sowie der Tragfähigkeit und den Eigenschaften des Flugzeugtyps ab. Am besten haben sich bei unseren Beflügen die Junkers-Ganzmetallflugzeuge (Abbild. 4) bewährt. Unsere Abbildung 5 zeigt den originellen, nach Art eines Anemometers gebauten Arsenpulververteiler, der das Arsenpulver zu einer breiten Wolke auseinanderreißt. – Wir stehen heute erst am Anfang des Arsenbeflugs. Nach meinem Dafürhalten gibt es kein auf Nadeln oder Blättern frei oder in Gespinsten fressendes Insekt, dem mit dem neuen Kampfmittel nicht beizukommen wäre. Die Zukunft wird lehren, ob vielleicht an Stelle des Arsens mit noch größerem Erfolge andere chemische Stoffe treten können, und ob es möglich ist, durch Zusatzstoffe im Inneren von Pflanzenorganen, z. B. in Knospen, fressende Insekten zum Verlassen ihres sicheren Fraßortes und zur Aufnahme des außen an der Pflanze haftenden Bekämpfungsmittels zu zwingen.

Prof. Dr. Wolff, Eberswalde.

12. Ein trostloser Anblick: Von der Nonne kahlgefressene Kiefern.

13. Das Zerstörungswerk der Nonne binnen einer Woche: Kahlfraß eines Fichtenaltholzbestandes.

Im Oval (11): Kahlgefressene Buche am Rande eines von Nonnenfraß befallenen Fichtenbestandes. Unterwuchs jeder Art wird in Nonnenfraßorten völlig entlaubt.

# Ungarische Hochzeitsbräuche

von Erwin v. Kankowsky

Die Heirat ist in den Augen der ungarischen Landleute ein so heiliges, großes, allumfassendes Ereignis ihres Lebens, daß sie sich mit allen Kräften und allen Mitteln der Tradition die kurzen Stunden einer Hochzeit zu verschönern trachten.

Wenn von den Eltern eines verlobten Paares die Finanzangelegenheiten geordnet sind, kommen die Eltern des Bräutigams zur „Herdschau". Der Jüngling wird inzwischen hinausgesendet zu der Geliebten: „Geh, hilf etwas der Gretl!" Diese Gelegenheit ergreift das Mädchen, das Brautgeschenk zu überreichen.

Die Hochzeit wird meistens im Herbst oder Frühjahr gefeiert. In größeren Gemeinden kommt es vor, daß an einem Tag 15 bis 20 Paare nacheinander getraut werden. Dann ist eine Woche lang das ganze Dorf außer Rand und Band. Montag wird Holz zerkleinert, Tische und Bänke aufgestellt, Geschirr vorbereitet. Dienstag werden die Tiere geschlachtet und zum Braten hergerichtet. Mittwoch werden Mehlspeisen, Brote und Kuchen gebacken. Donnerstag wird die Hochzeit vollzogen, und die Unterhaltung beginnt; Freitag sind bereits die schwächeren Gäste verschwunden, aber das Gelage dauert fort. Samstag schlafen alle den Katzenjammer aus, und am Sonntag sind sie bereits wieder so weit zu sich gekommen, zum Gottesdienst gehen zu können.

Bei der Hochzeit spielt der Beistand des Bräutigams die größte Rolle. Er ladet einige Tage vorher die Gäste ein. Wird die Einladung angenommen, bietet man ihm ein Glas Wein an und bindet ihm eine seidene Schleife an seinen Stab, das Zeichen seiner Würde.

An einigen Orten geht der Hochzeitszug getrennt ab, und das Brautpaar trifft erst am Kirchtor zusammen. An anderen Orten geht der Zug von dem Hause des Brautvaters ab. Auf ältesten Traditionen beruhen die Hochzeitsgewohnheiten in der Gemeinde Csököl. Der Hochzeitszug wird von dem Beistand angeführt, der in hohen Stiefeln und in schön verziertem „Szür"-Mantel voranstapft. Auf seinem Hute trägt er einen Kranz aus Immergrün und eine auf drei Stäbchen befestigte Puppe. An seiner Seite geht die Beiständin, mit einem Hahn im Arm. Dieser Hahn ist ein Geschenk für die Braut und symbolisiert den Bräutigam. Nach den Beiständen schreitet das Brautpaar, der Bräutigam ähnlich wie der Beistand gekleidet, nur daß die Puppe auf seinem Kopfschmuck fehlt. Die Braut trägt den Myrtenkranz und den Schleier. Nach ihnen kommen die Brautjungfern und die Brautführer, die Kranzelherren, jeder mit dem Kranz aus Immergrün. Dann folgt eine Frau, die auf einem Teller zwei Gläser trägt. Aus diesen trinkt nach der Trauung noch vor dem Altar das junge Paar Brüderschaft. Den Zug beschließen die Familie und die Gäste.

Das Hochzeitsmahl dauert mehrere Stunden lang. „Wir haben nicht die Tartaren am Hals, also können wir langsam essen!" Die Laune der Gäste wird immer fröhlicher. Um 11 Uhr abends zieht sich die junge Vermählte mit zwei älteren Frauen in die Kammer zurück, wo diese ihr die Frauenhaube aufsetzen. An vielen Orten wird das Haar der jungen Frau zuerst abgeschnitten. So kehrt sie in die Gesellschaft zurück, die sie mit lautem Jubel als Frau begrüßt. Nun beginnt der Brauttanz. Zuerst der junge Ehemann, dann nacheinander alle Männer der Gesellschaft tanzen mit ihr eine Runde und werfen dafür ein Geldstück in einen Teller. Das Zahlen wird aber auch dem jungen Gatten nicht erlassen!

Der Tag bricht bereits an, wenn endlich die frohe Lustbarkeit ermüdet. (Doch gibt es Orte, wo die Feier wenigstens zwei bis drei Tage währen muß.) Die Zigeuner spielen den obligaten Rákóczimarsch, und bald legt sich Ruhe über das Haus.

Am Morgen kocht bereits die junge Frau ihrem Manne das Mittagsmahl, er aber geht, die Möbel und die Ausstattung seines Weibes heimzuholen. An manchen Orten geschieht das ebenfalls am Hochzeitstage, und zwar mit großem Gepränge.

Der Bräutigam (mit der Fahne) und die beiden Brautführer beim Aufbruch zum Abholen der Braut aus ihrem Elternhause, wo sie dann bekränzt werden. Das seidene Fahnentuch ist das erste Geschenk der Braut an den Bräutigam.

Ein Brautpaar aus der Gegend südlich des Plattensees.

Die Frau mit den zwei Gläsern auf einem Teller, aus denen das junge Paar nach der Trauung noch am Altar Brüderschaft trinkt.

Hochzeiterin mit der Flasche des „Beistandes" im Hochzeitszuge. Aus dieser Flasche trinkt der „Beistand" als erster auf die Gesundheit des Brautpaares.

Der Hochzeitszug beim Aufbruch zur Kirche.

# Sportmoden

Links: Der Schauspieler Camillo Triembacher im Golfdreß. — Mitte: Willi Fränzl, Solotänzer der Wiener Oper, beim Motorbootsport.
Im Oval: Golfdreß in zweierlei braunen Schattierungen, getragen von der Wiener Opernsängerin Clara Karry.

Willi Fränzl in Tenniskleidung.

Rechts: Die neuesten Attribute für das Tenniskostüm der Dame: Weite, kurze weiße Hose, ärmellose Weste, englische Mütze mit Sonnenschutzschirm, eingestrickte farbige Klubabzeichen.
Trägerinnen: Margarete Hruby und Clara Karry.

Alle Modelle: Franz Berger, Haus Goldman und Salatsch, Wien. Photographien von Edith Glogau, Wien.

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK.

# Der Krake (Polyp Octopus)

von

Dr. Ulrich K. T. Schulz

1. Mittels Rückstoßes durchs Wasser schießender Krake. (Phot. Siewerssen-Ufa.)

2. Schwimmender Octopus kurz vor dem Ausstoßen des Atemwassers durch den „Trichter".

Folgen wir der uralten Sehnsucht nach der Sonne des Südens, möge uns der blaue Golf von Neapel seine Wunder enthüllen! Wir erblicken Landschaftsbilder von bezaubernder Schönheit, den rauchgekrönten Kegel des Vesuvs, Capri, die alte Zauberinsel, mit dem Weltwunder der Blauen Grotte und vieles andere mehr. Und doch wird neben diesen landschaftlichen und architektonischen Reizen der erste Besuch des Fischmarktes zu Neapel zu den unauslöschlichsten Eindrücken der ganzen Reise gehören. Neben Fischen und Muscheln findet man auf den Ständen große Mengen von ziemlich großen, graugrünen Körpern, von denen sich der Binnenländer stets mit Ekel abwenden wird.

Es sind Polypen oder Kraken des Mittelmeeres (Octopus vulgaris), deren riesige Verwandte in den Ozeanen Exemplare von 10 m Länge und Dutzenden von Zentnern an Gewicht aufweisen und Veranlassung gegeben haben zu den Schauermärchen von Kämpfen, die kühne Seefahrer mit diesen Meeresungeheuern zu bestehen hatten. Doch wenn wir nunmehr ein lebendes Exemplar dieser Gesellen näher betrachten, so müssen wir wirklich zugeben, daß Form (besser gesagt, Unform), Farbe (ist sie grau, braun, weiß, schwarz?), Haut (warzig, wie bei einer Kröte), Bewegungen („da kroch's heran, regte hundert Gelenke zugleich") sämtlich gleich widerwärtig sind.

Unser Krake hat seinen Wohnsitz zwischen den submarinen Felsrinnen in einer Art „Felsennest" aufgeschlagen, in dem er gewöhnlich den Tag verschläft, um erst des Nachts auf Beutezüge auszugehen (Abb. 5.). Verläßt er sein Burgverlies, so stolziert er zunächst in aller Ruhe auf dem Meeresboden einher, indem er auf den Spitzen seiner acht Arme wie auf Beinen läuft (Abb. 4). Ist aber eine schwimmende Beute in die Nähe des Kraken gekommen, oder droht ihm von irgendeiner Seite her Gefahr, so bedient er sich einer eigenartigen

3. Teil eines Fangarmes mit den Saugnäpfen, die die feste Umklammerung des Beutetieres ermöglichen.

4 Der Octopus, auf seinen Fangarmen einherstolzierend. (Phot. Siewerssen-Ufa.)

Bewegungsmaschinerie. Durch ein an der Bauchseite gelegenes Rohr, den sogenannten Trichter, stößt er das Atemwasser besonders heftig aus, durch den hieraus sich ergebenden Rückstoß wird das Tier mit großer Gewalt rückwärts durch das Wasser getrieben (Abb. 1 und 2).

Die Lieblingsnahrung der Polypen sind Krebse. Für gewöhnlich begnügen sie sich mit Taschenkrebsen, Krabben und Meerspinnen, doch von Zeit zu Zeit verspüren sie Appetit auf einen besonders großen und guten Leckerbissen, nämlich auf eine Languste oder einen Hummer, obwohl sie stets erst nach langem, gefahrvollem Ringen den Sieg davontragen. Belauschen wir zum Schluß unserer Betrachtung ein solches Duell zwischen Krake und Hummer! Mittels eines gewaltigen Satzes stürzt sich der Polyp auf den Kruster und umstrickt ihn mit seinen acht dicht mit Saugnäpfen bewehrten Armen (Abb. 3), so daß dieser von seinen scharfen Scheren keinen Gebrauch machen kann. Erst durch einen gewaltigen Schlag der Schwanzflosse vermag sich der Hummer seines Gegners zu entledigen und kann nun seinerseits zum Angriff vorgehen. Schon haben die Panzerscheren den Krakenrumpf in der Mitte gepackt, der Hummer scheint im Vorteil, da schießt der Krake, vor Schmerz aufs äußerste gereizt, alles an Tinte ab, was sein Tintenbeutel überhaupt herzugeben vermag, und benutzt die Verwirrung seines Gegners nunmehr zu einem Generalangriff. Diesmal wird unserem Hummer die eiserne Umstrickung durch die Schlangenarme zum Verderben. Mittels seines giftigen „Papageischnabels" zertrümmert der Polyp die starke Schale des Kopfteiles seines Gegners und spritzt hierauf dem Hummer das giftige Sekret der Speicheldrüsen ein . . . Bald greift die Panzerfaust ohnmächtig ins Leere (Abb. 6), noch ein Zittern und Zucken . . . das Scheusal hat gesiegt, die Mahlzeit kann beginnen.

5. Der Krake in seinem „Burgverlies" auf dem Grunde des Meeres. (Phot. Siewerssen-Ufa.)

6. Kampf auf Leben und Tod zwischen einem Kraken und einem Hummer. (Phot. Siewerssen-Ufa.)

# Charlotte v. Schiller

## ZU IHREM 100. TODESTAG AM 9. JULI × VON OTTO GÜNTTER

In Schillers Leben nehmen die Beziehungen zu den Frauen nicht den Raum ein wie im Leben Goethes. Mehrfache Neigungen bewegten ihn in seinen Jugendjahren; tiefer erregte ihn die Leidenschaft für Henriette v. Arnim in Dresden und sein Verhältnis zu Charlotte v. Kalb. Diese unglücklich veranlagte Frau hatte ihm wohl eine geistvolle Freundin sein können, aber nicht das, was er in einer Gattin suchte. Die Frau, die ihm das alles werden sollte, was das Herz des so lange unstet umhergetriebenen, nach „einer bürgerlichen und häuslichen Existenz“ immer schmerzlicher sich sehnenden Mannes erhoffte, trat ihm gegenüber, als ihn sein Freund Wilhelm v. Wolzogen im Dezember 1787 in Rudolstadt in die Familie seiner Verwandten, der Witwe des Landforstmeisters v. Lengefeld, einführte. Der Abend in diesem Kreise, in dem Schiller „viel Bekanntschaft mit der neuen Literatur, Feinheit, Empfindung und Geist“ fand, knüpfte das Band, das seines Lebens Glück wurde. Von den beiden Töchtern der Frau v. Lengefeld war die ältere, Karoline, an den Hofrat v. Beulwitz verheiratet; in der am 22. November 1766 geborenen Lotte zitterte damals wehmütig eine zarte Neigung nach zu dem eine Zeitlang in Weimar und Jena weilenden schottischen Hauptmann Heron, den seine Pflicht nach Ostindien gerufen hatte. Karoline hat das Wesen ihrer Schwester mit den Worten gezeichnet: „Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, schien sie geschaffen, das reinste Glück zu genießen.“

Als Lotte v. Lengefeld die ersten Monate des nächsten Jahres in Weimar zubrachte, gewann Schiller immer mehr die innere Gewißheit, daß sie füreinander bestimmt seien. Vor ihrer Heimreise nach Rudolstadt widmete er ihr die Verse, die unter der Überschrift „Einer jungen Freundin ins Stammbuch“ in seine Gedichte aufgenommen sind. Es ist das einzige Gedicht, das er an sie gerichtet hat; alles aber, was er zum Preise der Frauen geschrieben hat, ist von seinem Erleben an ihrer Seite eingegeben. Im Mai zog Schiller nach Volkstedt bei Rudolstadt, wo Lotte für ihn eine Wohnung besorgt hatte. „Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieses ganzen Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Tagen und Stunden für uns alle“, schrieb Karoline später in der Erinnerung an dieses Zusammenleben. Als Schiller dann eine Professur in Jena erhalten hatte, war die Zeit gekommen für eine entscheidende Erklärung zwischen ihm und Lotte. Dem bangen Zweifel, der Lotte bewegte, ob nicht ihre reifere Schwester, die immer in den Bund eingeschlossen war, mit ihrem regen Gefühls- und Gedankenleben dem Geliebten mehr sein könnte als sie, setzte Schiller die Versicherung entgegen: „Deine Liebe ist alles, was Du brauchst, und diese will ich Dir leicht machen durch die meinige.“ Im Dezember 1789 hielt Schiller bei Frau v. Lengefeld um die Hand ihrer Tochter an: „Ich gebe das ganze Glück meines Lebens in ihre Hände. Seit dem ersten Tage, wo ich in Ihr Haus trat, hat mich Lottens liebe Gestalt nicht mehr verlassen. Im stillen innigen Umgang, wovon Sie selbst so oft Zeugin waren, knüpfte sich das unzerreißbarste Band meines Lebens.“ Am 22. Februar 1790 wurde in der Kirche von Wenigenjena, nur in Anwesenheit der Mutter und der Schwester der Braut, der Bund besiegelt, in dem Schiller und Lotte mit dem Glück ihres Lebens auch die Vollendung ihres Wesens finden sollten. „Die schönste Gabe des Himmels, vollkommene, dauernde Einstimmung der Herzen, beglückte diese Ehe. Unter den Leiden, die jedes Erdenleben umdrängen, waren häuslicher Friede in zarter Liebe und ungetrübtem Vertrauen. Harmonie des Geschmacks und gleiche Stimmung für gesellige Freuden ein immer lautrer Quell des Segens und Trostes“, bekannte Karoline, deren Wesen zu solcher Beglückung nicht geschaffen war, von der Ehe ihrer Schwester. Schiller selbst fand sein Dasein in eine harmonische Gleichheit gerückt; Lotte lebte ganz in Schiller und einzig für ihn. Mit vollstem Verständnis für das, was er bedurfte, bereitete sie ihm das Behagen der eigenen Häuslichkeit; mit demselben feinen Verständnis kam sie auch seinem Bedürfnis entgegen, ein Wesen voll reiner Empfänglichkeit für seine Ideen um sich zu haben. Das geistige Mitwirken und gemeinsame Fortschreiten war ein Band, das sie immer fester verband. Dem Einfluß, den sie in ihrem stillen Walten auf ihn ausgeübt hat, ist kein anderer zu vergleichen. Und als der schwere Krankheitssturm über Schiller hereinbrach und ihn zu einem für frühen Tod Gezeichneten machte, da umhegte sie ihn mit ihrer hingebenden Liebe, der wir es zu verdanken haben, daß sein Leben noch so lange erhalten blieb und er uns die großen Werke seiner Reifezeit schenken konnte.

Der Tag kam, da sie in das brechende Auge dessen sehen mußte, der ihr die ganze Welt war. Mit Recht aber durfte ihre Mutter sie damit trösten, die Gattin eines Schiller gewesen zu sein, ihm sein Leben zu einem glücklichen gemacht zu haben, in seinem Andenken, in der Sorge für seine Kinder fortzuleben, das sei noch immer ein schönes, beneidenswertes Los. In einem regen Briefwechsel blieb sie in Verbindung mit den alten Freunden. Von Jugend auf eine eifrige Leserin, folgte sie mit feinsinnigem Urteil den neuen literarischen Erscheinungen. Auch in dichterischer Form hat sie ihre Empfindungen ausgesprochen. In ihren letzten Lebensjahren vielfach leidend, war sie 1825 nochmals in der Heimat Schillers, in deren Forstwesen ihr Sohn Karl seinen Wirkungskreis gefunden hatte. Im nächsten Sommer besuchte sie ihren in den preußischen Justizdienst getretenen Sohn Ernst in Köln, in der Absicht, in Bonn Besserung für ihr Augenleiden zu finden. Die Operation verlief günstig, allein wenige Tage darauf, am 9. Juli 1826, nahte ihr der Tod. Auf dem Alten Friedhof zu Bonn hat sie ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Die Kirche in Wenigenjena, in der Schiller am 22. Februar 1790 getraut wurde. Nach einem Aquarellbild des Schiller-Nationalmuseums zu Marbach.

Charlotte v. Lengefeld, die spätere Gattin Schillers. Zeichnung von Frau v. Stein im Besitz von Frhrn. v. Gleichen-Rußwurm, Schloß Greifenstein. Nach einer Photographie im Schiller-Nationalmuseum zu Marbach.

Schiller. Miniaturbild auf einer Brosche seiner Frau im Schiller-Nationalmuseum zu Marbach.
Rechts nebenstehend: Charlotte Schiller. Nach einem Ölgemälde von Ludovike Simanowiz (1794) im Schiller-Nationalmuseum zu Marbach. (Phot. L. Schaller, Stuttgart.)

Das Schillerhaus in Volkstedt bei Rudolstadt, in dem Schiller im Sommer 1788 und im Herbst 1789 wohnte. Nach einer Lithographie aus dem Jahre 1859.

Das Lengefeldsche Haus in Rudolstadt.

Unsere Abbildungen entstammen dem im Verlage von J. J. Weber in Leipzig erschienenen Werke Otto Güntters: „Friedrich Schiller. Sein Leben und seine Dichtungen“, mit 701 Abbildungen nach zeitgenössischen Bildern und Illustrationen.

ABREISE

NACH EINER FARBIGEN ZEICHNUNG VON RUDOLF POESCHMANN

# Im Watt

## Erzählung von Paul Schellhas.

Herr Assessor, Sie sind allzu empfindlich gegen alles Derbe der Natur. Das ist es! Sie sind allzusehr Salon- und Stubenmensch."

Der elegante Herr mit dem Monokel verbeugte sich ironisch.

„Sind wir nicht hier an der Nordsee genug in der Natur, gnädiges Fräulein?"

„Nein, diese Natur hier, die meine ich nicht. Kein Strandleben mit eleganten Toiletten und Kurmusik! Das alles halte ich für verfälschte Natur."

„Sehr gut gesagt! Aber ich meine, das ist die zivilisierte Natur, wie sie uns zivilisierten Menschen entspricht. Das barfuß Herumlaufen ohne Hut, das immer mehr Mode geworden ist, liebe ich nicht. Ich kann auch solche Fahrten in schmutzigen, nach Teer und Fischen riechenden Booten mit einem Tabak kauenden Individuum als Bootsmann nicht schön finden."

„Das galt mir! Nun, Sie würden auch mit Ihrem tadellosen Anzug nach der neuesten Mode nicht in dieses Milieu passen. Da finde ich das Tabak kauende Individuum entschieden stilvoller. Aber entschuldigen Sie! Ich muß zum Bade. Ich wünsche Ihnen, daß Sie einmal tüchtig in die unzivilisierte Natur hinausmüßten!"

„Danke sehr, gnädiges Fräulein! Auf Wiedersehen!"

Der Assessor sah ihr verstimmt nach. Sie machte sich über ihn lustig, wie immer, über seine Eleganz, seine Korrektheit in Modesachen. Gekränkte Eitelkeit ist eine der peinlichsten Empfindungen. Mißmutig schritt er den Strand entlang. Es war sehr heiß. Das Meer lag in wundervoller Ruhe da, tiefblau, von einem leisen kühlen Lufthauch gekräuselt. Der Nachmittag war ihm wieder verdorben. Vielleicht wurde er die lästige Mißstimmung los, wenn er ein Boot nahm und sich ein wenig hinausfahren ließ. Ein tadellos sauberes Boot lag noch da, sogar mit weißen Sitzkissen auf den Bänken. Ein älterer Mann saß, auf Fahrgäste wartend, am Steuer; er kaute keinen Tabak und machte auch sonst einen sehr zuverlässigen Eindruck. Der Assessor empfand ein lebhaftes Verlangen nach Zerstreuung. Er mietete das Segelboot.

„Fahren Sie ein wenig im Watt umher", sagte er auf die Frage des Schiffers.

Der Mann machte die Segel frei, und das Boot segelte langsam hinaus. Draußen flaute der Wind noch mehr ab. Die Sonne brannte.

Der Bootsmann fragte, ob er das Segel fortnehmen und rudern sollte, um schneller fortzukommen.

Der Assessor verneinte. Die Stille tat seinen Nerven wohl.

„Lassen Sie das Boot ruhig treiben. Ich habe keine Eile."

Der Bootsmann verschwand im Vorderteil des Bootes hinter dem Segel und setzte sich dort nieder. Es herrschte eine träumerische Stimmung. Kaum merklich trieb das Boot dahin. Das Wasser war so klar, daß man deutlich den sandigen Grund sah. Ja, es schien, als ob es immer flacher wurde, obgleich das Land weit zurücklag. Und eine leise zunehmende Strömung zog das Boot langsam fort.

Der Bootsmann rührte sich nicht. Er schien eingeschlafen zu sein. Der Assessor empfand es als angenehm, daß der Mann ihn nicht störte...

Nach einiger Zeit machte sich ein reibendes Geräusch bemerkbar, als ob das Boot auf sandigem Boden streifte. Der Assessor blickte in das Wasser und sah mit Erstaunen, daß der Meeresgrund ganz nahe gekommen war.

Bei dem Geräusch fuhr der Schiffer plötzlich auf und warf einen hastigen Blick um sich. Dann riß er das Segel herunter und legte den Mast um, ohne jede Rücksicht auf seinen Fahrgast, der schleunigst beiseitespringen mußte, um nicht mit der Takelage in unangenehme Berührung zu kommen. Dabei rief der Mann auf plattdeutsch etwas Unverständliches.

„Was gibt's?" fragte der Assessor.

„Die Ebbe!"

Das reibende Geräusch schien zuzunehmen, und das Boot stand zeitweise still.

Der Mann ergriff ein Ruder und stieß es hastig ins Wasser, um das Boot vorwärtszuschieben.

Dann warf er dem Assessor das andere Ruder zu und rief:

„Sie müssen schieben helfen! Es ist die höchste Zeit! Das Wasser läuft ab!"

Der Assessor fühlte, daß irgendeine Gefahr drohte. Wie seltsam! Daß die Flut oft Menschenleben fordert, wenn sie Wanderer in den Watten überrascht, war ihm bekannt. Daß aber auch die Ebbe gefährlich sein könnte, war ihm neu.

Ganz verblüfft durch den veränderten Ton des Mannes, ergriff er das Ruder und versuchte, das Boot fortzuschieben. Körperlicher Arbeit ungewöhnt, stellte er sich sehr ungeschickt an. Das Boot drehte sich.

Der Schiffer stürzte jetzt auf die andere Seite des Bootes und stieß das Ruder dort ins Wasser. Dabei bekam sein Fahrgast rücksichtslos einen Stoß, daß er beiseiteflog.

„Stärker drücken! Stärker!" schrie der Mann. „Kommen Sie hierher!"

Er riß dem Assessor das Ruder aus der Hand und schob ihn an eine andere Stelle des Fahrzeugs.

„Ohooo... jupp! Ohooo... jupp! Gleichzeitig!" schrie, nein, brüllte der Mann, während er sich bemühte, das Boot wegzuschieben.

Dem Assessor brach der Schweiß aus. Er fühlte, daß er nicht die Kraft besaß, das Boot in Bewegung zu setzen.

Der Schiffer fluchte in plattdeutscher Sprache, Worte, die der Assessor nicht verstand, die aber jedenfalls für ihn keine schmeichelhafte Bedeutung hatten.

„Ohooo... jupp! Ohoooo... jupp! Stärker drücken! Dunnerlichting! Wir bleiben sitzen! Sei hebben jo keene Kraft! Dat is ja, als ob ein Kind schiebt!"

Der Assessor drückte, daß ihm die Arme schmerzten. Seine weißen Handschuhe waren geplatzt und hingen zerrissen an seinen Händen. Sein tadelloser Kragen sprang auf. Die Nähte seines eleganten Strandanzugs krachten. Sein Monokel war verschwunden; es lag irgendwo im Boot.

„Sie müssen sich mit der Schulter gegen das Ruder legen! So!" schrie der Bootsmann.

Der Assessor stemmte das Ruder gegen die Schulter. Er empfand dabei einen heftigen Schmerz. Einen Augenblick dachte er daran, daß das Ruder auf seinem weißen Jackett einen Schmutzfleck hinterlassen mußte. Aber was kam es jetzt darauf an?

Der Bootsmann arbeitete, daß ihm der Schweiß über das braune Gesicht lief. Das Boot rückte wohl ein wenig vor, jedoch nicht geradeaus, sondern in schräger Richtung, weil der Druck nicht gleichmäßig war. Zugleich setzte es sich immer fester. Das Wasser lief stromgleich ab, der Sand des Meeresgrundes kam zum Vorschein. Überall ringsumher rieselte und rauschte das Meer hinweg.

Der Assessor hatte von der ungewohnten Arbeit heftiges Herzklopfen bekommen. Er wurde bei diesem Kampf mit der Ebbe von seinem Bootsmann rücksichtslos hin und her gestoßen und angeschrien. Er fühlte, daß sie nicht mehr Badegast und Bootsmann waren, sondern Männer in gemeinsamer Gefahr, und daß er seine Sache schlecht machte, die Rettungsversuche erschwerte, vielleicht sein und des anderen Leben gefährdete.

Der Mann warf jetzt das Ruder beiseite und sah sich wortlos um. Es war alles vergebens. Das Boot saß auf dem grauen Sandboden fest. In der Ferne glitzerte das ablaufende Wasser in den Strahlen der niedergehenden Sonne. Am östlichen Horizont, weitab, zog sich die flache Küste hin. Ringsumher war alles öde und leer, nur in weiter Ferne zeigten sich noch eine Anzahl Dampfer und Segelschiffe. Wo noch kurz vorher das Meer gewesen war, lag jetzt vor ihnen eine ungeheure graue Wüstenfläche, über der die Möwen mit schrillem Pfeifen kreisten.

Der Assessor wischte sich mit seinem seidenen Taschentuch den Schweiß von der Stirn und sank auf die Bank. Er empfand als ein an kultivierte Umgebung gewöhnter Salonmensch ein Gefühl gänzlicher Hilflosigkeit inmitten dieser brutalen Natur.

„Sind wir in Gefahr?" fragte er.

„Nee, dat grad nich", erwiderte der Mann ruhig. „Aber wir müssen die Nacht über draußen bleiben, bis dat die Flut kömmt."

„Hier draußen bleiben?" Der Assessor wurde bleich.

Er blickte auf die weite Sandfläche, die sie umgab.

„Kann man denn nicht zu Fuß an Land gehen?"

„Dat geit woll, aber barfuß und mit hochgekrempten Hosen." Der Schiffer warf einen Blick auf die Kleidung seines Fahrgastes. „Und wenn man gaut Bescheid weiß, wo die Priele sind, und wo man am besten durchkömmt. Sie würden woll nich weit kommen. Es wird bald dunkel, und dat große Priel ist sehr breit und tief. Da müßten Sie am Ende woll ein Stück schwimmen."

Der Schiffer sprach jetzt in einem anderen Ton. Er war wieder der Bootsmann, der mit seinem Fahrgast redete. Überdies fühlte er sich schuld an dem Unglück, weil er eingeschlafen war. Einem jüngeren Manne wäre das vielleicht nicht passiert.

Dem Assessor kamen diese Gedanken wohl auch. Aber er hielt es nicht für zweckmäßig, jetzt dem Manne Vorwürfe zu machen. Er starrte in die dunkle Ferne, wo das Blinkfeuer des Leuchtturmes regelmäßig aufzuleuchten und zu erlöschen begann.

Ein plötzlicher Windstoß riß ihm den Strohhut vom Kopf. Er schwang sich schnell aus dem Boot hinaus und lief dem Hut nach.

Dabei sanken seine weißen Schuhe in den weichen Schlick ein, und er fühlte, wie ihm das Wasser von oben in die Schuhe lief. Bei dem Versuch, den Hut zu fassen, glitt er aus und fiel in den Schlamm. Aber er hatte den Hut erwischt.

„Warum warten Sie nicht?“ rief der Bootsmann. „Ich hätte Ihnen ja den Hut geholt.“

Der Assessor kletterte in das Boot zurück. Der Hut, sein weißer Anzug, seine Schuhe, alles war mit nassem Schlick beschmutzt. Zudem kam die Nässe bald durch die leichte Kleidung hindurch und ließ ihn schaudern, wenn der Wind darüber hinstrich.

„Man muß uns doch vom Lande aus sehen“, sagte er, vor Kälte und Aufregung zitternd. „Können wir nicht Hilfe herbeirufen? Ich kann unmöglich hier über Nacht bleiben!“

Der Schiffer zuckte die Achseln.

„Da ist doch nichts bei!“ sagte er gleichmütig. „Beim Fischfang muß man oft über Nacht auf See bleiben. Signale können wir nicht geben, und das Boot ist vom Lande aus nicht zu sehen. Und es kann doch auch kein Boot zu uns heran.“

„Wie lange dauert es, bis wir hier fortkönnen?“

„Bis zur nächsten Flut, also sechs Stunden.“

„Sechs Stunden!“ Der Assessor sah nach der Uhr. Es war $8^1/_2$ Uhr abends. Also bis $2^1/_2$ Uhr morgens!...

Ein dumpfes Schweigen herrschte, nur unterbrochen durch ein eigentümliches leises Rieseln im Schlick der Watten und hin und wieder durch den Schrei eines Vogels. Der Abendhimmel flammte noch lange in wundervollen Farben. Dem Assessor kam in der ungeheuren Weite dieser einsamen Natur zum erstenmal die Unbedeutenheit des einzelnen Wesens eindringlich zum Bewußtsein. Diese Unendlichkeit verschlang ihn gleichsam wie ein Nichts. Zugleich stieg in ihm wieder das peinliche Gefühl der Hilflosigkeit auf. Was nützte ihm jetzt seine verfeinerte Kultur? Sie war ihm nur hinderlich, sie machte ihn zum Spielball der Naturkräfte. Der plumpe Schiffer konnte sich wehren, er nicht. Seine elegante Kleidung empfand er als lästig.

Die Sterne leuchteten allmählich auf. Die Kälte nahm zu. Der Schiffer war gänzlich verstummt, aber er gab auf die ängstlichen Fragen seines Fahrgastes beruhigende Antworten.

Wenn nun Sturm käme? Solange das Boot im Watt festlag, konnte er ihnen keinen Schaden tun. Und bei Tagesanbruch würde sich schon Rat finden. Das Boot sei seetüchtig.

Aber die Kälte! Es mochte wohl im Binnenlande eine warme Sommernacht sein, aber nicht auf offenem Meere, in einem dünnen, nassen Strandanzug, dem Winde ausgesetzt.

Der Schiffer bot seinem Fahrgast eine alte Wolljacke an, die er aus einem Kasten des Bootes nahm. Ohne jedes Bedenken zog der Assessor sie über und empfand angenehm die Wärme. Daß die Jacke alt und wenig sauber war und außerdem nach Teer roch, bemerkte er kaum.

Den Rat, sich im Boot niederzulegen, lehnte er ab. Er war viel zu aufgeregt, um schlafen zu können. Der Schiffer streckte sich aus, und es dauerte nicht lange, so war er eingeschlafen. Der Assessor beneidete ihn um seine robuste Natur. Er blieb aufrecht auf der Bank sitzen. Und so saß er, wie es ihm schien, eine endlose Zeit, fortwährend nach der Uhr sehend und den Morgen herbeiwünschend.

Aber die Aufregung und der ungewohnte stundenlange Aufenthalt im kühlen Seewinde verfehlten doch schließlich ihre Wirkung auf den Stubenmenschen nicht. Er fühlte, daß er sich nicht länger aufrecht halten konnte. Er legte das Sitzkissen auf den Boden des Bootes und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Bank. So war er gegen den kalten Lufthauch etwas geschützt. In dieser Stellung saß er eine Weile, dann gingen seine Gedanken allmählich in einen unruhigen Traumzustand, einen Halbschlaf über...

Eine unangenehme Empfindung und ein leises regelmäßiges Geräusch weckten ihn.

Es regnete! Der Schiffer hatte einen Teil des Segels über ihn gebreitet. Der Assessor richtete sich auf und betrachtete den Himmel. Am Horizont flammte ein schwaches Wetterleuchten.

Auch das noch! Obendrein war der Wind wiedererwacht und nahm an Stärke schnell zu. Bald rauschte der Regen hernieder, und ein scharfer Nordwest jagte über das Watt. Das Wetterleuchten war nähergekommen und erhellte zeitweise die öde Landschaft. Ferner Donner grollte. Ein Gewitter zog herauf.

Wie war es mit der Blitzgefahr? So fuhr es dem Assessor durch den Kopf. War das Boot nicht meilenweit der einzige Gegenstand, der über die Fläche emporragte?

Er wurde von bleicher Furcht gepackt. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm beim Aufleuchten des Firmaments, daß es 1 Uhr nachts war. Der Regen peitschte immer stärker herab. Blitz folgte auf Blitz, Donner auf Donner. Jedesmal durchzuckte es ihn, jeder Blitz konnte ihn zerschmettern.

Mit Hilfe des Schiffers kroch er ganz unter das Segel und legte sich auf den Boden des Bootes. Daß der Boden schmutzig war, kam ihm nicht im geringsten zum Bewußtsein.

Von oben war er nun gut gegen den Regen geschützt. Allmählich sammelte sich aber das Regenwasser im Boden des Bootes, und der Assessor fühlte die Nässe von unten aufsteigen.

Der Schiffer wußte wieder Rat. Im Bootskasten lag das Ölzeug für einen zweiten Mann. Der Assessor wickelte sich in den Ölmantel und steckte die Füße mit den nassen Zeugschuhen in ein Paar Holzpantinen. Der Strohhut war rettungslos aufgeweicht, ein Südwester trat an seine Stelle. So geschützt, kroch der Assessor wieder unter das Segel.

Endlich, endlich zeigte sich ein matter Schein im Osten. Grau schlich die Dämmerung herauf. Der Regen ließ nach. Die Flut kam. Die Priele füllten sich mit Wasser, rauschend und gurgelnd kam das Meer und ergriff wieder Besitz von seinem Gebiet. Draußen rückten weiße Schaumkronen heran.

Der Assessor war unter dem Segel hervorgekommen. Er fühlte sich am ganzen Körper wie zerschlagen. Mit Unruhe beobachtete er die herannahenden Wogen.

Inzwischen setzte der Schiffer den Mast auf und legte das Segel bereit. Von allen Seiten drang das Meer heran. Es umspielte anfänglich sanft das Fahrzeug, hob es leise empor und ließ es schweben, dann rollten lange Wogen heran und nahmen es auf ihren Rücken. Der Wind füllte das Segel, und das Boot setzte sich in Bewegung. Ja, es fuhr, es verließ die Stelle, auf der es so lange Stunden festgesessen hatte! Ein Seufzer der Erleichterung kam aus der Brust des Assessors. Die Rettungsstunde nahte! Aber noch war die Fahrt über das unruhige Meer zu überstehen, bei scharfem Winde. Sie müßten aufkreuzen, meinte der Schiffer, um die Höhe der Einfahrt zu erreichen; das könnte bei dem Gegenwind gut zwei Stunden dauern.

In schneller Fahrt durchschnitt das Boot die Wellen, oftmals sich unter dem Segeldruck weit nach Lee überlegend. Der Seegang kam schräg von vorn und wuchs zusehends, je mehr das Fahrzeug aus dem flachen Wasser herauskam. Ein Wellenberg nach dem anderen wälzte sich heran, und hin und wieder kam eine Sturzsee, klatschte gegen die Bootswand und sandte einen Sprühregen über die beiden Insassen. Aber der Schiffer hielt die Segelleine und das Steuer so fest in der Hand, daß man Vertrauen haben mußte. Endlos lange dauerte dieses Aufkreuzen, und beim Wenden lag das Boot jedesmal hart in der See.

Das Schlimmste blieb dem Assessor nicht erspart: er wurde seekrank, entsetzlich seekrank. Tiefer und tiefer sank sein Haupt. Sich über den Bootsrand zu beugen, war bei dem heftigen Seegang gefährlich, und so lag er wie eine Leiche auf dem nassen Boden im Regenwasser, und sein Haupt ruhte auf dem Rande des Bootes. Es war ihm jetzt alles gleichgültig...

Aber auch das nahm einmal ein Ende. Das Boot gelangte in ruhigeres Wasser und näherte sich dem Lande. Der Assessor erhob sich und erblickte am Bootshafen trotz der frühen Morgenstunde eine Anzahl Menschen, die das herannahende Fahrzeug erwarteten. Das Ausbleiben des Bootes war bekanntgeworden und hatte unter den Badegästen Unruhe hervorgerufen, und so harrte eine kleine Gruppe Frühaufsteher der Ankunft der geretteten Schiffbrüchigen.

Als der Assessor ausstieg, knirschte etwas unter seinen Holzpantinen. Es waren die Scherben des Monokels...

Er wurde umringt und mit Fragen bestürmt. Wie ein kühner Seeheld trat er in seiner groben Schifferkleidung, in Ölzeug und Südwester, die er so wenig freiwillig angelegt, unter die Harrenden.

Allerdings sah er sehr bleich aus, fast grünlich, und seine Haltung war nach den erlittenen Unbilden alles andere als heldenhaft. Er warf unwillkürlich einen Blick auf seine Kleidung. Wie hatte diese brutale Natur in den wenigen Stunden ihn verwandelt! Als eleganter und sauberer Salonmensch war er eingestiegen, und als ein schmutziger, ungewaschener und ungekämmter Schiffsmann stieg er aus!

Er entzog sich bald den neugierigen Fragen und suchte möglichst unbemerkt seine Wohnung zu erreichen.

Aber da rief ihn eine bekannte Stimme an:

„Herr Assessor! Sind Sie es wirklich?“

Er fuhr zusammen und blieb stehen, aber er faßte sich schnell.

„Ihr liebenswürdiger Wunsch, gnädiges Fräulein, ist rasch in Erfüllung gegangen. Ich bin draußen gewesen in Ihrer ‚unzivilisierten Natur‘. So hat sie mir mitgespielt!“

Sie sah ihn überrascht an.

„Ich hätte Sie nicht erkannt!“

Er dachte an ihre Spottlust.

„Bitte, lachen Sie nicht über meine Aufmachung! Ich sehe gewiß sehr komisch aus.“

„Komisch? Aber nein! Ich finde im Gegenteil, Sie sehen so viel besser, wie soll ich sagen, viel männlicher aus. Wo sind Sie denn gewesen? Sie wurden vermißt. Ich habe mich sehr beunruhigt“, setzte sie leise hinzu.

„Ich war unfreiwillig eine Nacht im Watt.“

Und er reichte ihr seine Hand, eine nasse und sehr unsaubere Hand. Aber sie erwiderte seinen Händedruck ohne Zögern, lebhaft und herzlich.

# SÜDDEUTSCHE STADTJUBILÄEN

(SIEHE HIERZU DEN BEITRAG AUF SEITE 46)

Zum 900jährigen Stadtjubiläum von Sulzbach in der Oberpfalz:
Links: Das Rathaus der Stadt Sulzbach. Rechts: Standbild Kaiser Karls IV. (1346—1378) an der Außenmauer der Stadtkirche.

Zur 1000-Jahrfeier des Marktfleckens Rohr in Niederbayern: Links: Hauptaltar in der 1722 geweihten Klosterkirche, erbaut von Egid Asam, ein Prachtwerk bayerischer Barockkunst. Über dem Altar die Gruppe „Mariä Himmelfahrt" mit überlebensgroßen Stuckfiguren von demselben Künstler. — Rechts: Blick von der Hauptstraße gegen das Rathaus.

1100 Jahre Radolfzell am Untersee in Baden: Links: Radolfzell von der Seeseite aus. Rechts: Das Landhaus Viktor v. Scheffels († 1886) auf der Landzunge Mettnau bei Radolfzell, wo der Dichter während seiner letzten Lebensjahre oft und gern weilte.

# DIE ANFÄNGE DER PHOTOGRAPHIE

ZUM 75. TODESTAG DAGUERRES AM 10. JULI

Niepce und Daguerre bei ihrer gemeinschaftlichen Arbeit. Nach einer Zeichnung von Delangle.

Eine der ersten Moment-Daguerreotypien: Das Denkmal Kaiser Josephs II. (von Zauner) in Wien. Sekundenbild der Gebrüder Natterer, 1841. (Im Besitz der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien.)

Daguerre in seinem Laboratorium. Nach einer Zeichnung von L. Deschamp.

Die Photographie oder die Kunst, dauernde Bilder von Gegenständen mit Hilfe der chemischen Einwirkung des Lichtes herzustellen, ist bekanntlich eine Erfindung des Franzosen Joseph Nicéphore Niepce, dem es im Jahre 1816 zum erstenmal gelang, die Bilder der Camera obscura zu fixieren.

Die theoretischen Vorbedingungen für die Erfindung der Lichtbildkunst waren eigentlich sowohl in chemischer als auch in optischer Beziehung bereits lange zuvor gegeben, denn die Tatsache, daß das Sonnenlicht auf gewisse Stoffe eine chemische Wirkung ausübe, war schon in früheren Jahrhunderten bekannt und hatte mehrfach Alchimisten wie Chemiker beschäftigt, und auch mit der Camera obscura hatten sich die Physiker vielfach abgegeben.

Der erste, der, wenn auch vorläufig noch wieder vergängliche, Lichtbilder (mit Hilfe von Buchstabenschablonen) erzielte, war der deutsche Arzt Johann Heinrich Schultze in Halle a. d. S., der im Jahre 1727 die Lichtempfindlichkeit der Silbersalze entdeckt hatte.

Als Erfinder des photographischen Apparats ist nach Feldhaus der Engländer Thomas Wedgewood anzusehen. Dieser fertigte im Jahre 1802 nach Naturobjekten auf mit Silbernitrat behandeltem Papier oder Leder Lichtpausen an und versuchte als erster, das Bild der Camera obscura durch lichtempfindliches Papier zu fixieren. Doch waren seine Versuche ebensowenig wie die des bekannten englischen Chemikers Sir Humphry Davy von Erfolg begleitet.

Die erste nachhaltige Fixierung eines Bildes der Camera obscura gelang im Jahre 1816, wie schon eingangs erwähnt, dem Franzosen Joseph Nicéphore Niepce, der sich schon seit einigen Jahren mit der von Senefelder erfundenen Lithographie beschäftigt hatte, und zwar in der Weise, daß er Zinkplatten, die mit einer Asphaltlösung bestrichen waren, wirksam belichtete. Er hatte mit diesem Verfahren, das er selbst „Photographie" benannte, gleichzeitig auch das erste photographische Ätzdruckverfahren gefunden.

Im Jahre 1829 vereinigte sich Niepce mit dem Pariser Dekorationsmaler Louis Jacques Mandé Daguerre durch einen notariellen Vertrag zur Vervollkommnung des von Niepce erfundenen heliographischen Verfahren.

Daguerre, geboren am 18. November 1789 zu Cormeilles, war zuerst Steuerbeamter gewesen, bildete sich aber später als Maler aus und wurde bald ein gesuchter und vielbeschäftigter Maler von Dekorationen für die Pariser Theater. Im Jahre 1822 erfand er mit dem Maler Bouton das Diorama, eine damals vielbewunderte Vorführung von auf durchsichtigen Stoffen gemalten Bildern, die durch wechselndes künstliches Licht effektvoll beleuchtet wurden.

Nach dem Tode von Niepce (5. Juli 1833) setzte Daguerre die gemeinschaftlichen photographischen Versuche allein fort, und es gelang ihm im Jahre 1837, das auf jodierten Silberplatten hervorgerufene, vorläufig unsichtbare Lichtbild durch Quecksilberdämpfe zu entwickeln und mit Hilfe von unterschwefligsaurem Natron zu fixieren. Er teilte seine Erfindung, die „Daguerreotypie" genannt wurde, dem berühmten Physiker Dominique François Arago mit, der ein Gesetz durchsetzte, durch das der französische Staat die Erfindung erkaufte und hierfür dem Erfinder Daguerre jährlich 6000 Frank und dem Sohne des verstorbenen Niepce jährlich 4000 Frank auf Lebenszeit aussetzte. Hierauf wurde die Erfindung Daguerres am 19. August 1839 in der denkwürdigen feierlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften durch Arago öffentlich bekanntgemacht.

Die epochale Erfindung erregte nicht nur in wissenschaftlichen Kreisen, sondern auch in allen Schichten der Bevölkerung größtes Aufsehen und beispiellosen Enthusiasmus. Aber auch Gegner stellten sich ein; sie gehörten den Kreisen der Künstler an. Zeichner und Kupferstecher, die bis dahin neben den Malern die Kunst des Porträtierens konkurrenzlos ausgeübt hatten, wähnten sich in ihrem Erwerb durch das neue Verfahren in höchstem Maße gefährdet. Aus dem Jahre 1839 selbst stammt ein merkwürdiges lithographisches Flugblatt von Maurisset, das so recht die üble Stimmung der in ihrer Existenz bedrohten damaligen Kunsthandwerker wiedergibt und die mit Jubel begrüßte neue Erfindung und die Begeisterung der breiten Massen in drastischer Weise verspottet. Der Satiriker scheidet die Bevölkerung in Daguerreotypomanen (Verrückte) und Daguerreotypolatres (Entzückte); er sieht eine fabelhafte Entwicklung der photographischen Industrie voraus, die damals noch neuen Verkehrsmittel Dampfschiff und Eisenbahn dienen ausschließlich dem Transport der in Massen erzeugten photographischen Apparate. Den Kupferstechern bleibt nichts anderes übrig, als sich — aufzuhängen. Zu diesem Zwecke stehen Galgen bereit, die billig zu mieten sind. Neben vielerlei

Die Daguerreotypie. Karikatur von Honoré Daumier.

Die Daguerreotypomanie in der ersten Zeit nach der Erfindung Daguerres. Karikatur von Maurisset aus dem Jahre 1839.

sonstigen Details ist interessant, daß der Satiriker auf diesem Blatte auch die Ballonphotographie vorausgeahnt hat, die erst im Jahre 1859 von Nadar in der Schlacht von Solferino zum erstenmal versucht worden ist.

Die bekannten technischen Mängel der Daguerreotypien sind auch später von den Karikaturisten häufig verspottet worden. So macht sich Honoré Daumier auf einem gelungenen Blatte über die neue Erfindung lustig. Der Besteller konstatiert mit Verwunderung bei Betrachtung seines etwas allzu dunkel ausgefallenen Bildes, daß man kaum glauben wird, daß er nur drei Sekunden in der Sonne gestanden habe. Eher würde man glauben, daß er drei Jahre auf ihr gewohnt habe, da er wie ein Neger aussehe. Aber das mache nichts, es sei doch ein schönes Bild, und seine Frau werde mit ihm zufrieden sein.

Daguerre selbst hat die rasche Ausbreitung seiner Erfindung, die schon in den auf ihre allgemeine Bekanntmachung folgenden Jahren vielfach und grundlegend vervollkommnet worden ist, noch miterlebt. — Sein Ableben jedoch erfolgte — Erfinderlos! — in Frankreich ziemlich unbemerkt. Er starb am 10. Juli 1851 in Brie-sur-Marne, wo er auch begraben wurde. Ein Jahr später wurde ihm auf seinem Grabe von der Société des Beaux-Arts ein sehr bescheidenes Denkmal errichtet. Die Photographen Neuyorks haben, als die Nachricht von Daguerres Tod dort eintraf, vierzehn Tage Trauer getragen und 50000 Frank zur Errichtung eines Denkmals gesammelt zum Andenken an den Mann, dem sie ihren neuen Beruf verdankten, und der in seinem Vaterlande merkwürdigerweise in unverdiente Vergessenheit geraten war. Hofrat Dr. Anton Klima.

# + Wissen und Leben +

**Ganzpflanzliche Heil- und Arzneipflanzen.** Sehr zahlreich sind in unserer Heimatflur solche Kräuter, die sich als ganze Pflanzen für Heil- und Arzneizwecke verwenden lassen. Vom zeitigen Frühjahr bis spät in den Herbst hinein gibt es davon allmonatlich eine ganze Anzahl für alle möglichen Heilzwecke und -wirkungen. So im April z. B. das in Gräben und Sümpfen, in Tümpeln und Wasserlöchern auffindbare, durch löffelförmige, 10—15 cm lang gestielte und schirmartig gestellte, grasgrüne Blätter kenntliche, gegen Ausschlag und Nervosität angewandte Löffelkraut (Cochlearia officinalis) und das mit seinen dicken, mehrfach gelappten, metallisch glänzenden Blättern auffallende, bei Leberleiden benutzte Leberblümchen (Hepatica triloba). Ferner die zur Bekämpfung von Stein-, Leber- und Magenleiden benutzte, mit kriechenden Stengeln an Gräben und unter Gebüschen wachsende Gundelrebe, Erdefeu- oder Gundermannpflanze (Glechoma hederacea), der bei Husten und Katarrhen schleimlösend wirkende Brand- oder Huflattich (Tussilago farfara) und das gleichen Heilzwecken dienende gewöhnliche Veilchen (Viola odorata). Im Mai sind unter anderm sammelreif das großblättrige Lungenkraut oder der Hirschkohl (Pulmonaria officinalis), das bei Keuchhusten und Brustkrankheiten vorzügliche Dienste leistet, und der im Volksmunde als Scheuerkraut, Katzensteert und Zinnkraut bekannte, auf sauren Wiesen und Feldern üppig schießende, mit seinem quirligen Aufbau typisch aussehende Schachtelhalm (Equisetum palustre), der bei Harn- und Nierenleiden heilend und auch wassertreibend wirkt. Weiter das weiß blühende, durch spatelförmige Fruchtbildungen erkennbare, insbesondere bei Frauenleiden angewandte Pastoren- oder Hirtentäschelkraut (Capsella bursa pastoris) und der Harnleiden und Hautausschlag heilende, auf Wiesen und Feldern als halbkriechende, rot blühende Pflanze massenhaft vorkommende Erdrauch oder Taubenkropf (Fumaria officinalis). Auch der als Wurmmittel und bei rheumatischen Schmerzen geschätzte, an seinen großen gefiederten Blättern und gelben Doldenblumen leicht erkennbare Wurm- oder Rainfarn (Tanacetum vulgare) besitzt jetzt als ganze Pflanze seine wirksamsten Heilstoffe. Ebenso der mit kriechenden Wurzeln wachsende, zierlich beblätterte, zur Beschleunigung des Blutumlaufes benutzte Krull- oder Frauenhaarfarn (Adiantum Capillus Veneris), der bei uns allerdings nur als Gartenzierpflanze vorkommt. Im Juni gibt dann die an sandigen und steinigen Plätzen wachsende, im pflanzlichen Aussehen charakteristisch kenntliche Wermut- oder Absinthpflanze (Artemisia absinthium) eine wertvolle Kräutermedizin zur Behebung von Magen- und Darmleiden. Gegen Magen-, Leber- und Gallenleiden wirken zu dieser Zeit das auf Wiesen, Triften und in Wäldern mit rötlichen Blumen blühende und 20—30 cm hoch gestengelte Tausendgüldenkraut (Erythraea centaurium) und die bis zu 30 cm hohe, harte und kantige, mit ungleich geteilten und gekerbten Blättern dicht besetzte, Stengel treibende und fleischfarben blühende, an Hecken und Zäunen überall antreffbare Andornpflanze (Marrubium vulgare). Ferner gehört hierher die allbekannte, durch weiße Doldenblumen und feinfiedrige Blätter gekennzeichnete Schafgarbe (Achillea millefolium), der nervenstärkende und blutreinigende Kraft innewohnt, und die außerdem Magenschmerzen und Hämorrhoiden beseitigt. Ebenso der an Feldwegen und Angern als niedriges Unkraut wuchernde, mit rosafarbenen bzw. blaßblauen Blumen blühende, bei Magenschmerzen und Blähungen wirksame Feldkümmel (Thymus Serpyllum), das an Rainen und zwischen Gebüschen gelbweiß blühende, bei Nerven- und Magenleiden benutzte Gemeine Labkraut (Galium mollugo) und die für gleiche Heilzwecke nützliche Thymianpflanze (Thymus vulgaris), die mit der Gamander- oder Ehrenpreispflanze (Veronica chamaedrys) auf Wiesen und Feldern weitverbreitet ist. Schließlich sind auch noch die Würmer und Kopfschmerzen beseitigende, an den zierlichen Blättern und weißgelben Rispenblumen erkennbare, bis zu 100 cm hoch wachsende Wein- oder Gartenraute (Ruta graveolens) und das als mildes Abführmittel benutzbare wilde Stiefmütterchen (Viola tricolor) hier einzureihen. Im Juli sind sammelreif das mit zierlichen Blättern ausgestattete und sich durch angenehmen Geruch bemerkbar machende Basilienkraut (Ocimum basilicum), das harntreibend wirkt und Nieren- und Blasenleiden heilt, und die an bläulichen, gelb punktierten Blumen kenntliche, zu Umschlägen und Augenmitteln gebrauchte Augentrostpflanze (Euphrasia officinalis), das als Bleichsuchtmittel bekannte, gelb blühende Johanniskraut (Hypericum), der Harn- und Steinleidenden Linderung verschaffende Majoran oder Meiran (Origanum maiorana), und die an sandigen Plätzen in Massen auftretende, an zierlichen gelben und roten Lippenblumen und behaarten und gesägten Blättern kenntliche, gegen Brust- und Lungenleiden helfende Hohlzahnpflanze (Galeopsis tetrahit). August und September bringen noch eine Nachlese der genannten Kräuterpflanzen. Emil Gienapp, Hamburg.

**Der normale Schlaf des Kindes.** Für das Kind ist hinreichender Schlaf noch wichtiger als gute Ernährung. Je jünger das Kind, um so länger die Schlafdauer. Der neugeborene Säugling schläft Tag und Nacht, mit kurzen Ausnahmen bei der Nahrungsaufnahme; 20 Stunden sind für den Schlaf zu rechnen. Die Zeitdauer verkürzt sich allmählich auf 11—12 Stunden nachts und 1—3 Stunden am Tag. Allzu genaue Angaben haben praktisch geringen Wert. Die Festigkeit des Schlafes erreicht ihren Höhepunkt $1^1/_2$—2 Stunden nach dem Einschlafen, sinkt ab, steigt in den Morgenstunden neuerlich etwas an und nimmt dann rasch endgültig ab. Die Haut der schlafenden Kinder fühlt sich während des ersten Höhepunkts der Schlaftiefe warm und feucht an; zum Teil tritt Schweißabsonderung auf. Die Zu- und Abnahme der Wasserabgabe der Haut geht parallel mit den Schwankungen der

Schlaftiefe. Kinder sollen daher in der ersten Zeit nach dem Einschlafen nicht zu warm zugedeckt werden, dagegen soll die Bedeckung später verstärkt werden. Für kleine Kinder bis zur Schulzeit, auch etwas weiter, ist ein Mittagsschlaf Bedürfnis. Bei vielen Kindern ist das Bedürfnis aber bereits im fünften Lebensjahr verschwunden. Bei kleinen Kindern wiegt schon in früher Jugend der Typus des Abendschläfers (frühes Einschlafen, frühes Erwachen) vor. Oft läßt sich aber nach wenigen Jahren das Vorhandensein eines Morgentypus (spätes Einschlafen, spätes Erwachen) erkennen. Das liegt nicht immer an der Erziehung; denn in ein und derselben Familie können beide Typen bei den Kindern vertreten sein. Kinder sollen von vornherein im Dunkeln schlafen. Die Furcht vor dem Dunkel ist ein Erziehungsprodukt. Die sogenannten „Ammenmärchen" werden nicht nur von Ammen verbreitet. Jedenfalls soll das Kind mit lieben Gedanken einschlafen, denn im Schlaf entwickelt sich auch die kindliche Seele, und der Boden, aus dem diese Entwicklung hervorsprießt, muß mit Liebe und Freude gedüngt sein. Dr. W. Schweisheimer.

**Nebel und Sterblichkeit.** Der englische Arzt W. T. Russell hat die Nebelbeobachtungen in London in den Wintermonaten (Oktober bis März) von 27 Jahren mit der Sterblichkeitsziffer von Erwachsenen und Kindern in den beiden nördlichen Stadtteilen St. Pancras und Islington verglichen. Er ist dabei zu einem etwas überraschenden Ergebnis gekommen. Mit Absicht benutzte er frühere Jahrzehnte, 1870—97, weil damals die Kommission zur Verminderung des durch Kohlenstaub und ölige Kohlenwasserstoffverbindungen besonders dichten Nebels noch nicht nennenswert gewirkt hatte, die Nebelbedingungen also noch besonders günstig waren. Gewöhnlich ist die Meinung verbreitet, daß der Stadtnebel an sich für die Luftwege des Menschen sehr schädlich ist und die zum Tode führenden Lungenerkrankungen fördert. Russell konnte nun trotz eines sehr großen Beobachtungsstoffes weder bei Erwachsenen noch bei Kindern eine Beziehung zu deren Sterblichkeit finden, obwohl es sich aber doch zeigte, daß mit Eintritt des Nebels die Zahl der Todesfälle in der einen Woche rasch stieg, in den anderen aber gar nicht. Darauf untersuchte Russell Nebel in Verbindung mit Niederschlag, aber auch hier fand sich nichts. Erst als er die Temperatur heranzog, ergab sich eine auffallende Beziehung. Jedesmal, wenn starker Nebel mit Abkühlung verbunden war, stieg die Sterblichkeitsziffer bei den Erwachsenen sehr rasch an, während sich bei den Kindern keine solche Beziehung herausstellte. Als z. B. vom 5. bis zum 12. November 1892 sehr starker Nebel herrschte, blieb die Sterblichkeitsziffer bei Erwachsenen und Kindern unverändert, da die Lufttemperatur über 6° Wärme hatte; als aber in der Woche vom 24. bis zum 31. Dezember desselben Jahres die Temperatur auf —3° sank, schnellte die Todesziffer bei Erwachsenen sofort hinauf, obwohl der Nebel diesmal nicht so stark war wie in der Novemberwoche. Bei den Kindern zeigte sich dieses Hinaufschnellen auch diesmal nicht. Erwünscht wäre es gewesen, wenn auch der Wind beachtet worden wäre, denn West- und Ostwinde bringen den genannten Stadtteilen viel Rauch von den anderen Stadtteilen her, Südwinde noch mehr, wogegen Nordwinde in dieser Beziehung reiner wären, wenn sie nicht schon aus dem Industriegebiet von Sheffield viele Rauchteilchen mitbrächten. Prof. Dr. C. Kaßner.

**25 Jahre Hamburger Volksheim.** „Wenn in Hamburg die Gegensätze zwischen dem allgemeinen Rechtsgefühl und der gesetzlichen Rechtsprechung weniger hart als an anderen Orten empfunden werden, so dankt Hamburg dieses zu einem großen Teile den Rechtsauskunftstellen des Volksheims." Dieses Wort eines Hamburger Senators beweist die Bedeutung dieser Einrichtung für die Heimat, aber ihr Wirken greift über diesen Bezirk hinaus. Nach Hamburger Vorbild wurden bei Beginn des 20. Jahrhunderts in Leipzig und Wien Volksheime gegründet und Einzelheiten aus dem großen Aufgabenkreis des Volksheims von anderen Orten übernommen. Als im Jahre 1901 junge Idealisten bürgerlicher Kreise mitten in den Vierteln der Armut ihre Tätigkeit begannen, galt es ihnen, von ihren Kulturschätzen, die sie ihrer besseren Vermögenslage verdankten, den unvermögenden Kreisen der Bevölkerung mitzuteilen. In diesem Zusammenleben lernten sie die Not und die Notwendigkeiten kennen. So entstanden die Rechtsauskunftsstellen, so erblühten die Lehrlingsvereine, so fand man sich zusammen zu Aussprache-Abenden, und so wurden die ersten Sonntagsunterhaltungen, die heute in den fünf eigenen Gebäuden des Volksheims an manchem Sonntag gegen 4000 Kinder und gegen 3000 Erwachsene zu bester Unterhaltung zusammenführen. Aus der Zahl der Männer, deren opferwilliges Wirken dieser Aufgabe diente, seien nur genannt: Dr. Wilhelm Hertz, jetzt Leiter des staatlichen Jugendamtes zu Hamburg, Walter Classen, einer unserer bedeutendsten Jugendführer, Prof. Dr. Heinz Marr, jetzt an der Universität Frankfurt a. M., Regierungsrat Dr. Jaques am Wohlfahrtsamt Hamburg, Dr. Ernst Wulff, Senator Dr. Matthaei und der jetzige Vorsitzende, Dr. J. G. Hübbe. Als 1904 das erste Haus für Volksheimzwecke erstand, weil die gemieteten Räume am Billhorner Mühlenweg 108 zu eng geworden waren, ahnte man nicht, daß schon zwei Jahre später in den Stadtteilen Hammerbrook und Barmbeck weitere eigene Bauten errichtet werden würden. Seit 1925 besitzt auch Winterhude ein eigenes Jugendheim am Stadtpark, und zur Jubiläumsfeier zieht Eimsbüttel in eigene Räuume ein. Mit der räumlichen Ausdehnung erweiterte sich der Arbeitskreis. Die Jugendbewegung hielt ihren Einzug und forderte ihre mitunter schwer bekämpften Rechte. In der Inflationszeit hatte das Volksheim, das während des Krieges sich ganz auf die Arbeit am Dienste für Kriegerwitwen und Kinder umgestellt hatte, schwer materiell zu kämpfen. Alle Stiftungsmittel waren aufgebraucht, und die Volksheimarbeit wurde in allen Stücken Aufbauarbeit: Aufbau der eigenen Aufgabe, Aufbau an dem großen Gedanken der Einheit unseres Volkes. In unseren Räumen treffen sich alle politischen Ansichten, alle Konfessionen, und darin beruht der Volksheimgeist, den wir der Jugend auf den Lebensweg mitgeben, daß sie, stark in der eigenen Gesinnung, jede andersgerichtete Gesinnung achtet. Dr. R. Corwegh.

# Für die Frauenwelt.

**Westen und Blusen** sind beide gleichmäßig modern. Das klassische Schneiderkostüm, das sich mit dem Smoking in die Ehren der Sommermode teilt, hat sie wieder in Aufnahme gebracht. Sie sind aber auch ein reizendes Begleitwerk, denn sie geben dem dunklen Kostüm eine heitere Note und gestatten, da man sie beliebig auswechseln kann, viel Abwechslung. Die Linonbluse mit Spitzen ist fast allgemein durch die Crêpe-de-Chine- oder Crêpe-Georgette-Bluse ersetzt worden. Sehr modern sind auch die russischen Kasacke aus Silberlamé, die den Oberkörper gleich einem Panzer umschließen. Und das Oberhemd aus feiner Leinwand wird oft mit Blumenapplikationen geschmückt. — Was nun die modernen Westen betrifft, so verlaufen sie viereckig oder spitz und glitzern im Schmuck vieler metallischer Knöpfe. Die morgendlichen Kostüme öffnen sich über Lederwesten — Antilope oder Hirsch — in den Modefarben. Der Erfolg, dessen sich das Leder erfreut, erleichtert ihre Verwendung. Oft wird die Jacke des Kostüms von einem mit dem Leder der Weste übereinstimmenden Lederstreifen umsäumt.

**Für Tennisspielerinnen** gibt es eine neue Kopfbedeckung, die junge Gesichter gut kleidet. Man häkelt verschieden große Wollblumen in lebhaften, abwechslungsreichen Farben. Dann werden die kleinen, mittelgroßen oder größeren Blumen zusammen mit ihrem Blattwerk so auf ein Seidenband genäht, daß man nichts von dem Bande, das nur als Stütze dient, merkt. Hinten mit einem Bande zusammengenäht, das nach Belieben der Trägerin herunterflattert oder befestigt wird, befriedigt dieser neue Kopfschmuck die Eitelkeit der jungen Damen und ist zugleich auch praktisch.

**Band** spielt auf den hellen, duftigen Kleidern wieder eine große Rolle und wirkt unter den Garnierungen als die eleganteste. Gibt es etwas Reizenderes als ein Kleid aus hellgrünem Krepp, das sich mit geflochtenen schwarzen Seidenbändern schmückt, aus rosa Satinkrepp mit blauem Seidenband, aus silberschimmerndem Taft mit schwarzen Samtschleifen? Die ganze harmonische Farbentonleiter von Weiß wird getragen.





**Für Sammler.** Es dürfte die Leser unserer Illustrirten Zeitung interessieren, daß die bekannte Cigarettenfabrik Constantin, Hannover sämtlichen Packungen ihrer Erzeugnisse kleine, in Kupfertiefdruck hergestellte Bilder beifügt. Diese Bilderserien bestehen in den schönsten und interessantesten Aufnahmen aus den bekannten herrlichen Filmen **Nibelungen, Fridericus Rex, Wege zu Kraft und Schönheit.** Die vollendet schönen Bilder werden jedermann zum Sammeln anregen, zu welchem Zweck die Cigarettenfabrik Constantin künstlerisch ausgestattete Alben für den geringen Preis von 50 Pfg. für kleine, und von 85 Pfg. für größere Bilder abgibt.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

# Illustrirte Zeitung

W. HELWIG.

Verlag · J · J · Weber · Leipzig

NR. 4244. 167. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 15. JULI 1926

# Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4244. 167. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 15. Juli 1926.

## Allgemeine Notizen.

**In Bad Flinsberg** (im schlesischen Isergebirge) ist ein neues, zeitgemäßes Inhalatorium eingerichtet worden, in welchem neben dem bewährten Fichtenrindenextrakt alle üblichen Heilmittel je nach ärztlicher Verordnung zur Anwendung kommen. Die Fichtenrindenbäder sind ähnlich wie die Moorbäder wirksam bei Rheumatismus, Gicht und vielen Frauenkrankheiten. Herzkranke finden in Bad Flinsberg natürliche kohlensäure Bäder, die von altersher neben der Trinkkur mit den Eisenwässern für Blutarme und Nervöse angezeigt sind. Bad Flinsberg hat ganzjährigen Kurbetrieb.

**Eine Chodowiecki-Ausstellung** aus Anlaß des zweihundertsten Geburtstages des Maler-Radierers Daniel Chodowiecki (geboren am 16. Oktober 1726 in Danzig, gestorben am 7. Februar 1801 in Berlin) veranstaltet die Veste Coburg aus den reichen Sammlungen der Veste in etwa 50 Zeichnungen und 900 Radierungen.

**Eine internationale Ausstellung „Die Hochschule“** plant die Stadt Bonn für 1928, die einen geschlossenen Überblick über das gesamte geistige Schaffen, die Entdeckungen und Errungenschaften der Universitäten sowie über ihre Beziehungen zum geistigen und kulturellen Leben der Völker geben soll. Die Ausstellung soll auch ein Versuch sein, die durch den Krieg zerrissenen internationalen Beziehungen wieder neu zu knüpfen.

**Das vierzehnte Bachfest der Neuen Bachgesellschaft** wird in der Zeit vom 30. September bis zum 3. Oktober in Berlin stattfinden. Die Neue Bachgesellschaft wurde 1903 in Leipzig gegründet und veranstaltet seitdem Bachfeste an wechselnden Orten. Diese Gesellschaft hat auch Johann Sebastian Bachs Geburtshaus in Eisenach angekauft, dort ein Bachmuseum gegründet und macht Bachsche Werke in praktischen Neuausgaben zugänglich.

**Der Oscar von Körner-Preis** in Höhe von 1500 RM. wurde von der Handels-Hochschule Berlin ausgeschrieben. Die Aufgabe lautet: „Wie erfolgt die Kapitalbildung in modernen Volkswirtschaften? Welche Faktoren beeinflussen ihre Höhe? Welche Einflüsse haben darauf insbesondere Konjunkturbewegungen, Einkommensverteilung, Währungspolitik, Marktorganisation, namentlich monopolistischer Art usw.? Im Zusammenhang mit der theoretischen Untersuchung hätte die Untersuchung der Kapitalbildung Deutschlands oder einer an-

deren führenden Volkswirtschaft nach dem Krieg zu erfolgen.“ Näheres wolle von der Handels-Hochschule in Berlin C. 2, Spandauerstraße 1 angefordert werden.

**Die Zahl der Postscheck-Kunden Deutschlands** betrug Ende Mai d. J. 871 701. Dies bedeutet einen Zuwachs von 2442 Konten gegen das Ende des Vormonats. An Gut- und Lastschriften sind im Monat Mai 47 090 000 Buchungen über 9 062 865 000 RM. ausgeführt worden. Davon sind bargeldlos beglichen worden 7 132 167 000 RM. Das durchschnittliche Guthaben der Postscheckkunden belief sich auf 572 212 000 RM.

**Neue deutsche Lokomotiven.** Die Deutsche Reichsbahn hat in enger Fühlung mit der Lokomotivenindustrie neue, leistungsfähigere Einheiten für den Personenzug-, Güterzug- und Verschiebedienst erdacht; als erste eine zweizylindrige Heißdampf-Schnellzugmaschine mit drei Lauf- und drei Treibachsen. In der Lokomotivenfabrik der AEG sind kürzlich Maschinen dieser Gattung fertig geworden. Die Deutsche Reichsbahn verfügt jetzt wohl über die leistungsfähigsten Schnellzuglokomotiven Europas. Die Maschinen, die nicht nur durch ihre großen Abmessungen, sondern auch durch die strenge Schlichtheit der Bauform auffallen, sind imstande, einen D-Zug von 18 Wagen im Gewicht von zusammen 800 Tonnen mit 100 Kilometer Dauergeschwindigkeit bei 120 Kilometer Höchstgeschwindigkeit zu befördern. Nach Indienststellung dieser Maschinen ist also mit einer erheblichen Steigerung der Dauergeschwindigkeit unserer schnellsten D-Züge zu rechnen, da diese heute höchstens — und zwar nur bei einem einzigen Zuge — 83,6 Kilometer beträgt.

**Über die Not der Bienen** kommen aus ganz Deutschland schlimme Nachrichten. Die vielen Regenfälle haben die Bienen am Flug gehindert, so daß sie keinen Nektar sammeln konnten. Die Bienenzüchter haben dauernd füttern müssen, um die Bienen vor dem Hungertod zu bewahren. Das Brutgeschäft in den Völkern ist vollständig ins Stocken geraten, die älteren Bienen sind abgestorben, so daß kein Nachwuchs vorhanden ist, der bei eintretendem, gutem Wetter eine etwaige Tracht ausnützen könnte. Vielen Imkern sind Völker verhungert. Alte Imker können sich nicht entsinnen, eine derartig ungünstige Wetterlage für die Bienen je erlebt zu haben.

# Illustrirte Zeitung

FRÜHSTÜCK IM FREIEN

NACH EINEM GEMÄLDE VON ANTOINE WATTEAU (1684–1721)

(PHOTOGRAPHIEVERLAG FRANZ HANFSTAENGL, MÜNCHEN)

Vom Deutschen Marinetag in Duisburg am 3. und 4. Juli: Admiral Scheer während seiner Ansprache bei der Gedenkfeier auf dem Ehrenfriedhof.

Christoph Povenz.

Von den Feierlichkeiten zum 500 jährigen Bestehen der Porzellanstadt Selb in Bayern am 4. Juli: Eine Gruppe aus dem großen historischen Festzug; das Modell der Burg Neuhaus, die früher auf dem jetzigen Goldberg gestanden hat.

Eine Studienfahrt der Deutschen Reichsbahn: Die Teilnehmer vor dem Stellwerk in Dormagen bei Köln. Die von Reichsbahngeneraldirektor Dr.-Ing. Dörpmüller geführte Studienreise gab den Teilnehmern Gelegenheit, die seit Jahren angestellten Versuche mit Zugbeeinflussungsmitteln zu besichtigen, die ein Überfahren des auf „Halt" stehenden Signals automatisch verhindern sollen. 1 Dr.-Ing. Dörpmüller; 2 Staatssekretär a. D. Kumbier; 3 Ministerialdirektor Gutbrod vom Reichsverkehrsministerium; 4 Professor Dr.-Ing. Blum; 5 Eisenbahningenieur Huber und 6 Eisenbahningenieur Felber von den Schweizerischen Bundesbahnen.

Das Hochwasserunglück im Riesengebirge: Blick auf die Landstraße in Krummhübel, die am 3. Juli in 10 m Länge und 5 m Breite von den herabstürzenden Wassermassen aufgerissen wurde.

Oben: Deutsche Erfolge bei den britischen Leichtathletikmeisterschaften in London am 4. Juli: Dr. Peltzer, Stettin (links), stellte mit 1 Min. 51,6 Sek. einen neuen Weltrekord über die halbe engl. Meile auf; Corts, Stuttgart (rechts), gewann den Endlauf der Meisterschaft über 100 Yards.

Nebenstehend: Von der Unwetterkatastrophe in Woltersdorf bei Berlin: Die am 4. Juli durch Blitzschlag zerstörte Kegelbahn, bei deren Zusammenbruch 13 Personen getötet und über 50 verletzt wurden.

# DAS BEVÖLKERUNGSPROBLEM DER ERDE

So dringlich das Bevölkerungsproblem für viele Völker der gemäßigten Zone, in erster Linie für Deutschland, geworden ist, so ahnungslos ist die Menschheit darüber, daß sie in absehbarer Zeit die Lebensräume der Erde erfüllt haben wird durch Menschen, die nach neuem Nährboden und Siedlungsraum suchen müssen. Wenn auch genauere Berechnungen nicht angestellt werden können und das Zahlenhafte des Problems über rohe Schätzungen nicht hinausreicht, so kommt doch den Angaben einiger Gelehrter, namentlich den geistvollen Ausführungen unseres Altmeisters der Geographie, des Professors Albrecht Penck, Berlin, ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit zu. Die Schätzungen der größtmöglichen Menschenzahl in den Nährräumen der Erde belaufen sich nach Ravenstein auf rund 6000 Millionen, nach Fircks auf 7800 Millionen. Ballod legt seinen Berechnungen die Annahme von 28 Mill. qkm Ackerland zugrunde und fußt auf dem amerikanischen Standard von 1,2 ha Nährfläche für den einzelnen Menschen; er kommt so auf 2333 Mill. Gesamtbevölkerung. Geht man von der deutschen Einheitsfläche aus, 0,5 ha pro Mensch, so ergeben sich 5600 Millionen. Der japanische Standard, 0,125 ha, würde sogar eine Maximalziffer von 22400 Millionen ergeben. Die deutsche Einheitsfläche hält sich in Grenzen, die als Grundlage für eine die ganze Erde berücksichtigende Schätzung dienen können. Penck kommt nach sorgfältiger Wertung aller erfaßbaren Faktoren zu einem Gesamtbetrag von 8 bis 9 Milliarden, deren Existenz in den Nährräumen der Erde möglich wäre. Der tatsächliche Bestand der Menschheit beläuft sich auf 1,8 Milliarden, was einer Bevölkerungsdichte von 12 pro qkm entspricht, während durchschnittlich 50—60 Bewohner pro qkm angenommen werden dürfen.

Die Tropen, die räumlich zwei Drittel der Menschheit bergen könnten, umfassen heute kaum 500 Millionen. Südamerika wäre fähig, statt 67 Millionen rund 2500 zu nähren, verfügt doch Brasilien allein über einen Lebensraum, der mit 1200 Mill. Menschen erst ausgefüllt wäre, ohne daß ihre Existenz sich so unbequem anließe wie in europäischen Ländern mit Übervölkerung. Das übrige, spanisch sprechende Südamerika könnte dieselbe Zahl von Menschen unterbringen. Selbst China ist trotz massiger Häufung seiner Bewohner in gewissen Gegenden keineswegs gesättigt, und das unermeßliche britische Kolonialreich böte noch Hunderten von Millionen Wohn- und Nährraum.

Diese Zahlen bewegen sich durchaus in den Grenzen des Möglichen und berücksichtigen alle mit Vernunft und Erfahrung erfaßbaren Voraussetzungen des Problems. Ebensowenig ist es Utopie, wenn für die Zukunft die Tatsache rechnerisch vorausgesagt wird, daß in 300 Jahren, unter Zugrundelegung der Bevölkerungszunahme der letzten fünf Jahrzehnte, der Lebensraum der Erde gefüllt sein muß, so sehr auch die ungehemmte Vermehrung der Menschen naturnotwendig eine fühlbare Einschränkung der als Nährquelle dienenden Bodenflächen nach sich zieht. Ganz unzweifelhaft geht die Menschheit „mit Riesenschritten" der restlosen Ausfüllung der Nährräume entgegen, der weder Katastrophen wie der Weltkrieg noch Seuchen, Epidemien und andere Massenverluste Abbruch zu tun vermögen. In der Tat haben auch die Todesopfer des Weltkriegs im statistischen Bild der Menschheitszunahme nicht die mindeste Spur hinterlassen. Die Neigung zu stetiger, erstaunlich wachsender Vermehrung hält nach wie vor an und wird aller Voraussicht nach in den nächsten Jahrhunderten der Menschheit greifbar vor Augen führen, daß auch ihrer Bevölkerungszunahme ein Ziel gesetzt ist durch die Ausfüllung der Lebensräume ihrer Wohnstatt, der Erde.

Im wesentlichen ist die gegenwärtige Verbreitung der Menschen zurückzuführen auf die Suche nach Nähr- und Siedlungsraum, nach Produktionsstätten auf und unter der Erde, nach Stillung des Hungers und Erleichterung des Daseinskampfes. Zu diesem Instinktmäßigen, Triebhaften gesellen sich Einflüsse geistiger Art, die in der geschichtlichen Entwicklung, in dem Drange der Kulturvölker, als geistige Mächte Ausdehnung und neues Betätigungsfeld zu erringen, liegen. Dieses Geistige bleibt aber meist in der Sphäre des Menschlichen, Allzumenschlichen und stellt sich in den Dienst völkisch egoistischer Interessen, die ihren eigenen Sittengesetzen folgen. Ein Blick auf die großen Völkerbewegungen und -zusammenstöße zeigt, daß neben dem Nahrungstrieb häufig reine Machtinstinkte einiger Gewaltmenschen als Impulse wirkten. So entsprangen die Kriege des alten Roms vorherrschend dem Weltmachtsdrang der Cäsaren, wie denn im Altertum überhaupt die Kampf- und Rauflust, verschwistert mit Gier nach Beute, Gold, Sklaven und Weibern, meist die gefühlsmäßige, seelische Grundlage des Machtdünkels bildete. Das Seitenstück hierzu in neuer und neuester Zeit liefert England, das zwar seinen Machthunger klug durch gesalbte Phrasen von gottgewollter Beglückung der Welt verbrämt, im Grunde aber doch nur den niedrigen Eingebungen seiner Krämerseelen folgt. Nur wenige Kriege der letzten Jahrzehnte haben ihre Ursachen in wirklichen Forderungen des Daseinskampfes, wie z. B. der Übervölkerung eines Gebiets. Solange indessen die Staaten, Völker und Rassen durch starre politische Grenzen eingeengt sind, werden die Völker, die unter dem Druck eines mißlichen Verhältnisses zwischen der Zahl der Menschen und dem Nahrungsbedürfnis des einzelnen einerseits und der Nahrungsproduktion des Lebensraumes andererseits stehen, überspannten Dampfkesseln gleichen, die eines Tages explodieren, d. h. mit gewaltsamen Mitteln sich neuer Nährräume bemächtigen.

Die Übervölkerung der Erde wird nun keineswegs nur durch solche Katastrophen einen Ausgleich zwischen Hungernden und Übersättigten zu schaffen versuchen. Einer allzu gewaltsamen Lösung des Problems stellen sich ohnehin zahlreiche Hemmungen entgegen, die teils in den Naturgegebenheiten des Klimas, der Erzeugungskraft der Böden, teils in subjektiven Dingen, wie der Verteilungsorganisation des Handels und Verkehrs, der Verbesserung der Bodenbearbeitung und Intensivierung der Kultur, der Regelung der Nährstoffzufuhr durch die Ernährungsphysiologie u. a., liegen. Ob aber die von manchen Seiten vorgeschlagene, von Japan sogar vorübergehend geübte Selbstbeschränkung der Bevölkerungszunahme in Form eines künstlich herbeigeführten Geburtenrückgangs ein geeignetes Mittel darstellt, mag mit Fug und Recht angezweifelt werden. Einmal würden dadurch, wie Penck sagt, die Tüchtigsten an der Geburt verhindert werden, zum anderen aber käme die Verlangsamung doch nur einigen eng geschlossenen Völkerkreisen zu und nicht der ganzen Menschheit, abgesehen von den moralischen Verheerungen, die solch bedenkliche Methoden nach sich zögen. Als starker Hemmschuh wirken zur Zeit auch noch politische Einschränkungen und Vorurteile, die auf den Gegensätzen innerhalb der Staaten und Rassen beruhen. Auf der anderen Seite darf nicht übersehen werden, daß durch die Verbesserung der Lebensverhältnisse, die erfolgreiche Bekämpfung von Seuchen und Krankheiten, die wachsende, auf physiologischer Grundlage beruhende Regelung der Nahrungszufuhr, die Ertüchtigung der Körper durch Leibesübungen und andere zivilisatorische Einflüsse viele jener Einschränkungen aufgehoben werden.

Als Grundproblem aller Bevölkerungswirtschaft bleibt eben doch die „Nahrungsbeschaffung für die ewig hungrige Menschheit" bestehen. Wird es rechtzeitig erkannt und in vernünftiger Weise in die Tat umgesetzt, so werden gewaltsame Erschütterungen vermieden werden. Immer aber wird die Menschheit auf der Suche nach neuen Lebensräumen ihre Blicke auf die heute dünn besiedelten Regionen der Erde, die Tropen, die Steppen- und Wüstengebiete, richten.

Die Tropen stellen den aufnahmefähigsten Bevölkerungsspeicher dar. Es ist dabei zunächst gleichgültig, ob sie als Kornkammern, als reine Erzeugungsgebiete, angesehen werden, aus denen die Vorräte durch Handel und Verkehr in die Verbraucherländer abgeführt werden, oder ob die Weltwirtschaft notgedrungen sich an die Aufgabe wagt, sie als Siedlungsräume für den Menschen der gemäßigten Zone einzurichten. Die Entwicklung wird auch hier zwangsläufig zur Lösung der letztgenannten Aufgabe führen. Die Tropen sind besiedelungsfähig, nicht nur in gesunden Höhenlagen, wo seit alters hochentwickelte Kulturen blühten. Auch die von unermeßlichen, fast völlig unberührten Urwäldern bedeckten Tiefebenen um den Äquator werden für schwarze und weiße Menschen dann bewohnbar, wenn die gesundheitlichen Verhältnisse so gebessert werden, daß Bodenarbeit und Kultur möglich sind. Dafür haben die Vereinigten Staaten von Amerika an dem Panamakanal und seiner Umgebung glänzende Beweise erbracht. Hier wurde das gelbe Fieber, das in ganz Süd- und Mittelamerika ungezählte Todesopfer gefordert hatte, binnen Jahresfrist aufgehoben; es kann heute als tatsächlich ausgestorben gelten. Die Malaria, die den Tropenmenschen so schwächt, daß er den größten Teil seines Lebens nur beschränkt arbeitsfähig ist, wurde im Umkreis der Niederlassungen zurückgedämmt. Es darf gesagt werden, daß auch diese Seuche bei sorgfältiger Durchführung der Sanierungsmaßnahmen und der Chininbehandlung in Zukunft die Arbeitsfähigkeit auch des weißen Menschen nicht mehr dauernd zu beeinträchtigen vermag. Andere Geißeln der Menschheit werden durch die moderne Hygiene ebenfalls im Zaume gehalten werden. Auch die zahlreichen Plantagen in allen Tropen der Erde beweisen, daß der Mensch der gemäßigten Zone jahrelang in diesen Breiten seine Spannkraft behält und als Pionier fortgeschrittener Bodenkultur wirken kann, sobald er sich einmal akklimatisiert hat.

Zunächst wird die Erschließung der Tropen sich in ähnlicher Weise wie seither dadurch vollziehen, daß die Urwälder niedergelegt und im Raubbau der Großplantage die für die Industrie und Volksernährung erforderlichen Produkte erzeugt werden. Je gründlicher aber gleichzeitig die Gesundung vorgenommen wird, und je früher das Raubbausystem einer vernünftigen intensiven Bodenbewirtschaftung Platz macht, desto eher öffnet sich der ungeheure Nährspeicher der heißen Zone für den Überschuß übervölkerter Länder auch der gemäßigten Breiten. Man erwäge einmal die Aussichten einer Massenbesiedlung der Amazonaswälder, die auf 4000 km in der Länge und 4000 km in der Breite heute noch im Dunkel völliger Unerschlossenheit verharren, von wenigen Tausenden von Indianern bewohnt. Wenn die Kosten des Weltkrieges dazu verwandt worden wären, ihre Naturschätze zu verwerten, ihre Böden zu kultivieren, ihre Fieber zu zerstören, so hätte die Weltwirtschaft auf Jahrzehnte hinaus ihre Bedarfsstoffe decken können, und Millionen Menschen der gemäßigten Zone hätten ein erträgliches Los auf eigener Scholle gefunden. Einmal wird doch der Würgengel des Hungers die Verzweifelten in diese zu Unrecht so gefürchteten Lebensräume zwingen.

Auch auf andere, nicht durch tropische Fülle lockende Gebiete muß die Menschheit beizeiten ihre Blicke richten. Ungeheure Steppen, Wüsten- und Trockengebiete, kaum bevölkert, harren der Erschließung. Hierfür haben wir Beispiele genug, die beweisen, daß menschliche Intelligenz mit Hilfe der modernen Technik die öde Natur mit blühendem Leben zu füllen vermag. Das Baumwoll-Land Ägypten ist reinem Wüstenboden abgetrotzt. Die kalifornischen Fruchtplantagen schütten aus ihren ehemals dürren Sandfeldern ein Füllhorn des Segens aus. Die Stauwerke in Kanada und Dakota (Vereinigte Staaten) wandeln das magere Prärienland in fruchttragendes Ackerfeld. Die moderne Wassertechnik vermag die Wüsten- und Steppenregionen der Nutzung als Nähr- und Siedlungsraum zuzuführen. Der Gedanke ist kühn und verwegen, aber die quälende Not kommender Generationen wird den Menschen auch einmal zwingen, buchstäblich „Steine in Brot" zu verwandeln. Nicht minder dringlich ist die Erschließung und Besiedlung weiter Strecken der kalten Zone, namentlich in gemäßigten Teilen.

Die ganze Entwicklung wird aber nicht nur nach einer Ausfüllung der noch unberührten Nährspeicher der Erde drängen; sie wird zugleich ihr Ziel sehen in einer qualitativen Steigerung der Nutzung überhaupt. Nicht alles Land wird als Nährspeicher sich darbieten; große Strecken werden der Beschaffung von Kleidung, Rohmaterialien für die Industrie, Handel und Verkehr, für die Wohnstätten vorbehalten bleiben. Die Steigerung der Produktion wird mit zunehmender Erschließung immer stärker auf eine Verfeinerung ihrer Methoden, auf die Erzielung von Höchstleistungen nnd maximaler Nutzeffekte sich richten müssen. Und zweifellos wird die Not der Menschheit auch die politischen Schranken in der Zukunft überall da brechen, wo sie sich dem Nahrungs- und Wohnraum suchenden Menschen in den Weg stellen.

Dr. Otto Lutz.

# Tagesgeschichte

Eine *Unwetterkatastrophe*, wie sie in diesem Sommer kein Ende nehmen wollen, hat neuerdings auch das *Riesengebirge* heimgesucht. Infolge gewaltiger Wolkenbrüche wurden etwa 20 Häuser zerstört, mehrere Brücken zum Einsturz gebracht und Straßen unterspült. Selbst Todesopfer, sechs an der Zahl, forderten die entfesselten Naturgewalten. — An der *Woltersdorfer Schleuse* bei Erkner (Berlin) schlug der Blitz in die Kegelbahn einer Gastwirtschaft, in die sich etwa hundert Ausflügler vor einem plötzlich niedergehenden Wolkenbruch geflüchtet hatten. Durch den Einschlag stürzte das Gebäude ein und begrub 13 Tote unter sich.

Den Höhepunkt des *Deutschen Marinetags in Duisburg* am 4. Juli bildete die Gedenkfeier für die gefallenen Helden auf dem Ehrenfriedhof auf dem Kaiserberg, bei der Oberbürgermeister Dr. Jarres und Admiral Scheer Ansprachen hielten. Danach veranstalteten die Marinevereine einen Festzug durch die Stadt.

Der 4. Juli war der Haupttag der Feierlichkeiten, die die oberfränkische Stadt *Selb* zu ihrem *500jährigen Bestehen* veranstaltete. Nachdem am Vortag eine Gewerbeschau begonnen hatte, wurde die große Porzellanausstellung eröffnet, welche die Erzeugnisse der hochentwickelten Porzellanindustrie Selbs zeigt und den Juli über währen soll. Der historische Festzug gab in nahezu 50 Gruppen mit schönen Festwagen einen Überblick über die Geschichte der Jubelstadt.

Die offizielle *Eröffnung der Zugspitzbahn* erfolgte am 5. Juli. Nach der Einsegnung der Bahn durch den Dekan von Reutte übergab Dr. Stern, der Präsident der Zugspitzbahn-Gesellschaft, das Unternehmen der Öffentlichkeit. Im Namen des Deutschen Reiches sprach der Gesandte v. Haniel, und für die bayerische Regierung überbrachte Ministerialrat Hellmann die Glückwünsche. Der österreichische Bundesminister Dr. Schürff betonte die sinnbildliche Bedeutung der Bahn.

In der Schweiz wurde am 3. Juli die *neue Furka-Bahn* durch den Bischof von Sitten eingesegnet; daran schloß sich ein feierlicher Umzug und ein Festbankett. Die eigentliche Eröffnung der Strecke Brig—Disentis erfolgte am 4. Juli. Die Bedeutung der Bahn, die zu Kriegsbeginn beinahe schon vollendet war, liegt darin, daß durch sie ein Weg über den Gotthard geschaffen worden ist, der den Rhonefluß direkt mit dem Rhein verbindet.

Die *Internationale Ausstellung für Binnenschiffahrt und Wasserkraftnutzung in Basel* nahm am 1. Juli mit einer Begrüßungsansprache von Regierungsrat Dr. Miescher, dem Präsidenten des Organisationsausschusses, ihren Anfang. In der Halle I ist neben der französischen die deutsche Abteilung untergebracht, die vor allem die Großschiffahrtsstraße des Rheins von Basel bis zur holländischen Grenze mit ihren Anlagen zeigt. Die Maschinenindustrie Deutsch-

Emil Coué,
der berühmte Begründer der modernen autosuggestiven Heilmethode, † am 2. Juli zu Nancy im Alter von 69 Jahren.

Vom 50. Stiftungsfest des Korps „Vandalia", Leipzig: Der Festkommers im Kaufmännischen Vereinshaus zu Leipzig am 27. Juni.

Geheimrat Dr. Otto Wiedfeldt,
Generaldirektor der Friedrich Krupp-A.-G. und früherer deutscher Botschafter in Washington, † am 5. Juli zu Essen im 55. Lebensjahre.

lands ist in hervorragendem Maße in der großen Maschinenhalle vertreten.

Auf sportlichem Gebiete konnte Deutschland wieder glänzende Erfolge erzielen. Bei den britischen Leichtathletikmeisterschaften im Stamford-Stadion zu London hat sich die von der deutschen Sportbehörde für Leichtathletik nach England entsandte Mannschaft glänzend geschlagen. Dem Stuttgarter Läufer Corts gelang es, die Meisterschaft über 100 Yards zu gewinnen, und Dr. Peltzer (Stettin) brachte einen neuen Weltrekord über die halbe englische Meile zustande.

Am 3. Juli begannen in Köln die II. Deutschen Kampfspiele, die als deutsches Olympia am Rhein ein Spiegelbild des deutschen Sportes darstellen und zugleich ein nationales Fest bedeuten. Die feierliche Eröffnung erfolgte am 4. Juli. Mit dem Einmarsch der Verbände in die Kampfbahn nahm die Veranstaltung ihren Anfang. Besonders herzlich wurden dabei die deutschen Gruppen aus dem Ausland und den abgetrennten Gebieten begrüßt. Nachdem die mehr als 6000 Teilnehmer Aufstellung genommen hatten, bewillkommnete im Namen Kölns Oberbürgermeister Dr. Adenauer die Wettkämpfer. Reichsinnenminister Dr. Külz brachte dann die Grüße der Reichsregierung, und Staatssekretär Dr. Lewald, der Präsident des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen, eröffnete darauf die Kampfspiele. Massenfreiübungen der Turner und Turnerinnen füllten die Zwischenzeit aus bis zu dem Hauptereignis des ersten Tages, dem Fußballkampf um den Pokal des Deutschen Fußball-Bundes, bei dem Süddeutschland mit 7:2 über Westdeutschland siegte. — In den folgenden Tagen kamen dann die verschiedensten Sportarten an die Reihe, wie Leichtathletik, Kraftsport, Boxen, Fechten, Schießen, Schwimmen, Radfahren, Tennis, Golf, Jiu-Jitsu, Handball, Schlagball und Hockey. Ferner wurden noch Ruder-, Kanu-, Segelboot- und Motorboot-Regatten veranstaltet, die sämtlich eine gute Besetzung aufwiesen.

In Geheimrat Dr. Wiedfeldt, der am 5. Juli verstorben ist, hat Deutschland einen um Politik und Wirtschaft gleich verdienten Mann verloren. Nach längerer kommunaler Wirksamkeit, vor allem in Essen, wurde er Leiter der Kruppwerke. Im März 1923 zum Botschafter in Washington ernannt, kehrte er nach dreijähriger erfolgreicher Tätigkeit zu Krupp zurück.

Der am 2. Juli verschiedene französische Psychiater Emil Coué gehörte zu den Persönlichkeiten unserer Tage, die in überraschend schneller Weise Schule gemacht haben und Mode wurden. Am 26. Februar 1857 in Troyes geboren und aus bescheidenen Verhältnissen stammend, ergriff er den Beruf eines Apothekers und siedelte später nach Nancy über. Hier gründete er nach eingehender Beschäftigung mit psychologischen Fragen die sogenannte „Neue Schule von Nancy" und entwickelte seine für die Psychotherapie bedeutungsvolle Methode der Selbstsuggestion, durch die er Heilung von Krankheiten und deren Vorbeugung bezweckte.

## Bühnenschau.

Vor fast zwei Jahren verstarb Giacamo Puccini, der Schöpfer von „Boheme", „Tosca" und „Madame Butterfly", und hinterließ ein nicht ganz vollendetes Werk „Turandot". G. Adami und R. Simoni hatten nach der chinesischen Fabel des alten Venezianers Carlo Gozzi mit Benutzung der Schillerschen Bühnenbearbeitung das Libretto verfaßt. Es handelt von einer chinesischen Prinzessin Turandot, die allen ihren Bewerbern drei Rätsel aufgibt. Wer sie zu lösen vermag, soll ihr Gemahl werden, wer die Lösung nicht findet, ist dem Tode verfallen. Dem unbekannten Prinzen, namens Kalaf, gelingt des Rätsels Lösung, und er gewinnt Turandot als Gattin. Am 25. April d. J. trat nun in der Mailänder Scala das Stück zum erstenmal vor das Publikum. Als erste deutsche Bühne folgte die Dresdner Staatsoper mit ihrer Aufführung der „Turandot" vom 4. Juli. Die Dresdner Premiere, die A. Brüggemanns (Koblenz) Übersetzung zugrunde legte, war als europäisches Ereignis anzusprechen. Alle an der Wiedergabe des Werkes beteiligten Kräfte schenkten unter Generalmusikdirektor Fritz Busch dem begeisterten Publikum eine glanzvolle Aufführung.

Am 18. Juni brachte das Stadttheater zu Halle als Neueinstudierung das bekannte Märchenstück Shakespeares „Der Sturm". Es spielt auf einer unbewohnten Insel des Mittelländischen Meeres, wohin Prospero, der frühere Herzog von Mailand, mit seiner Tochter Miranda verschlagen worden ist. Mit Hilfe der ihm dienstbaren Naturkräfte führt er seinen Bruder, der unrecht an ihm gehandelt hat, zu Reue und Umkehr. Die Aufführung, bei der Intendant Dietrich die Regie führte, stand mit ihrer von Professor Thiersch entworfenen Bühnenausstattung auf einem beachtlichen Niveau.

Die feierliche Eröffnung der Deutschen Kampfspiele am 4. Juli. Links: Einmarsch der Turner mit ihren Standarten in das Kölner Stadion. Rechts: Oberbürgermeister Dr. Adenauer, Köln, bei der Begrüßungsansprache. Links vor ihm das Rundfunk-Mikrophon, mittels dessen die verschiedenen Reden über ganz Deutschland verbreitet wurden.

Während der Massenvorführungen der Deutschen Turnerschaft.

Barrenübungen einer Damenabteilung.

Beim Stabhochspringen.

VON DEN DEUTSCHEN KAMPFSPIELEN IN KÖLN

Roman von Gustav Renker

(7. Fortsetzung.)

Liebe legt auch Pflichten auf."

„Wissen Sie, daß ich sie verletzt habe?"

„Ich bin nicht berufen, darüber zu urteilen."

Ich zuckte die Achseln, sagte nichts. Allerlei hätte ich ja aufklären können, Zufälligkeiten, Zwang brutaler Gewalt. Aber Sprechen war mir gleichbedeutend mit Schwachheit. Was so stark und jung in mir aufgewachsen war, wollte ich nicht preisgeben.

Der Abt tastete lange wartend die Granitmauer des jungen Mannstumes ab. Aber dem korrekten Abgesandten der Familie Lodron tat sich keine kleinste Ritze auf, durch die ein Späherblick hätte fallen können.

Schritte entfernten sich, eine Türklinke krächzte in das Schweigen.

Es ist alles aus! dachte ich. Der Letzte geht.

Ohne Bedauern, sachlich!

Der Abt von Sankt Florian stand im Türrahmen.

„Meine Mission ist zu Ende, Medardus von Lodron."

Ich tat eine förmliche Verbeugung.

Die hohe, dunkle Gestalt näherte sich mir wieder.

„Auf dem neuen Wege brauchen Sie Freunde. Der erste ist da."

Ich sah den Beauftragten der Familie Lodron fernhin verschwinden. Ein Mensch trat zu mir.

Aber doch! „Woher der Umschwung, Hochwürden?"

„Ich glaube Ihnen, daß Sie ein Recht haben, hierzubleiben."

Zögerndes Abwarten. Der Freund meines Großohms — der Diener der Kirche? Freies Wild ahnt Schlingen, die aus lockendem Schutzplatz um sein Haupt schwirren.

Der Abt: „Schätzen Sie einen Glauben an Ihre Person nicht zu gering ein. Das ist der Fluch des Lebens, daß die Menschen einander nicht glauben."

„Ich will keine Vermittlung zwischen mir und meiner Familie."

„Hat Ihre Familie Ihnen etwas getan oder Sie ihr?" fragte er ruhig.

„Beides war nicht der Fall. Aber ich will mich nicht wieder in tausend Abhängigkeiten verstricken. Der Zufall oder ein Schicksal oder ein Gotteswille haben mich frei gemacht."

„Ich sagte Ihnen, daß der Abgesandte Ihres Großonkels fortgegangen ist."

Wir hatten uns wieder gesetzt. Mit kurzen Worten erzählte ich die Begebenheiten des vorigen Tages.

Er hörte schweigend und nachdenklich alles bis zum Ende.

„Wenn Sie mir nicht glauben," schloß ich, „dann behalten Sie meinen Bericht für sich. Und verzeihen Sie, daß ich Ihre Zeit in Anspruch genommen habe."

„Ich glaube Ihnen", sagte er schnell. „Ich werde mit dem Richter sprechen ..."

„Herr Abt, ich will keine Protektion. Ich will frei sein in meinen Handlungen. Für die Vorgänge in der Kneipe habe ich Zeugen, den Wirt, dann die gleichfalls hinter Schloß und Riegel sitzenden Radaubrüder. Ich fürchte die Gerichtsverhandlung nicht. Ihnen aber, nur Ihnen habe ich erzählt, was vorhergegangen ist."

„Warum mir?"

„Weil Sie an mich glauben."

„Ihnen, Medardus," sagte er langsam, „glaube ich nach wie vor. Aber dem Überschwang Ihres Frühlings mißtraut der Herbst meiner Jahre."

Er nahm meine Hand in die seine. „Sie werden, so frei und selbstsicher Sie sich jetzt auch dünken, doch vor allem nach einem greifen müssen: nach strenger Arbeit. In ihr liegt die größte Freiheit des Bewußtseins verborgen. Dazu kann ich Ihnen verhelfen. Denken Sie daran."

Er ging. Durch die Tür trat der Schließer, der draußen gewartet hatte, und führte mich wieder in die Untersuchungshaft.

Nicht die widerlich zudringliche Gesellschaft der Strolche, nicht die ekelerregende Unsauberkeit von Raum und Lager waren es, die mir die Tage bis zur Verhandlung unerträglich machten. An Romalda dachte ich, entsann mich des ahnungsvollen Widerwillens, mit dem ich ihren Wünschen nachgekommen war, und erinnerte mich ihrer letzten, wie in Nebeln zerfließenden Erscheinung.

War das alles der Zufall oder das Rätsel?

Wie ein Verzweifelter zerrte ich an den Schleiern, mit denen mir die letzten Ereignisse verhängt waren.

Aber das Dunkel blieb.

Ich wurde freigesprochen, verwarnt, mich nicht mehr in schlechte Gesellschaft zu mengen.

Einige Gutmütige der Strolche hatten für mich ausgesagt.

„Eine Hetz haben wir uns mit ihm machen wollen."

Der Wirt hatte mich verteidigt. „Aber den Wein ist mir der Gnaden Herr Graf noch schuldig."

Die Strolche wieherten vor Lachen.

Unter dem Schutze solcher Leute ging ich an der Gefängnistür vorbei.

Romalda, warum das!

Ich fragte den Wirt, als ich ihm meine Zeche bezahlte.

„Weiß nicht. Wie die Soldaten gekommen sind, war der Keller im Hui leer, als ob die Leut von einem Besen hinausgekehrt worden wären. Die Fräulein hab ich nicht mehr gesehen."

Ihr Zimmer war leer, zu vermieten.

„Ausgezogen ist sie", sagte der Spengler geringschätzig. „Mit einem Köfferl. Hat ja sonst nichts ihr gehört in dem möblierten Zimmer."

In meiner Wohnung lag ein Brief vom Herrn Vater.

„Dem Gefängnis bist Du ausgewischt — aber das ist auch alles. Deine Laufbahn ist verpfuscht, und des Großoheims Vorschlag, auszuwandern, hast Du abgelehnt. Bleibt noch eines: Du arbeitest Dich hier in die Landwirtschaft ein und übernimmst einmal das Gut. Erquicklich wird unser Zusammenleben nicht sein, aber in Gottes Namen, komm halt her. Es bleibt nichts anderes übrig."

Ein beglückendes Bild tat sich mir auf: erdduftende Scholle, von mir gepflegt, Heimat, von mir betreut. Aber die harte, in Ehrbarkeit vereiste Gestalt des Vaters stand auf diesem Wege. Und da wußte ich, daß ich ihn nicht gehen könne.

Nur heim wollte ich, noch einmal, auf wenige Tage vor dem neuen Wandern, dem ich, aller Vergangenheit entfesselt, entgegenjubelte.

Hinter Waldbergkämmen löste sich mein Tal los. Über graugrünen Sumpffeldern zog eine dunkle glitzernde Straße: mein See. Das alte Kloster stand dort wie je und je mit seinen gelben Mauern und der langen, zum Ufer niedersteigenden Pappelallee. Eine halbe Stunde vor dem Dorf kam mir ein Reiter entgegen. Ich erschrak im Gedanken, daß es der Vater sein könnte. Aber der tat sich den Gefühlsausbruch, dem mißratenen Sohn entgegenzureiten, nicht an.

Der Jäger-Martl war's. Fiel fast vom Roß, statt abzusteigen, preßte meine Hände wie in einen Schraubstock.

„Blaß ausschaun tun S', junger Herr. Aber das werden wir schon kriegen. Zwei starke Böck weiß ich, oben bei der großen Fraten (Baumschlag). So hoch haben's auf, sag ich Ihnen. Und die Hähn balzen überall, sogar einen Rackelhahn hab ich gespürt. Gleich morgen gehen wir auf die Hütten."

„Morgen will ich zum See, Martl."

„Was tun S' beim See? Da is jetzt noch schiach. 's Eis is auch noch nicht ganz weg."

Aber was wußte der Martl vom See!

Ich wollte ihn auch gar nicht bei mir haben in der Stunde, da ich den Kahn vom Ufer löste.

Eine schmale Straße freien Wassers war, dann kam das Eis, die morsche, vergehende Winterdecke. Ich richtete den Kiel darauf hin, peitschte das Wasser mit den Rudern. Jetzt ließ ich sie fahren, jetzt rannte das Boot an die graue Fläche. Dumpf knirschte und brach es unter mir, in tausend Nadeln zerfiel das Eis unter dem Druck des Bootes. Ein Weg freien Wassers wurde hinter mir frei. Durch ihn rannte ich immer wieder gegen das Eis an, im erinnerungsfrohen Spiel meiner Bubentage, da ich solches so oft getan hatte. Vielleicht lag sogar ein Sinn darin: sich durch Vergehendes, Morsches einen Weg zu bahnen.

Die große Scholle war durchpflügt — drüben war wieder eine Fläche freien Wassers; kleine Wellen zogen an das Ufer, das im Sommer ein dichter Schilfwald war. Jetzt keimte das Schilf aus den Wurzeln am Grunde; dürre Binsen, dem nächsten Sturm geweiht, rasselten und knackten.

Am Grunde schossen Fische, im Sonnenlicht wie Silberspindeln funkelnd, hin. Ein Hecht stand unbeweglich, einem moosbewachsenen Holzklotze gleichend, unter einem Wurzeldach.

Der See war jetzt noch „schiach", hatte der Martl gesagt. Ich aber, mit seiner Wesenheit tiefer verbunden, empfing, erschaudernd ob dieses Mysteriums zwischen Mensch und Natur, seine geheimsten Kräfte. Ich atmete den starken, herben Duft des befreiten Wassers. Keim war ich selbst, der aus tiefverankerter Wurzel zum Licht drängte.

Ringsum waren die Wiesen der wehenden Gräser voll, der Buchenwald des Tauernberges hatte ein grünes Schleierkleid, und allerorten ging es durch des Frühlings Gnade der Fülle entgegen.

## II. Teil: Sommer.

Durch den kleinen Vorgarten geleitete sie mich bis zur Gittertür. Am Rande des bekiesten Weges stand ein Rosenstock, aus dem grell, bunt und frech eine silberne Glaskugel auf hoher Stange ragte. Die blonde Annerl Siebert blieb davor stehen, lachte hellauf und zog mich an der Hand ganz nahe zu sich heran.

„Schau, wie lustig! Unsere Gesichter sind breit, als wäre ein Nudelwalker darüber hingerollt."

„Ich mag diese Glaskugeln über den Blumen nicht leiden!"

KINDERKOPF

NACH EINEM AQUARELL VON OTTO DELLING

„Aber geh! Warum denn nicht? Ich finde sie sehr nett. Dort drüben über dem Hyazinthenbeet die rote, da die silberne, bei den Nelken die gelbe und über den Pfingstrosen die blaue — als ob lauter farbige Sonnen auf die Blumen niederschauten."

„Ist die richtige Sonne nicht genug? Und muß die Blumenfarbe durch diese greulichen Dinger, die jetzt in Mode sind, beeinträchtigt werden?"

„Dir ist halt gar nichts recht bei uns. Vorgestern hast du das Bukett aus Papierblumen vor meinem Spiegel kurzerhand in Stücke gerissen, heute gefallen dir die Glaskugeln nicht. Und übermorgen gefalle ich dir nicht mehr."

„Du schon, Annerl, du schon", sagte ich leise und fuhr ihr mit der Hand über das glatte, goldflimmernde Haar.

Sie war ein liebes und überaus verliebtes Mädel und dankbar für jedes zärtliche Wort, das ich ihr gab.

„Was du nur an mir findest!" sagte sie.

„Müßt eher ich fragen, was du an mir hast — einem verkrachten Studenten, verluderten Offiziersaspiranten und kargbesoldeten Bibliothekar des Stiftes Sankt Florian."

Dieser Einwand war richtig, denn sie war das begehrteste Mädel im Markt, ich aber war nicht viel. Und ihre Antwort auf meine Selbsteinschätzung war echt.

„Ich hab dich halt lieb. Und Bibliothekar wirst nicht ewig bleiben. Der Vater hat erst gestern gesagt: aus dem Grafen Lodron könnt noch was werden, auch wenn er zehnmal mit seiner hohen Verwandtschaft verfeindet ist. Käm er einmal voll Vertrauen zu mir — ich wollt ihn schon in den rechten Sattel setzen."

„Das ist lieb von deinem Vater."

„Gott! Er merkt halt schon lang was und möcht uns das Sprechen leicht machen."

„Aber du — den Grafen möcht ich fast ablegen. Er paßt nicht mehr zu mir, wie ich jetzt bin."

Sie zuckte gleichgültig die Achseln. „Mir ist's recht. So dumm bin ich nicht, daß ich die Gräfin spielen und mich dabei blamieren will. Wenn du mit der Hilfe vom Vater ein tüchtiger Beamter wirst, deine Pensionsberechtigung hast und mich lieb behältst, kannst du meinetwegen auch Meier oder Müller heißen. Du darfst alles tun, Medard."

Sie sah mit weichem, fast bittendem Blick zu mir auf. In mir aber war plötzlich ein unerklärlicher Übermut erwacht.

„Alles — wirklich? Auch diese scheußliche Glaskugel zerhauen?"

„Daran denkst du noch immer?" meinte sie etwas enttäuscht. „Aber wenn es dir Freude macht..."

Klirr, bumm! Ein Quarthieb meines Stockes zersplitterte die „silberne Sonne", wie Annerl so stammbuchpoetisch gesagt hatte.

„Ein Wildfang bist du!" kicherte sie bestürzt.

Am Fenster erschien das würdige Gesicht des Herrn Justitiärs Siebert.

„Was ist — jessas, die schöne Glaskugel!"

„Ich hab sie aus Versehen zerschlagen", rief Annerl schnell.

„Nein, Herr Justitiär, ich hab sie absichtlich zertrümmert, weil sie eine Geschmacklosigkeit ist."

„Aber, aber, Herr Graf! Na ja, die jungen Leut!" Er wackelte, ganz aus der Fassung gebracht, mit dem Kopf, lächelte sauersüß und verschwand wieder hinter den Gardinen. Ich war überzeugt, daß er dort, in eine Ecke gedrückt, die ganze Zeit gestanden und uns beobachtet hatte und dies auch nun wieder tat.

„Leb wohl, Annerl!"

„Schön ist's nicht von dir, daß du den Nachmittag nicht mit mir verbringst."

„Heut ist doch der Jahrestag meines Amtsantritts in Sankt Florian. Da geh ich immer ein wenig ins Freie und überdenk mein Leben. War halt doch ein wichtiger Tag dazumal. Wenn mich der hochselige Abt Arneth damals nicht hier aufgenommen hätte, weiß Gott, was aus mir geworden wär."

„Nichts Schlimmes, Medard. Aber gut ist's doch, daß du hergekommen bist. So haben wir uns kennengelernt."

Sie glaubte so fest an mich, so rührend. Schien ganz dafür geboren, in solchem Glauben an einen geliebten Mann Hausfrau und Mutter zu werden. Gewiß ging sie bei solch geruhigem Leben auch einmal so in die Breite wie ihre Mutter, die Frau Justitiärin, kochte ausgezeichnet Salzburger Nockerln und Apfelstrudel und sah das Leben von der hohen Warte der Pensionsversicherten aus an. Das war es, was mich vordem fast gezwungen hatte, die Glaskugel als Symbol ehrsamer Bürgerlichkeit zu zerschlagen. Ich wurde mir darüber klar, als ich nun allein aus dem Markte schritt, den sommerlich vollen Laubwäldern zu. Nicht Übermut war es gewesen, sondern Auflehnen gegen die satte, selbstzufriedene Beamtenrechtlichkeit, der ich mit vollen Segeln entgegensteuerte.

Die Jahre hatten mich unmerklich in ein Joch gezwungen, und mir war dabei wohl gewesen. Ich war wie zerschlagen, müde nach den Wiener Sturmtagen. Leergebrannt von dem Feuer Romalda. Des Abtes Arneth grundgütiger Vorschlag, mein Leben in geregelter Tätigkeit als Bibliothekar des Stiftes Sankt Florian neu aufzubauen, war mir eben recht gekommen. Eine Ruhepause vor neuem Weg — das hämmerte mein heißes Blut täglich in mein Gewissen. Aber die Ruhepause war zu lang geworden, sieben Jahre nun schon. Steckengeblieben war ich, unbemerkt hatte ich hier Wurzeln geschlagen. Und die Liebschaft mit Annerl stampfte die Erde um den keimenden Baum noch fester. Denn ihre Folgerungen waren ungemein klar und durch Gesetze der guten Sitte festgelegt: Verlobung, übliche Familienfreude, Heirat und — Pensionsberechtigung. Die Tochter des Justitiärs Siebert war ein Mädel, mit dem man den Ring wechseln mußte.

Sie hatte mich gern, und ich war regelrecht verliebt in das anschmiegsame junge Ding. Romalda — das war Flamme aus betäubend heißem Kraterrätsel, zu jäh und groß, um immer zu dauern. Die Annerl war Herdflamme. Ihrem Vater war der Graf in meinem Namen keineswegs so gleichgültig, das wußte ich. Einem gewöhnlichen Bibliothekar gegenüber hätte er sich nie dieser fast kriecherischen Freundlichkeit befleißigt. Wie oft hatte er im Gespräch durchblicken lassen, es wäre doch klug, sich mit der Verwandtschaft wieder gut zu stellen und dann die ehrenvolle Beamtenlaufbahn zu ergreifen. Wie hoch könnte ich steigen bei der Protektion!

Ich? Nein, die Annerl als Gattin vielleicht eines Bezirkshauptmanns, er selbst, als Schwiegervater, zum ersehnten Hofrat und zu einem Orden im Knopfloch.

Herr Justitiär Siebert und sein Wohlwollen standen klar vor mir. Aber Annerl und ich, wir hatten uns lieb, und es war wirklich kein Grund vorhanden, warum ich sie nicht hätte heiraten sollen.

Nun stand ich auf einer Anhöhe über dem Markt, der im hellen Sonnenlichte so ruhig und friedsam unter mir lag. Fernhin war die Welt mit blauen Nebeln verhangen, wie sie der heiße, dunstige Sommertag zwischen Himmel und Erde spannt. Von den Türmen der Stiftskirche schlug es drei Uhr — also hatte ich noch eine reichliche Stunde Zeit, um durch die Wälder nach Enns zu wandern, wo die Freunde warteten. Absichtlich hatte ich Enns als Treffpunkt und getrenntes Wandern vorgeschlagen, um an diesem Tage, der einmal eine Wendung meines Lebens gewesen war, mit mir und meinen Gedanken allein zu sein. Zumal es nun den Anschein hatte, als ob eine neue, endgültige Wendung knapp vor mir stünde.

Aber mit dem Alleinsein war es doch nichts. Auf einem Wiesenpfad kam eine gedrungene, dunkle Gestalt emporgehastet, schwenkte rufend einen schwarzen Schlapphut und wischte sich zwischendurch mit einem buntgescheckten Taschentuch das verschwitzte Gesicht.

Rasch im Wald verschwinden und weglos durch die Einsamkeit laufen? Ach, er hatte eine zu empfindliche, zarte Seele, unser Stiftsorganist Anton Bruckner, um darüber nicht tief gekränkt zu sein. Und er gehörte nun einmal zu meinem kleinen Kreis, war einer von denen, die heute in Enns zusammentreffen wollten. Wir mußten nun den Weg wohl zusammen zurücklegen.

„Was ich gelaufen bin!" sagte er nun keuchend. „Seh Sie da vor mir, denk mir: da kannst dem Herrn Grafen Gesellschaft leisten —"

„Wie oft hab ich Ihnen gesagt, Bruckner, daß Sie den Grafen fortlassen sollen! Den Namen einfach, sonst nichts!"

„Wenn einer hochgeboren ist, muß man ihm die Ehre geben."

„Wir sind alle gleich hochgeboren — im Kindbett. Und kommen alle gleich tief — sieben Schuh unter die Erde."

„Ist eh wahr", sagte er, noch immer atemlos.

Ich hatte den stillen, guten Menschen gern. Er war treuherzig und gutmütig wie ein Kind und allzuleicht geneigt, sein Inneres auszubreiten, wenn er irgendwie Teilnahme und Verständnis witterte. Er konnte sich über Kleinigkeiten, ihm aus Liebe getan, hemmungslos freuen und stand Nadelstichen der Bosheit, an denen es auch nicht fehlte, wehrlos gegenüber. Eines war ihm nicht gegeben: die Kraft des Leidens. In diesem Bewußtsein wollte er es mit niemandem verscherzen und war von einer fast demütigen Höflichkeit, die nicht widersprach, sondern sich stets bückte. Nur einen Punkt gab es, in dem Bruckner starr und unbeugsam wurde, ja, zu einer gewissen Größe wachsen konnte: seine Musik.

Denn er komponierte auch — wirres, lärmendes Zeug, von dem er im Innersten überzeugt schien, und das er offenbar höher schätzte als sein bewundernswertes Orgelspiel. Ich selbst glaubte, von Musik einiges zu verstehen, liebte besonders die Anmut der italienischen Oper und konnte mich in den lichten Ernst Mozarts ganz versenken. Aber was unser Stiftsorganist als Musik auf Notenpapier kleckste, schien mir ein zügelloser Aufruhr der Töne, dem ich keinerlei erhebende Wirkung ablauschen konnte. Deshalb hütete ich mich wohl, jemals im Gespräch dieses Gebiet zu berühren, um eine Beleidigung des freundlichen Mannes zu vermeiden.

Heute war es anders. Eine schillernde Glaskugel hatte ich schon zerschlagen, weil mir der Aufruhr gegen das geruhsame Leben bei den Worten Annerls ins Blut geschossen war. Daß mir der Zufall aber auch den Organisten in den Weg geführt hatte, den Anton Bruckner, über dessen bescheidenem Musikantenleben die irrlichternde Leuchtkugel einer vermeintlichen Tondichterbegabung stand!

Es war nicht schön von mir, aber ich sagte es trotzdem:

„Das Klavier im ‚Schwarzen Adler' ist zwar arg verstimmt, aber wir werden doch gute Musik hören. Professor Cappa kommt auch."

Bruckner blieb auf dem Wege, den wir schon begonnen hatten, stehen, als hätte er einen Stoß vor die Brust bekommen.

„Der walische Zuckerbäcker! Da kehr ich lieber gleich um."

„Seien Sie nicht kindisch, Bruckner. Die Herren erwarteten Sie auch, und Sie haben versprochen, zu kommen. Übrigens ist Professor Cappa ein großer Künstler, von dem Sie viel lernen können."

„Ich von dem?" lachte er bitter.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Internationalen Ausstellung für Binnenschiffahrt und Wasserkraftnutzung in Basel, die am 1. Juli begann: Blick auf das Ausstellungsgelände. — Im Oval: Der festliche Empfang des Polarfliegers Byrd und seines Piloten Bennet bei ihrer kürzlich erfolgten Rückkehr nach Neuyork: Byrd (vorn in der Mitte) nach seiner Ankunft beim Zuge durch die geschmückten Straßen.

Zu der am 3. Juli erfolgten Eröffnung der Furka-Oberalp-Bahn in der Schweiz, welche die direkte Sommerverbindung zwischen dem Wallis und Graubünden herstellt: Ansicht der Station am Rhonegletscher.
Mitte rechts: Die feierliche Einweihung der Zugspitzbahn am 5. Juli: Der Präsident der Zugspitzbahn-Gesellschaft, Dr. Stern (×), bei der Eröffnungsansprache.

Links: Prinzenexamen in Spanien: Die beiden jüngsten Söhne des spanischen Königspaares, der 13 jährige Infant Juan Carlos (links) und der 11 jährige Infant Gonzalo, bei einer Prüfung im Institut de San Isidro zu Madrid. — Rechts: Fromme Juden bei ihrer Andacht an der Klagemauer in Jerusalem. In letzter Zeit hat sich immer mehr die Sitte eingebürgert, zu diesen täglichen Andachten Stühle mitzubringen. Da dies die Moscheeverwaltung, in deren Bezirk die Klagemauer steht, verbot, haben sich jetzt die jüdischen Einwohner Jerusalems an die Mandatskommission des Völkerbunds um einen Entscheid in dieser Frage gewandt.

Charles Spencelay: Das Unglückslos Nr. 13.

Richard Jack: Interieur.

Norman Wilkinson

# ENGLISCHE GEN
# GEGENWART: AUS
# GEN KUNSTAUS
# ROYAL ACADE

MIT GENEHMIGUNG VON
HERAUSGEBER DER „ROYAL
UNTER VORBEHALT ALLER
UND BESITZER

James Durden: Sommeridyll.

Sir John Lavery: Der Derby-Sieger auf der Wage.

L. Campbell Taylor: Die Schachspieler.

: Hilfe auf See.

REMALEREI DER
S DER DIESJÄHRI-
STELLUNG DER
MY IN LONDON

WALTER JUDD LTD., DEM
ACADEMY ILLUSTRATED",
RECHTE DER KÜNSTLER
DER GEMÄLDE

Frederick W. Elwell: Gerichtsszene.

# DAS MANNHEIMER SCHLOSSMUSEUM

VON PROF. Dr. FRIEDRICH WALTER, DIREKTOR DES SCHLOSSMUSEUMS

Kurfürst Carl Philipp von der Pfalz (1717—1744), der Erbauer des Mannheimer Schlosses. Nach einem Gemälde im Rittersaal.

Was Kurfürst Johann Wilhelm für Düsseldorf, war sein Bruder Carl Philipp für Mannheim. Ihm verdankt Mannheim die Begründung seiner Residenzherrlichkeit im Zeitalter des Barocks und Rokokos. Er krönte die regelmäßige Stadtanlage mit dem weit ausgreifenden symmetrischen Monumentalbau des riesigen Schlosses, das ein Wahrzeichen und Denkmal seiner Machtentfaltung und seines Kunstwillens sein sollte. Carl Theodor, sein Nachfolger auf dem kurpfälzischen Throne, vollendete den Bau und erhob die Residenzstadt Mannheim zu einem Mittelpunkt europäischer Kunstpflege.

Ein Abbild dieser Blütezeit des Mannheimer Schlosses zu geben, hat sich das kürzlich eröffnete Mannheimer Schloßmuseum zur Aufgabe gemacht. Die noch viel zu wenig bekannten herrlichen Räume, die sich an das Prunktreppenhaus und den Rittersaal — beide geschmückt mit Deckengemälden von Cosmas Damian Asam und Stuckbildnereien Paul Egells — anschließen, sind nun nach mancher profanen Verwendung wieder instand gesetzt und als Museumssäle dem allgemeinen Besuch zugänglich gemacht worden. Als Carl Theodor gegen seinen Willen die geliebte Pfalz verlassen mußte, um in die bayerische Hauptstadt überzusiedeln (1778), und vollends, als Mannheim mit der rechtsrheinischen Pfalz badisch wurde (1803), verlor das Mannheimer Schloß einen großen Teil seiner glanzvollen Innenausstattung; dazu kamen in letzter badischer Zeit weitere Verluste an Mobiliar und namentlich an den kostbaren Bildteppichen, welche die Wände schmückten. Da wenigstens einigermaßen Ersatz zu schaffen, mit den noch vorhandenen Einrichtungsstücken, die der badische Staat zur Verfügung stellte, und den bisherigen Museumsbeständen sowie durch Neuerwerbung wertvoller Möbel, wofür die Stadt namhafte Beträge aufwendete, die Räume wieder würdig auszustatten, mußte sich das Museum in erster Linie angelegen sein lassen. Unter den kunstgewerblichen Schätzen, mit denen es die Hauptsäle schmückte, stehen in vorderster Reihe die Porzellane und Fayencen von zwei großen, in der Fachwelt rühmlich bekannten Privatsammlungen, die in den Besitz der Stadt übergingen, der Sammlung Carl Baer (namentlich Frankenthaler Porzellane und Kleinbildnisse) und Hans Hermannsdörfer (Fayencen der deutschen Manufakturen und wertvolle Porzellane, vor allem Frankenthal und Meißen). Diese große keramische Abteilung ist der Stolz des Museums; dazu kamen Gläser aus der Sammlung Hermann Waldeck.

Fayencevase von Adam Friedrich v. Löwenfinck. (Fulda, um 1742.)

Den kunstgewerblichen Beständen, unter denen noch wertvolle Kostüme der Rokokozeit und eine große Taschenuhrensammlung (Vermächtnis Otto Baer, Chicago) hervorzuheben sind, reihen sich Säle von vorwiegend kulturgeschichtlicher und heimatgeschichtlicher Prägung an. So ist die Zeit der aus der Kaspar-Hauser-Geschichte bekannten Adoptivtochter des ersten Napoleon, der Großherzogin Stephanie von Baden, die jahrzehntelang im Mannheimer Schloß ihren Witwensitz hatte, veranschaulicht. Der klassischen Blütezeit des Nationaltheaters unter Dalberg und Iffland ist ein ganzer Raum gewidmet; desgleichen den politisch bewegten Jahren von der Ermordung Kotzebues durch Sand an bis zur badischen Revolution 1848/49. In einem großen Korridor ist die Entwicklung des Mannheimer Stadtbildes vorgeführt usw. Für diese Abteilungen waren die Sammlungen des Mannheimer Altertumsvereins wichtig, die in nahezu siebzigjähriger rastloser Sammeltätigkeit zusammengebracht und 1921 der Stadt unter Eigentumsvorbehalt zur Vereinigung mit dem übrigen, teils staatlichen, teils städtischen Museumsbesitz übergeben wurden.

In der archäologischen Abteilung befinden sich römische Denksteine aus den rheinischen Landen; sie wurden von der ehemaligen kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften nach Mannheim gebracht und entgingen nur wegen ihrer Schwere dem Schicksal der Wegführung nach München, das die übrigen Sammlungen des kurfürstlichen Mannheim hatten. Außer griechischen und italischen Altertümern sind heimatliche Ausgrabungsfunde vertreten.

Kristallglas mit dem geschnittenen Porträt des Lord Byron. (Böhmisch, um 1820.)

Im Kreis: Silbervergoldete Platte in getriebener Arbeit mit der Darstellung der Heimsuchung Mariä. (Augsburg, um 1680.)

Bei der Eröffnungsfeier, die am 15. Mai stattfand, wurde mit besonderer Anerkennung vermerkt, daß es der Stadt Mannheim trotz der Ungunst der wirtschaftlichen Lage gelungen ist, diese große Museumsschöpfung ins Leben zu rufen. Mit dem Nationaltheater, der Kunsthalle, der Hochschule für Wirtschaftswissenschaften, dem Museum für Natur- und Völkerkunde ist auch dieses neue städtische Unternehmen ein Beweis für die lebendigen kulturellen Kräfte, die in der süddeutschen Handels- und Industriemetropole tätig sind.

Deckengemälde von Antonio Pellegrini, 1737.

Großherzogin Sophie von Baden, Porzellanbildnis um 1830 von Spelter. — Rechts: Ehrenhof des Mannheimer Schlosses mit Blick auf den Mittelbau.

Tonmodell der Ziegenbockgruppe von Konrad Linck im Schwetzinger Schloßgarten. — Links: Ostseite des Rittersaals.

Rokokoschreibschrank. Mannheimer Arbeit um 1760.

Saal im Schloßmuseum mit Möbeln des 18. Jahrhunderts.

AUS DEM MANNHEIMER SCHLOSSMUSEUM

# Das Konzert. Novelle von Ossip Kalenter.

Am Tage nach seinem Klavierkonzert in einer grauen, übervölkerten, hastenden und auch dem Kunstgenusse gleichsam mit merkantiler Betriebsamkeit frönenden Industriestadt saß Spiegel, der Virtuose, an der wohlbestellten Tafel eines Bankiers, den wir der Einfachheit halber Güldenwerth nennen wollen, und gab zwischen Fisch und Kapaun, erlesenen Weinen und dem kokett drapierten Dessert langgedehnt und vornehm, das Haupt mit dem dünn aus der Stirn gestrichenen Haar und dem spitzen, klugen Gesicht zur Seite geneigt — gab, so sagten wir, kunstvoll stilisierte, unsagbar zart ironische Antworten auf die bewunderungs- und verehrungsvollen, ein wenig überflüssigen und zum Teil recht wenig intelligenten Fragen der enthusiasmierten Familie.

„Sie empfinden niemals die geringste Angst vorm Publikum?" war eine dieser Fragen, und die sie stellte, war Klarissa Güldenwerth, die schmal und nervös dem Virtuosen gegenübersaß und nun den Blick zu ihm erhob.

„Niemals," antwortete Spiegel gedämpft, „man spielt ja doch nur für einige wenige. Der Rest ist gleichgültig. Ich verachte ihn."

Er drückte den Löffel mit dem reklamehaft auffälligen G in ein rosa Creme, wobei sein Blick auf Klarissas schönen Händen weilte.

Es sind meine Hände, dachte er gerührt und machte Anstalten, die seinen zu verbergen.

„Klarissa hat schreckliche Angst", sagte Frau Maria Theresa Güldenwerth, und Spiegel wandte sich ihr zu.

Wie dick sie geworden ist! dachte er. Dann schickte er sich an, um Erklärung zu bitten, und sagte: „Fräulein Klarissa? Wieso, wenn ich fragen darf?"

„Oh!"

Frau Maria Theresa seufzte süß, nicht ohne eine gewisse Anmut, die den sentimentalen Virtuosen ein Wie damals! denken ließ. Klarissa schüttelte ablehnend den Kopf, aber schon fuhr, von allerlei sehr einfachen Hochgefühlen getrieben, die Mutter fort:

„Wissen Sie nicht: Klarissa gibt im kommenden Monat ihr erstes Konzert."

„In der Tat?"

Spiegel, der tief erstaunt und ein wenig erschrocken war, schien entzückt.

„Ja, am Siebenten", sagte Klarissa. Und vollendet gleichgültig gelang es ihr, zu fragen: „Werden Sie kommen?"

„Am Siebenten?"

Spiegel zog mit der Geste eines professionellen Prinzen einen häßlichen Notizblock aus der Tasche und blätterte.

„Ich spiele am Sechsten in Prag."

„Fern vom Schuß!" warf der Bankier ein, ward aber nicht gehört.

„Vielleicht, wenn ich die Nacht durchfahre..."

„Das dürfen Sie nicht! Ihre Gesundheit..."

Frau Maria Theresa protestierte fast mütterlich. Spiegel hingegen, der das Bedürfnis spürte, der ihn umgebenden Gewichtigkeit sein eigenes, ganz anders geartetes Gewicht entgegenzusetzen, sagte:

„Es wäre nicht die erste Nacht. Ein Drittel meiner Nächte verbringe ich auf der Bahn." Und zu Klarissa gewendet, erklärte er schlicht: „Ich will mein möglichstes tun, zu Ihrem Debüt anwesend zu sein."

Klarissa verneigte sich scheinheilig. Die Mutter strahlte. Da sagte Klarissa zögernd:

„Und doch — beinahe wäre es mir lieber, Sie blieben fern."

„Klarissa!"

Spiegel wehrte galant der entrüsteten Mutter, und Klarissa stammelte:

„Ja, Mama. Ich bin unsicher, wenn..."

Schon fiel Spiegel ein:

„Ich werde nicht als der ‚erhabene Kollege' kommen, sondern als der alte Freund Ihrer Eltern, der alles, was dieses große geliebte Kind unternimmt, mit warmem Anteil verfolgt. Seien Sie versichert, Klarissa, daß Sie in mir den freudigsten Hörer finden werden."

Er wiegte sich auf dem Übermaße seiner Worte wie ein Nachen auf den Wellen.

Eine Weile noch ward hin und her geredet, dann kam man überein, daß Klarissa sogleich eine Probe gäbe. An der Tür zum Musikzimmer bot Güldenwerth Importen. Spiegel langte zu, als griffe er bei Mozart ein Pianissimo.

„Und nun entschuldigen Sie mich, bitte: das Geschäft ruft", sagte Güldenwerth, ein seltsamer Musikliebhaber, und wies mit zwei Fingern der linken Hand hinter sich, vage in eine Richtung, wo das Hauptgeschäft des Güldenwerthschen Bankhauses lag.

Spiegel, dieser Weltmann, hielt ihn nicht zurück.

Klarissa trat, ihre Scheu überwindend, an den Flügel, Frau Maria Theresa rückte Fauteuils, und Spiegel setzte sich so, daß er beide Frauen beobachten konnte. Während Klarissa spielte, ward er wärmer als er beabsichtigt hatte.

Dies ist mein Blut, dachte er, dies ist mein Spiel. Wie sie diese Kadenz nimmt und auf jener Fermate weilt, so gäbe auch ich Haydn, wenn ich ihn jemals spielte. Ich werde ihn nächstens einmal spielen. Seine Schönheit ist größer, als ich glaubte. Welche Tiefe, welche Überlegenheit! Nur so kann man die Welt verwinden... Und sie spielt das famos, mit mehr Verständnis für solche Weisheit, als ihren Jahren gut ist. Das heißt: wie alt ist sie eigentlich?

Auf umständliche, sehr persönliche Art begann er zu rechnen, indem er Daten seines Lebens einbezog, und kam zu dem Ergebnis: achtzehn.

Das alles könnte mir gehören, fuhr er in seiner elegischen Meditation fort, indes Klarissa nach dem ersten Satz ihrer Sonate ein sanftes Adagio begonnen hatte, das alles könnte mein Privatglück sein. Dies: meine Frau — er blickte zu Maria Theresa und hatte vergessen, daß er sie vor kaum zehn Minuten dick geworden fand — und dies: mein Kind — er blickte zu Klarissa und war so bewegt, wie nur ein Mann sein kann, der mit vollen Segeln der Fünfzig zueilt und dazu noch Musikant ist — wenn ich damals nicht so störrisch gewesen wäre und mein Glück nicht meinem Ruhm geopfert hätte... Meinem Ruhm? Ach, du lieber Gott! Einmal in London gespielt und einmal in Neuyork und dann nur immer in braven Mittelstädten, deutschen, holländischen und tschechischen, bestenfalls zweimal im Jahre in Berlin... Und darum dieses ganze Elend, darum das mönchische Leben, darum glücklos und einsam und arm sogar an irdischen Gütern!

Spiegel machte auf seine Weise eine traurige Bilanz.

In meinem Alter stellt sich offenbar das Bedürfnis nach Bequemlichkeit, Geselligkeit, Familie, Besitz ein; dieses Bedürfnis, das ich bisher so sehr verachtet habe... Bei Maria Theresa, der gütigen, mütterlichen, wäre ich vielleicht ein Mensch geworden wie andere: ordentlich, fleißig, ökonomisch... und besäße ebenfalls solchen Salon, solche Fauteuils, solche Importen... besäße vor allem: Klarissa... Da niemand für mich sorgte und ich für niemand zu sorgen hatte, verkam ich... Ich gäbe jetzt viel darum, noch einmal an dem Scheidewege zu stehen, an dem ich Maria Theresa verließ!

Und er erinnerte sich einer traurigen Geschichte, in der er sich selber als recht schäbiger Geselle, als Kuppler, Feigling und Verräter vorkam: der Geschichte seiner Liebe zu Maria Theresa, die er um dessentwillen verriet, was er sein Künstlertum, seine Karriere, seinen Ruhm nannte. Eine traurige, höchst traurige Geschichte und ein schäbiger, höchst schäbiger Geselle, der sich ihrer erinnerte!

Eine alltägliche Geschichte, dachte er, um sich selber ein wenig zu beruhigen und aus dem Elend dieser Welt sich ein wenig Trost und mildernde Umstände herauszulesen.

Da hub Klarissa das Scherzo an, und Spiegel mußte lächeln. Vielleicht über sich. Vielleicht über die Welt. Er wußte es nicht. Er tat aber, als bewirke dies Lächeln Klarissas Spiel, und sagte sich: Sie ist eine Zauberin!

Lächelnd blickte er zu Maria Theresa und formte mit den Lippen andächtig und unhörbar ihren Namen, umfaßte mit einem Blick, als hätte nicht er sie, sondern sie ihn damals verlassen, das einst geliebte Angesicht und war hingerissen von seiner großen, jünglinghaften Gefühlsseligkeit.

Als Klarissa geendet hatte, erhob er sich, trat auf sie zu, und statt aller Kritik tat er etwas für seine Begriffe und die Gepflogenheiten im Hause Güldenwerth über die Maßen Kühnes: er küßte sie, die er um Hauptes länge überragte, auf die Stirn. Klarissa errötete, und die Mutter eilte, da sie die Tränen fürchtete, aus dem Zimmer.

Müssen wir berichten, wie Spiegel später mit beiden Frauen den Kaffee nahm, was alles Oberflächliches und Belangloses und von seiner wie Frau Maria Theresens Seite Gefühlvolles und Trauriges noch gedacht und gesagt ward?

Zum Abschied, als er sich über der einst Geliebten leidvolle kleine Hand beugte, bemerkte er die Unzahl kostbarer Ringe daran, und als er ging, dachte der Verräter: Auch die, auch die hätte ich ihr schenken können!

Er war noch nie dermaßen deprimiert gewesen wie dann, als sein Zug zur Stadt hinausfuhr. Der Abend sank auf den uralten Strom. Die Türme standen starr. Und der hagere, einsame, alternde Spiegel fuhr davon, weiter und weiter, wie der Takt der Räder ihn trug. —

Am Tage von Klarissas Konzert lag Spiegel in einem öden Hotelzimmer zu Prag im Bette und raste. Ein dumpfer, benehmender Kopfschmerz zerhämmerte sein Hirn. Nicht endenwollendes Nasenbluten, dessen Ursprung er sich nicht zu erklären wußte, schwächte ihn unaufhaltsam. Die Ärzte verabscheute er, und die Medikamente galten ihm nichts. Es war der vierte solche Anfall, den er innerhalb eines Jahres erlebte. Freunde, flüchtige Kaffeehausbekanntschaften, denen er davon gesprochen hatte, schoben dergleichen, je nach Lebensgewohnheit und Temperament, auf schlechte Ernährung, Exzesse, Vererbungen. Spiegel hatte das sichere Gefühl, bei einem dieser Anfälle draufzugehen. (Er sagte „draufgehen".) Das einzige, was er dagegen anwendete, war der Genuß von Alkohol.

Spiegel hatte eine seltsame Beschäftigung, und wer ihn nicht kannte, hätte ihn für einen hochgradig Fiebernden halten können. Indem er bald mit großen Schlucken einen billigen Rotwein trank, bald sich das

In den Dardanellen. Nach einem Aquarell von Georg Lebrecht.

Taschentuch vorhielt, schwang er, jeweils in der freien Hand, einen Zettel, das Programm von Klarissas Konzert, und grölte dazu wild und irr allerlei Melodien, die er sich einbildete, richtig zu singen: eine schaurige und unerhörte Interpretation der Stücke von Klarissas Programm. Eine Suite von Händel sang er so, eine Beethovensonate, einen Mozart, einen Schubert; von Reger Variationen und eine kühne Suite Ravels. Es ging auf zehn, als Spiegel den Ravel grölte, und ein empfindsamer Nachbar begann schon zu klopfen. Halb elf läutete Spiegel nach Tinte und Feder. Bis um zwölf hockte er, um sich Linderung seiner Leiden zu verschaffen, in den absurdesten Stellungen über dem Schreibzeug. Als das Werk fertig war, stellte es sich als vier Briefe heraus, von denen je einer an den „General-Anzeiger", die „Nachrichten", die „Neue Zeitung" und die „Volkswacht" gedachter westdeutscher Industriestadt gerichtet war, und von denen jeder die Bitte enthielt, ihm, Spiegel, gegen Nachnahme oder wie immer die Kritiken von Klarissas Konzert zu schicken.

Bis um zwei noch summte er leise vor sich hin, Wiederholungen einzelner, ihm lieber Sätze aus Klarissas Stücken. Dann schlief er ein, trotz der körperlichen Misere in gnadenreicher Stimmung, mit schönen, schwärmerischen Gedanken an Klarissa, sein Kind. — — —

Einige Tage später, in Dresden, überreichte ihm der Portier seines Hotels vier Drucksachen. Spiegel schritt stürmisch auf sein Zimmer, riß, im Gehen noch, die Kreuzbände ab und entfaltete, schon die Kritiken suchend, hastig die Blätter.

Der „General-Anzeiger", das offizielle Organ der Behörden und der Stadt vornehmstes Blatt, schrieb elegant und wohltemperiert von der Kostbarkeit und dem guten Geschmack des Programms, setzte fünf Zeilen an die Klangschönheit Händels, die Tiefe Beethovens, die Anmut Mozarts und Schuberts, verbreitete sich in sechs und einer halben Zeile, nicht ohne zwei der berühmten Anekdoten unerwähnt zu lassen, über Reger, den, wie man hier erfuhr, der Referent noch persönlich gekannt hatte, und führte schließlich in sieben Zeilen allerlei Gescheites und Lehrreiches über Ravel aus. Blieben: anderthalb Zeilen des streng zwanzigzeiligen Referats, um zu erwähnen, daß die Interpretin die Tochter des bestbekannten ortsansässigen Bankiers Güldenwerth sei, und daß es viel Beifall und Blumen gab. Diese Kritik, so stellte Spiegel bei sich fest, war impertinent. Er machte sich ein wenig beunruhigt an die „Nachrichten".

In den „Nachrichten", einem schlecht orientierten Blatte, stand zu lesen, es sei lobenswert, daß unter den Töchtern der Stadt auch solche wären, die sich der Kunst widmeten, dieser alles Erdenleid lösenden Zauberin; weniger lobenswert indes, daß derart landfremde Elemente wie dieser Ravel mit seiner abscheulichen und ohrenschmerzenden Suite zu Gehör gebracht würden. Folgten: zehn Zeilen Politik. Den Schluß bildete eine handvoll Artigkeiten, die der Referent von der Spielerin auszusagen wußte, wobei er sich jedoch nirgends über „reizend, hübsch, anmutig" erhob. Spiegel war enttäuscht. Er griff zur „Neuen Zeitung", einem Blatte von oftmals unqualifizierbarer Haltung.

Die „Neue Zeitung" war kühner als die alten. Der Referent der „Neuen Zeitung" sprach unumwunden aus, daß Kunstübungen, wie sie Fräulein Güldenwerth bot — er sagte „Fräulein Güldenwerth" — nett fürs Haus seien, in der Öffentlichkeit jedoch nichts zu suchen hätten. War das Rankünе des Referenten, der vielleicht ein abschlägig beschiedener Verehrer Klarissas war oder ein Feind des Bankiers? Spiegel durchforschte die Zeitung, um ihre Art und Tendenz kennenzulernen. Außer dem Stil, in dem sie geschrieben war, vermochte er nichts Anfechtbares zu finden.

Der Mann kann sich irren, dachte er gleichwohl und schlug die letzte Kritik auf, die der „Volkswacht".

Der Referent der „Volkswacht" lehnte Klarissas Spiel ab. Er erklärte die Technik für schwach, den Ton für unkontrolliert, das Ganze für dilettantisch. Den Referenten der „Volkswacht" kannte Spiegel als einen Kritiker, an dessen Urteil er hatte glauben können wie an sein eigenes. In diesem Augenblick zweifelte er.

Er las die vier Kritiken von neuem und fragte sich zögernd: Sollte ich mich dermaßen getäuscht haben? Ich hörte sie Haydn spielen und war ergriffen... Wovon?... Von ihrem Spiel?... Von der Situation?... Ich empfand sie als mein Kind auch im Geiste der Musik... Kann man sich dermaßen täuschen, wenn Blut das Urteil trübt?

Und vorsichtig, zaghaft, voll vager Hoffnung dachte er: Dann wäre es wirklich, wie ich damals ahnte... und ich opferte die Bequemlichkeit des Leibes und der Seele, die Familie, die Liebe, das Glück... nicht umsonst!

Er war ans Fenster getreten. Er blickte in die abendliche Straße, wo anonyme Privatmenschen sich zu Geschäftsschluß, Heimweg, Ruhe und ihrem kleinen Glück anschickten. Er spürte hinter sich die Leere im Zimmer. Er fröstelte.

Als er zurücktrat, sich durch das Dunkel im Gemach tastete, hatte er ein Gefühl, als wäre die linke Hälfte seines Körpers amputiert.

„Die, wo das Herz sitzt", stellte er traurig lächelnd fest.

Als er das elektrische Licht einschaltete, war er wieder der glänzende, weltmännische, vornehme, virtuose Spiegel, ging mit musikalisch leichtem Schritt zum Fenster, zog mit edler Abgeklärtheit die Vorhänge zu und machte Toilette, ohne daß seine äußeren Bewegungen eine innere angezeigt hätten. Nur als er neben dem Frackhemd das Jackett seines nicht sehr kostbaren Pyjamas gewahrte, ergriff ihn für einen Augenblick unsägliche Müdigkeit, und er wünschte nichts inniger, als dieses anziehen, sich zu Bett legen und schlafen zu dürfen, ohne Ende, ohne Traum. Aber er widerstand.

An diesem Abend, der märzlich zart war, spielte Spiegel Chopin. Erdfern, sternklar entfaltete er die großen Etüden und Balladen. Er spürte mit jedem Tone, wie er die Hörer verlor, wie es immer weniger wurden, die ihm folgten, bis er in den eisigen Regionen des H-Moll-Scherzos von allen verlassen war, einsam, ein Wanderer im unendlichen, schmerzlich süßen Wahnsinn. Mit unheimlicher Vehemenz stürzten die Endakkorde, ohne Pathos, ins Nichts.

Die Zuhörer verharrten stumm.

Spiegel indes schloß, alter Gewohnheit gemäß, lautlos den Deckel über der Klaviatur und eilte ins Künstlerzimmer. Als er, tief in den Mantel gehüllt, das Haus verließ, brach im Saale der Beifall los. Spiegel lächelte, freundlich, fern. Er bestieg eine Droschke und rollte davon.

# Vererbungslehre. / Von Professor Dr. Franz.

Eine vielseitig gesicherte Grundannahme der neuzeitlichen Vererbungswissenschaft ist es, daß wir und jedes Lebewesen unsere Erbanlagen oder „Gene" doppelt oder paarweise in uns führen, und daß wir bei der Bildung der Keimzellen, gleichviel, ob es männliche oder weibliche sind, an jede Keimzelle nur **eine** Anlage von jedem Anlagenpaar abgeben, da vorher ein merkwürdiger Spaltungsvorgang erfolgt; die Befruchtung stellt wieder Anlagenpaare her. Ein Beispiel zunächst. Beide Eltern können normales, farbiges Haar haben, und das Kind kann dennoch ein Albino sein mit von Geburt schneeweißem Haar. Dann führten seine beiden Erzeuger in sich ein ungleiches Anlagenpaar für Haarfarbe; „Farbig" und „Weiß" waren im Vater wie in der Mutter zusammengespannt, nur das „Farbig" war in beiden wirksam, das Kind aber hat von beiden Eltern die Anlage „Weiß" bekommen; sein einheitlich „weißes" Anlagenpaar also bewirkt weißes Haar. — Um dies vollständiger klarzumachen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Schon lange vor der Jahrhundertwende konnte nach alltäglichen Eindrücken die Meinung bestehen, daß Vater und Mutter dem Kinde im allgemeinen gleich viele Anlagen mitgeben („Vom Vater hab' ich die Statur . . ."), und dafür sprachen auch Ergebnisse der Zellforschung: manche Forscher konnten damals zwar noch jedem Bestandteil einer Keimzelle Erbkraft zumuten. Falls aber nicht alle Bestandteile von gleicher Wichtigkeit wären, dann kann der wesentlichste Erbschaftsträger wohl bloß der Zellkern sein, da nur er durchs ganze Organismenreich in beiden Geschlechtern verhältnismäßig die größte Gleichartigkeit zur Schau trägt, im Gegensatz zu dem großen plasmatischen Unterschied, der die Eizelle nährstoffreich und die Samenzelle beweglich macht. Die Zahl der „Farbkörper" oder „Chromosomen" des Kerns halbiert sich nun vor der Ei- wie Samenreifung bei der vorletzten oder (Abbild. 1f) letzten Zellteilung, da dieser sogenannten „Reduktionsteilung" nicht die sonst übliche Verdoppelung der Chromosomen durch Chromosomenteilung (Abbild. 1b rechts) vorangeht. Durch die Befruchtung wird also die Chromosomenzahl wieder vollständig. So bekommt jedes Wesen von Vater und Mutter gleich viele Chromosomen, als ob diese Körperchen die Erbschaftsträger seien. Allermeist zwar sind die Chromosomen nur beim Zellteilungsvorgange durch Färbung sichtbar, aber in vereinzelten Fällen hat man sie neuerdings von Zellteilung zu Zellteilung verfolgen können, und schon lange vorher bestand die hiermit also bewiesene Auffassung, daß sie kontinuierlich von Zellteilung zu Zellteilung erhalten bleiben und somit von jedem Elter auf das Kind in halber Anzahl übergehen. Hiernach hätten zwar die Chromosomen vielleicht doch noch nicht die Erbschaftsträger, sondern ebensogut bloß irgend etwas sein können, dessen so genaue Verteilung bei der Erzeugung eines Lebewesens stets notwendig wäre. Ferner aber haben neuere Forschungen in glücklichen Fällen auch **den** Nachweis erbracht, daß die Chromosomen Paare bilden und in die endgültigen Keimzellen nur ein Paarling von jedem Chromosomenpaar eingeht (Abbild. 2). Diese und weitere Einzelheiten entsprechen, wie wir sehen werden, genau den Ergebnissen der mendelistischen Vererbungsforschung.

Diese beginnt mit den 1865 veröffentlichten achtjährigen über 1000 Züchtungsexperimenten des damaligen Augustinerpaters und Realschullehrers Mendel in Brünn, der unter anderm an der Erbsenpflanze den Erfolg von sogenannten Kreuzungen oder Bastardierungen zwischen verschiedenen Rassen registrierte. Erst etwa seit der Jahrhundertwende wurden seine Feststellungen an der Erbsenpflanze und an vielen anderen Organismenarten wiederholt und zunächst in einfacheren Fällen glatt bestätigt: 1893 von Haacke, dem ersten, mit Mendels Studien noch nicht vertrauten Zoomendelisten, an Mäusen; 1900 von den Botanikern de Vries, Correns und E. Tschermak; sodann von vielen anderen. So begann der neue Aufschwung der Biologie, den die Vererbungsforschung und besonders der Mendelismus ebenso kennzeichnet wie den 40 Jahre älteren die Entwicklungslehre und der Darwinismus.

Die Kreuzung von rotblühenden Jalapen (Mirabilis jalapa, „Wunderblume") mit weißblühenden ergibt, wie Correns fand, in erster Generation nur rosafarbene. Das überrascht wohl nicht? Wir werden noch sehen, daß es nicht selbstverständlich ist, doch die naheliegende Erklärung trifft zu: die Vaterpflanze gab dem Bastard „Rot", die Mutterpflanze „Weiß", oder umgekehrt. Der Erfolg ist: Rosa. Daß dieses wirklich aus Rot und Weiß gewissermaßen zusammengesetzt ist, lehrt die zweite Generation, die durch Selbstbestäubung gezogene unmittelbare Nachkommenschaft der rosablühenden Bastarde. Denn von ihr sind etwa $^1/_4$ rotblühend, $^2/_4$ rosa, $^1/_4$ weiß, was nur dadurch zu erklären ist, daß jeder obige Bastard durch Spaltung des die Blütenfarbe bewirkenden Anlagenpaares auf die Hälfte seiner Keimzellen „Rot", auf die andere Hälfte „Weiß" vererbte. Dann haben nämlich je zwei männliche Keimzellen einer Bastardpflanze, R und W, und je zwei weibliche derselben, gleichfalls R und W. folgende vier Möglichkeiten der Kombination: RR, RW, WR und WW. Es müssen somit unter vielen befruchteten Samen mit mathematischer Wahrscheinlichkeit diese vier Kombinationen gleichoft verwirklicht sein, unter denen die zwei mittleren gleichbedeutend und nur sie wieder Bastarde sind. Auch diese Bastarde spalten, fortgezüchtet, wieder in Rot, Rosa und Weiß im Verhältnis 1:2:1 auf; jede weiße sowie rote Pflanze jedoch ist wieder reinrassig und züchtet bei Selbstbestäubung oder bei Bestäubung mit einer ihr gleichen rein. Wir wollen diesen einfachen Erbgang den Jalapa-Erbgang nennen. Ein Beispiel aus dem Tierreich wären die „Andalusier" (Abbild. 4), eine Hühnerrasse, bei der aus Schwarz und Weiß die Bastardfarbe „Blau" entsteht und die beliebte „blaue" Rasse sich durch Paarung „blauer" Stücke untereinander nie rein fortzüchten läßt, sondern immer wieder schwarze und weiße Stücke abspaltet. Demselben Erbgang folgt die Kreuzung von Hühnern, die weiße, mit solchen, die braune Eier legen, die Kreuzung von hohem und niederem Nasenloch bei Hühnern, hohem und niedrigem Mais, lang- und kurzkolbigem Mais, gewöhnlichem und Zwerghuhn, Lang- und Kurzohrkaninchen, Neger- und Europäer-Hautfarbe, die letzten vier Beispiele mit einer unten zu besprechenden Modifikation (Polymerie). In keinem Falle ist bei Mensch, Tier oder

Pflanze sicher erwiesen, daß die Nachkommenschaft intermediärer Bastarde die Mittellage allein beibehielte.

Wohl noch öfter aber sind die Bastarde nicht „intermediär“, nicht Mitteldinge, wie in allen diesen Fällen, sondern sie gleichen dem einen Elter durchaus, dem anderen nicht, und sind mithin nicht durch den Anblick als Bastarde zu erkennen, sondern nur durch Fortzüchtung. Diesen wichtigen sogenannten Pisum- oder Erbsenerbgang stellte zunächst Mendel an den Erbsenkreuzungen fest für die Farbe der Blüte (rot oder weiß), des Samens, der unreifen Hülse und der Keimblätter, für die Gestalt des Samens (rund oder kantig), die Hülsenform (glatt oder zwischen den Samen tief eingeschnitten) und den Blütensitz (achsel- oder endständig): Bastarde aus der Kreuzung von Rot- und Weißblühend sind hier rotblühend wie die eine Elternpflanze. Rot ist also hier „dominant“ wie dunkle Haarfarbe beim Menschen, und Weiß ist „rezessiv“. Züchtet man diese rotblühenden Bastarde weiter, so müssen unter ihren ersten Nachkommen Rot und Weiß im Verhältnis 3 : 1 auftreten, entsprechend unserer vorigen Formel 1 : 2 : 1, da RR und RW hier beide rot aussehen. Von jenen drei roten müssen durchschnittlich je 1 rein in Rot züchten, je 2 aber wieder im Verhältnis 3 : 1 in Rot und Weiß aufspalten; die weißen können nur rein in Weiß züchten. So ist es nicht nur bei den Erbsenmerkmalen, sondern auch bei vielen im Pflanzen- und Tierreich. Meist ist bei Säugetieren Wildfarbe dominant über Albinismus, der ja eine im Tierreich verbreitete Abnormität ist (Abbild. 3 u. 5). Ebenso dominiert Wildfarbe über Scheckung, Scheckung über Albinismus, normales Haar über Angorahaar, Erbsenkamm und Rosenkamm des Huhnes über gewöhnlichen Kamm und oftmals eine abnorm dunkle Färbung (Melanismus) über die gewöhnliche.

1. Samenzellbildung des Pferdespulwurms. Bei b 4 Chromosomen, davon 2 in Teilung; d vorletzte Zellteilung, f letzte oder Reduktionsteilung.

Nach A. Brauer: „Arch. mikr. Anat.“, Bd. 42, 1893.

2. Samenbildungszelle (a) und Samenzelle (b) der Heuschrecke Brachystola. Nach Sutton: „Biol. Bull.“, 4, 1904.

Abkömmlinge einer Maisrasse mit gelben glatten Körnern und einer zweiten mit blauen runzligen mendeln gleichfalls nach Pisum-Erbgang: letztere, mit dem Blütenstaub der ersteren befruchtet, trägt als sichtbaren Anfang der Generation $F_1$ nur blau-glatte Körner, und die hieraus gezüchteten Stauden müssen nach Selbstbestäubung Blau-glatt, Blau-runzlig, Gelb-glatt und Gelb-runzlig im Verhältnis 9:3:3:1 tragen (Abbild. 6). Bei grober Betrachtung würde dieser Bastardkolben „intermediär“ erscheinen!

Die Vorbedingung solchen Verlaufs der Vererbungsversuche ist natürlich, daß als Ausgangsmaterial oder Stammformen des Versuchs reinrassige Stücke verwendet werden. Denn wir machten uns klar, nur rezessivmerkmalige Stücke sind sicher reinrassig („homozygot“) oder führen ein Anlagenpaar von zwei gleichen, eben rezessiven Anlagen. Ein nach seinem Äußern dominant-merkmaliges Stück dagegen kann auch selber ein Bastard, gemischtrassig („heterozygot“) oder mit ungleichem, „allelomorphem“ Anlagenpaar sein. Dies gehört zu den wichtigsten Unterschieden zwischen Genotypus und Phänotypus oder zwischen Erbgut und individueller Ausprägung. Also, die Paarung eines dominantmerkmaligen Homozygoten mit einem Rezessivmerkmaligen (also Homozygoten) ergibt dominantmerkmalige gemischtrassige Kinder; z. B. tragen die Kinder eines an Haarfarbe Normalen, falls er, wie allermeistens, hierin reinrassig ist, und eines Albinos sicher normales farbiges Haar und führen verdeckt die Anlage für weißes; ist dagegen der normale Elter in Anlage für Vorhandensein von Haarfarbe nicht reinrassig, was ein sehr seltener Fall ist, so sind von ihm und dem albinotischen Gatten normale und albinotische Kinder im Verhältnis 1 : 1 mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten und die normalen wieder nicht reinrassig. So hat denn auch eine Maispflanze, die aus Befruchtung von Heterozygot-Blau und Reinrassig-Gelb entstand, ebenso viele blaue wie gelbe Kinder (Abbild. 7). Sind beide Eltern albinotisch, so gleichen ihnen die Kinder. Sind aber beide von farbigem Haar, so sind es die Kinder nur dann sicher, wenn entweder beide Eltern hierin reinrassig sind, was allerdings meistens der Fall sein wird, oder höchstens einer verdecktes Weiß mitführt, und im letzteren Falle wird von den normal aussehenden Kindern mit Wahrscheinlichkeit die halbe Anzahl rein-, die andere Hälfte gemischtrassig sein. Sind beide Eltern von farbigem Haar, aber beide mit verdecktem Weiß im Anlagenpaar, so muß mit Wahrscheinlichkeit auf drei normale Kinder ein weißes entfallen und unter etwa je drei normalen nur ein hierin reinrassiges sein.

4. Andalusierhühner: weiß, schwarz und mendelnd spaltender Bastard „blau“.

3. Albinotisches Eichhorn.

Links (6): Maiskolben mit $F_2$-Generation aus dihybrider Kreuzung. Nach V. Haeckers Wandtafeln d. allg. Biol. — Rechts (7): Maiskolben mit $F_2$-Generation aus Kreuzung heterozygot × rezessiv, gezüchtet von Correns.

Die eben für das Beispiel „Haarfarbe und Albinismus“ abgeleiteten Zahlenkonsequenzen gelten auch für die Paarung von schwarzem Neger- und hellerem europäischen Haar, näherungsweise auch für Dunkel und Blond überhaupt. Doch ist hier noch nicht alles aufgeklärt und sicher manches komplizierter. Ein Hellblonder zwar führt wohl sicher keine Anlage für Dunkel, er ist sicher reinrassig, und ein extrem Dunkler in unserem Lande kann sehr wohl die Anlage für Hellblond aus etwaiger früherer Einkreuzung mitführen, weshalb mitunter zwei dunkelhaarige Menschen einige blonde Kinder neben dunklen haben. Für die zahlreichen Abstufungen der Haarfarbe aber setzt man in Rechnung, daß der Dunkelheitsgrad vermutlich von mehreren Anlagenpaaren abhängt, deren Wirksamkeit sich addiert („multiple“ oder „polymere“ Faktoren). Fettmenge und Farbmenge des Haares wären schon zwei solche Wirksamkeiten, und vor allem dürfte die Farbmenge selber von einer bedeutenden Anzahl Anlagenpaaren abhängen, die beim tiefdunklen Südländer rein dominant, beim Hellblonden oder bei sehr hellgrauen Weißrussen rein rezessiv besetzt sind. Der Bastard aus reiner dunkler und heller Rasse würde dann in bezug auf Anlage für Haarfarbe vollständig heterozygot und äußerlich wieder tiefdunkel sein, die Kinder von zwei oder mehr solchen Bastarden aber würden, wie die Berechnung ergibt, eine Reihe von Tiefdunkel bis wieder sehr Hell darstellen, in der die dunkelsten am häufigsten und der hellste Ton der seltenste ist; wenn der dunkle Bastard Hell heiratet, wäre eine ähnliche Stufenreihe der Kinder bei hinreichend großer Anzahl zu gewärtigen, wieder dunklere verhältnismäßig zahlreich, doch nicht mehr gegenüber helleren so zahlreich wie im vorigen Falle. Ist unter den Anlagenpaaren manches bei einem Elter nur rezessiv besetzt, ebenso manches beim anderen, aber keins bei beiden, in diesem wohl vergleichsweise seltenen Falle würden einzelne unter den Kindern auch dunkler als der dunklere Elter sein.

Für die Augenfarbe, Blau bis Braun, gilt dasselbe wie für die Haarfarbe. Die Anlage für rotes Haar dürfte rezessiv sein gegenüber „Nicht-Rot“ und im Falle ihres Reinrassigwerdens alle anderen Töne nahezu ebenso vollständig unterdrücken wie der Albinismus. Straff- sowie Kraushaarigkeit gelten als dominant gegenüber schlichtem Haar, ebenso höhere Kräuselungsgrade über geringere (nur schlichtes Haar wäre also sicher reinrassiges), doch mögen hier manchmal die Kreuzungen auch intermediär nach dem Jalapa-Erbgang ausfallen. Die Hautfarbe der Mulatten gilt am ehesten als wenigstens annähernd intermediär zwischen seinen beiden Eltern Neger und Weißem, zwar mit bedeutenden Schwankungen nach beiden Seiten, und dies ist noch ein kaum erklärter Punkt, doch in zweiter oder späterer Generation sollen extremere Abstufungen von Schwarz bis fast Weiß mit Bevorzugung der Mittellage auftreten, wonach auch die Hautfarbe auf mehreren Anlagenpaaren beruht. — Wie dunkles über helles Haar, scheint auch bedeutende über geringe Körpergröße polymer-dominant.

5. Normale Schleiereule und helle Varietät.

Mehr oder weniger klar dominant ist beim Menschen ferner partieller Albinismus (einzelne weiße Haarbüschel) gegenüber seinem Nichtvorhandensein, ebenso frühzeitiger Haarverlust, die Adlernase und die etwaige starke Krümmung der Judennase, die Habsburger Unterlippe, obwohl diese am weiblichen Geschlecht meist nicht hervortrat, und besonders klar manche Krankheit, wie Kurzsichtigkeit, Nachtblindheit, grüner Star, frühzeitiger grauer Star, zunehmende Schwerhörigkeit, Kurzfingrigkeit (alle Finger und Zehen haben ein Glied zu wenig, Arme, Beine und Rumpf sind verkürzt), mancher Zwergwuchs, Vielfingrigkeit, Verwachsenfingrigkeit, Fehlen von Fingern, vielleicht besondere Neigung zu Krampfadern und zu Hämorrhoiden, Hypospadie (kann nur im männlichen Geschlecht hervortreten), erbliche Polyurie usw. Zu den rezessiven Krankheiten dagegen, die sich sozusagen wegheiraten lassen, und die leicht unerwartet in Verwandtenehen auftreten, gehören außer angeborenem vollständigen Albinismus unter anderm die meiste Taubstummheit — daher sind in den häufigen Ehen zwischen zwei Taubstummen auch die Kinder taubstumm — Netzhautatrophie (meist), Klumpfuß (wahrscheinlich), erbliche Rachitis, manche erbliche Epilepsie und Schwachsinnigkeit, Mikro- und Anenzephalie (Fehlen des Großhirns). Schwierig wird die Voraussage bei allen den zahlreichen Krankheitsbildern, die bald diese, bald jene Ursache haben können, ebenso wenn ein Krankheitsbild auf mehreren Ursachen beruht. Erbübertragung von Infektionskrankheiten steht auf einem anderen Blatte.

Bei manchen Tierversuchen, zumal bei Kreuzung verschiedener Arten, sofern sie gelingt, mag manche Abweichung vom Mendelschema zu erklären sein durch abnorme Chromosomenverteilung. Besonders bei Moosen und anderen Pflanzen hat man neuerdings künstlich abnorme Chromosomenverteilung erzielen können mit Erberfolgen, die der Erwartung entsprechen.

Der Mensch hat in allen seinen Zellen wohl etwa 48 Chromosomen (Painter, 1924), das wären 24 Paare; die Obstfliege (Drosophila

8. Geschlechtschromosomgebunden-rezessiver Erbgang.

(Bild 3 bis 5 und 7 nach Präparaten des Zoologischen Instituts und Phyletischen Museums zu Jena.)

ampelophila) hat nur vier Paare, der Pferdespulwurm meist nur 2 (Abbild. 1b). Viel größer muß aber in allen Fällen die Zahl der erblichen Anlagen sein. Wenn diese nun in den Chromosomen verankert sind und durch sie vom Elter aufs Kind übergehen, so muß man also erwarten, daß stets alle die Anlagen, die auf ein und demselben Chromosom beruhen, gemeinsam übertragen werden, nicht getrennt werden können, daß sie also „gekoppelt vererbt werden", und daß vollständige Kenntnis uns ein Mendeln nicht einzelner Merkmale, sondern der Merkmalgruppen erweisen würde. Nach Th. H. Morgans Versuchen an der Obstfliege liegt die Sache tatsächlich so. Beim Menschen ist bekanntlich Haar- und Augenfarbe gekoppelt, doch kommt es auch vor, daß die Koppelung durchbrochen wird, wie es denn Menschen mit dunklem Haar und blauen Augen gibt oder umgekehrt. Das liegt wohl daran, daß vor der Reduktionsteilung die Chromosomen eines Paares mitunter durchbrechen und überkreuz zusammheilen können. — Noch ein weiteres konnte man den Chromosomen abgewinnen. Abbildung 2a zeigt bei x ein unpaares Chromosom neben 11 Paaren. Der Fall, daß in der ganzen Chromosomengarnitur an einem Paare der eine Paarling kleiner, sogar wesentlich kleiner ist als der andere, oder daß er gar wie in jener Abbildung gänzlich fehlt, ist häufig: es ist dann hieran das geschlechtsbestimmende Chromosomenpaar oder das geschlechtsbestimmende Chromosom erkennbar. So dürfte das menschliche Weib 48 Chromosomen haben, der Mann aber nur 47, alle Eizellen also 24, die Samenzellen aber zur Hälfte 24, zur Hälfte 23; erstere Samenzellen, mit einem Ei vereinigt (24 + 24), ergeben Mädchen, letztere (23 + 24) Knaben. Nur bei einigen Tieren scheint sicher erwiesen, daß der Reifegrad der Eier die gleichmäßige Verteilung des Geschlechts unter den Geschwistern verschieben kann, und daß dies sich manchmal aus abnormer Chromosomenverteilung erklärt. Beim Menschen bestehen über Geschlechtsbeeinflussung, zum Beispiel durch geringes oder hohes Alter der Mutter oder durch ihren Ernährungszustand, bislang nur höchst unsichere Vermutungen. Was nun an Anlagen im Geschlechtschromosom liegt, ist daher „geschlechtsbegrenzt erblich": So ist die gewöhnliche Farben- oder Rotgrünblindheit geschlechtschromosomgebunden-rezessiv und tritt daher bei den etwa 4 Proz. Männern hervor, die die Anlage dafür in dem unpaaren Chromosom des Mannes führen. Von so einem Gatten und einer nicht belasteten Gattin können, wie Abbildung 8 lehrt (Mutter mit zwei gesunden Geschlechtschromosomen, Vater mit einem kranken), die Söhne nie belastet werden, da sie jenes partnerlose Chromosom nicht erhielten. Sicher belastet, zwar nicht selber krank, sind dagegen die Töchter, da in ihnen jenes Chromosom einen gesunden Paarling erhielt und das Leiden rezessiv ist. Unter ihren Kindern von einem unbelasteten Manne sind zu gewärtigen: die Töchter zur Hälfte gesund, zur Hälfte belastet, die Söhne zur Hälfte gesund, zur Hälfte krank. Der Farbenblinde hat also sein Leiden durch die Mutter vom Großvater. Nur in dem wenig wahrscheinlichen Falle, daß ein Farbenblinder eine Belastete heiratet, ist die Hälfte der Söhne gesund, die Hälfte der Töchter belastet, die andere Hälfte der Kinder farbenblind zu gewärtigen; und die farbenblinde Frau (die gibt es nur in 0,4 Proz.) bekäme vom gesunden Manne sicher kranke Söhne, belastete Töchter, vom kranken Manne nur kranke Kinder. Demselben Erbgang folgt höchstwahrscheinlich die viel seltenere, bei Frauen noch nicht einwandfrei festgestellte Bluterkrankheit (Hämophilie).

Bekannt ist die hohe Erblichkeit von Begabungen. Da zur Entfaltung eines Talentes sehr viele Anlagen gehören, kann oft hohe Erblichkeit eines bestimmten Talentes bestehen (Bach, Beethoven, Mozart, Tizian, Bernouilli [Math.], Siemens, Darwin, der schwäbische Dichter- und Philosophenkreis [von Prof. Bardili im 17. Jahrhundert abstammend]) oder Vererbbarkeit der geistigen Höhe überhaupt (Feuerbach), in anderen Fällen aber kann sie ebensogut nicht zu bemerken sein, und es ist ein einfaches Gesetz nicht zu erwarten. Es scheint aber, daß viele seelische Anlagen, dominante wie rezessive, geschlechtschromosomgebunden sind, und daß (nach Lenz) davon das oft geringe Verstehen zwischen Vater und Sohn rührt sowie das Harmonieren der Schwestern: mit der Mutter hat ja jede Tochter wie jeder Sohn ein Geschlechtschromosom gemeinsam, mit dem Vater aber hat nur jede Tochter eins gemeinsam, die Söhne keins. Schwestern haben immer das väterliche Geschlechtschromosom gemeinsam, dazu haben sie je eins der beiden mütterlichen; Brüder führen nur dieses, das eine oder das andere, sind also hierin nur in der Hälfte der Fälle gleich, dadurch immerhin öfter ähnlich als Vater und Sohn (in seelischer Beziehung). Töchter stünden also durch Anlage dem Vater seelisch ebenso nahe wie der Mutter, Söhne stünden der Mutter durch Anlage seelisch näher als dem Vater, und dies wirkt sich für den Grad des Harmonierens, namentlich in der Jugend, auch wohl bis ins 40. Jahr (dann sicher nicht mehr) leicht stärker aus als die Geschlechtsgleichheit. Die als „männlich" geltenden, bei Frauen selteneren Züge (vgl. oben Farbenblindheit) müssen die geschlechtschromosomgebunden-rezessiven sein, die als „weiblich" geltenden, bei Männern selteneren die geschlechtschromosomgebunden-dominanten; ein weibischer Mann hätte also (vorwiegend) in seinem einzigen Geschlechtschromosom die letzteren, ein männisches Weib in seinen beiden Geschlechtschromosomen die ersteren. Die Paarung dieser beiden Menschen würde eine sehr glückliche „Überkreuz"-Vererbung ergeben.

Aus allen diesen Beispielen ersieht man, daß die neuzeitliche Vererbungswissenschaft nur mit der Vererbung von Angeborenem rechnet, und daß sie mit dem Begriffe der Anlagenpaare arbeiten kann, obwohl man noch kaum irgendwelche festeren Vorstellungen davon hat, was die Anlagen eigentlich sind (Enzyme?).

Würden immer nur gleichbleibende Anlagen vererbt, so gäbe es keine Veränderung der Arten. Sicher kommt aber mitunter eine erbliche Veränderung der Anlagen, gewissermaßen eine Erschütterung derselben, vor. Schon die meisten Haustier- und Kulturpflanzenformen müssen durch solche „Mutationen" entstanden sein. Vielleicht ist die seit 1917 in einem Teil Mitteleuropas bekanntgewordene Varietät tricolor der Hainschnecke (Helix nemoralis) eine wirklich neue, früher nicht vorgekommene Mutation. Nach E. Baurs Züchtungen der Löwenmäulchenpflanze sollen Mutationen für den geschärften Blick sogar nicht selten sein. Beim Menschen wirkt das Tropenklima leicht im Sinne einer geschädigten Nachkommenschaft, ferner schädigt Alkoholisierung die Keimzellen sichtlich, wohl auch Tabak und andere Zivilisationseinflüsse. Es kann vorkommen, daß Alkohol den Trinker zum Epileptiker, seinen Sohn zum Idioten macht, oder umgekehrt, oder beide zum gleichen. Im letzteren, speziellen Falle würde Vererbung einer „erworbenen" Eigenschaft vorliegen und dieser Begriff unscharf werden, da ja jede Mutation einmal „erworben" (entstanden) sein muß. Allerlei Tiere scheinen Beispiele zu liefern, daß besonders mancherlei individuell erworbene Anpassungen nicht durch den Zellkern, sondern durch das Plasma vererbt werden können und sich daher durch gleichsinnige Einwirkung in Generationen steigern lassen, wie sie anderenfalls sich wieder abschwächen. Beim Menschen ist aber noch nicht das geringste davon erwiesen: weder durch Übung gestärkte Muskeln noch schwielige Hände, noch, wie es scheint, Sonnenbräune, noch mühsam erlernte Fähigkeiten gehen durch Vererbung auf das menschliche Kind über.

**Die neue Sensation des Zoologischen Gartens in Berlin: Ein Paar ausgewachsene wild eingefangene Orang-Utans. Nach einer Zeichnung von Paul Neumann, Karlsberg.**

Sie sind ohne Zweifel die interessantesten Bewohner des gerade eröffneten „Affen-Palmenhauses" im Berliner Zoologischen Garten, das aber, genau genommen, nur ein Umänderungs- und Erweiterungsbau ist. Seit den Zeiten, da Pinkert in Leipzig, der rührige Begründer des dortigen Gartens, sich den Import alter Riesen-Orangs angelegen sein ließ, sind derartige Schaustücke nicht mehr gezeigt worden. Sie wirken aber auch mehr als alles andere auf das Publikum. So erstaunlich menschenähnlich sind die beiden. Wer länger vor ihnen verweilt, wird in eine ganz eigentümliche Stimmung geraten, die sich schwer beschreiben läßt. Man hat doch Geschöpfe vor sich, die man mit den übrigen Tieren gar nicht vergleichen möchte, und deren Anblick und Beobachtung einem daher viel stärker und tiefer eingehen. Am meisten tragen dazu die Ausstattung des Kopfes und der Ausdruck des Gesichts bei. Beim Mann ist das dunkle bläuliche oder blaugraue Gesicht umrahmt von einer roten Haarfrisur, ungefähr in der Art mancher Herren in den sogenannten besten Jahren, deren Haarwuchs sich bereits von der Stirn nach hinten zurückzuziehen beginnt. Dafür schmückt Mund und Kinn unseres Orangmannes ein langer fuchsroter Schnurr- und Backenbart, der das menschliche Aussehen geradezu unheimlich verstärkt. Der alte „Pessek" hat sich übrigens an ein „Kulturbedürfnis", das Rauchen, überraschend schnell gewöhnt (Mitte rechts). Das Weib schmückt eine Haartolle, die an einen etwas genial und unordentlich frisierten Bubikopf erinnert. Sein Gesicht ist heller gefärbt, und wenn die beiden so einträchtig und „umgeärmelt" beisammensitzen, möchte ich den sehen, der bei diesem Anblick nicht mehr an Menschen als an Tiere denkt. Tatsächlich werden auch sowohl in Niederländisch-Indien die Orangs als auch in Afrika die Schimpansen und Gorillas von ihren farbigen menschlichen Landsleuten nicht für Tiere, sondern für eine Art Wald- oder Buschmenschen gehalten, die bloß deshalb nicht sprechen, damit sie sich nicht als wirkliche Menschen verraten und arbeiten müssen. Eine Auffassung, die ebenso bezeichnend ist für den Eindruck, den ein Menschenaffe auf ein naives Menschengemüt macht, wie für die Denkungsart unserer farbigen Menschenbrüder!

Prof. Dr. L. Heck.

Die deutsche Uraufführung von Puccinis „Turandot“ an der Staatsoper in Dresden am 4. Juli: Szene aus dem I. Akt. Auf dem Balkon rechts (stehend): Anne Roselle als Turandot; unten Mitte (stehend): Richard Tauber als Prinz Kalaf. (Phot. Ursula Richter, Dresden.)

Von der Aufführung des neu inszenierten Lustspiels „Der Sturm“ von Shakespeare am Stadttheater zu Halle a. S. am 18. Juni: Szene aus dem IV. Akt. Rechts (im Mantel): Fritz Günzel als Prospero, Herzog von Mailand. Regie: Intendant W. Dietrich; Bildentwurf: Prof. Thiersch. (Phot. M. Strauch, Halle.)

# DER HEILIGE FRANZ VON ASSISI

## ZUR FEIER SEINES 700. TODESJAHRES

Franz von Assisi. Aus einem Gemälde in der „Unterkirche" von Assisi, angeblich von Cimabue.

Assisi, die kleine Landschaft in Umbrien am Berghang hoch über der von Perugia herüberziehenden Ebene, feiert vom 1. August ab das 700. Todesjahr jenes Mannes, der ihren Namen berühmt gemacht hat, des Franziskus von Assisi, „Franziscus Seraphicus", bekannt als Gründer des Minoritenordens (fratres minores = Minderbrüder). Das Gegenstück hierzu bildet der nicht viel später von Clara Scifi (St. Clara), ebenfalls aus Assisi, gegründete strenge Orden der Clarissinnen.

Franziskus wurde als Sohn des reichen Tuchhändlers Pietro Bernardone und dessen französischer Gemahlin Pica im Jahre 1182 geboren; er trat früh ins Geschäft seines Vaters ein und zeigte dazu sehr große Eignung. Doch plötzlich vollzog sich dann die innere Umkehr: von einem Kriegszuge nach Süditalien unter Walter von Brienne gegen die staufisch-kaiserliche Sache kehrte er bald nach Hause zurück und ging binnen kurzem aus heftigen inneren Kämpfen als ein anderer, neuer Mensch hervor.

Dieser Zeitpunkt ist genau markiert durch seinen im Frühjahr 1207 vor dem Bischof Guido von Assisi öffentlich geleisteten Verzicht auf alle Ansprüche an seine Familie; bekannt ist es, daß Franziskus allem entsagte, selbst seine Kleider dem Vater zurückgab und, von dem Bischof mit einem alten Gärtnermantel beschenkt, den Weg seines neuen Lebens antrat.

Dieser Weg führte weiterhin zur Gründung des Minoritenordens und damit zu einer größten Einwirkung auf das damalige europäische Zeitgeschehen und auf das der folgenden Jahrhunderte. Doch nicht allein in der politischen Geschichte, auch in der Geschichte der Wissenschaften machte sich der Einfluß der Minoriten geltend. Als Volksprediger bedurften sie umfassender Kenntnisse, um dem ungelehrten Laien mit überraschenden, fesselnden Beispielen aus allen Wissensgebieten aufwarten zu können. So sind gerade sie die Väter populärer wissenschaftlicher Darstellung geworden; besonders deutsche Minoriten taten sich hervor, wie etwa Bartholomeus oder Martin von Troppau.

Die Gestalt des Gründers aber entrückt durch ihre Zartheit fast dem Bereich des Wortes; es gibt am Ende nur einen Weg, um Franziskus zu erleben, das Lesen der alten Berichte, der Erzählungen seiner Gefährten. Sollte man aber kurz und bündig sein Wesen bezeichnen und erklären, worin dessen Gewalt begründet war, so wäre zu sagen: er war, wie er ging und stand, die schlackenloseste und restloseste Verwirklichung des Evangeliums, die überhaupt gedacht werden kann. Als die christliche Erkenntnis in Franziskus erwachte, trat sie als ein Neues, Junges, Zartes und gleichsam noch Feurig-Flüssiges neben die bereits erstarrten Formen der mittelalterlichen Kirche: nur dem Umstand, daß Franziskus ganz nach innen gerichtet, ohne äußerlich-revolutionäre Tendenz war, und der bewunderungswürdigen, tiefen Einsicht und Klugheit der damaligen Päpste hatte es die Kirche zu danken, daß der Feuerstrom in ihr eigenstes Bett geleitet wurde und sie stärkte und belebte, statt zu zerstören. Die Legende sagt, ein Traum, habe den Papst bewogen, die von Franziskus vorgelegte Minoriten-Ordensregel zu bestätigen; man sieht in der „Oberkirche" von San Francesco in Assisi unter den Fresken eine Darstellung dieses Traumes: der schlafende Papst sieht die Peterskirche wanken; da stützt den Bau ein ärmlicher Mönch.

Dieses Zarte, stets Flüssige, immer Junge und Werdende im Wesen des Franziskus drückt sich in hundert verschiedenen Formen aus, vor allem aber in der Verleugnung jedes Besitzes, auch des geistigen „Besitzes", des Wissens, der Gelehrsamkeit. Die heilige Armut der ersten Minoriten ging bis zum Äußersten: nicht einmal die grobe Kutte auf dem Leib war Eigentum; dem ersten Armen, der um Almosen bat, mußte sie geschenkt werden, wenn nichts anderes zur Hand war, und sollte auch der Träger nackt davongehen müssen. Selbst der Besitz eines Psalters oder sonst eines heiligen Buches war schon zu viel und unerlaubt: Franziskus hat einst einem jungen Bruder, der ihn deswegen befragte, in diesem Sinne klar geantwortet. — Dieses Zarte, Unbeschwerte und Jugendliche bildet ja auch einen Zug im Antlitz Italiens jener Zeit, es war eine beginnende, neue Zeit; kaum ein Jahrhundert später sollte sie sich deutlicher enthüllen in der Innigkeit Giottos und in den großen italienischen Dichtern. Heute nennen wir es Frührenaissance. Aber in Franziskus kann man ebensowohl ein Stück mittelalterlicher Seele erblicken, war doch seine Jugend noch ganz erfüllt vom ritterlichen Ideal, und auch später blieb er (und nannte seine Ordensbrüder selbst so) ein „Spielmann Gottes" („ioculator dei„); man hat ihn neuerdings sogar einen Troubadour geheißen und dieses Element bei ihm nachzuweisen versucht. Zu all dem konnte ein eigentliches organisiertes Klosterleben nicht passen; alle Minderbrüder sollten — innerlich und äußerlich — stets auf der Wanderschaft sein, alles sollte „den Geist der Pilgerschaft auf Erden aussingen".

Die heilige Clara aus Assisi, die Stifterin des Clarissinnen-Ordens. Gemälde von Simone Martini (?).

Die Traumvision des Papstes Innozenz III. (1161—1216). Ein Mönch (Franziskus) stützt die wankende Peterskirche. Gemälde in der „Oberkirche" von Assisi.

So zart und gleichsam durchscheinend ist das Bild, das uns aus den alten Berichten aufsteigt, und mit dem man nach Assisi kommt.

Am linken Flügel der Stadt, am Berghang, hebt sich eine Art Burg mächtig empor, beherrscht alles unterhalb und daneben, die Häuser sehen, damit verglichen, wie kleine Schachteln aus: dies ist das Franziskanerkloster; übertürmt wird alles von der großen Basilika di San Francesco, einem schweren Bau in verschiedenen Stilarten, zwei Kirchen sind hier übereinandergestellt (daher „Oberkirche" und „Unterkirche"). Dieser Anblick ist wahrhaft erschütternd, hier spürt man den Zwang der Geschichte und erkennt, wie eine so zarte, feurig-flüssige Essenz des Geistes in schweren Stein gerinnen mußte: ja, je lebendiger diese Seele war, um so mehr in die Breite entwickelten sich unerbittlich deren spätere Erstarrungsformen.

Heimito Doderer.

Blick auf Assisi. Links das Franziskanerkloster und die Basilika di San Francesco

**Der Vierländer Obst- und Gemüsemarkt in Hamburg: An der Anlegestelle der Frachtkähne / Nach einer Zeichnung von Hanns Langenberg**

Die Vierlande, eine zum Gebiete der Freien Stadt Hamburg gehörende Marschlandschaft am rechten Ufer der Elbe, die außer der Stadt Bergedorf noch vier Kirchspiele umfaßt, sind von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Der Getreide-, Obst- und Gemüsebau bringt überaus reiche Erträge, und die Viehzucht steht auf einer beachtlichen Höhe. Die Einwohner dieser durch Deiche eingeschlossenen Landschaft sollen von im 12. Jahrhundert eingewanderten holländischen Kolonisten abstammen. Die Vierländer haben sich eine eigentümliche Tracht, die in jedem Kirchspiel verschieden ist, sowie sonderartige Sitten und Gebräuche bewahrt und bilden so, wenn sie ihre Waren auf den Frachtkähnen nach Hamburg auf den Markt bringen, eine seltsame Erscheinung im Bilde dieser Welthafenstadt.

# Aus den Ötztaler-Alpen

Oben links:
St. Leonhard im Pitztal.

Oben rechts:
Blick vom Brandenburger Haus auf Weißkugel (3746 m), Freibrunner Spitze (3371 m) und Gepatschferner.

Mitte links:
Abstieg ins Venter Tal.

Mitte rechts:
Vernagthütte.

Unten links:
Das Kaunser Tal, vom Verpeiltal aus gesehen.

Unten rechts:
Die Kirche von St. Leonhard.

# Der heutige Stand der Homöopathie.

Dr. Willmar Schwabe.

Dr. Samuel Hahnemann.

Eine der größten Erscheinungen in der Medizin nannte schon Hufeland die von dem Arzte Dr. Samuel Hahnemann zu Beginn des vorigen Jahrhunderts begründete Heilweise, die seitdem Homöopathie heißt. Als wahrhaft naturgemäße, volkstümliche Heilweise hat sie sich inzwischen eine ungeheure und stetig wachsende Zahl von Anhängern erworben, die mit dankbarer Verehrung ihre Lehren treulich pflegt. Auch die Schulmedizin hat es nun endlich zu erkennen begonnen, welch tiefer Segen in der bisher verketzerten ruht. Und wahrlich: die Homöopathie ist eine Tat — ist eine Wahrheit — ist werktätige Barmherzigkeit!

Das ihr zugrunde liegende Ähnlichkeitsgesetz, nach dem Krankheitserscheinungen durch solche Mittel bekämpft werden, die ähnliche Symptome beim Gesunden hervorrufen, hatte in der Volksmedizin schon immer seinen festen Platz, und die zur Schaffung einer Arzneiwirkungslehre erforderliche Prüfung am gesunden Menschen wird jüngst immer offener innerhalb der Allopathie gefordert. Der Berechtigung kleinster Gaben aber, der homöopathischen Potenzen, hat die moderne Forschung vollauf zugestimmt. Wahrlich glänzende Bestätigungen für den seiner Zeit weit vorauseilenden Geist des Schöpfers der Homöopathie! — —

Vor den Toren Leipzigs wurde vor etlichen Monaten ein Grundstein gelegt. Über ihm ragt heute eine gigantische Veste der Arbeit, ein Ehrenmal für die Weltherrschaft der Homöopathie: das neue Werk der Firma Dr. Willmar Schwabe. Vor 60 Jahren — 1866 — von dem Geheimen Hofrat Dr. Willmar Schwabe gegründet, hat sie sich als älteste Dienerin des homöopathischen Gedankens in treuestem Festhalten an den Vorschriften Hahnemanns zu einem Welthaus ersten Ranges emporgearbeitet. Mit unbedingt zuverlässig bereiteten Arzneien und durch wertvolle populäre wie streng-wissenschaftliche Bücher und Zeitschriften der Sache Hahnemanns den verdienten Sieg zu schaffen, ist und bleibt ihr höchstes Prinzip.

Wer die Stätte kennt, die dem Unternehmen seit 1882 Heimat war, der begreift ohne weiteres, daß während 44 Jahren gewaltigster Entwicklung diese Räume trotz aller Erweiterungsmöglichkeiten längst viel zu eng wurden. Nun ist der neue Bau geweiht — auf einem Gelände von 30000 qm Ausmaß mit Gelegenheit zu jeder weiterhin erforderlichen Ausdehnung, ein Muster neuzeitlich praktischer Organisationskunst und zugleich architektonischer Schönheit. Leben und Arbeit erfüllt die weiten hellen Räume, und der Geist kraftvollen Vorwärtsstrebens, der den Bau leitete, wird Triebkraft sein für das gesamte Werk in alle Zukunft!

Dr. Willmar Schwabes Homöopathische Central-Officin in Leipzig: Der Füllraum.

Dr. Willmar Schwabes Homöopathische Central-Officin in Leipzig: Die Tablettenfabrikation.

# Wissen und Leben

**Moderne seelische Behandlungsmethoden.** Die Aufgabe, die zu einer gegebenen Zeit in einer Wissenschaft herrschenden Strömungen zu sichten, gliedert sich in zwei Richtungen, in den Nachweis von der organischen Entwicklung der jeweiligen Disziplin aus ihrem eigenen Wissensgebiet heraus und in die Erkenntnis der allgemeinen Einflüsse, die den Gang aller Einzelwissenschaften entscheidend bestimmen. Das trifft insonderheit die Heilkunde, die in ihrer engen Verbindung des Menschen mit den gesamten Erscheinungen der Umwelt sich vor dauernd wechselnde Aufgaben gestellt sieht und das Wesensgebiet ihrer Forschung mit diesen dem Schoße der Natur wie der Gesellschaft entspringenden Faktoren in Einklang bringen muß. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts stand die Medizin im Zeichen der durch die bakteriologischen Forschungswege neu fundierten klinischen Grundlagen, der exakt-naturwissenschaftliche Standpunkt von der krankhaften Veränderung der Gewebe und ihrem Nachweis war allein maßgebend. Die Krankheit als solche, nicht der kranke Mensch waren Ausgangs- und oft genug auch Endpunkt ärztlicher Bestrebungen, die rein theoretischen Disziplinen, wie Anatomie, Pathologie und Bakteriologie, erhielten ihren methodischen Ausbau. Auch die Nervenheilkunde mußte sich trotz ihrer ganz besonderen Eigenart dieser Richtung der Gesamtmedizin unterordnen und in Vererbungs- oder Entartungserscheinungen die Lösung ihrer Problemstellung suchen. In diese wirklichkeitsfremde Dogmatik schlug zuerst der Gang der psychologischen Forschung Bresche; die Lehre vom Unterbewußten und vom Unterbewußtsein sprengte die Fesseln, die um den Begriff der „Seele“ als ein außerhalb jeder Erkenntnis stehendes Organ errichtet waren. An die Stelle der einstigen psychologischen Spekulation trat die bewußte Erforschung der seelischen Zusammenhänge, eine Psychologie, die Temperament und Charakter, Einstellung und Reaktionsfähigkeit, Umwelt und Erlebnis in den Vordergrund ihrer Betrachtungen rückt. Dieser innere Wendepunkt der Entwicklung der Nervenheilkunde ging zeitlich und ursächlich mit der Veränderung der gesamten menschlichen Dinge im westeuropäischen Kulturkreis einher. Die durch die Wirtschaftsprozesse herbeigeführte Lebensumwälzung weiter Gesellschaftsschichten schuf eine Atmosphäre der Reizsamkeit, die das seelische Geschehen und dessen Auswirkungen von einer Fülle von Vorgängen abhängig machte, die oft ohne jeden unmittelbaren Zusammenhang entscheidend einwirkten. In diese Betrachtung der Psychologie des Alltags und der durch ihn gesetzten seelischen Erscheinungen glitt allmählich die ursprünglich experimentelle Seelenforschung über; nicht blutleere, abstrakte Schemata, sondern der Mensch, wie er empfindet, und wie diese Empfindung geleitet wird von den Imponderabilien einer veränderten Umwelt, wurde zum Ausgangspunkt psychotherapeutischer Bestrebungen. Dieses schwierige Problem fand in den Katastrophen des Weltkriegs und seiner Folgezeiten einen neuen Deutungsmittler; die Auflösung aller bisherigen Denkbegriffe schuf den Boden für das Überwuchern mystisch-metaphysischer Vorstellungen, die vor allem auf die Gebresten unserer Zeit und deren Ausklänge im menschlichen Seelenleben übergriffen. Am unmittelbarsten zeigte sich dies in der Verwendung der Hypnose zu Heilzwecken, die in ihrer Verquickung mit dem Okkultismus entlehnten Phänomenen dem Wunder- und Aberglauben der Masse immer neue Nahrung bot und in ihrer unlauteren Anpreisung als Allheilmittel auf die Leichtgläubigen faszinierend wirkte. Seit Mesmer um das Jahr 1800 dem Fluidum des sogenannten tierischen Magnetismus suggestive Kraft beigemessen hatte, ist das Interesse für den Hypnotismus dauernd wach geblieben. Die merkwürdige Fähigkeit gewisser Menschen, andere in Schlaf zu versetzen, schuf eine Art von professionellen Hypnotiseuren, die Wesen und Lehre dieser Seelenvorgänge in ihrer Spekulation auf den Wunderglauben zu verschleiern suchten. Erst mit dem Eintritt der Schule von Nancy und ihrem Vertreter Bernheim für die heilkundliche Bedeutung der Hypnose beginnt ihre wissenschaftliche Wertung, die aber trotz der zahlreichen einschlägigen Forscher (ich nenne nur Dessoir, Forel, Krafft-Ebing an dieser Stelle) immer noch als eine Art Geheimwissenschaft und als eine von Zauber und Spuk umkleidete, übermenschliche Kraft angesehen wird. Dem kritischen Blick offenbart sie sich als Steigerung jener Beziehungen, die unter dem Sammelnamen „Vertrauen“ zwischen Arzt und Patienten bestehen müssen, und als bewußte Verwertung dieses inneren Verhältnisses zwecks Beseitigung oder mindestens Beeinflussung krankhafter Störungen. Da in allen, auch selbst den organischen Erkrankungen das Nervensystem des Menschen mittel- oder unmittelbar von dem Kreis der Störungen mitbetroffen ist, können Wechselwirkungen hervorgerufen werden, die bis zu einem gewissen Grade auch das geschädigte Organ als den Sitz des Leidens heilsam beeinflussen, ein Zusammenhang, der nur zu oft den Schein von Wunderkuren erweckt. Die Hypnose, ihrer mystischen und reklamehaften Verbrämung entkleidet, ist heute eine allerorts von Fachkreisen angewandte Heilmethode, die in der vorübergehenden Ausschaltung bewußter Vorgänge durch eine leichte Schlaferzeugung die im Unterbewußtsein vorhandenen und von dort aufsteigenden krankhaften Vorstellungen zu korrigieren sucht. Sie ist weder mit den spiritistischen Trancezuständen noch mit den experimentellen öffentlichen Schaustellungen, wie man sie früher sah, zu vergleichen, sie ist weder Teufelswerk noch Kabbalalehre, sie ist einzig und allein der Ausdruck einer erhöhten Beeinflußbarkeit eines Menschen durch einen anderen. Daß die Heilmethode sich hierzu die Form des Einschläferns wählt, ist auch nicht etwa mystisches Blendwerk, sondern viel-

mehr die Erkenntnis von dem Sitz der krankhaften Empfindungen in unterbewußten Regionen der Seele. Diese Erkenntnis in mühsamster Forschung gefördert zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst des vielgenannten und vielbekämpften Begründers der Lehre von der Psychoanalyse, Sigmund Freuds. In seiner Aufhellung des Unterbewußten als wesentlichen Substrats des Seelischen brach er mit der alten Vorstellung von der Identität von Seele und Bewußtsein und verlegte den Angriffspunkt der Neurosenbehandlung in die Deutung der dem Unterbewußtsein eigenen Phänomene, der Träume. Die Freudsche Psychoanalyse — er selbst bezeichnet sie als Erbteil der hypnotischen Suggestivbehandlung — hat in ihrem weiteren Ausbau sich von dem ursprünglichen Axiom ihres Begründers, der überwiegenden Anteilnahme sexueller Triebregungen an der Verursachung von Nerven- und Geisteskrankheiten, mehr und mehr entfernt und ist heute in den Händen verantwortungsvoller und ihre schwierige Methode beherrschender Ärzte — beides ist für Behandlung wie Erfolg unerläßlich notwendig — unstreitig ein wirksames Verfahren zur Behebung von Angst- und Zwangszuständen, sexuellen Verirrungen und zahlreichen anderen Störungen des Nervensystems. Vom Boden der Psychoanalyse Freuds aus hat sich die Individualpsychologie Alfred Adlers entwickelt, jene Lehre, die alle bei einem einzelnen bestehenden nervösen Symptome auf ein kleinstes gemeinschaftliches Maß zurückzuführen sucht. Man versteht darunter folgendes: Die seelische Grundlage, die Schablone der nervösen Erkrankung wird aus der Kindheit unverändert übernommen, über dieser Grundlage aber hat sich im Laufe der Jahre der Entwicklung des Menschen ein vielverzweigter Überbau erhoben, die individuelle Neurose, die der Behandlung unzugänglich ist, sofern man nicht die Grundlage ändert. Daher setzt die psychologische Behandlung Adlers und seiner Schule beim Kind ein, sie subsumiert dem jeweiligen Individuum einen bestimmten Lebensplan und sucht dessen Ausbau zum nervösen Charakter durch eine Erziehung zu verstärktem Wirklichkeitssinn, zu eigener Verantwortlichkeit und bewußter Entfaltung des Gemeinschaftsgefühls zu hindern. In den Reihen der modernen Pädagogen wie der Psychotherapeuten des Kindesalters ist die von Adler vertretene Lehre unbestritten die heute herrschende, ihre Einfügung in den allgemeinen Erziehungsplan aber erst dann möglich, wenn eine Schar darin vorgebildeter Führer erstanden ist. In alten Geleisen, die unter einer von Zeit zu Zeit neu aufgezäumten Apparatur erscheinen, bewegt sich die jüngste, wiederum von Nancy herstammende Lehre von Coué und seinem Genfer Interpreten Baudouin, die zumal in Frankreich zu einer Art Aussicht auf ein goldenes Zeitalter, frei von Krankheit und Tod, geführt hat. Sie nennt sich „Autosuggestion" und sucht einen bewußten Gegensatz zu der bisherigen Suggestionsbehandlung zu konstruieren. Ihre Wiege stammt aus dem Wunderland Indien, das in den verflossenen Jahrzehnten so manche Beschwörungsformel irdischen Leides gezeitigt und in das Gebäude seiner Weltanschauungen auch die Diätetik der Seele als Allheilmittel eingefügt hat. Die Lehre der Yogi dient als Vorbild, und Coué hat nun, auf ihren und anderen Zustandsveränderungen fußend, die durch bewußte Konzentration auf einen Gedanken hervorgerufen werden, ein Heilsystem begründet, das in Theorie wie praktischer Durchführung die Lehren der Christian Science in Reinkultur wiederaufleben läßt. Die Formeln „Es geht vorüber" oder „Es geht mir in jeder Hinsicht besser" oder endlich „Mir fehlt nichts", „Ich gehe (es handelt sich um das Gehen behindernde Schmerzen) sehr gut" bilden das anzuwendende Instrumentarium in körperlichen wie seelischen Nöten und die Handhabung des Leitsatzes „Jedermann in 5 Minuten sein eigener Arzt"! Denn das ist letzten Endes die Quintessenz jener uralten Vorstellungen, die nur durch die Verbrämung mit einem wissenschaftlichen Gewande neu aufgezäumt erscheinen, daß durch Gemütsvorgänge eine seelisch-körperliche Umsetzung des Gedanklichen in das wirkliche Ereignis statthaben kann. Darauf beruht das Wesen der Suggestion wie nicht minder der Autosuggestion, wobei zu bemerken ist, daß das psychogenetische Prinzip beider völlig gleich ist, daß daher jede Suggestionswirkung letzthin auf einer Autosuggestion beruht. Und so bleibt auch in der großes Aufsehen erregenden Lehre von Coué, der am 2. Juli in Nancy starb, das wirksame Prinzip der suggestive Einfluß affektbetonter gedanklicher Vorausschöpfungen des künftigen Geschehnisses.

Dr. Julian Marcuse.

**Die Lichtblitzsprache der Leuchtkäfer.** Über das Wesen und die Erzeugung tierischen Lichtes haben E. Newton Harvey in Princeton (Vereinigte Staaten von Amerika) und Dr. Gerretsen in Groningen (Niederlande) neuerdings Forschungen und Versuche angestellt, die uns die Lichtblitzkunst der Leuchtkäfer als Grundlage einer Verständigung der beiden Geschlechter erklären. Die Spektralanalyse ergab für das Licht jeder Tierart ein besonderes Spektrum. Stets fehlten die infraroten, ultravioletten und durchdringenden Strahlen. Dagegen konnte dieses kurzwellige Licht gut reflektiert werden und photochemische Wirkungen erzielen. Die Substanz, die mit Hilfe eines von Dubois entdeckten Enzyms oxydiert und dadurch das Licht erzeugt, ist das Luziferin. Je nachdem nun bei einem Käfer die Umwandlung von Luziferin in Oxyluziferin langsamer oder schneller vor sich geht, erstrahlt auch das Licht in milderem oder hellerem Glanze, während die bei jeder Tierart verschiedene Lichtfarbe wahrscheinlich von der Natur des betreffenden Enzyms abhängt. Am merkwürdigsten ist jedoch, daß jedes Tier nur eine ganz bescheidene Lichtstoffmasse vorrätig zu halten braucht, weil das beim Leuchten erzeugte Oxyluziferin in der Pause zwischen zwei Blitzen selbsttätig immer wieder in Luziferin zurückverwandelt wird. Der Apparat dieses kleinen Meisterstücks der Natur kann vom Käfer mittels einer Nervenleitung einfach durch Zufuhr oder Absperrung des Sauerstoffs der Luft ganz nach Belieben bedient werden. Dabei zeigte sich der javanische Leuchtkäfer (Luciola Vittata) äußerst empfindlich für jede Veränderung der Außenbeleuchtung. Dr. Gerretsen befestigte einen Käfer so in einem kleinen Loch eines Kartons, daß der Kopf und der leuchtende Hinterleib durch die Zwischenwand getrennt waren. Während nun das Tier im Dunkeln leuchtete, löschte es, als eine elektrische Lampe angezündet wurde, sofort, ohne die Lichtquelle beobachten zu können, seinen eigenen Apparat. Erst als es wieder dunkel wurde, erglühte es von neuem. Dieser Sparsamkeit im Lichtverbrauch befleißigt sich der Käfer auch im Freien, bei Tage oder hellem Mondschein. Dann versendet er mit seinem Apparat nur ganz kurz dauernde Lichtblitze, aber in einem bestimmten Rhythmus, dessen Bedeutung im einzelnen noch unbekannt ist. Am Delta des Irawadi in Birma (Hinterindien) beobachtete Dr. Theobald sogar, daß die Käfer einer bestimmten Uferstrecke einen gemeinsamen Rhythmus beim Aufblitzen innehielten. Das war ein prachtvolles Schauspiel, das jedenfalls nicht nur auf menschliche Sinne, sondern auch auf die der Leuchtkäfer-Weibchen bzw. -Männchen wirkte. In dieser Beziehung sind die Versuche des Biologen Emery mit italienischen Leuchtkäfern (Luciola italica) von Interesse. Er überzeugte sich zunächst davon, daß die Männchen nicht durch den Geruch der Weibchen angelockt werden. Während die in poröse Pappkästchen gesetzten Weibchen ganz unbeachtet blieben, wurden die in fest verschlossene Glasröhren gesetzten sofort aufgesucht. Als ein Männchen in einiger Entfernung von der Röhre vorüberflog, entsandte sofort das betreffende Weibchen seine Blitze. Sie wurden vom Männchen bemerkt, denn es ließ sich in der Nähe der Röhre im Grase nieder. Und nun begann ein Wechselspiel der beiden Tiere, das mit seinen rhythmischen Lichtblitzen geradezu an einen in höchster Tätigkeit befindlichen Heliographen erinnerte. Als endlich das Männchen ganz nahe an die Röhre herankam, hörte das beiderseitige Blitzen auf. Aber bald tauchten andere Männchen auf, und jedes wurde von dem gefangenen Weibchen durch eine Reihe von Blitzen benachrichtigt. Nach kurzer Zeit hatte sich so eine Verständigung durch die Glaswand hindurch angebahnt, und das Weibchen hatte eine ganze Schar sein Gefängnis belagernder Verehrer um sich versammelt.

Hermann Radestock.

**Der Urwaldsinn.** Bekanntlich sind die Sinne des Menschen um so schärfer, je weniger er sich vom Naturzustand entfernt hat. Mit dem Fortschreiten der Zivilisation büßt er durch Nichtgebrauch immer mehr von der Schärfe seiner Sinne ein.

So schreibt ein Großwildjäger, der viel mit Negern im Innern Afrikas zusammenkam, diesen einen besonderen, sechsten Sinn zu, den er „Urwaldsinn“ nennt. Er schreibt: „Es ist unmöglich, einen Eingeborenen im Urwald zu verlieren, und ebenso unmöglich, die Mittel und Wege zu erkennen, mit denen er sich stets, auch im dichtesten Urwald, zurechtfindet. Meine Diener haben mir wiederholt erklärt, daß sie schon aus dem Gefühl der Sonne in ihrem Rücken die Himmelsrichtung genau wissen.“ Der Urwaldsinn des Negers erstreckt sich auch darauf, daß er schon von weitem die Beschaffenheit eines Bodens erkennt, auch wenn er noch nie über ihn gegangen ist. Dieser Instinkt geht nach obigem Autor sogar so weit, daß Eingeborene sumpfige Gebiete oder rauhen, steinigen Grund stets vermeiden, lange bevor sie tatsächlich in deren Nähe gekommen sind. Sie haben auch einen angeborenen untrüglichen Sinn für den Verlauf der Flüsse. So fragte obiger Jäger einen Njassamann, dem er in einem ihm ganz fremden Gebiet folgte, weshalb er plötzlich vom Flusse abbiege und landeinwärts gehe. Da sagte der Neger: „Das Wasser macht hier einen großen Bogen, Herr! Es ist besser, den Weg abzuschneiden.“ — „Obwohl meine Karte“, schreibt der Jäger, „keinen solchen Bogen des Flusses anzeigte und auch keine Merkmale dafür zu sehen waren, gaben doch die Tatsachen seinem Instinkt recht; denn es zeigte sich, daß wir gegen 20 km Umweg gemacht hätten, während wir so nur 3 km zurückzulegen hatten. Dieser Urwaldsinn findet sich bei afrikanischen Kindern ebenso ausgeprägt wie bei Erwachsenen. Ein sechsjähriger Junge wird einen Weißen mit derselben Sicherheit des Richtungsgefühls durch den jungfräulichen Urwald führen wie ein alter, erfahrener Jäger. Die Frauen sind darin nicht weniger unfehlbar. Nur an der Küste, wo die Zivilisation fortgeschritten ist, beobachtet man immer wieder, wie die natürlichen Sinneskräfte der Eingeborenen nachlassen, und dort beginnt auch der ‚Urwaldsinn‘ zu schwinden.“

Dr. L. Reinhardt.

**Die Herstellung von Stahl direkt aus dem Eisenerz.** Die kohlenarmen Länder bemühen sich seit vielen Jahren, solche Fabrikationsverfahren zur Erzeugung des Stahles zu finden, die die Verwendung von Kohle stark einschränken. Das gilt in erster Linie für die nordischen Staaten, insbesondere für Schweden mit seinem Reich-

# ILLUSTRIRTE ZEITUNG

VERLAG I. I. WEBER, LEIPZIG

NR. 4245. 167. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 22. JULI 1926

## Allgemeine Notizen.

**Der Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz** wird dieses Jahr vom 20. bis zum 25. September in Breslau stattfinden. An Berichten und Vorträgen sind vorgesehen: Museumsdirektor Dr. Demmler-Berlin über Denkmalpflege und kirchliche Holzskulptur; Provinzialkonservator Dr. Burgemeister-Breslau und Professor Willibald Gurlitt-Freiburg i. Br. über den Denkmalswert alter Musikinstrumente, besonders der Orgeln, und über die Erhaltung der Orgelprospekte in den Kirchen; Professor Dr. Klöppel-Danzig über Siedlung und Stadtplanung im deutschen Osten. Zu Ehren der Tagung, die wieder von Geh.-Rat Professor Clemen-Bonn geleitet wird, werden in Breslau mehrere Ausstellungen veranstaltet: Schlesische Malerei und Plastik des Mittelalters; Siedlung und Stadtplanung in Schlesien; Kunst und Kunstgewerbe aus Österreich und Schlesien.

**Der landwirtschaftlichen Haushaltungskunde** dient ein einjähriger Aufbaulehrgang für Lehrerinnen dieses Gebiets, den die Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit vom 1. Oktober d. J. ab mit Genehmigung des Ministers für Landwirtschaft veranstaltet. Den Lehrerinnen, die den Lehrgang mit Erfolg besucht haben, soll bis auf weiteres die Anstellungsfähigkeit für Lehrerinnenbildungsanstalten zugesprochen werden, auch wenn später eine umfassendere Ausbildung verlangt werden sollte. In besonderen Ausnahmefällen kann auch schon ein halbjähriger Besuch der Akademie zur Erlangung der Anstellungsfähigkeit als genügend angesehen werden. Voraussetzung hierfür ist, daß die betreffende Lehrerin bereits eine Weiterbildung in ähnlicher Form genossen hat. Die Entscheidung darüber, ob bei älteren bewährten Lehrkräften, die zur Zeit länger als fünf Jahre mit Erfolg an Lehrerinnenbildungsanstalten tätig gewesen sind, auf eine besondere Weiterbildung überhaupt verzichtet werden kann, bleibt für den Einzelfall vorbehalten. Nach Ablauf von fünf Jahren dürfen an den Lehrerinnenbildungsanstalten nur noch Lehrerinnen verwendet werden, denen die Anstellungsfähigkeit für diese Anstalten ausdrücklich zuerkannt ist. Vorlesungsverzeichnisse und Aufnahmebedingungen sind von der Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit, Berlin W 30, Barbarossastraße 65 zu beziehen.

**Eine Forschungsstelle für Pelztierkunde** ist in Tharandt in Verbindung mit dem dortigen Zoologischen Institut der Forsthochschule errichtet worden. Leiter derselben ist Prof. Dr. Prell. Die Forschungsstelle wird von der Reichszentrale für Rauchwaren und Pelztierforschung in Leipzig unterhalten, die vom Kreistag Sachsen, von der Leipziger Handelskammer und den Interessentenkreisen unterstützt wird. Zweck der Forschungsstelle ist, die wissenschaftlichen Kenntnisse von sämtlichen pelztragenden Tieren, ihrer Lebensweise, ihren Krankheiten usw. zu sammeln, um sie für die Praxis der Rauchwarenindustrie und für die aufblühende Edelpelztierzucht zu verwerten.

**Aus Bad Ems.** Das lang ersehnte bessere Wetter brachte eine lebhafte Steigerung der Besuchsziffer. Das Ausland ist ziemlich stark vertreten. Man hört manches Lob über die vortrefflichen Kurveranstaltungen und über die hervorragenden Leistungen der Gaststätten und deren mäßigen Preise. Eine wertvolle Ergänzung der auf den Quellen beruhenden vorzüglichen Heileinrichtungen des Badeortes bilden die sehr gepflegten Kuranlagen und nahen Waldspazierwege, die mit besonderer Rücksicht auf erfolgreich hier durchführbare Terrainkuren angelegt sind. Am 24. und 25. Juli findet unter dem Protektorat des Reichspräsidenten v. Hindenburg die große Emser Ruder-Regatta (früher „Kaiser-Regatta") statt.

**Bad-Nauheim,** seine Kurmittel und Indikationen, verfaßt von der Vereinigung der Bad-Nauheimer Ärzte. 8. Auflage 1926. Die Schrift ist in einer wesentlich veränderten und verbesserten Auflage erschienen und enthält in klarer, übersichtlicher Weise alles Wissenswerte, so daß jeder Arzt, der seine Patienten nach Bad-Nauheim schicken will, sich aufs beste unterrichten kann.

**Leistungsfähigkeit einer elektrischen Lokomotive.** Eine neue, von Brown, Boveri u. Cie., A.-G. in Mannheim gebaute elektrische Lokomotive hat bei einer Probefahrt zwischen München und Mittenwald die Strecke von München nach Garmisch (105 km) in 80 Minuten und die Strecke München—Mittenwald (125 km) in 100 Minuten zurückgelegt. Diese elektrische Maschine kann bei einer Geschwindigkeit von 110 Kilometern in der Stunde einen Zug von 247 Tonnen Gewicht befördern.

**Die deutschen Lebensversicherungen in Italien,** die zu Beginn des Jahres 1924 von der Regierung in Rom beschlagnahmt worden sind, wurden laut „Berliner Börsenkurier" freigegeben. Es dürfte sich empfehlen, Ansprüche bei den dortigen Gesellschaften baldmöglichst zu erheben.

# Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4245. 167. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 22. Juli 1926.

Illustrirte Zeitung

Auf der Sommerfrische in den österreichischen Alpen: Straße in Zell am See im Lande Salzburg

Nach einer Zeichnung von Rudolf Lipus

Von der Taufe dreier neuer Torpedoboote in Wilhelmshaven am 15. Juli: Die Schiffe auf der Marinewerft, zum Stapellauf bereit.
Rechts: Die Grundsteinlegung des Ehrenmals für die im Kriege untergegangenen U-Boote in Kiel am 11. Juli: Während der Feier.

Die Enthüllung des Denkmals für die im Weltkrieg gefallenen Studierenden der Universität Berlin am 10. Juli: Die Weihefeier am Denkmal.

Von der Studienreise des Reichsratsausschusses für das Reichsehrenmal nach den für das Mal vorgeschlagenen Stätten: Die Teilnehmer bei ihrem Aufenthalt in Eisenach am 8. Juli.
Von links nach rechts: Vordere Reihe: Exzellenz Dr. v. Preger, Bayern; Staatssekretär Dr. Weißmann, Preußen; Senator Dr. Strandes, Hamburg. Mittlere Reihe: Minister Dr. Gradnauer, Sachsen; Regierungsrat Wienstein, Berlin; Staatsminister Dr. Münzel, Thüringen; Oberregierungsrat Dr. Scholz, Berlin. Sitzend: Reichskunstwart Dr. Redslob, Berlin; Exzellenz Freiherr v. Biegeleben, Hessen.



Links: Zur Ankunft des von der türkischen Regierung zu einer Rundreise ausgesandten Messeschiffs „Kara Deniz“ im Hamburger Hafen am 15. Juli: Der türkische Botschafter Kemal Eddin-Pascha, Dr. Petersen, Erster Bürgermeister von Hamburg, und Raoufi, der Präsident des Messeschiff-Komitees, auf dem Wege zur Besichtigung des Schiffes. — Rechts: Amerikanischer Marinebesuch: Die beiden Torpedobootzerstörer „Lardner“ und „Sharkey“ im Kieler Hafen, in dem sie am 15. Juli festmachten.

# JAPANS RINGEN MIT DEM SOZIALEN PROBLEM

Wenn auch die meisten der industriellen Blütenträume, die Japan während des Weltkrieges hegte, durch den Reif der nach Weltkriegsende wiedereinsetzenden europäischen und amerikanischen Konkurrenz vernichtet wurden, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die Industrialisierung des Mikadoreiches durch den Weltkrieg um ein bedeutendes gefördert wurde. Mußte Japan noch im Jahre 1914 in der Hauptsache als ein Agrarland angesehen werden, so steht es heute zum mindesten in dem entscheidenden Übergang zum Industriestaat, wie sich das am deutlichsten rein zahlenmäßig darin ausdrückt, daß einer Landbevölkerung der Vorkriegszeit von etwa 60 Proz. heute nur noch eine solche von 50 Proz. gegenübersteht. Die Abwanderung vom Lande in die Stadt und in die Fabriken, dieses sicherste Kennzeichen des Übergangs zum Industriestaat, hat in den letzten Jahren in besonderer Weise zugenommen. Damit aber hat auch für das ostasiatische Inselreich die Lösung des sozialen Problems eine ganz andere Bedeutung gewonnen, als diesem dort bisher zukam, und es hängt für die innerpolitische Entwicklung dieses Staates selbstverständlich ungeheuer viel davon ab, ob es ihm gelingt, dieses Problems Meister zu werden. Nun könnte man sagen, daß Japan es insofern leichter hätte als andere Staaten, die soziale Frage bei sich zu lösen, als es die Erfahrungen der europäischen oder amerikanischen Industrieländer für sich verwerten kann, von denen es ja auch die moderne Industrie übernommen hat. Fraglos sucht auch die japanische Regiernng die Erfahrungen anderer Staaten für sich zu verwenden, aber sie lassen sich eben bei den besonderen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen dieses Landes nicht so einfach übertragen, wie man Maschinen und moderne Fabrikationsmethoden einzuführen vermag.

Da steht zunächst einmal die Lage der japanischen Industrie an sich als ein Haupthindernis im Wege. Denn immer noch ist diese auf eine möglichst billige Produktion angewiesen, da sie sich vorläufig auf dem Weltmarkt nur durch die Billigkeit ihrer Waren behaupten kann. Wirkliche Qualitätsarbeit vermag die japanische Industrie erst in noch sehr beschränktem Maß zu leisten. Lohndruck, Frauen- und Kinderarbeit, übermäßige Arbeitszeit sind die Folgen. Die Unternehmer haben daher auch allen Versuchen der Regierung, eine wirkliche soziale Gesetzgebung durchzuführen, bisher immer erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt, denn sie fürchten die Belastung für ihre Werke. Hindernd steht weiter im Wege die von alters her überlieferte japanische Staatsanschauung, die der Familie das zuweist, was im modernen Staat die Allgemeinheit zu leisten hat. Das mochte nun alles so lange hingehen, als Japan erst in den Anfängen seiner industriellen Entwicklung stand, doch ist es heute unhaltbar, wo in den Städten sich die Massen der Fabrikarbeiter sammeln, wo die sozialistischen und auch bolschewistischen Ideen bei ihnen Eingang gefunden haben. Wie stark diese Massen bereits in Gärung geraten sind, das zeigen die Attentate auf Parlamentarier, auf Minister, ja, auf die Mitglieder des Kaiserhauses. Die alte japanische Staatsauffassung, die sich auf dem Familienbegriff aufbaute, ist eben durch die Industrialisierung und ihre Folgen in den Massen des Proletariats bereits stark unterhöhlt. Aber nicht nur bei ihnen, sondern, was noch wichtiger ist, auch bei dem in der letzten Zeit sehr angewachsenen geistigen Proletariat. Viele Tausende von Studenten, jungen Lehrern, die keine Anstellung finden können, viele Tausende abgebauter Beamter folgen heute den sozialistischen und kommunistischen Ideen, und es ist kein Zufall, daß gerade aus diesen Kreisen in erster Linie bisher fast alle Attentäter stammten. Ebenso ist auf die Landbevölkerung kein sicherer Verlaß mehr, da die wirtschaftliche Lage der Landarbeiter, der Landpächter und der Kleinbauern sich nach dem Kriege ganz wesentlich verschlechtert hat. Betrug doch der Durchschnittsverdienst auf dem Lande in den letzten Jahren kaum mehr als 1 Jen (etwa 2 Mark) täglich, und es ist für die Stimmung auf dem Lande kennzeichnend, daß sich z. B. in den Jahren 1921 und 1922 mehr als 1600 schwere Zusammenstöße zwischen der Landbevölkerung und dem Großgrundbesitz ereigneten.

Seinen Ausdruck fand nun dieses Begehren der Massen nach politischem Einfluß und politischer Macht in dem Kampf um das allgemeine Wahlrecht. Denn Japan hatte wohl im Jahre 1918 den Schritt vom konstitutionellen zum parlamentarischen System getan, aber es hielt an dem an einen Steuerzensus gebundenen Wahlrecht fest. Die Herabsetzung dieses Steuerzensus von 10 Jen auf 3, im Jahre 1919, erhöhte wohl die Zahl der Wahlberechtigten von 1,3 Millionen auf etwa 3,5 Millionen, schloß aber doch weiterhin die großen Massen von einer Beteiligung am Staatsleben aus. Erst die vielen Streiks und Massendemonstrationen der Arbeiter brachten es dahin, daß der Reichstag sich im Frühjahr 1925 der Regierungsvorlage für die Einführung des allgemeinen Wahlrechts nicht mehr zu widersetzen wagte; aber auch jetzt noch gelang es der Opposition, gewisse Beschränkungen durchzudrücken. Denn das allen männlichen Staatsbürgern verliehene Wahlrecht ist gebunden an den Nachweis eines unabhängigen Lebenserwerbs. Man hatte die Massen also doch wieder zu einem guten Teil um ihre Hoffnungen betrogen, und diese Enttäuschung spiegelte sich deutlich genug wider in den damaligen Presseäußerungen. Die „Osaka Asahi" schrieb: „Das Wahlrecht sollte das sein, was es auch wirklich meint. Aber das ist nicht durchgedrungen, da die Abänderungsvorschläge des Oberhauses einen unabhängigen Lebenserwerb voraussetzen. Man weiß nicht, ob man dem Volke Glück wünschen oder kondolieren soll, daß es da ein solches Ungeheuer wie das sogenannte Wahlrecht erlangt hat." Der Kampf um das allgemeine Wahlrecht hat also noch keine Erledigung gefunden, im Gegenteil, gerade dieses neue Wahlgesetz, das 10 Millionen neue Wähler schafft, die vornehmlich aus den besitzlosen, um ihre soziale, wirtschaftliche Besserstellung ringenden Massen stammen, bedeutet weiterhin eine schwere innerpolitische Gefahr. Die japanische Arbeiterpresse bringt das immer wieder deutlich genug zum Ausdruck. So schrieb, nur um ein Beispiel dafür anzuführen, die „Chuo": „Es kann nicht bezweifelt werden, daß die Regierung nur die Interessen des Kapitals und der Militärs vertreten hat, aber die fast 10 Millionen neuer Wähler ... werden dafür sorgen, daß die Staatsmänner in Zukunft den Willen und die Wünsche des Proletariats berücksichtigen müssen. Hierin liegt der Vorteil, aber auch der Nachteil des neuen Wahlrechts."

Diese Angst vor den neuen Wählermassen und ihren Forderungen hat denn auch Regierung und Parteien völlig darin einig gefunden, dem noch nach dem Wahlrecht gewählten Reichstag aus dem Jahre 1924 ein möglichst langes Leben zu verschaffen. Trotz der Ministerkrise im August vorigen Jahres, trotz dem plötzlichen Tod des Ministerpräsidenten Kato im Januar dieses Jahres kam es nicht zu einer Reichstagsauflösung, die sonst fraglos erfolgt wäre. Aber man weiß, was heute eine Reichstagsauflösung für Japan bedeutet; nur solange das jetzige Parlament am Ruder bleibt, wird es auch möglich sein, die sich gegen die Verbreitung sozialistischer und bolschewistischer Ideen richtenden Ausnahmegesetze in Kraft zu erhalten. Das Verbot sozialistischer Parteien und ähnlicher Organisationen bestand zwar schon immer in Japan, aber es ist durch die Einführung des „Gesetzes zum Schutz des inneren Friedens" im Frühjahr 1925 noch besonders verschärft worden. Dieses Gesetz bildete die zweite Abschlagzahlung an die der Einführung des allgemeinen Wahlrechts im Parlament sich entgegenstellende Opposition, die der damalige Ministerpräsident Kato zu zahlen hatte. Man hat nicht mit Unrecht in der japanischen Presse dieses Gesetz zum Schutz des inneren Friedens mit den Sozialistengesetzen Bismarcks verglichen, nur daß seine Wirkung voraussichtlich weit tiefer gehen wird als in Deutschland. Denn die in der Tat nur allzu traurigen sozialen Verhältnisse in Japan bieten für die Verbreitung der sozialistischen und bolschewistischen Ideen einen ganz anderen Boden. Bisher hat alle gewaltsame Unterdrückung von sozialistischen oder kommunistischen Parteien, alle noch so streng durchgeführte polizeiliche Überwachung der sozialistischen und kommunistischen Propaganda die Verbreitung solcher Ideen nicht zu verhindern vermocht. Auch die Hoffnung auf das Gesetz über den inneren Frieden, mit dessen Hilfe die Regierung die sozialistische Arbeiterbewegung in Schranken zu halten sucht, wird trügen. In Wirklichkeit hat denn auch die Regierung bereits in vielem sehr nachsichtig sein müssen, um durch ihre eigenen Gegenmaßnahmen nicht selbst den inneren Frieden zu stören. So hat sie es dulden und hinnehmen müssen, daß der in den japanischen Arbeiterkreisen am meisten verehrte Vorkämpfer für die sozialistischen Ideen, der „heilige" Kagawa, sich im vorigen Jahre nach Europa begab, um dort neue Verbindungen mit den sozialistischen Parteien anderer Länder anzuknüpfen. Die Regierung mußte weiter zugestehen, daß der andere bekannte Sozialistenführer, Bunji Suzuki, als Vertreter der japanischen Arbeiterschaft an der letzten internationalen Arbeiter-Konferenz in Genf teilnahm. Sie muß weiter die Bildung von Gewerkschaften dulden, die zum größten Teil unter dem Einfluß sozialistischer Ideen stehen, und zwar nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande.

Das soziale Problem ist so in Japan zum Brennpunkt seiner innerpolitischen und wirtschaftlichen Lage geworden. Der innere Frieden des Mikadoreiches, aber auch seine wirtschaftliche Entwicklung wird wesentlich davon abhängen, wieweit es ihm gelingt, einen gerechteren Ausgleich zwischen dem Kapitalismus und den großen besitzlosen Massen zu schaffen. Die bisher angewandten Methoden, die, wie wir sahen, nur in einer gewaltsamen Zurückdrängung und Unterdrückung bestehen, werden versagen, ja, sie werden das Übel noch vergrößern. Auch kaiserliche Botschaften, die sich an das Volk wenden, um es an die familiäre Gebundenheit und an die überlieferten Staatsanschauungen zu erinnern, werden heute nicht allzuviel mehr helfen. Will Japan sich vor schweren inneren Wirren bewahren, dann wird es den Weg zu einer wirklichen sozialen Gesetzgebung finden müssen, wie sie schon vor 13 Jahren einer der bedeutendsten japanischen Staatsmänner, der Fürst Katsura, nach deutschem Muster vorschlug. Erst dann wird es ihm auch möglich sein, sich einen Stand von Qualitätsarbeitern heranzuziehen und so seine eigenen industriellen Leistungen zu verbessern. Japan wird weiter aber auch seinen nach Einfluß auf das Staatswesen drängenden Volksmassen nachgeben müssen, denn was heute Japan unter dem Einfluß der parlamentarischen und demokratischen Idee geworden ist, ist nichts anderes als eine Plutokratie. Die Parteien, die bis heute das parlamentarische Leben in Japan beherrscht haben, sind in der Hauptsache als die Vertreter des Großkapitals, des Großgrundbesitzes, des Großunternehmertums zu werten. Noch ist es für Japan nicht zu spät, noch können die Massen unter rechter Leitung und bei weiser Vorsicht richtig gelenkt und dem Staate erhalten werden; noch ist in der großen Masse des japanischen Volkes die Hingabe an Staat und Volk aus der alten Zeit lebendig, und mit ihrer Hilfe kann den so verheerend wirkenden sozialistischen und kommunistischen Ideen erfolgreich entgegengearbeitet werden, wenn auf der anderen Seite den berechtigten Forderungen dieser Massen auf Hebung ihrer sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Zustände Rechnung getragen wird und sie durch Gewährung politischer Rechte zu einer Mitarbeit am Aufbau des Staates herangezogen werden. Gerade in letzterer Richtung läßt sich bei dem so stark ausgeprägten nationalen Sinn des japanischen Volkes manches Wertvolle erwarten.

Wir Deutsche sind insofern nicht uninteressiert daran, ob das Mikadoreich den Weg zum inneren Frieden findet, als uns mit ihm nicht nur kulturelle und wirtschaftliche Fäden verbinden, sondern jetzt auch durch unsere mit ihm gemeinsame Einstellung zu Rußland wieder stark politische. Innerpolitische Schwierigkeiten Japans aber können sich nur hindernd den sich schon jetzt von neuem stark geltend machenden geopolitischen Auswirkungen zwischen Deutschland, Rußland und Japan in den Weg stellen.

Dr. Paul Ostwald.

# Tagesgeschichte

Das Denkmal für die gefallenen Studierenden der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin, ein Werk Professor Hugo Lederers, wurde am 10. Juli im Universitätsgarten im Beisein des Reichspräsidenten v. Hindenburg, Reichskanzlers Dr. Marx, Außenministers Dr. Stresemann, Kultusministers Dr. Becker, Ministerpräsidenten Braun, der Vertreter der Berliner Hochschulen und geladener Gäste enthüllt. Musikalische Vorträge leiteten die Feier ein. Dann ergriff der Sprecher der Studentenschaft das Wort zu einer kurzen Ansprache, in der er den Geist der Opferwilligkeit und des Idealismus, wie er in den gefallenen Kommilitonen gelebt habe, der heutigen deutschen Jugend empfahl. Für den Lehrkörper der Universität sprachen Geheimrat Professor Pompeckj, der Rektor der Universität, und Geh. Konsistorialrat Dr. Reinhold Seeberg. Danach brachte die Studentenschaft den Gefallenen ihre Huldigung dar.

Der aus fünf Mitgliedern des Reichsrats bestehende Ausschuß, dessen Vorsitzender der Reichskunstwart Dr. Redslob ist, beendete am 9. Juli in Weimar seine Studienreise durch die von den Ländern angebotenen Plätze für einen Reichsehrenhain mit dem Reichsehrenmal. Der Gedanke, allen Gefallenen des Weltkrieges ein gemeinsames Ehrenmal zu errichten, das den lebenden und den künftigen Geschlechtern eine unvergängliche Erinnerung sein soll, lebt schon lange in weiten Kreisen des deutschen Volkes. Für die engere Wahl kamen vor allen der Harz, Thüringen und das Rheinland in Frage. Nach Beendigung der Studienreise ist nun für die nächste Zeit die Entscheidung zu erwarten; der aussichtsreichste unter den Bewerbern scheint Bad Berka bei Weimar mit seinen stillen, unberührten Wäldern zu sein.

In Kiel wurde am 11. Juli auf der Möltenorter Schanze, die infolge des Versailler Vertrages niedergelegt worden ist, am Ufer der Kieler Förde, nahe der Stelle, wo vor zwanzig Jahren die ersten U-Boot-Tauchversuche unternommen wurden, der Grundstein zu dem Ehrenmal für die 199 während des Krieges untergegangenen Unterseeboote gelegt. Nach dem Feldgottesdienst gedachte der Vorsitzende des Denkmalsausschusses, Vizeadmiral z. D. Michelsen, der gefallenen Helden, deren Gräber ungeschmückt im weiten Meere liegen. Hierauf erfolgte die Einmauerung der Urkunden.

Am 15. Juli wurden drei neue Torpedoboote der Reichsmarine in Wilhelmshaven getauft und vom Stapel gelassen. Der Chef der Marinestation der Nordsee, Vizeadmiral Bauer, während des Krieges Befehlshaber der deutschen U-Bootstreitkräfte, schritt die Front der Ehrenkompanie von der Schiffsstammdivision der Nordsee ab und hielt darauf von der Taufkanzel herab eine kurze Ansprache. Dann wurde das Boot W 104 auf den Namen „Greif", das Boot W 103 auf den Namen „Seeadler" und das Boot W 105 auf den Namen „Albatros" getauft, zur Erinnerung an die beiden Hilfskreuzer und an das Minenschiff der deutschen Kriegsmarine gleichen Namens, die dem Seekrieg zum Opfer fielen. Nach dem Stapellauf fand die ernste schlichte Feier mit dem Vorbeimarsch der Ehrenkompanie vor Vizeadmiral Bauer ihr Ende.

Der auf einer Werbefahrt durch die europäischen Häfen begriffene, von der türkischen Regierung als Messeschiff ausgestattete Dampfer Kara Deniz traf am 15. Juli im Hamburger Hafen ein. Bei der offiziellen Begrüßung waren

Die Wolkenbruchkatastrophe in der Ortschaft Lübschütz bei Wurzen am 8. Juli, bei der die infolge Dammbruchs entfesselten Gewässer der dortigen Teiche gewaltige Zerstörungen anrichteten: Die Verwüstung im Dorfe.

Im Oval: Graf Hugo v. Lerchenfeld, Mitglied des Reichstags und früherer bayrischer Ministerpräsident, wurde zum Gesandten in Wien ernannt.

Der moderne Thespiskarren: Die beiden Kraftwagenzüge der „Sächsischen Landesbühne", eines künstlerischen Wandertheaters, auf der Probefahrt bei ihrem Aufenthalt in Rochlitz (Sachsen) am 10. Juli.

der türkische Botschafter in Berlin, Kemal Eddin-Pascha, und der türkische Landwirtschaftsminister Sabry-Bei zugegen. Freiherr v. Richthofen vom Auswärtigen Amt überbrachte die Grüße der Deutschen Reichsregierung, und Erster Bürgermeister Dr. Petersen bewillkommnete das Schiff im Namen Hamburgs. Am 16. Juli fand dann im Rathaus ein Frühstück statt, bei dem Dr. Petersen und Kemal Eddin-Pascha Ansprachen hielten. Das türkische Messeschiff wird bis zum 19. Juli in Hamburg weilen und dann seine Reise nach Stockholm fortsetzen. Es hatte vorher die Häfen Barcelona, London und Amsterdam angelaufen. Seine Ausstellungsräume enthalten die eigentliche Mustermesse und einen türkischen Basar, in dem türkische Landesprodukte zum Verkauf ausliegen.

Der Festakt am 9. Juli, dem offiziellen Tage der Baseler Internationalen Ausstellung für Binnenschiffahrt und Wasserkraftnutzung, vereinigte die Vertreter der schweizerischen Landesbehörden, das diplomatische Korps von Bern, die Vertreter der ausländischen Abteilungen und die Ehrengäste. Bei dem sich anschließenden Rundgang durch die Ausstellung fand unter den ausländischen Abteilungen die deutsche besondere Beachtung wegen ihrer vorzüglichen Anordnung und der glänzenden Auswahl der Ausstellungsobjekte, die eine gute Übersicht über die Wasserstraßen und die Wasserkraftnutzung in Deutschland gewähren.

Die im Jahre 1919 gegründete „Sächsische Landesbühne", ein künstlerisches Unternehmen, das den entlegeneren Ortschaften Sachsens gute Aufführungen klassischer und moderner Theaterstücke vermitteln will, veranstaltete am 10. Juli eine Probe- und Propagandafahrt von Leipzig nach Olbernhau (Erzgebirge) mit ihren neuen Großkraftwagen, die der Beförderung des Ensembles, der Bühnenrequisiten und Kostüme dienen.

Bei dem Automobilrennen um den Großen Preis von Deutschland, auf der Avusbahn in Berlin, veranstaltet vom Automobilklub von Deutschland, wurde Rudolf Caracciola, Dresden, auf Mercedes bei schwerer in- und ausländischer Konkurrenz Sieger. Der Eindruck der guten sportlichen Leistungen wurde durch schwere Unfälle beeinträchtigt.

Bei den Deutsch-Amerikanischen Tennis-Wettspielen in Berlin vom 12. bis zum 14. Juli gelang es dem Deutschen Dr. Landmann, die beiden amerikanischen Spitzenspieler V. Richards und H. Kinsey zu schlagen. Auch im übrigen konnten die deutschen Farben überraschend gut abschneiden.

Die am 10. und 11. Juli veranstaltete Hamburger Ruderregatta hatte eine gute Besetzung aller Rennen und die Teilnahme der gesamten ersten deutschen Klasse im Rudersport aufzuweisen, so daß überaus spannende Kämpfe zustande kamen.

Dem finnischen Laufwunder Nurmi gelang es, den schwedischen Meisterläufer Wide im Stockholmer Stadion zweimal, am 12. und am 13. Juli, zu schlagen. Nurmi zeigte dabei wieder sein wunderbares Können.

Das Scheffel-Fest in Säckingen (Baden) vom 10. bis zum 12. Juli zur Erinnerung an die 100jährige Wiederkehr des Geburtstages des Dichters: Die Ekkehard-Gruppe im Festzuge.

Von der Internationalen Ausstellung für Binnenschiffahrt und Wasserkraftnutzung in Basel vom 1. Juli bis zum 15. November: Die Teilnehmer an dem mit einem Festakt verbundenen offiziellen Tag, dem 9. Juli.
Von links nach rechts: Bundesrat Motta, Bern; Bundesrat Scheurer, Bern; Bundespräsident Häberlin; Exzellenz Müller, deutscher Gesandter in Bern; Bundesrat Chuard; Mury Dieschy, Basel; Nationalrat Präsident Hoffmann; der österreichische Gesandte Di Pauli; Bundesrat Schultheß, Bern; Generaldirektor Brock, Wien; Regierungsrat Brenner, Basel; Kommerzialrat Bennofauto, Wien. (Phot. A. Teichmann, Basel.)

# BERNARD SHAW

(Siehe hierzu das Porträt auf Seite 110.)

George Bernard Shaw, der heute Siebzigjährige, ist von allen Männern der Feder in der ganzen Welt gegenwärtig wohl der berühmteste. Von Chikago bis Moskau, von Edinburg bis Neapel spielt man seine Stücke. Und kaum gibt es eine Zeitung, in der nicht irgendeine Notiz über Shaw, irgendeine Anekdote, irgendein Bonmot von ihm stände. Vielleicht ist ein großer Teil dieser Anekdoten gar nicht wahr, dieser Bonmots gar nicht von ihm geprägt. Aber das würde nur um so mehr für die Echtheit und Größe seines Ruhmes sprechen. Denn wahrer Ruhm beginnt erst da, wo ein Mann „mythisch" wird. Wo seine Gestalt als Sinnbild für eine bestimmte Art, zu leben und zu denken, alle wesensverwandten Anekdoten auf sich sammelt, mögen sie nun in der historischen Wirklichkeit etwas mit ihm zu tun haben oder nicht. In diesem höchsten Sinne berühmt ist heute Bernard Shaw. Und doch kann man zweifeln, ob er mit seinen wahren, seinen schöpferischen Kräften berühmt geworden ist. Und ob nicht der Shaw-Mythus um einen Punkt gesammelt ist, der gar nicht der Mittelpunkt seines Wesens ist. Fast alle diese Zeitungsgeschichten von Bernard Shaw, aber auch fast alles, was ihn bei einem großen Theaterpublikum der Welt beliebt gemacht hat, beruht ja auf seinem Witz. Auf dieser erstaunlich trockenen Sachlichkeit, die alle Gefühlsphrasen, wie sie zum eisernen Bestand unseres gesellschaftlichen Verkehrs gehören, in Grund und Boden schlägt, auf diesem immer bereiten Spott, auf diesem alles zermalmenden Witz beruht scheinbar Bernard Shaws Weltruhm.

Und doch muß man sich fragen, ob ein bloßer Spötter eigentlich welterobernde Kraft besitzen kann? Wir haben ja Ironiker, wirkliche Nihilisten in allen Völkern. Es sind und waren auch sehr witzige Köpfe und sogar echte künstlerische Begabungen darunter, wie zum Beispiel der Däne Gustav Wied. Aber diese witzigen Verneiner waren durchaus nicht welterobernd. Wenn Bernard Shaws Macht inmitten des europäischen Chaos nur gewachsen ist, wenn er heute persönlich und als geistige Potenz mit seinen siebzig Jahren blühender und herrschender dasteht als je, so liegt das wohl daran, daß der zerstörende Witz seine Waffe, aber nicht sein Wesen ausmacht, und daß zu seinem skeptischen Kopf ein Herz voll gläubiger Leidenschaft gehört. Auch die vielen Menschen, in deren Bewußtsein Shaw nur als der witzige Verneiner lebt, werden wohl in ihrem Unbewußten von der Tatsache angerührt, daß hier einer verneint, nicht aus verzweifelter Lust am Zerstören, sondern um Platz zu machen für die Erbauung des neuen Lebens, an das er glaubt.

Bernard Shaw (in Dublin am 26. Juli 1856 geboren) ist Ire. Und von diesem Volk, das Rasse, Klima und Geschichte in übermächtiger Weise nach innen gedrängt haben, von diesem Volk der die Wirklichkeit verachtenden Schwärmer, der Träumer und Spötter, hat er seinen Witz, seine Freude am Clownsprung, seine Ge-

**In heißen Tagen zur Ferienzeit am Strande der See: Badetreiben am Roten Kliff bei Kampen auf der Insel Sylt / Nach einer Zeichnung von Martin Frost**

Kaum ist die Ferienzeit gekommen, dann ergießt sich alljährlich, vor allem aus den Großstädten, ein wahrer Menschenstrom an die deutschen Seeküsten. Zu den beliebten Orten für den Aufenthalt an der Nordsee gehört auch Sylt, die größte und nördlichste der deutschen Nordseeinseln. Besonders reizvoll ist die hohe schmale Dünenkette zwischen Wenningstedt und Kampen, das Rote Kliff. Hier tummelt sich bei schönem Wetter am Strande die große Schar der Badegäste, die in erfrischender, kühler Seeluft und strahlender Sonne Erholung suchen.

Gustav Kadelburg,
bekannter Schwankdichter, kann am 26. Juli seinen 75. Geburtstag begehen.

Bernard Shaw, der berühmte englische Bühnendichter irischer Abkunft, der am 26. Juli 70 Jahre alt wird, auf der Veranda seines Hauses in Ayot St. Lawrence (Grafschaft Herts).

Dr. Richard Beer-Hofmann,
namhafter österreichischer Dichter, feierte am 11. Juli seinen 60. Geburtstag.

ringschätzung aller feierlichen Bräuche. Aber als er, mehr als zwanzigjährig, nach London kam, da empfand er für den Engländer mit seinen tausend fest gebildeten Vorurteilen doch nicht nur die typische, höhnische Verachtung des Iren, sondern zugleich auch Bewunderung für den ungeheuer realen Lebensinstinkt des Briten, für seine Kraft zur Verwirklichung. Die Vereinigung irischer Geistigkeit und Kritik mit englischer Bodenständigkeit und Schaffenskraft wurde geradezu seine Lebensaufgabe. So wie es in seinem schönen Heimatstück „John Bulls andere Insel“ ein Ire ausspricht: „Ich wollte, es gäbe ein Land, in dem die Träume nicht unwirklich und die Wirklichkeiten nicht brutal sind. In einem solchen Lande möchte ich leben.“ Shaws Lebenswerk ist ein tatkräftiges Suchen nach diesem Lande.

Der Anblick der englischen Gesellschaft, die Macht und Reichtum für eine kleine Oberschicht häuft und diese seelisch durch den Luxus ebenso gefährdet wie große Massen des Volkes durch furchtbaren Mangel, dieser Anblick führt den kritischen Geist und den schöpferischen Willen in Shaw zunächst zum Sozialismus. Als Mitbegründer und Führer der Fabian-Gesellschaft ist Bernard Shaw viele Jahre, ehe sein erstes Stück auf einer Bühne erschien, ein bekannter Mann gewesen. Als Schriftsteller und Redner, als Organisator und Stadtratsmitglied hat er seit 45 Jahren rastlos für die sozialistische Idee gekämpft. In der Arbeiterregierung Macdonalds, die vor einem Jahre das britische Weltreich beherrschte, saßen viele von Bernard Shaws alten politischen Freunden und Kampfgefährten aus dem Fabianischen Lager. Der Sozialismus von Shaw ist freilich von allen Spielarten der kontinentalen Sozialdemokratie (mit der er mehrfach scharfe Auseinandersetzungen gehabt hat) sehr verschieden. Denn obwohl Shaw eine wesentliche Steigerung der Gemeinschaftsmacht über die Produktionsmittel für unerläßlich und die Arbeiterklasse für das Hauptmittel dieser Entwicklung ansieht, ist er doch in betontester Weise Nicht-Marxist. Er lehnt sowohl den Klassenkampfstandpunkt als auch die marxistische Werttheorie und vor allem die beiden zugrunde liegende materialistische Geschichtsauffassung ab. Dies aber muß Shaw tun, weil die innerste Triebkraft all seines Handelns als Politiker wie als Künstler eine religiöse ist! Der Glaube an die Heiligkeit jedes Menschenlebens, an das zu immer neuerer, höherer Entwicklung drängende göttliche Wesen in jedem Menschen, dies sein „Puritanertum“ ist es, das ihn zum Demokraten und Sozialisten macht. Dies ist es aber auch, das den Tendenzschriftsteller Shaw auf die Höhen wirklich dichterischer Gestaltung geführt hat.

Vom Besuch Mulaï Jusefs, des Sultans von Marokko, in Frankreich: Der Sultan (×) in Begleitung des Präsidenten Doumergue bei seiner Ankunft in Paris am 12. Juli.

Denn Shaw begann 1892 auf der Bühne mit Stücken, die er im Band der „Ungefälligen Spiele“ gesammelt hat, und die zunächst ganz sozialpolitische Zweckarbeit waren, Stücke, die mit bösem Witz Unzulänglichkeiten gesellschaftlicher Zustände aufdecken wollten. Wenn er dann in seinen „Gefälligen Spielen“ und in den „Spielen für Puritaner“ ein weit höheres Niveau dichterischer Gefühlswirkung erreichte, so stammte die Kraft dazu aus seiner gläubigen Menschenbegeisterung. Wenn Shaws Spott den falschen Helden gilt, den Leuten, die in schwierigen Situationen des Lebens eine Phrase für echte Tat in Zahlung geben, so wächst sein Pathos und zugleich seine künstlerische Gestaltungskraft aus der Freude an den echten Menschen, die über alle Vorurteile hinaus das wirkliche Leben zu begreifen, ihm zu dienen, es zu gestalten und höher zu entwickeln vermögen. Aus solcher Liebe hat Shaw seine wunderbare „Candida“ geschaffen und die „Barbara“, die von der schwächlichen Seelenrettung der Heilsarmee in die mächtigen Werkstätten ihres Vaters übergeht, um in gültigerer Form „Gottes Werk auf Erden“ zu tun. So hat er „Cäsar“ gestaltet, den Menschen der vollkommensten Wirklichkeit, den großen Liebhaber der Welt, der über die kleinen sinnlichen Befangenheiten einer Kleopatra hinweglächelt. Und so hat er zuletzt das wunderbare Mädchen von Orleans, „Die heilige Johanna“, neu geschaffen und damit seine großartigste Bühnenwirkung erreicht. Kein Urteil kann flacher sein, als das, daß der Welterfolg dieses Stückes auf der Lust am Parodieren eines würdigen Gegenstandes beruht. Gewiß kommt der irische Spötter auch hier auf seine Kosten, wenn er die konventionellen Beschränktheiten der Menschen, besonders der Engländer, an dem schlichten Wirklichkeitssinn dieses Naturkindes zuschanden werden läßt. Gewiß ist hier Shaw, wie überall, darauf bedacht, seinen Helden nicht ins Außermenschliche zu entrücken, vielmehr seine menschlichen Schwächen lächelnd preiszugeben. Aber nur, damit wir um so ergriffener die Größe dieses Wesens fühlen, das doch ein Mensch ist wie wir! Diese kleine Johanna tut, nach Shaws Auffassung, wirklich Wunder — die Wunder nämlich, durch die sich seit Anbeginn der göttliche Geist in der Geschichte verkündet: die Wunder des Genies. Sie hat jenen „Blick ins offene Geheimnis“, jenen genialen Sinn für Wirklichkeiten, der sie mächtiger macht als ein ganzes Volk. Aber wie jedes Genie, das den starren Vorurteilen der Epoche mit seiner reinen Erkenntnis trotzt, hat sie auch die Feindschaft einer ganzen Welt zu tragen, die Feindschaft bis zum Scheiterhaufen. Die Treue, die dieses Mädchen ihrem göttlichen Beruf erzeigt, die Treue, mit der sie ihre furchtbare Einsamkeit überwindet bis in den Tod, sie steht inmitten eines oft krausen Arabesken-Werkes von geistreichem Witz dichterisch rein und groß gestaltet da. Die Lebensandacht, der Menschenglaube, der Zukunftswille Bernard Shaws, wie er aus dieser Gestaltung spricht, er ist es, mehr als all sein blendender Witz, der die Menschen bezwingt und den lebendigen Kern seines Weltruhms schafft.

Julius Bab.

Der Wettkampf zweier Meisterläufer am 12. Juli in Stockholm: Der Finne Nurmi (×) und der Schwede Wide (××) beim Start zum Lauf über eine englische Meile, bei dem Nurmi mit 4 Min. 11,9 Sek. siegte.

Der Deutsche Seeflugwettbewerb vom 11. bis zum 27. Juli: Der Flugbetrieb auf dem Land- und Seeflugplatz in Warnemünde. Vorn im Wasser ein Rohrbach-Flugboot.

Von der 4. Etappe der kürzlich veranstalteten Rhein-Segelwoche Düsseldorf mit dem Ziel Duisburg: Die Boote in vollem Flaggenschmuck auf der Schleppfahrt nach dem von Duisburg aus stromabwärts gelegenen niederrheinischen Städtchen Orsoy.

Vom Internationalen Reitturnier in Luzern, das am 3. Juli begann: Der französische General Baron de Gail beglückwünscht den Grafen v. Hohenau (Deutschland) zu seinen Erfolgen. (Phot. Ahrens, Luzern.)

**Rechts:** Vom Deutsch-Amerikanischen Tennisturnier in Berlin, das am 14. Juli beendet wurde: Dr. Landmann (links), der über den Amerikaner H. Kinsey (rechts) sowie über den amerikanischen Meisterspieler V. Richards siegte.

**Links:** Von dem am 11. Juli veranstalteten Automobilrennen auf der Avusbahn in Berlin um den Großen Preis von Deutschland: Rudolf Caracciola, der Gewinner des Preises, auf seinem 8-Zylinder-Mercedes bei der Ehrenrunde. — **Rechts:** Die Hamburger Ruderregatta auf der Alster: Start der Achter beim Rennen um den Senatspreis am 11. Juli.

# Aus dem Leben unserer Raubvögel

NATURAUFNAHMEN VON HANS STEPHAINSKY

Sperber.

Wespenbussarde zur Brutzeit. Das Weibchen liegt brütend im Horste. Links: Flügger Hühnerhabicht.

Sperber in einer Roggengarbe, nach Mäusen äugend.
Rechts: Habicht im Sturzflug.

**Habicht im Gleitflug.**

**Wespenbussard.**

# Der See

## Roman von Gustav Renker

(8. Fortsetzung.)

Jetzt tat mir meine sinnlose Grausamkeit wieder leid. Ich wußte, daß der italienische Musikprofessor, der als Gast eines aus Italien zugewanderten Holzhändlers seit einiger Zeit in Sankt Florian weilte, Bruckner ein tief verabscheuter Widerpart war. Cappa hatte einmal zugunsten der Armen einen Klavierabend gegeben, viele eigene, durchaus melodiöse Kompositionen gespielt und war nun die Sonne der Gesellschaft. Neid war Bruckners Abneigung nicht, dazu kannte ich den Organisten zu gut. Denn wenn ihm zwei Dinge verschlossen waren, so hießen die Neid und Haß. Aber seine Überzeugung von der Wahrheit seiner Musik war so groß und echt, daß er alles, was dieser widersprach, rücksichtslos verurteilte. Alles war wahr an diesem Manne — aber warum mußte er mir gerade jetzt in den Weg laufen, er, der untertänigste Bejaher aller Sitte und Bravheit?

Mit diesem Gedanken knüpfte ich an sein letztes, etwas hochfahrendes Wort an.

„Mir ist eines an Ihnen unverständlich, Bruckner. Sie stellen eigentlich das Musterbeispiel des getreuen Untertanen dar, bemühen sich ängstlich, nirgends anzustoßen, und sind der friedfertigste Mensch auf Gottes Erdboden. Aber wer Sie nicht kennt und Ihre Kompositionen hört, würde sich Sie als einen wilden, unbedingten Revolutionär vorstellen."

„Um Gottes willen!" stieß er fast ängstlich hervor. „Ich und ein Revolutionär. Was ich schreib, das schreib ich halt, wie's mir einfallt. Dafür kann ich nix."

„Schenken Sie mir einmal reinen Wein ein. Sie sind doch ein denkender, reifer Mensch. Sie müssen sich selbst schon gesagt haben, daß zwischen Ihrem gewöhnlichen Menschen und dem Komponisten eine tiefe Kluft ist. Hat Sie das nie ein wenig beunruhigt?"

Er senkte scheu die Augen zu Boden. „Ein bissel schon, wenn ich ehrlich sein soll."

„Na also, es liegt ja in Ihrer Hand, auch musikalisch in den Grenzen der guten Sitte, wenn man so sagen will, zu bleiben."

„Nein, Herr Graf —"

„Lodron nur, bitte!"

„Also, Lodron, nein, das liegt nicht in meiner Hand. Was an mir echt ist, ist meine Musik. Den Menschen außen herum, den hat das Leben verprügelt. Hat zeitig damit angefangen; in Windhag gar, als ich Schulgehilfe war, sind die Schläge hageldicht auf mich gesaust. Da hab ich mich ducken gelernt und gedacht: Es trifft ja nur den Pelz! Was drin ist, kann nur der liebe Gott schlagen, und der tut's nicht. Der meint's gut mit dir, Tonerl! — Aber auch Schläg auf den Pelz tun weh. Und ich bin ein empfindlicher Mensch."

„So glauben Sie also, Ihr wahres Wesen ist Ihre Musik?"

Er hob den Kopf hoch, und ein helles Leuchten war auf seinem scharfen, derben Gesicht.

„Glauben! Nein, ich weiß es. Sicher weiß ich's. Manchmal denk ich, wenn ich nicht Musiker wär, würde ich einen ganz grauslichen Empörer und Umstürzler abgeben, so einen, wie Sie ihn mir aus Ihrer Wiener Zeit geschildert haben. Aber der Herrgott hat mich davor bewahrt, er hat mir einen friedsamen Sinn gegeben und meiner Musik alle Kraft und Wildheit. Die tob ich in einem Satz einer Symphonie aus — im andern, im Adagio, dank ich Gott, daß er mich so beschenkt hat. Er hat's so doch am besten gerichtet zu seiner Ehre und meinem Wohlergehen."

„Wenn Sie sich nur nicht täuschen, lieber Freund. Sie kennen die großen Städte nicht. In denen laufen sie zu Dutzenden herum, die Künstler mit den revolutionären Seelen. Sind sonst ganz brave Leute, aber in ihrer Musik, ihren Gedichten und ihren Malereien glauben sie, das Unterste zu oberst kehren zu müssen. Würden Sie die einmal kennenlernen, dann würden Sie sehen, daß Sie gar kein so außergewöhnlicher Fall sind. Mir tut's leid um Sie, Bruckner. Sie sind ein so guter, anhänglicher Mensch und leiden selbst darunter, daß Sie nicht anerkannt werden. Wenn Sie weniger ziellos drauflosrennen würden, wäre Ihnen wohler."

„Ich weiß schon, wohin ich geh."

Da war es plötzlich wieder: das mich oft beschäftigende Rätsel, der andere Bruckner. Als sei aus der gewohnten, unscheinbaren Hülle des Organisten ein neuer Mensch hervorgesprungen, einer, der mich weit überragte, mir mit gebieterischer Handbewegung zurief: Rühre nicht an Dinge, die vom Himmel sind! In solchen Augenblicken, die ich, äußerst selten, im Gespräch mit Bruckner erlebte, war ich fast geneigt, an ihn zu glauben, ohne ihn auch nur irgendwie zu verstehen.

„Ich weiß schon, wohin ich geh."

Das war ein Befehl, ein herrischer Wink. Der hieß mich schweigen.

Und doch war vielleicht alles nur Täuschung. Denn plötzlich war wieder der alte Bruckner da, der höflich besorgte, ergebene, der es sich zur Ehre anrechnete, mit dem Grafen Lodron durch den Wald zu gehen.

„Da ist schon der Kirchturm von Enns", meinte er und wies nach vorn.

Wir waren einen schmalen, zweigverschlungenen Pfad hinabgestiegen und standen im Begriff, auf einen weiten Anger zu treten, der sich zwischen Dorf und Waldrand ausbreitete. Da hielt mich Bruckner durch einen raschen Griff am Arm zurück.

„Schaun S' da, Herr Graf! Ist das nicht ein ganz liebes, feines Bildel?"

„Fahrende Leut!" sagte ich mit einem Blick auf drei Wagen, die inmitten der Wiese standen. Zwei davon waren die üblichen Wohnwagen reisender Künstler, der dritte barg unter seiner schmutziggrauen Plache wahrscheinlich die Arbeitsgeräte des Berufs. Neben den Wagen war ein Seil im Kreise gespannt und bildete so eine primitive Zirkusmanege. Zwischen zwei hohen Stangen spannte sich ein Drahtseil, darunter lagen zwei Gleichgewichtsstöcke und etliche Eisenkugeln, mit denen der bei solchen Gesellschaften regelmäßig vertretene „stärkste Mann von Europa" zu jonglieren pflegt.

„Nein, das dort mein ich — in der Waldeck."

Er wies auf eine Stelle, wo die Bäume am weitesten in die Wiese vorstießen, zwischen ihnen und einer Buschreihe aber, unsichtbar vom Dorfe aus, ein kleiner besonnter Rasenfleck war.

Dort stand ein Weib, ein Mädel oder eine junge Frau, wohl eine der Fahrenden, und hielt augenscheinlich Kostümprobe. Einen schmalen, langen Koffer hatte sie vor sich stehen, dessen Deckel aufgeschlagen war. In seine Innenseite war ein größerer Spiegel eingefügt, aus dem Koffer aber quoll es bunt und grell hervor, Stoffe, Kleider aller Farben. Die Person nahm ein Stück nach dem anderen, zog es rasch an, besah sich dann im Spiegel und legte das Stück wieder, unachtsam zusammengefaltet, in den Koffer zurück. Das Weib war hochgewachsen und trug das lange kupferrote Haar frei gelöst. Immer, wenn sie ein neues Stück ihres Flitterkrams anlegte, warf sie mit starker, eigenwilliger Bewegung das Haupt zurück, daß die Haarflut schwere Wellen schlug, um sich hierauf beruhigter dem bunten Tuch anzuschmiegen. Die braunen Arme zuckten dann empor und hatten trotz aller Kraft, die in ihnen sein mußte, etwas vom gliederlosen, fließenden Ringeln erdfarbener Schlangen.

„Gehen wir an den Wagen vorbei", schlug ich vor. „Ich möchte gern sehen, wie solche Leute leben."

Er sah mich schalkhaft von der Seite an. „Sie Schlankerl, Sie. Mir scheint, da hat's gezündet!"

Ich erwiderte nichts, die Äußerung kam mir etwas zu plump vertraulich vor. Bruckner fühlte die schweigende Ablehnung und trottete ziemlich verlegen neben mir her.

Über den Anger hin, scheinbar absichtslos an den Wagen vorbei.

Da saß sie wieder — den Oberkörper bedeckte jetzt eine helle Bluse, und das vordem offene Haar war zu einer bronzeleuchtenden Krone getürmt. Sie saß auf einer Stufe des Wagens, hatte auf dem Arm einen buntscheckigen Papagei sitzen und hielt ihm mit der hohlen Hand getrocknete Kürbiskerne vor, in denen der Krummschnabel gierig wühlte. Als wir vorbeigingen, zuckte der haubengefiederte Vogelkopf auf, starrte uns, schiefgehalten, mißtrauisch an, und plötzlich krächzte uns ein vernehmliches „Spitzbub verdächtiger!" entgegen.

Ich verhielt den Schritt, und auch Bruckner blieb stehen.

„Gilt das jetzt uns, Fräulein?" fragte ich lachend die Rote auf der Wagentreppe.

Sie sah auf, aus heißen, dunklen Augen in einem vollen Frauengesicht.

„Ich weiß nicht. Wenn's die Herren auf sich beziehen!" lächelte sie spöttisch, ohne daß auch nur ein geringstes Flackern der Angst vor dem Manne in der warmen Altstimme war.

Der Vogel schlug aufgeregt mit den Flügeln und lärmte weiter: „Hoppla-hopp! Ob's d' hergehst, Mistviech verhölltes."

„Schöne Sachen hat er da gelernt", löste ich sein Schimpfen ab.

„Was er halt so bei den Proben hört." Sie strich dem Papagei besänftigend über die gesträubten Kopffedern.

Er ließ die Flügel sinken, schloß behaglich die Augen und schnarrte nun mit verändertem, zärtlichem Ton:

„O du! Du!"

„Das hat er aber kaum von den Proben!"

Ein kaum merkliches Rot huschte hinter die Schläfenhaare.

„So ein Vogel schnappt allerlei auf."

„Kommen Sie von weither?" lenkte ich ab.

„Aus Bayern. Dort sind wir daheim."

„Und Sie? Welche Kunst führen Sie vor?"

Sie wies auf ein gelbes Plakat, das an die Außenwand des Wagens geklebt war.

„Das bin ich."

Ich las unter der großen Überschrift „Künstlertruppe der Fratelli Bonomi" und einer Reihe von Namen die auffallend gedruckten Worte „Auftreten der berühmten Drahtseiltänzerin Giuditta in ihrem verwegenen Akt mit verbundenen Augen".

Darunter: „Elvira, die Königin der Schlangen."

„Welche von beiden sind nun Sie — die Giuditta oder die Elvira?"
Ihre starken, weißen Zähne blinkten unter der emporgezogenen Oberlippe, wenn sie lachte. „Beides bin ich — ein bissel andere Schminke und eine schwarze Perücke, dann wird aus der Giuditta die Elvira."
„Und in Wirklichkeit heißen Sie?"
„Muß ich das sagen?"
„Ich möcht's gern wissen."
„Ich sag's aber nicht — Berufsgeheimnis." Sie stand auf und setzte den Vogel in einen über der Tür hangenden Holzring.
„Kommen die Herren abends zur Vorstellung? Dann sehen Sie die Giuditta und Elvira."
Mir war, als müßte ich sie ein wenig ärgern. „Als Elvira spielen Sie wahrscheinlich mit einer halbverhungerten Ringelnatter."
Sie blitzte mich zornig an. „Wenn Sie das glauben — bitte, öffnen Sie einmal diese Kiste dort."
Ich tat es und prallte erschrocken zurück. Auf dem Grund der Kiste lagen, in formlose Wirbel geballt, armdicke Schlangen, die sich, als das Sonnenlicht in ihren Kerker fiel, träge zu winden und zu drehen begannen. Plötzlich schoß aus der muskelschweren Masse ein mannsfaustgroßer Kopf empor, stand einen Augenblick züngelnd über dem Kistenrand und neigte sich dann zum Grasboden hinab, den Körper in lautlos schmiegsamen Bewegungen nachziehend.
Bruckner sprang eilend ein paar Schritte zurück und rief: „Sie kriecht davon — passen Sie doch auf!"
Ich war trotz meines unsagbaren Widerwillens gegen die Schlange stehen geblieben — das Weib sollte mich, der ich es herausgefordert hatte, nicht auslachen. Ich sah die achatschwarzen Augen erwartungsvoll auf mich gerichtet und den Spott langsam aus ihnen entschwinden. Die Schlange war nun ganz aus der Kiste gekrochen und wand sich, behaglich die Sonnenhitze genießend, unmittelbar an meinen Füßen vorbei.
„Sie sehen, ich fürchte mich nicht", sagte ich mit gezwungener Ruhe. „Aber wenn Sie das wertvolle Tier nicht entwischen lassen wollen, sollten Sie es doch wieder in die Kiste tun."
„Sie haben recht!"
Sie bückte sich zu dem unablässig züngelnden Kopfe nieder, zischte halblaut und streckte die Hand aus. Die Schlange stutzte ein wenig, fuhr dann schnell zu der Hand empor und ringelte sich an ihr hoch. In leuchtenden Windungen kreiste der Leib um den Frauenkörper; der feine, längliche Kopf fuhr suchend unter dem Kinn hin und tauchte dann in den Blusenausschnitt nieder.
„Nun ist sie ganz ruhig, sehen Sie! Es ist eine Boa constrictor."
„Alle Achtung! Sie wissen den lateinischen Namen."
„Warum denn nicht? Die zweite, die dort in der Kiste liegt, ist auch eine von der Art. Aber die hat heute morgen Futter bekommen und ist jetzt sehr faul."
Die Wagentreppe, der ich abgewandt stand, knarrte wie unter schweren Tritten. Ein Mann stand dort, so breit und groß, daß er die ganze Tür ausfüllte, mit einem wuchtigen Schädel, den wildes, ungepflegtes Haar umgab, und weit vorquellenden, krankhaft starren Augen. Er sah unfreundlich, ja, tückisch zu mir, dann wieder zu dem Weibe und schien auf irgendeine Erklärung zu warten. Hemmungslose Eifersucht war unschwer in dem brutalen Gesicht zu lesen.
Die Schlangenkönigin löste behutsam die geschmeidigen Ringe von ihrem Körper und ließ die Schlange wieder in die Kiste gleiten.
„Das da ist unser Herkules. Biegt Eisenstangen krumm und beißt ein Guldenstück in zwei Hälften."
Zu ihm gewandt: „Die Herren wollen heute in die Vorstellung kommen."
Über das Gesicht des Mannes glitt das maskenhaft starre Grinsen, das arme Teufel für ihre Brotgeber immer zur Hand haben müssen. „Bitte sehr! Außerordentliche Ehre! Darf ich Ihnen gleich zwei Karten geben. Erste Plätze natürlich — macht zusammen vierzig Kreuzer."
Ich zahlte und steckte die Zettel in die Tasche. Dann grüßten wir kurz und gingen.
„Das sag ich Ihnen gleich," begann Bruckner, als wir außer Hörweite waren, „ich geh nicht hin."
„Warum nicht? Ich denk, wir sagen's den Freunden, die auf uns warten, und gehen dann alle zusammen."
„Und ich geh nit!" erwiderte Bruckner hartnäckig.
„Der Grund?"
„Weil Sie auch nicht gehen sollen."
„Aber, Bruckner!"
„Schaun S', Lodron," sagte er warm und ergriff meine Hand, „das ist nix für Sie. Ich bin zwar nur ein armer Musikant, aber so gescheit bin ich auch, daß ich gleich gemerkt hab, daß die Rote Ihnen in die Augen sticht..."
„Woher wollen Sie das wissen?"
„Muß ich's Ihnen erst sagen? Leugnen werden Sie's doch nicht, wenn Sie ehrlich sein wollen. Und die Geschicht ist gefährlich — das wissen Sie so gut wie ich."
„Die Schlangen sind ja nicht giftig."
„Machen Sie keine Witze. Die Schlangen beißen freilich nit, aber der grobe Kerl, der Herkules, der beißt. Wissen Sie, von wem der Papagei das ‚O du! Du!' herhat? Ist nicht schwer zu erraten. Lassen S' die Hände davon, ich bitt Sie."
„Haben Sie denn Angst um mich?" fragte ich gerührt.
„Freilich hab ich Angst um Sie. Ich hab mich an Sie gewöhnt und — na, lieb hab ich Sie halt", schloß er etwas verlegen.
Seine guten, treuen Augen sahen mich so besorgt und liebevoll an, daß mich jäh das Glücksbewußtsein einer großen, reinen Männerfreundschaft überlief. Mit einem Male war ich mir bewußt, daß mir solches bisher in meinem Leben noch nicht geschenkt worden war. Und meine Dankbarkeit für die Gabe des bescheidenen Musikers verdrängte fürs erste den Wunsch, das fremde Weib wiederzusehen. Vor den Augen Bruckners zerriß ich die gelben Zettel und ließ sie gleich welken Blättern in das Gras niederrieseln. — — —
Aber in meine nächsten Nächte kehrte die Fremde wieder und stand vor mir als Mensch gewordene Äußerung der prangenden, sonnendurchgluteten Zeit dieser Julitage.
Damals, von Enns aus, waren wir geraden Weges heimgewandert. Cappa und Bruckner hatten sich nach alter Gewohnheit etwas gestritten — „ein bissel gehakelt" nannte es der Organist und „einen eleganten Gang auf Florett" der italienische Professor. Allerdings war Bruckner nur zu leicht geneigt, das Florett wegzuwerfen und mit einem Holzknüppel dreinzuschlagen. Das zu verhindern, waren wir anderen da, und auch die aalglatte Höflichkeit des Welschen schien des Organisten vulkanische Derbheiten auf die leichte Achsel zu nehmen.
So gab es einen halbwegs gemütlichen Abend und frohen Heimweg im Mondschein. An dem Anger, darauf die Fahrenden hausten, kamen wir vorbei. Die Vorstellung war schon längst zu Ende, und der Mond schien durch das Gewirr von Strickleitern und Seilen, die sich über den Platz spannten, und auf denen die Akrobaten allabendlich für ein paar Groschen mit dem Tod Fangen spielten. Die Wohnwagen wuchsen schwarzgeklumpt aus dem alabasterhellen Grasboden. An der Deichsel des einen Wagens baumelte vorn eine rote Laterne, deren trübes Licht vom Mondleuchten auf einen schmalen, zitternden Kreis beschränkt wurde.
Der Platz war still und leblos, als wir nahten.
Ein Huschen und Gleiten aber war, als wir vorbeigingen. Farbe, die im Nachtlicht zerfloß, Form, die sich auflöste. Dann ein leises Klappen einer Tür.
Ich spürte eine Hand auf meinem Arm. Des Organisten Finger umspannten mein Gelenk. Hinter uns schwatzte Cappa mit den anderen Herren. Wir aber gingen schweigend dahin. —
„Warum haben Sie gestern abend so krampfhaft meine Hand gepackt?" fragte ich Bruckner.
Wir gingen im Stiftshof auf und ab. Er nach langer Probe mit den Sängerknaben, ich, um den Staub jahrhundertealter Bücher und Schriften, in denen ich gewühlt hatte, etwas abzuschütteln. Der Brunnen, über den ein großer steinerner Adler seine Schwingen reckte, lärmte durch den besonnten Vormittag, und vom Walde her kam über Klostermauern und Kirchenwucht ein voller, herber Harzgeruch. Es war schon jetzt sehr heiß, und des Organisten stattliche Fülle litt am meisten darunter. Er zog am rechten Arm den Rockärmel hoch, ließ die Hand über den Brunnentrog ins Wasser gleiten, so daß der Puls kühlend umspült wurde.
„So hab ich's als Bub immer gemacht," sagte er sinnend, „wenn's mir recht heiß war — den Puls ins Wasser, und man wird wieder frisch. Um einen harten, strengen Cantus firmus ein bissel frisches Kontrapunktgerank, da wird gleich alles heller und klarer."
„Sie haben mir nicht geantwortet", mahnte ich.
„So?" zwinkerte er scherzhaft mit den Augen. „Ich mein doch."
„Sie reden von Musik..."
„Ich kann halt nicht anders. Gescheit reden, daß man jedes Wort drucken könnt, kann ich nicht. Ich lauf bei allem, was mich plagt, zur Musik, wie ein Kind zur Mutter."
„Was plagt denn Sie?" Ich hatte das so rasch hervorgestoßen, daß Unausgesprochenes in mir laut wurde. Er hörte es.
„Aber Sie plagt was. Schauen S', da haben S' den Cantus firmus. Jetzt ein bissel Kontrapunkt drum herum und ein paar glückliche Variationen, dann werden Sie's wieder los."
„Wen?"
„Das Hexenweibsbild von gestern. Wegen der ich Sie so fest gepackt hab. Ein Gegenthema einführen — verstehen S'?"
„Wenn es so leicht ginge! Einmal..." Ich stockte.
„Was war einmal?" Er zog die Hand aus dem Wasser und schlenkerte sie hin und her, daß die Tropfen sprühten.
„Ich hab keinen Freund, Bruckner", sagte ich leise. Ich schämte mich ein wenig, bei ihm zu betteln.
Er nahm mich am Arm wie gestern, zog mich quer über den Hof in den Stiftsgarten. Dort war die Welt grün verhängt, die blaudustige Ferne mit den Schneebergen vom Laubgewirr verschlossen. Und eine steinerne Bank stand unter einem Apfelbaum, in dessen Krone Bienenvolk brummend musizierte. Wir saßen eine Weile schweigend, und fürs erste versank alles Erlebnis von gestern, denn ich fühlte erschauernd und beglückt, daß sich mir ein Herz aufgetan hatte. Und es mußte sein, daß ich ihm sagte, wir wollten uns künftighin du sagen.
Wie stark die Forderung der Stunde in ihm lebendig war, ersah ich daraus, daß er diesmal nicht mit lächerlichen Standesunterschieden Abwehr versuchte. Das Komödienspiel der Gesellschaft lag ihm ebensowenig wie der Reichtum hoher Worte. Sogar das übliche Händeschütteln, das Biertischform geworden ist, vermied er.

(Fortsetzung folgt.)

Fischerboote in der Lagune von Venedig. / Nach einem Gemälde von Prof. Theodor Hummel.

# DAS GERMANISCHE MUSEUM DER HARVARD-UNIVERSITÄT

Zierhof mit dem Braunschweiger Löwen.

Obgleich die Ziele, die mir vor nun fast 30 Jahren bei der Begründung des Germanischen Museums der Harvard-Universität (in Cambridge, Nordamerika) vor Augen schwebten, bis jetzt erst zum Teil verwirklicht worden sind, ist doch vielleicht genug erreicht, um eine kurze Übersicht über den gegenwärtigen Stand des Unternehmens zu rechtfertigen. Der ursprüngliche Gedanke war der eines kulturgeschichtlichen Museums, in dem sämtliche germanischen Stämme — Skandinavier, Angelsachsen, Flamen nicht weniger als Deutsche — in Kunst und Kunstgewerbe vertreten sein sollten. Ausgeführt ist davon nicht viel mehr als eine Sammlung von Gipsabgüssen deutscher Plastik des Mittelalters, der Renaissance, des Barocks und der Folgezeit. Daß diese Sammlung in ihrer Art mustergültig genannt werden darf, daß sie eindrucksvoller und schöner geworden ist als alles Ähnliche in Deutschland, das verdanken wir in erster Linie vier Männern: dem Deutschen Kaiser, der durch seine reiche Schenkung typischer Denkmäler im Jahre 1902 den Anstoß zu einer langen Reihe ähnlicher Schenkungen gab; dem St.-Louiser Brauherrn Adolphus Busch, der 1909 die Mittel zu einem monumentalen Neubau stiftete; dem Neuyorker Kaufherrn Hugo Reisinger, der 1914 die Weiterentwicklung des Museums durch hochherzige testamentarische Zuwendungen sicherstellte; vor allem aber dem Präsidenten der Münchener Akademie der Künste, German Bestelmeyer, dessen edler, das Beste bodenständiger deutscher Art in sich vereinigender Museumsbau es ermöglicht hat, die großen Denkmäler alter deutscher Kunst aus einem ihrer würdigen architektonischen Rahmen zu uns sprechen zu lassen. Einem amerikanischen Künstler, Herrn F. W. Miller in Providence, ist es gelungen, sämtliche Abgüsse, von Elfenbeinschnitzereien des 9. Jahrhunderts an bis zu Schlüters Großem Kurfürsten oder Lederers Fechter, auf Grund eingehender Materialstudien in so vollendeter Weise abzutönen, daß selbst ein geschulter Kenner bei einem Gang durch die Säle den ganzen Farbenreiz der Originale nachzuempfinden gezwungen wird.

Ein kurzer Rundgang, wie ihn die unserem Beitrag beigegebenen Abbildungen zum Teil veranschaulichen, bietet etwa folgendes.

Aus einer im Barockstil gehaltenen, runden Vorhalle, die für die Porträte der Stifter und für Gedenktafeln bestimmt ist, führen einige Stufen zunächst in eine Art klösterlichen Gewölbes hinab, in dem eine Sammlung von Elfenbeinarbeiten, von römischen Konsulardiptychen an bis zu Bucheinbänden und Reliquienkästchen des 13. Jahrhunderts, Platz gefunden hat. Von dort geht es dann einige weitere Stufen abwärts in den ersten größeren Saal — den romanischen, mit einem von mächtigen Sandsteinpfeilern getragenen Tonnengewölbe und einer auf der linken Seite über Bogennischen hinlaufenden Galerie.

In diesem ernst feierlichen, streng kirchlichen Raume befinden sich u. a. folgende Monumente. An und vor der Eingangswand ist eine beträchtliche Anzahl der Bamberger Domskulpturen gruppiert: das Bogenfeld des Fürstenportals, flankiert von der Ekklesia und Synagoga; Heinrich II. und die heilige Kunigunde vom Südportal des Ostchors; Teile der Chorschranken des Georgenchors und ähnliches. An der rechten Wand bilden die Chorschranke der Hildesheimer Michaelskirche und die Bernwardsäule den Hintergrund. In den Nischen der linken Seite stehen die Taufbecken von Hildesheim und Lüttich. In die dem Eingang gegenüberstehende Wand ist die Freiberger Goldene Pforte eingemauert; an den Pfeilern vor ihr zwei Straßburger Propheten; an den Wänden rechts und links von ihr die Hildesheimer und Augsburger Erztüren. Die Goldene Pforte beherrscht naturgemäß den ganzen Raum und gibt ihm vor allem sein weihevolles Gepräge.

Durch die Goldene Pforte gelangt man zu dem um einige Stufen erhöhten Querschiff, in dem außer dem Bamberger Reiter, der hoch oben von einer Wand herabblickt, vier große Kunststätten vertreten sind: Wechselburg, Naumburg, Straßburg und Trier. An der Eingangswand die Wechselburger Kanzel, Kreuzigungsgruppe und die beiden alttestamentlichen Figuren des Abraham und Melchisedek als Vertreter der weltlichen und geistlichen Gewalt. An der gegenüberliegenden Seite der ganze Naumburger Lettner. An der rechten Wand ein Portal der Trierer Liebfrauenkirche. Zur Linken die Ekklesia und Synagoga des Straßburger Münsters, nebst Tod der Maria, Tugenden, klugen und törichten Jungfrauen und den Evangelisten des Engelspfeilers. Das Ganze eine wirkungsvolle Veranschaulichung des Übergangs vom romanischen Stil zur Gotik.

Vom Querschiff führen Stufen durch die Mitte des Naumburger Lettners zu der wiederum etwas höher gelegenen gotischen Kapelle, in der außer sämtlichen Stifterstatuen des Naumburger Doms eine Anzahl besonders hervorragender Denkmäler von der Blüte und dem Ausgang des Mittelalters — wie das Grabmal Heinrichs des Löwen und seiner Gattin, die Nürnberger Madonna, Jörg Syrlins Bischofssitz vom Chorgestühl des Ulmer Münsters, das Sebaldusgrab — vereinigt sind.

In der Achse des Querschiffes, also im rechten Winkel zu dem romanischen Saal und der gotischen Kapelle liegend, schließt sich endlich nach links hin der Renaissancesaal an, ein imposanter Festraum, mit schwerer, von Porphyrsäulen getragener Holzdecke und einer breiten, zwei seiner Seiten umlaufenden Galerie. Schlüters Großer Kurfürst und eine Anzahl von Peter Vischers Hauptwerken beherrschen seine Mitte. An den Wänden aber sind Arbeiten von Adam Kraft, Teile von Brüggemanns großem Schleswiger Altar, Tilman Riemenschneiders Heinrich II. und Kunigunde, das Altarwerk aus der Brömser Kapelle der Lübecker Jakobikirche, der heilige Antonius aus der Lübecker Marienkirche, Skulpturen aus der Klosterkirche zu Blaubeuren und ähnliches angebracht. Unter der dem Großen Kurfürsten gegenüberliegenden Galerie befindet sich eine erlesene Sammlung deutschen Silber- und Goldschmiedegeräts des 16. und 17. Jahrhunderts, u. a. das ganze Lüneburger Tafelgeschirr, in meisterhaften galvanoplastischen Nachbildungen. Auf der Höhe der Galerie steht der Schadowsche Friedrich der Große. So bildet dieser Renaissancesaal in seiner festlichen Pracht ein glänzendes Gegenstück zu den ernsteren, dem Mittelalter gewidmeten Räumen.

Unter den Zimmern, die den Renaissancesaal auf zwei Seiten umgeben, mag der korridorartige Raum hervorgehoben werden, in dem die Kißsche Amazone und der Lederersche Fechter und Ringkämpfer einen allerdings sehr lückenhaften Hinweis auf neuere Kunstbestrebungen bieten. Von den Fenstern dieser Zimmerreihe hat man einen Blick in den von reizvollen Arkaden eingefaßten Zierhof, aus dessen Mitte eine Erzreplik des Braunschweiger Löwen emporragt. — So steht dieses Museum denn heutzutage da als ein machtvolles Denkmal deutschen Geistes auf fremder Erde, Tausenden von Besuchern Jahr um Jahr mannigfache Freude, Anregung und Erhebung gewährend. Inwieweit es, dem ursprünglichen Plane entsprechend, in ein sämtliche germanischen Stämme umfassendes, kulturgeschichtliches Museum um- und ausgebaut werden kann, das bleibt der Zukunft vorbehalten.

Prof. Dr. Kuno Francke, Kurator des Museums.

Nordwestecke des Renaissancesaals. (Phot. A. C. Boecker, Boston.) — Im Kreis: Frontansicht des Museums.

An der Westwand des Querschiffes. (Phot. A. C. Boecker, Boston.)

Nordwand der Kapelle. (Phot. A. C. Boecker, Boston.)

Von der Nordwand des Querschiffes.

Teilansicht der Südwand des Querschiffes. (Phot. A. C. Boecker, Boston.)

AUS DEM GERMANISCHEN MUSEUM DER HARVARD-UNIVERSITÄT IN CAMBRIDGE (NORDAMERIKA).

# DEUTSCHES FREIRINGEN

„Der inwendige schlenkhacke.“ Nach einem Holzschnitt aus dem Münchner Ringerbuch von 1507.

„Die kurtze Hüffe“ (Hüftschwung mit Nackengriff). Nach einem Holzschnitt von L. Cranach in der Ringerkunst des Fabian von Auerswald, 1539.

Unter den volkstümlichen Leibesübungen der Völker nimmt das Ringen von alters her eine vornehme Stellung ein. Es ist eine selbständige uralte Brauchkunst menschlicher Notwehr gleich dem Werfen und Fechten. Wenn der Wurf sein Ziel verfehlt und der Hieb nicht sitzt, dann liegt die letzte Entscheidung im Nahkampf, Mann gegen Mann, Brust an Brust. Aus dem Ernstkampfe, dem gefährlichen Spiel mit den Waffen oder dem rohen Faustkampfe entwickelte sich bei allen Völkern der verfeinerte Ringkampf, verschieden zwar nach Land, Volk und Zeitalter, immer aber ähnlich in den Hauptformen. Denn diese werden bei Angriff und Abwehr durch den Bau des menschlichen Körpers bedingt. So sehen wir an den Gräberwänden von Beni Hassan in Mittelägypten, auf altetruskischen Denkmälern, auf hellenischen Vasen und Schalen dieselben Griffe an Hals, Nacken, Armen und Beinen, dieselben Schwünge über Rücken, Hüfte oder Schenkel, wie sie noch jetzt auf der Ringermatte gelehrt und geübt werden. Besonders die Hellenen betrieben in der Blütezeit Griechenlands den Ringkampf wie überhaupt ihre Gymnastik als ein Ding für sich, aus Freude an der Bewegung und an der Schönheit des durch allseitige Übung geformten, nackten Menschenleibes. Die Barbaren, aber auch die Römer zogen den Waffenkampf vor, und auch die Deutschen im Mittelalter sahen im Ringen nur eine Ergänzung des Fechtens. Sie übten und schätzten daher jene schmerzhaften und gefährlichen Polizeigriffe, die uns vor dreißig Jahren im japanischen Dschiu-Dschitsu als ganz neue Kunst der Selbstverteidigung übermittelt wurden. Wer die Zeichnungen Albrecht Dürers in den alten Fechthandschriften, die Holzschnitte Meister Cranachs in der Ringerkunst des Fabian von Auerswald, die Kupfer Romein de Hooghes in Nikolaus Petters grober Raufkunst von 1674 genau betrachtet, wird neben den uralten edlen Schwüngen aus klassischer Vorzeit die gemeinsten Tritte, Armverdrehungen und Würgegriffe vorfinden. Es kam nicht darauf an, den Gegner kunstgerecht zu werfen, sondern seiner „ganz mächtig zu werden“, um ihn vielleicht mit einem Dolchstoß schließlich völlig abzutun.

Ringübungen im Luftbad Weißer Hirsch bei Dresden: Genickschwung mit Schenkelgriff (Aufladen des Gegners) beim 1. Lehrgang im Freiringen. Nach einer photographischen Aufnahme des Kunstmalers W. Pech.

In veredelter Form hat sich die mittelalterliche Ringkunst nur in der Schweiz erhalten, und zwar in zwei Arten, dem Schwingen des Landvolkes, besonders der Sennen, und dem Freiringen der Schweizer Turner. Beim Schwingen faßt eine Hand an der kurzen derben Schwinghose an, dem „Gstöß“, beim Freiringen gelten alle Griffe und Schwinge, nur schmerzhafte Griffe und das Erfassen der Kleider sind verboten. Beide Ringarten stehen im Mittelpunkte der eidgenössischen Turn- und Volksfeste und entsprechen durchaus der Eigenart von Landschaft und Volk. In Deutschland hatten Guts Muths und Jahn zwar das Ringen empfohlen und geübt, es konnte aber gegenüber der Fülle anderer Turnübungen nirgends recht aufkommen und wurde eigentlich nur bei Turnfesten ohne besondere schulgemäße Vorübung als beliebtes Schaustück vorgeführt. Dagegen bestanden in Frankreich, besonders in Südfrankreich, regelrechte Ringerschulen, die eine alte, dort nie erloschene Volksübung kunstvoll ausbauten. Wie einst in Griechenland, traten hier um die Mitte des 19. Jahrhunderts gewerbsmäßige Ringer öffentlich hervor und trugen die französische Ringweise unter dem seltsamen Namen des griechisch-römischen Ringkampfes gegen Ende des Jahrhunderts nach Deutschland, zuerst auf die Schaubühnen, dann in die Vereine der Schwerathleten. Im Gegensatz zum Freiringen schließt dieses athletische Ringen die Beingriffe und Schenkelschwünge aus und betont den Bodenkampf auf der Ringermatte. Der Besiegte muß mit beiden Schultern den Boden berühren. Das ist keineswegs immer leicht und einwandfrei festzustellen und erfordert meist einen langen und für den Geschmack gebildeter deutscher Männer oft unschönen Bodenkampf. Außerdem wirkt die mit der sogenannten Pressung verbundene, wiederholte Kraftanstrengung im Liegen ungünstig auf die Herztätigkeit ein.

Durch die nicht immer einwandfreien Zirkuskämpfe professioneller Ringer ist jetzt leider die gesamte Ringkunst in Deutschland im Ansehen herabgesetzt worden. Unter den Leibesübungen treibenden Verbänden treten die Schwerathleten, die Gewichtheben oder Ringen oder beides betreiben, sehr zurück. In den Turnvereinen gibt es neben Tausenden von Spielabteilungen und Hunderten von Schwimm- und Fechtriegen nur einige Dutzend Ringerabteilungen, obwohl die Deutsche Turnerschaft sonst alle Übungen der Jahnschen Zeit wiederbelebt hat. Nun scheint man endlich auch für das Ringen besser sorgen zu wollen durch Herausgabe eines Leitfadens mit vorzüglichen Bildern und durch Ausbildung von Ringlehrern in besonderen Lehrgängen. Freilich sieht man dabei von dem „griechisch-römischen“ oder athletischen Ringen ab und kommt wieder auf das alte hellenische und deutsche Freiringen zurück, wie es der Turnerbund in Österreich und der Deutsche Turnverband in der Tschechoslowakei bereits wieder nach schweizerischem Vorbild eingeführt haben. Zwei Vorteile bietet das Freiringen. Da auch Beingriffe gestattet sind, also jedes Glied des eigenen gegen jedes Glied des gegnerischen Körpers in Bewegung gebracht wird, tritt die Gesundheit an erste Stelle; rohe Kraft und Körpergewicht entscheiden nicht mehr. Ferner gilt jeder als besiegt, der sitzend oder liegend den Boden berührt, also vom Gegner hingesetzt oder hingelegt wird. Dadurch entscheidet sich ein Gang meist sehr schnell, Herz und Lunge werden nicht überanstrengt.

Die Turnerschaft will das Ringen als eine Ergänzung der anderen Übungen möglichst in den allgemeinen Turnbetrieb eingliedern, vor allem aber das Jugendturnen damit beleben und verschönern, besonders bei Jugendtreffen und Turnfahrten. Erfahrungsgemäß sind gewandte Turner auch gute Ringer, ist doch auch der bekannte Weltmeister Koch aus einem rheinischen Turnverein hervorgegangen und war seinerzeit als Wetturner in allen Sätteln gerecht. Keine andere Übung arbeitet in wenigen Minuten den Körper so durch wie das Ringen, das Freiringen aber ist wegen der Ausbildung des Gesichtes und der Entschlußkraft in geistiger Beziehung dem Fechten gleichzustellen.

Dr. Rudolf Gasch.

Links: Abwehr gegen den Nackenhebel (Halbnelson) in der Bank. — Oben: Rückenschwung mit Kopfgriff aus dem Stande. — Rechts: Schulter-Drehschwung im Knien. Nach Zeichnungen von Kurt Opitz.

**Vor sechzig Jahren: Die Seeschlacht bei Lissa am 20. Juli 1866. Nach dem im Technischen Museum ⟨Abteilung der Kriegsmarine⟩ in Wien befindlichen Kolossalgemälde von dem Marinemaler Prof. Alex Kircher.**
Links die Panzerschiffe „Habsburg“ und „Erzherzog Ferdinand Max“, Tegetthoffs Flaggschiff; im Vordergrund Mitte Überlebende des versenkten „Re d'Italia“; im Hintergrund die italienische Flotte, deren „Re di Portogalo“ vor dem Rammen durch das Linienschiff „Kaiser“ (im Mittelgrund rechts) steht; rechts hinter dem „Kaiser“ das italienische Panzerschiff „Ancona“.

Die Schlacht bei Lissa, die am 20. Juli 1866 zwischen der italienischen Flotte unter dem Admiral Persano und der österreichischen Flotte unter dem Admiral v. Tegetthoff durchgekämpft wurde und zu einem glänzenden Siege der Österreicher führte, ist in zweierlei Hinsicht bedeutungsvoll. Sie war die erste größere Seeschlacht von Dampf- und Panzer-Kriegsschiffen und die erste und letzte Seeschlacht, bei der der Rammsporn eine wesentliche Rolle spielte. Trafalgar war vor Lissa die letzte Seeschlacht auf offener See gewesen; auf Kriegsschiffen unter Segeln war dort gekämpft worden. Die Erfindung des Dampfschiffes mußte naturgemäß auch dem Seekrieg entscheidende Änderungen bringen. So entstand der Rammsporn. Der Rammsporn besteht aus einer spornartigen Verlängerung des Bugs unter Wasser. Von Segelschiffen konnte er nicht verwandt werden, da diesen Schiffen die Fähigkeit des Rückwärtsgehens fehlt. Zum Rammen gehört aber nach dem mit äußerster Kraft geführten Stoß ein ebenso starkes Rückwärtsgehen, um den Angreifer von dem getroffenen Schiff, das ihn mit in die Tiefe ziehen könnte, zu lösen. Erst nach der Erfindung des Dampfschiffes kehrte daher diese Waffe wieder, die schon im Altertum von den Kriegsschiffen unter Rudern, die gleichfalls rückwärtsfahren konnten, benutzt wurde.

Am Ende des Krieges von 1866 zwischen Österreich und Italien fand die Seeschlacht von Lissa statt. Nach wiederholtem Drängen der italienischen Regierung ging Admiral Persano, der bis dahin die Untätigkeit seiner Flotte mit Ausflüchten entschuldigt hatte, schließlich in See, um die seit 1815 in österreichischem Besitz befindliche Insel Lissa zu erobern. Auf österreichischer Seite stand ihm der 39jährige Admiral v. Tegetthoff gegenüber, der zwar eine unterlegene Streitmacht kommandierte, sie aber infolge seiner unermüdlichen Energie mit schneidigem Angriffsgeist zu erfüllen verstand. Am 16. Juli lief Admiral Persano aus, am 18. und 19. Juli griff er die Befestigungen der Insel Lissa an. Die Entscheidung neigte sich ohne Frage zu seinen Gunsten; auf Lissa waren nur noch 15 Geschütze zum Angriff bereit. Da traf am 20. Juli morgens im Eilmarsch die österreichische Flotte ein, die sofort zum Angriff auf die Italiener überging. Um 10 Uhr sichteten sich die Flotten; Tegetthoff hatte 3 Geschwader zu je 8 Schiffen und 3 Reserveschiffe, zusammen 27 Schiffe mit 525 Kanonen und 7770 Mann, bei sich, Persano 34 Schiffe mit 695 Kanonen und 11250 Mann. Kurz vor Beginn der Schlacht stieg Admiral Persano von der „Re d'Italia“ auf den „Affondatore“ über, den er für sein stärkstes und schnellstes Schiff hielt. Er versäumte, dies durch ein besonderes Flaggensignal seinen Schiffen mitzuteilen, und verschuldete dadurch die mangelhafte Disziplin seiner Schiffe, die ihn auf dem „Re d'Italia“ wähnten. Kurz nach der Eröffnung des Feuers gelang es, zwei italienische Schiffe zu rammen: „Palestro“, der schwer havariert wurde und später mit 230 Mann unterging, und „Re d'Italia“, der bereits nach 3 Minuten mit 400 Mann unter Wasser verschwand. Der Sporn des „Erzherzog Ferdinand Max“ hatte sich 2 m tief eingebohrt, ein Loch von 16 qm reißend. Nach vier Stunden war die Schlacht durchgekämpft. Von den Italienern waren 2 Schiffe gesunken, 2 schwer havariert; sie hatten außer den 630 Mann der untergegangen Schiffe noch einige Tote und 39 Verwundete. Die Österreicher hatten ein schwer havariertes Schiff, 38 Tote, darunter 2 Kommandanten, und 140 Verwundete. Der „Affondatore“ sank schließlich noch am 26. August auf der Reede von Ancona.

Die Seeschlacht von Lissa war der Anlaß zu einer völligen Umwandlung der Seetaktik. Zum Panzer und Geschoß gesellte sich der Kampf mit der Ramme. Mit dem Erreichen höherer Schußweiten und Geschwindigkeiten verlor die Ramme später wieder ihre Bedeutung. Doch hat sie sich sonderbar fest im Hirn der Schiffskonstrukteure verankert. Noch die heutigen Kreuzer der Reichsmarine tragen einen Rammsporn, obwohl schon zur Zeit ihrer Erbauung diese Waffe veraltet war.

Admiral v. Tegetthoff wurde nach seiner Rückkehr begeistert als Sieger von Lissa begrüßt. Er hatte während der ganzen Schlacht frei auf der hinteren Kampanje seines Flaggschiffs gestanden. Admiral Persano hatte seinen gepanzerten Kommandoturm nicht verlassen. Er wurde von dem Senat angeklagt und verhaftet. Das Urteil lautete: Amtsentsetzung und Verlust des Admiralsranges, weil er ungehorsam, unüberlegt und nachlässig bei der Führung der Flotte gehandelt habe.

Admiral Wilhelm v. Tegetthoff, der Sieger in der Schlacht bei Lissa.

# TAUTROPFEN AUF PFLANZEN UND SPINNGEWEBEN

Wenn man an einem schönen, sonnigen Frühsommertage in den Garten oder auf die Wiese geht, da blitzt und funkelt es in den Gräsern, als hätte ein Säemann in der Nacht Diamanten gesät. Und doch sind es nur Wassertröpfchen, von denen die Sonnenstrahlen weiß und bunt in unser Auge geworfen werden, Wasserkügelchen von verschiedenem Durchmesser, und zwar meist weit unter 1 mm. Wie sind nun diese kleinen Tropfen entstanden?

Die älteste genauere Darstellung des Taues und seiner Entstehung verdanken wir Aristoteles, der den Tau für eine Art Regen erklärt, und diese Ansicht hielt sich bis über das Mittelalter in die Neuzeit hinein. Erst vor zweihundert Jahren sprachen der Deutsche Gersten in Frankfurt und bald auch andere die Ansicht aus, daß der Tau aus dem feuchten Erdboden stamme. Andere vereinigten beide Lehren und sagten, der Tau falle teils herab wie Regen und feuchte Nebel, teils steige er aus der Bodenfeuchtigkeit herauf.

Erst der Engländer Wells zeigte (1818), daß der Tau weder fällt noch aufsteigt. Durch äußerst sorgfältige Versuche in dem Garten seines Landhauses bei London mit einer Reihe kleiner Thermometer, die er teils auf den Erdboden legte, teils in verschiedener Höhe darüber aufhing, stellte er zunächst fest, daß sowohl der Erdboden als auch die unterste, ihm aufliegende Luftschicht in klaren, windstillen Nächten stärker erkaltet als höhere Schichten. Der Unterschied kann dabei viele Grade betragen und im Herbst und Frühling so groß werden, daß die Pflanzen unten im Garten erfrieren, nicht aber die auf dem Balkon. Gegenstände auf dem Boden erkalten nämlich infolge der nächtlichen Wärmeausstrahlung um so mehr, je größer ihre Oberfläche und je geringer ihr Wärmeleitungsvermögen ist. So nimmt das Gras eine niedrigere Temperatur als der Erdboden an.

Jede Luft enthält nun eine gewisse Menge Wasserdampf, die von der jeweiligen Wetterlage abhängt. Luft aus Osten z. B. hat fast stets weniger Feuchtigkeit als die vom Meere kommende Westluft. Jedoch vermag Luft bei jeder Temperatur nur eine dieser entsprechende Höchstmenge an Wasserdampf zu enthalten; so kann bei + 10° in einem Kubikmeter Luft nur 9,4 g Wasser in Dampfform sein. Wird diese Luft abgekühlt, so vermag sie nicht mehr diese Dampfmenge zu halten und muß einen Teil zu Wasser verdichten und in Tropfenform ausscheiden. Findet solche Ausscheidung in einer dickeren Luftschicht statt, so erscheinen uns diese Tröpfchen als Nebel; beschränkt sie sich aber auf die unterste Luftschicht, als Tau.

Tau ist also eine Ausscheidung des Wasserdampfes aus der untersten Luftschicht. Es entstand aber bald die Frage, woher der Wasserdampfgehalt der Luftschicht stamme. Die einen meinten: aus der Luftschicht, die der Erde unmittelbar aufruht, wogegen die anderen einwandten, daß das nicht genüge, so starken Taufall zu erklären, wie er besonders in den feuchten Tropenländern vorkomme; er müßte aus dem feuchten Erdboden kommen. Es zeigt sich jedoch auch hier der Erfahrungssatz, daß man für die Natur nicht nur einen Leisten bereit halten muß, sondern deren mehrere. Heute nimmt man beide Ansichten zusammen. Je nach der Bodenbeschaffenheit und dem Klima haben Luft und Boden verschieden großen Anteil an der Taubildung.

So zeigen die beistehenden prächtigen Taubilder nach Photogrammen des Amerikaners Bentley in Jericho (Vermont) einen so starken Ansatz von verflüssigtem Wasserdampf, wie er nur durch die Lage des Beobachtungsortes zu erklären ist; denn der Staat Vermont hat im Süden und Osten den Atlantischen Ozean und im Westen die großen Kanadischen Seen als Feuchtigkeitsspender. Insgesamt ist freilich die Niederschlagsmenge durch Tau nicht bedeutend, denn eine gute Taunacht liefert selbst im meerumgebenen England nur etwa 0,1 bis 0,3 Liter je Quadratmeter; im mittleren Norddeutschland ist die Menge meist noch geringer. An der Loangoküste im tropischen Westafrika schätzte der Forscher Pechuel-Loesche sie auf 3 Liter. Das ist schon eine Menge, die den Pflanzen über eine Trockenzeit hinweghelfen kann.

Daß der Tau nicht bloß, wie gemeint wurde, aus der Bodenfeuchte stammt, geht schon daraus hervor, daß auch auf flachen Dächern Tauniederschlag erfolgt, der in feuchten Gegenden sich bis zur leichten Dachtraufe steigern kann. Dr. C. Kaßner.

Die Erdbeere im Morgentau.

Beperlte Grasblätter.

Perlenbüschel des Löwenzahns.

Perlenketten am Spinngewebe.

Perlenhang an Gräsern.

# Der Film in Japan

(Vergleiche hierzu unseren Beitrag auf Seite 124.)

Links: Beliebte Filmschauspielerin in der Rolle eines Mädchens aus dem Volke. Rechts: Der Traum des Straßenzauberers in dem auch in Europa vorgeführten Film „Der Straßenzauberer" von Iwao Mori.

Teehausszene im „Straßenzauberer": Der Zauberer (rechts) hat Geld genug aus seinem Zauberkasten gezaubert, um O-kinu (links vor ihm) aus dem Teehaus freikaufen zu können. Der Zauberer: Inokichi Kondo; das Teehausmädchen: Yoshiko Okada. Rechts (im Kreis): Yoshiko Okada, die berühmteste japanische Filmschauspielerin.



Kinostraße in Kobe. — Rechts: Kinodiva, die in ihrer grazilen Anmut wie eine japanische Pinselzeichnung wirkt.

Schlittenfahrt.

Auf dem Spielzeugmarkt.

Russische Jugend. / Nach Gemälden von A. Morawon.

# DAS UNGETREUE WEIB

NACH DEM PERSISCHEN ERZÄHLT VON E. KLEIN-W.

Als der Meister Isá — der Friede sei über ihm! — noch unter den Kindern Allahs weilte, schritt er einst über einen Totenacker. Dort erblickte er einen Mann, der gar bekümmert an einem Grabhügel saß, als wollte er nicht mehr von ihm lassen.

Dem Meister Isá aber — der Friede sei über ihm! — war es leid um ihn, und er redete also mit ihm: „Was ist mit dir, Mann der Trübsal, daß du so traurig bist, als wolltest auch du begraben sein unter diesem Hügel? Wer ist es, der in diesem Grabe schläft?"

Der Betrübte aber gab ihm zur Antwort: „O Gesandter des Herrn! Was fragst du mich, da mir niemand helfen kann! O sieh! Hier ruht mein treues Weib. Sie war der kurze Trost meines langen Lebens. Als sie noch bei mir war, da hatten wir einen Vertrag miteinander ausgemacht, also daß sie bei meinem Grabe ausharren sollte, wenn mich der Erhabene zuerst gerufen hätte; so aber sie zuerst die Welt verlasse, daß ich sodann bei ihrem Grabe wachen würde. Nun hat es Gott dem Unergründlichen gefallen, mein treues Weib von mir zu nehmen, und heute sind dreißig Jahre in die Ewigkeit geflossen, daß ich an diesem Grabe den Vertrag gehalten habe."

Über diese Rede ward der Meister Isá über die Maßen gerührt, und er sprach: „Wenn deine Liebe also standhaft war, du Mann der Treue, was wohl würdest du darum geben, wenn dieses dein Weib noch zu dieser Stunde vom Hauche Gottes des Erhabenen zum Leben erweckt und aus diesem Hügel hervorsteigen würde?"

„O Gesandter des Herrn!" sprach da der Mann beglückt, „die Hälfte meines noch übrigen Lebens würde ich ihr schenken, wenn sie, schön wie die Morgenröte, als mein getreues Weib zu dieser Stunde lebendig würde!"

„O Mann der Torheit!" sagte da der Meister Isá, „bedenke es wohl, um was du den Erhabenen bittest! — Zwei Wünsche gleich sprachst du in einem Hauche, davon der eine das Wasser und der andere das Feuer war. So wenig wie diese beiden zur Eintracht miteinander sich verbinden, so werden nimmer Schönheit und Treue Geschwister werden. Wo Schönheit blüht, verdorrt die Treue! — Allein, es sei!"

Da erhob der Meister Isá seine Hände im Gebet zum Himmel und sprach:

„O Allah! Sieh ihn an, deinen Knecht! Dieser hier will aus großer Liebe zu seinem Weibe die Jahre seines Daseins redlich mit ihm teilen, wenn du, o Erhabener, diesem Weibe wieder deinen Atem leihest. Lasse, Barmherziger, deine Güte walten und deinen Segen herabschweben über sie!"

Die Bitte Isás — der Friede sei über ihm! — fand Erhörung.

Das Grab brach auf, und schön wie der volle Mond zur nächtlichen Stunde stieg das Weib aus seinem Grabe empor.

Der Prophet Isá aber begab sich wieder hinweg in die Wüste.

Nun wanderte das Ehepaar in schöner Eintracht ihrer Herzen durch die Gefilde der irdischen Glückseligkeit, und so kamen sie beide in die Nähe der Stadt Basra. An einem Tage aber war der Mann bei einer Zisterne eingeschlafen, und sein Weib saß bei ihm. Da begab es sich, daß ein Königssohn, der sich auf der Jagd nach Antilopen verirrt hatte, nahe zu dem Brunnen geritten kam. Er sah den Schlafenden; viel mehr aber blendete ihm die wunderbare Schönheit des Weibes in die Augen.

Nun hatte auch die Frau ihre schwarzen Augen auf den Nahenden gerichtet, und sie fragte also, wer er sei.

„Ich bin der Sohn des Padischah", sagte der Prinz.

Da aber erblickte das Weib das köstliche Gewand des Prinzen und seinen goldenen Schmuck und das viele Edelgestein an ihm, sie schaute auf seine gazellenschlanke Schönheit, und sie ward im Augenblicke von großer Liebe zu ihm ergriffen. Dem Prinzen aber geschah ein Gleiches, und er rief die Frau zu sich hin. Sie begab sich von ihrem schlafenden Manne hinweg und ging eilends zu dem Königssohn.

Dieser fragte jedoch: „Was ist mit diesem Manne dort?"

Das Weib aber sprach darauf erzürnt: „Es ist ein Dieb, Herr, der mich mit tausend Listen aus der Stadt gelockt hat, um mich zu entführen."

„O Weib!" sagte da der Prinz, „du hast mit deiner Schönheit mein Herz bezaubert. Willst du mit mir gehen?"

„O tapferer Herr!" drängte aber das Weib den Prinzen, „so tue mir nur die Liebe und bringe jenen Räuber erst um, damit ich glücklich sein und mit dir ziehen kann!"

„Wenn dieser Mann ein Räuber ist, der dich entführen wollte," entgegnete der Prinz der Argen, „so gehe unbesorgt mit mir nach der Stadt, wo ich das Verbrechen vor meinen Vater, den Padischah, bringen will. Dort wird der Übeltäter seinen Lohn erhalten."

Das ungetreue Weib stieg darauf zu dem Prinzen auf sein Roß und ließ ihren Gatten allein in tiefem Schlafe in der Wüste zurück. Als die Sonne bald vom Himmel herabgesunken war, erwachte der Mann; und er sah mit Verwunderung, daß er allein war. Dann sprach er bei sich in großem Schmerze: „Wohl hat ein Räuber mir mein Weib entführt." Noch war der Gedanke nicht kalt geworden, da gewahrte er am Boden die Spuren von Roſsehufen. Und er folgte diesen Spuren in Eile, bis er einen Reiter erblickte, der ein Weib vor sich hielt. Bald war er nahe heran und rief dem Reiter zu.

Es war der Prinz, und er hielt sein Roß an.

„Wohin denn willst du mit meinem Weibe?" rief erzürnt der erschöpfte Mann. „Warum willst du solches Unrecht tun? Fürchtest du dich nicht vor Gott?"

Da entgegnete der Königssohn: „Wie willst du so lügen, du gottloser Räuber! Diese schöne Fee wäre dein Weib? Mit arger List und Tücke hast du sie aus der Stadt gelockt, um sie zu entführen!"

Traurig sprach da der Betrogene: „Zweifach Unrecht tust du mir an! Erst hast du mir mein Weib entführt, und nun nennst du mich noch einen Dieb!"

Darauf aber umschlang das Weib den Prinzen mit ihrem liebesheißen Leibe und flüsterte ihm flehentlich zu: „Ich habe es dir gesagt, o Herr! Dieser Räuber wird mich nicht freilassen, oder du tötetest ihn!"

Da rief der Königssohn seine Jäger zu sich und befahl ihnen: „Greifet diesen Dieb und bindet ihn! Dann aber führet ihn an den Hof meines Vaters, des Padischah!"

Also geschah es nach dem Worte des Prinzen.

Als nun der Prinz zu seinem Vater kam, erzählte er ihm, was geschehen war. „Hört, mein Vater, was ich gefunden habe! Statt einer Löwin zeigte mir Allah der Erhabene auf der Jagd ein junges Weib, schön wie eine Huri des Paradieses, das ein Räuber mit böser List aus der Stadt gelockt hatte, um es zu entführen. Diesen Mann habe ich mitgebracht, auf daß mein Vater, der Padischah, ihn höre und bestrafe. Wenn aber mein Vater mir noch gewogen ist, so soll dieses schöne Weib die Zierde meines Harems werden."

Darauf brachten die Jäger den Mann und das Weib vor den Padischah. Dieser sah sie mit strengem Blick an und sprach zu dem Weibe: „Zuerst rede du! Was ist es mit diesem Manne?"

Und demütig sagte das Weib: „O großer Herr! Dieser Mann da ist ein Dieb, und er hat mich mit arger List aus der Stadt entführt!"

Darauf fragte der König den Mann: „Was sagst du zu der Rede dieses Weibes?"

„O Padischah!" rief da der gefangene Mann, „dieses Weib ist meine Ehefrau!"

Der König aber sprach zu ihm: „Dieses Weib, o Mann, aber redet, du wärest ein Dieb, und du hättest sie gestohlen!"

Nun war der Mann über die Maßen erstaunt, und bei sich sagte er: „Bei Gott dem Erhabenen, was hat mir dies zu bedeuten?" — und zum König sprach er laut: „O Padischah! Ich weiß es nicht, wie ich es vor dir beweisen soll! — Doch, o Herr! Es kann ein Heiliger für mich reden, und das ist Isá, der Prophet!"

Darauf wendete der König seinen Blick zu seinem Wesir und sprach: „Was ist nun deine Meinung, meiner weiser Berater?"

Der Wesir aber strich seinen langen weißen Bart herab, blickte auf das schöne Weib und sagte: „Wie soll man es glauben, o Padischah, daß diesem Manne Isá, der Gesandte des Erhabenen, zum Zeugen sei?"

Also sprach der König zu dem Manne: „Wo aber ist nun dein Zeuge, der Meister Isá, o Mann? So sage es uns, auf daß du ihn zu uns führest."

Der Betrogene aber entgegnete: „Wenn du es, o Padischah, deinem Knechte gestattest, so will ich mich aufmachen und den Meister Isá — der Friede sei über ihm! — vor dein Angesicht führen."

Und der König ließ ihn frei.

Da nun der Mann hinweggegangen war, blickte das schöne Weib den Padischah an wie ein Zauberbasilisk und sprach: „O Herr, dieser Dieb hatte wieder eine von seinen tausend Listen ausgesonnen, um sich deiner Gerechtigkeit zu entziehen. Wie willst du, o Padischah, diesen Schächer dann wieder ergreifen? Sende, o Herr, deine Jäger aus und lasse ihn, der doch ein Räuber ist, töten!"

Der König sah die schönen Augen des Weibes, und er gab seinem Wesir den Befehl, dem Manne eine Anzahl Jäger nachzusenden, damit sie ihn wieder vor seinen Thron brächten.

Der Mann aber war erst eine Meile in die Wüste gewandert, als er sehr bekümmert wurde. Nun wurde er bei sich gewahr, daß der Meister Isá kein Haus und keine feste Wohnung habe. So quälte er seinen Kopf mit Fragen, wo er den Propheten Isá fände. Vor Kummer ließ er sich unter einer Palme nieder, legte sein Haupt auf seine Knie und schlief ein.

Da erquickte ihn im Schlafe ein Traum, und die gesegnete Schönheit des Meisters Isá leuchtete über ihm und sprach: „Sei guten Mutes, o Mann! Am nächsten Tage werde ich bei dir sein."

Wie der Schlafende noch träumte, fanden ihn die Jäger des Königs. Sie stießen ihn mit Füßen und riefen: „Auf! Erhebe dich! Du Schelm, der du wolltest Isá den Propheten suchen und ihn im Schlafe finden willst!" Darauf trieben sie ihn mit Stockschlägen wieder vor den Padischah und sprachen: „Sieh, o Herr, dieser ist ein Betrüger. Er wollte Isá suchen, und wir fanden ihn in faulem Schlafe!"

Der König aber fragte den Gezüchtigten: „Wo also wolltest du den Meister Isá finden?“

Und jener sprach: „O Padischah! Da ich noch kaum bis in die Wüste gekommen war, siehe, da kam mir der Gedanke, daß der Meister Isá keinen festen Ort noch Wohnung habe. So ward mir das Haupt schwer von dem Kummer, wo ich ihn fände! Also legte ich meinen Kopf auf meine Knie, und über mich kam der Schlaf. Da aber erschien mir die gesegnete Schönheit des Meisters Isá im Traume und sprach: ‚Sei guten Mutes, o Mann! Am nächsten Tage werde ich bei dir sein.‘“

Nun sandte der König seine Blicke zu seinem Wesir und fragte ihn: „Was ist nun deine Rede, mein weiser Wesir?“

Jener aber strich an seinem weißen Barte herab und sprach: „Halte diesen Mann fest, o Padischah! Er ist ein Lästerer an dem Meister Isá und ein schändlicher Lügner. Wenn er nicht wahr gesprochen hat, daß Isá der Prophet morgen zu ihm komme, dann, o Herr, gib ihm die Bastonade!“

Als der nächste Tag gekommen war, schickte der Padischah nach seinem Sohne, dem Prinzen, und hieß ihm, daß er den Gefangenen bringe. Die Häscher führten ihn herbei, und der König befahl, ihn mit Stöcken zu züchtigen.

Noch während jene ihn schlugen, sahen alle aus der Wüste einen hohen leuchtenden Strahl näher kommen, der mit der Schnelligkeit des Falken auf die Stadt zu wandelte. Da rief der Wesir aus:

„O wahrlich! O Padischah! — es ist der Meister Isá — der Friede sei über ihm! — der dort kommt. Es ist sein Leuchten, das von der Erde bis in den Himmel reicht!“

Darauf stieg der Padischah herab von seinem Thron, und er ging dem Meister Isá entgegen und begrüßte ihn mit großer Freude. Dann geleitete er ihn zu seinem Thron und bat ihn, darauf zu ruhen. Nun erzählte er dem Gesandten des Erhabenen, was sich zugetragen hatte: „Sieh, o Seele Allahs, diesen Mann fand mein Sohn auf einer Jagd in der Wüste und neben ihm ein schönes Weib. Da mein Sohn das Weib nun fragte, wer der Mann sei, der zu ihrer Seite schlief, so war ihre Behauptung, er sei ein Dieb, der sie aus der Stadt mit böser List entführt habe. Dieser Mann aber läßt nicht von seiner Rede, das Weib sei seine Ehefrau, und bezeugen könne es der Meister Isá. Gelobt sei der Erhabene, daß du, o Herr, gekommen bist!“

Darauf befahl der Meister Isá, daß man das Weib und den Mann vor ihn führe. So geschah es.

Da richtete der Gesandte des Erhabenen seinen strahlenden Blick auf die Frau und sprach zu ihr: „O Weib, was hast du getan! Gib jenem Manne zurück, was er dir geschenkt, und dem Erhabenen, was er dir geliehen hat!“

Nun wollte das Weib ihn bitten mit dem Jammer ihrer Tränen. Isá aber hob die Hand und sprach: „Weib, richte dein Antlitz nach Mekka und sprich: ‚Das Geschenk, das mir dieser Mann mit der Hälfte seines Lebens gab, ich gebe es ihm zurück.‘“

Voll des Ärgers schrie darauf das Weib: „Gut! Da ist es!“ Und sie tat, wie ihr geheißen, und fiel tot auf den Boden nieder, und ihre Seele kehrte in ihr Grab zurück.

Als dieses Wunder geschehen war, erschreckten der König, der Prinz, der Wesir und alle, die es sahen, bis in die Seele.

Isá aber sprach zu ihnen: „Sehet jenes Weib! Es war die Gattin dieses Mannes. Nach ihrem Vertrage miteinander hatten sie beschlossen, daß jedes von ihnen am Grabe des anderen verweilen solle, wenn einer von dem Erhabenen abgerufen werden sollte. Auf Gottes, des Unendlichen, Geheiß war es jenes Weib, das zuerst dahinging. Dieser Mann aber blieb dreißig Jahre an dem Grabe seines Weibes. Da ich ihn dort sah, so erbarmte es mich, und weil ich ihn fragte, was er wohl darum geben würde, wenn sie wieder zum Leben gerufen würde, so gab er die Hälfte seines Lebens an sie hin. Da rief ich zu Allah dem Erhabenen, und Allah erhörte mein Gebet.

Sehet nun: Also gab jene Undankbare das Geschenk, dessen sie nicht würdig war, an ihren Gatten zurück.“

Darauf begab sich Isá, der Prophet des Erhabenen, wieder in die Wüste zurück, und eine Stimme aus der himmlischen Welt sprach über ihm:

„O Isá, so werden alle, die Herzen verbinden wollen außer mir, nur ihre Schwachheit und ihre Untreue erfahren!“

# WISSEN UND LEBEN

**Aus der Filmwelt Japans.** Schon der Umstand, daß heute in Japan über 1200 Kinos und fünf große selbständige Filmkonzerne bestehen, die im Gegensatz zu Amerika und Europa in sich selbst geschlossene Gesellschaften bilden, ihre eigenen Filme erzeugen und diese in eigenen Theatern vorführen, daß außerdem eine Anzahl kleinerer Konzerne florieren, die nur Filme herstellen, und daß nach der amtlichen Statistik die Länge der in Japan vorgeführten Filme im Jahre 1925 20 245 736 Fuß betrug, daß dem die Zensur ausübenden Ministerium des Innern durchschnittlich im Monat über 500 000 Fuß Filme vorliegen und monatlich über 900 Akte hergestellt und abgegeben werden, beweist den Aufschwung, den das japanische Kinowesen seit dem Jahre 1896 genommen hat, in dem ein Italiener zum ersten Male einen Film in Japan — in Nagasaki — gezeigt hat. Zieht man ferner in Betracht, daß die „Großen Fünf“, wie die obigen Konzerne genannt werden, acht modern eingerichtete Glas- und Dunkelateliers besitzen und zur Zeit acht der dort aufgenommenen Filme (darunter „Der Straßenzauberer“ der Nippon Katsudo Shashin Kabushiki Kaisha (Nikkatsu), aus dem auf unserer Bildertafel „Der Film in Japan“ zwei Szenen wiedergegeben sind) in Europa vorgeführt werden, so tritt die Film-Emsigkeit der Japaner erst recht in die Erscheinung. Um so mehr, als die Amerikaner es verstanden haben, infolge des Weltkrieges sich auf dem Filmmarkt in Japan festzusetzen, denn 80 Proz. der importierten Filme stammen aus Amerika. Eine Konkurrenz, die von den Japanern immerhin unangenehm empfunden wird. — In japanischen Fachkreisen schätzt man den Monatsbesuch in den Kinos auf 40—50 Millionen Leute, die Jahreseinnahmen auf 120 Millionen Jen. Den 37 Theatern Tokios standen 6 Monate nach der großen Septemberkatastrophe 170 Kinos gegenüber, die im Monat Dezember 1924 von 1 353 667 Personen besucht wurden, während sich in den Theatern nur 247 450 Personen einfanden. Von den obenerwähnten 1200 Kinos können jedoch nur die beiden der Shochiku Cimema Kabushiki Kaisha gehörenden Filmtempel in Osaka und Kioto sowie der im Entstehen begriffene Kinopalast in Tokio als modernen Ansprüchen genügend bezeichnet werden, der Mangel an Up-to-date-Kinos bildet ein Sorgenkind der Japaner. — Die japanischen Filme zerfallen in klassische und moderne Stücke. Die klassischen sind eine Ergänzung der alten Bühnendramen, dagegen offenbaren die modernen Darbietungen den eigentlichen Filmcharakter. Eine originelle Erscheinung sind die in jedem Kino angestellten „Bilder-Dolmetscher“ — deren Zunft 8000 Mitglieder angehören — die man als lebende Textbücher bezeichnen kann. Die Leute, die sich vielfach aus den professionellen Geschichtenerzählern zusammensetzen, deren „Yose“ genannte Unterhaltungshäuser seit der Entstehung des Kinos mehr und mehr verwaisten, müssen jede Szene, jeden Darsteller usw. erklären, insbesondere ausländische Namen, fremde Sitten und Gebräuche interpretieren. Ihr Beruf wurde hauptsächlich deshalb geschaffen, weil die Japaner es gewohnt sind, dem Gehör eine größere Bedeutung beizumessen als dem Auge. Ein Gang durch die pittoresken Kinostraßen der japanischen Großstädte offenbart das Interesse der drängenden und schiebenden Menschenmassen für die Vorführungen auf der Leinwand. Die Eintrittspreise betragen für einen guten Sitz 4 Mark, für die einfachen Plätze 1— 1,20 Mark. Die Zeitungen veröffentlichen täglich die Bilder der bekanntesten „Kinosterne“, unter deren weiblichen Größen heute Yoshiko Okada, Sumi Kurishima, Yoshi Kawata, Yuki Tsukuba u. a. glänzen. Vom stärkeren Kinogeschlecht sei nur Iyokichi Kondo genannt, der zusammen mit Yoshiko Okada im „Straßenzauberer“ mitwirkt. Die dem Filmwesen gewidmeten Zeitschriften zeichnen sich durch eine vornehme Ausstattung aus. „Screen and Stage“ der Osaka Asahi Shimbun, die „Eiga Onrai“ (Filmrundschau), die „Movie Times“ und die von der „Osaka Moving Picture Company herausgegebene Zeitschrift „Stage and Screen“ veröffentlichen neben einer großen Anzahl von Tiefdruckreproduktionen vorzügliche farbige Illustrationen — in deren Wiedergabe die Japaner Meister sind — aus den verschiedenen Filmvorführungen. — Unter den in Japan vorgeführten ausländischen Filmen haben auch viele deutsche großen Anklang gefunden. Besonders sind hier zu nennen „Sumurum“, „Danton“, „Carmen“, „Siegfried“ und „Der letzte Mann“, während der Film „Auf der Eisbär- und Seehundjagd“, den ich im „Denki-Kan“ in Tokio sah, von einem Teil der Presse abfällig beurteilt wurde, weil den Japanern die Jagd auf eine Eisbärin und ihre Jungen gegen das Gefühl ging.

Felix Baumann.

**Durch irdischen Einfluß gefärbte Wolken.** Am 20. Juli 1920 vormittags brach in einem großen Sägewerk und Holzlager zu Hölzlebruck, einer Haltestelle der Höllentalbahn, nordöstlich vom Feldberg, ein nicht zu löschendes großes Feuer aus. Die Luft war wolkenlos und sehr trocken. Um die Mittagszeit, als der Brand seine größte Ausdehnung hatte, bemerkte man, daß sich hoch über der Brandstätte, in einer Höhe von etwa 2400 m, eine echte kleine Kumuluswolke gebildet hatte, die durch den Widerschein des Feuers schwach rosa gefärbt war. Die Feldbergbesucher hatten zu dieser Zeit Alpenfernsicht. Dr. W. Hartmann konnte von dort aus die Entstehung der Wolke, die an den Ausbruch eines Vulkans erinnerte, bei der klaren Luft gut beobachten. Über der Brandstätte entwickelte sich ein kräftig aufsteigender Luftstrom, der sich beim Auftreffen an eine bis dahin unsichtbare Dunstschicht in der Mitte aufwölbte und alsbald eine Wolke bildete, die stundenlang während des ganzen Brandes abwechselnd sich verflüchtigte und wieder erneuerte. Diese seltene Erscheinung hat große Ähnlichkeit mit den Atollwolken der Tropen, die der Reisende jedoch selten zu Gesicht bekommt, weil Korallenriffe und Brandung den Schiffen eine größere Annäherung verbieten. Der Zustand, in dem sich eine durch ringsum über das Wasser emporgediehene Korallenklippeninsel, ein sogenanntes Atoll, befindet, gleicht einer dampfenden Suppenschüssel. Das Wasser des flachen Beckens wird nämlich von der Tropensonne mit Leichtigkeit auf 35 bis 37 Grad Celsius erhitzt und ist nun bedeutend wärmer als der tiefe und unruhige Ozean rund herum. Es verdampft daher außerordentlich stark, der Dampf steigt in die kühlere Höhe, bis er sich, oft 1000 m hoch, zu einer richtigen Wolke zusammenballt, die fortwährend durch frische Zufuhr aus der Tiefe gespeist wird und stehen bleibt. Die Seltsamkeit dieses Anblickes wird noch gesteigert durch die prachtvolle grüne Färbung solcher Wolken. Sie erklärt sich durch die Eigenart der „Riesenschüssel“. Ihre ruhige, glatte Fläche, umgeben von den Klippen und Meereswogen als Rahmen, wirkt nämlich wie ein Spiegel und wirft das auf ihn fallende Sonnenlicht zurück. Die wie ein Deckel über der Schüssel schwebende Wolke wird also, solange die Sonne scheint, mit der Farbe des grünen Meerwassers beleuchtet. Auch in unseren Breiten sind Spiegelungen von Festlandwasser auf weißen Wolkendecken hin und wieder beobachtet worden. So über Binnenseen. Sie erzeugen bei günstiger Wetterlage aufsteigende Luftströme, die die Bildung von Wolken, je nach der Wärmeverteilung, über dem Seebecken selbst oder rings um seine Ränder begünstigen. Viel seltener und auffallender ist jedoch die kürzlich beobachtete farbige Abbildung eines kleinen Flüßchens. Dessen bescheidene Wassermenge und -temperatur konnten unmöglich das Spiegelbild auf dieselbe Weise wie das Tropenatoll hervorbringen. Eine einwandfreie Erklärung ist schwierig. Ob die des Meteorologen Schmauß zutrifft, müssen wir dahingestellt sein lassen. Er denkt bei der Bildübertragung an eine Mitwirkung der Luftelektrizität, wie sie ähnlich von manchen Forschern für die Wünschelrutenfrage in Anspruch genommen wird. Die Wolke wäre demnach eine Art unfreiwilliger Rutengängerin und das Flußbild die vielleicht auf kolloidal-chemischer Grundlage gelegentlich sichtbar gemachten elektrischen Ausschläge.

Hermann Radestock.

**Die Rolle der Schilddrüse.** Die Schilddrüse, so genannt, weil sie den Schildknorpeln des Kehlkopfes anliegt, gehört zu den Hormondrüsen, zu denen man außer der Schilddrüse noch die Nebenschilddrüsen, die Nebennieren, den Hirnanhang (Hypophyse), die Bauchspeicheldrüse (Pankreas), die innere Brustdrüse (Thymus), die Milz und die Keimdrüsen zählt. Sie sind dadurch charakterisiert, daß sie entweder gar kein Ausführungssystem besitzen und das von ihnen gebildete Sekret direkt in die Blutbahn oder auf dem Umwege über die Lymphgefäße ins Blut entleeren — wie z. B. die Schilddrüse, die Nebenschilddrüsen, die Thymusdrüse und die Hypophyse — oder daß sie zwar ein Sekret durch einen Ausführungsgang auf eine Schleimhautfläche ergießen, aber außerdem ein zweites Produkt in die Blutbahn abgeben — so verhalten sich die Keimdrüsen und das Pankreas. Diese Eigenschaft der Drüsen, ihre Produkte nicht nach „außen“ (zur „Außenwelt“ in diesem Sinne gehört auch der Darmkanal, der ja nichts anderes als eingestülpte Körperoberfläche ist!), sondern nach „innen“ (d. h. hier in den Blutkreislauf) zu entleeren, hat ihnen noch einen anderen, häufig angewandten Namen eingebracht: man bezeichnet sie nämlich auch als endokrine Drüsen oder als Drüsen mit innerer Sekretion. Die

Der Silvaplaner und der Silser See. Im Vordergrund rechts Silvaplana.

Blick auf Campfer bei St. Moritz und Silvaplana (im Hintergrund am gleichnamigen See).

IM OBERENGADIN

Nach photographischen Aufnahmen von Albert Steiner, St. Moritz.

# Ein schwimmendes Luxusheim.

## Die amerikanische Wohnjacht „Samuri"

Blick in das Schlafzimmer.

Oben links: Auf der Fahrt. — Mitte links: Die Veranda auf dem Achterdeck. — Unten links: Wasch- und Baderaum. — Unten rechts: Der Salon mit dem Speisezimmer (im Hintergrund).

heute im Brennpunkt des Interesses stehenden Hormondrüsen wurden lange Zeit hindurch wenig oder gar nicht beachtet. Seitdem man aber etwa um 1850 begann, gewisse Krankheitserscheinungen auf die irgendwie gestörte Tätigkeit dieser Drüsen zurückzuführen, wandte man sich mit wachsendem Erfolge dem experimentellen Studium dieses Gebietes zu. So gewann man auch betreffs der Schilddrüse recht interessante Ergebnisse. Wenn man sie bei jungen Tieren operativ entfernt, so zeigt sich als auffallendste Folge eine Wachstumsstörung; besonders werden die langen Röhrenknochen befallen. Der Stoffwechsel ist sehr herabgesetzt; man kann unternormale Körpertemperatur feststellen. Ein weiteres Kennzeichen schilddrüsenloser Tiere ist die gesteigerte Neigung zu Fettansatz; ferner bleiben die Geschlechtsorgane in der Entwicklung zurück, und es kommt spät oder gar nicht zur Geschlechtsreife. Auf geistigem Gebiete fallen weitgehende Gleichgültigkeit und Intelligenzmangel auf. Eine naheliegende Frage ist die, woher man denn wissen könne, daß die geschilderten krankhaften Erscheinungen wirklich auf dem Fehlen des Schilddrüsenhormones beruhen. Hierfür bieten sich zwei Möglichkeiten: erstens das Transplantationsexperiment, das den überzeugenden Beweis für die innersekretorische Tätigkeit der Schilddrüse geliefert hat. Durch operatives Einpflanzen von Schilddrüsengewebe, z. B. unter die Haut oder in die Milz, gelingt es nämlich, die oben beschriebenen Ausfallserscheinungen mehr oder weniger vollständig zum Schwinden zu bringen. Einen weiteren Beweis kann man mit Hilfe der sog. „Organotherapie" führen, d. h. durch die Ernährung mit der Hormonsubstanz selbst, die von Tieren gewonnen wird; so gelingt es, mit Schilddrüsensubstanz eine Hebung des Stoffwechsels herbeizuführen und infolgedessen das Körpergewicht auf sein normales Niveau herabzudrücken. — Aber auch bei zu reger Tätigkeit der Schilddrüse zeigen sich abnorme Erscheinungen, die man beim Menschen unter dem Namen Basedowsche Krankheit zusammenfaßt. Infolge des gesteigerten Stoffwechsels kommt es zur Abmagerung, die geistigen Funktionen sind äußerst rege, oft bis zu Angst- und Aufregungszuständen gesteigert; ferner beobachtet man weite Pupillen, vergrößerte Lidspalten und vorgewölbte Augen (Exophthalmus). Entsprechend den vorstehenden Ausführungen, gelingt es in vielen Fällen, die Basedowsche Krankheit durch operative Verkleinerung der Schilddrüse zu heilen oder doch zu bessern. S. H.

**„Wiederkehrende Heißzeit"** oder „wiederkehrende trocken- und heißzeitähnliche Lebensperiode", so nennt W. Schuster jetzt seine Theorie, die früher „wiederkehrende Tertiärzeit" hieß — dies soll nämlich mißverstanden worden sein — und unermüdlich sucht er weiter nach Beispielen des Nordwärtsvorrückens von Vögeln, demnächst von Insekten, in unserem Lande sowie vom Emporsteigen von Tier- und Pflanzenarten ins Gebirge. Einige einschlägige Beispiele sind ja sehr bekannt und an sich unumstritten: der Girlitz hat jetzt wohl, aber noch nicht lange, auch schon das ganze Norddeutschland besiedelt, ebenso sind z. B. Hausrotschwanz und Haubenlerche in die nördlichen Gebiete unseres Landes eingedrungen, in denen sie früher selten waren oder fehlten — aber auch die Gebirgsbachstelze, die damit den kühlen Gebirgsbach gegen die wärmeren Bäche und die Wehre der Flachlandflüsse eintauschte. Wie Schuster neuerdings mitteilt, soll z. B. der Austernfischer an der Nord- und Ostküste immer spärlicher gesehen werden (?); die vor 100 Jahren noch in Württemberg nistende Schwarzkehldrossel (Turdus atrogularis) brüte heute nur noch in Sibirien. Auf dem gleichen Wege seien Wacholder- und Weindrossel, und der Ufersanderling treibe sich in großer Zahl unvermählt an den deutschen Küsten herum (auch zur Brutzeit ??), denn er habe die Brutplätze jüngst in nördlichere Breiten verlegt; die Stellersche Seekuh, die nur 27 Jahre für die Wissenschaft existierte, sei nicht sicher vernichtet, sondern könne sich in Weidegründe nördlich der Beringsinsel zurückgezogen haben. Die Adler und Geier haben sich mehr und mehr in die Gebirge zurückgezogen — das ist ja wiederum bekannt. Zugvögel werden mehr und mehr zu Standvögeln: Star (sicher!), Rotkehlchen und andere. Immer seltener verlangen Dachs und Eichhorn den Winterschlaf, ein Reh warf Novemberkitze, die Waldohreule kürze ihre Brutzeit von vier Wochen auf drei ab. Auch aus dem Osten und Westen bekommen wir Zuzug, aus dem Osten z. B. die Uralhabichtseule (und bekanntlich den Karmingimpel, auch einige Schmetterlingsarten könnten genannt werden). Alle diese Faunen- nebst Florenveränderungen nun unter einen Gesichtspunkt zu bringen (vorausgesetzt, daß alle Angaben der Kritik standhalten, was für manche Fälle bezweifelt werden kann), und zwar unter den Gesichtspunkt eines zunehmenden Wärmerwerdens, an das Schuster fest glaubt, scheint doch weniger aussichtsreich als die Erklärung von Fall zu Fall. Z. B. faßt man das Vordringen des Girlitzes als eine Folge zunehmenden Gartenbaues auf, das der Haubenlerche dürfte auf Zunahme der „Kultursteppe" beruhen, also auf der Vermehrung des Feldbaues und der Anlage von Landstraßen, das Vorrücken des Hausrotschwanzes, eines ehemaligen Felsenbewohners, mag mit dem Häuserbau zusammenhängen, das der Bergbachstelze mit der Vermehrung der Wehre infolge von Flußregulierungen. Trotz alledem erwähnt man nicht ungern die Schustersche Theorie, ist sie ihrem Urheber doch eine ungemein anregende Arbeitshypothese, und anregend ist es auch für andere, die von ihm gesammelten Tatsachenangaben zur Kenntnis zu nehmen und sie zu prüfen, sei es auch, daß man schließlich manche verwirft und für andere zu spezielleren Deutungen kommt oder zu kommen sucht. Wenn übrigens Schuster als ursächliche Erklärung für die angeblich zunehmende Wärme neben vereinzelten kosmischen Theorien dieses oder jenes Forschers diesmal auch anführt: „Wieder andere meinen, unsere heutige Kultursteppe — Waldentfernung — bringt Austrocknung der Heimaterde, Steppencharakter", wenn er also auch diese Erklärung zuläßt, so schlägt er eine Brücke zu denen, die für einen großen Teil der Faunenveränderungen schon diese Annahme hegen. — Es ist ein nicht ganz seltener Fall, daß ein Forscher eine Vielzahl von Tatsachen mit einer Theorie erklären will und dadurch die Fachgenossen zwingt, die angeblich „identischen" Tatsachen genauer zu prüfen und somit ihre Unterschiede herauszuarbeiten. Siehe z. B. Loebs Theorie von der „Identität" des tierischen und pflanzlichen Heliotropismus, der Tropismen überhaupt. Prof. V. Franz.

# Für die Frauenwelt.

**Leuchtende Stickereien** im Verein mit Malereien sind eine Neuheit, die auf den sommerlichen Kleidern großen Beifall findet. Es handelt sich um Stickereien, die bei künstlichem Abendlicht ganz unglaubliche Reflexe annehmen und an Tausendundeine Nacht denken lassen. Man sagt, daß diese Stickerei die Erfindung einer russischen Künstlerin sei, die jedoch das Geheimnis ihres Verfahrens für sich behalte. Man kann leuchtende Stickereien bei allen Stoffen anwenden. Musselinkleider, leichte und schwere Mäntel, Samtkissen, sie alle beugen sich dem geschickten Pinsel und der vielleicht noch geschickteren Nadel der Künstlerin, denn man erkennt von weitem nie, wo die Stickerei anfängt und die Malerei aufhört. Bald gefallen sich Pinsel und Nadel darin, zarte Blumen wiederzugeben, deren geheimnisvoller Glanz und matte Durchsichtigkeit alle Frauen in Entzücken versetzen; bald dekorieren sie gelehrte Arabesken. Die neue Mal-Stickerei erhellt auch die sommerlichen Schals und die lichten Sonnenschirme. Sie ist eine geschickte und scharmante Phantasie, die auch das einfachste Kleid in ein kleines Wunderwerk verwandelt.

**Silhouetten-Kissen.** Silhouetten, die augenblicklich so sehr modern sind, liefern auch für Kissen eine gute Idee. Man näht ein ziemlich großes viereckiges Kissen aus weißem Tuch und näht oder klebt eine Silhouette aus schwarzem Tuch darauf.

**Kleine Perlenrosen** sind eine Neuheit, die im Knopfloch des Smokings oder im Aufschlag des Mantels die großen, Treibhausblumen aufs natürlichste nachahmenden Nelken und Chrysanthemen ersetzen. Die Perlenrosen sind ganz flach und diskret und zeigen gewöhnlich zweierlei Farbentöne, Rosenholz und Praliné oder Fuchsiarot, wobei der Kelch immer heller ist als die Blumenblätter.

**Neue Häkelarbeit.** Ein bekannter ausländischer Schneider ist auf den Gedanken gekommen, sämtliche Nähte der Sommerkleider zu behäkeln! An dieser Idee inspiriert man sich, indem man Sweaters aus Stoffstreifen zusammensetzt, die durch farblich abgestufte Häkelreihen miteinander verbunden werden. Das sieht sehr hübsch und originell aus, die Arbeit läßt sich leicht selber herstellen, und die Damen

# Der erste schienenlose Eisenbahnzug der Welt.

Als Stephenson die Wirkung des Dampfes an einem Teekessel studierte, war er sich noch nicht bewußt, den ersten Schritt zu einer kulturellen Tat ersten Ranges getan zu haben. Ihm, dem Erfinder der Dampfmaschine, verdanken wir vor allem, daß wir heute im schnellen Zuge die Lande durcheilen können. Wer hätte aber noch vor kurzem daran glauben mögen, daß einst der Eisenbahnzug frei vom Schienenstrange sein könnte. Und doch ist es so, und doch wird diese Utopie zur Wahrheit! Wenn wir soeben Stephenson, den Erfinder der Dampfmaschine nannten, so müssen wir beim Begriff des „schienenlosen Zuges" noch eines anderen Erwähnung tun: Robert Wilhelm Thomsen, des ersten Patentinhabers für Gummireifen! Der Zug, der ohne Schienen laufen soll, kann natürlich nicht auf harten, ungeschützten Eisenrädern über die Landstraße rollen, sondern er muß, wie ein Autobus, Gummireifen, Riesenluftreifen haben.

Der erste schienenlose Zug der Welt fährt bereits, ist sogar schon in Europa! Wieder war es natürlich das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, Amerika, das uns mit dieser Sensation aufwartete. Schon im April 1925 verließ der Zug Neuyork und durchquerte fünfunddreißig Departements der Vereinigten Staaten und Kanada, um nach mehr als Jahresfrist nach seinem Ausgangspunkte Neuyork zurückzukehren. Selbst in einem an Sensationen übersättigten Lande wie Amerika erregte der Zug derartiges Aufsehen, daß sogar in einer Stadt wie Neuyork der Verkehr blockiert wurde.

Auch wir werden uns dieser Sensation in Kürze erfreuen können. Der Zug ist bereits in England und kommt über Frankreich, Belgien und Holland nach Deutschland, wo wir ihn etwa im September begrüßen werden. Er wird eine Rundreise durch sämtliche größeren Städte Deutschlands unternehmen und dann folgende Länder aufsuchen: Dänemark, Norwegen, Schweden, Italien, Spanien, Österreich, Ungarn. Nach Möglichkeit wird er auch noch andere Länder Europas besuchen.

Es ist von Interesse zu erfahren, daß dieser Zug Eigentum der Metro Goldwyn Picture Corporatian ist; ausgerüstet ist er ausschließlich mit Royal-Cord-Reifen der United States Rubber Co., da diese Reifen den ungeheuren Anforderungen am besten entsprechen. Die Lokomotive hat vier 34×7 Heavy-Service-Royal-Cord, der Wagen sechs 32×6 Motorcoach-Royal-Cord.

sind erfreut, daß sie mal wieder etwas Neues zu tun haben! Auch für Wäsche nimmt man solche Häkelgarnierungen, und über Voile werden sie in kleinen Sträußchen gesät.

**Der zusammenlegbare Liliputschirm.** Eine originelle modische Neuheit ist der zusammenlegbare Liliputschirm, der in einem winzigen Seidenfutteral eingeschlossen wird und dann einer kleinen Handtasche ähnlich sieht. Man macht diese Schirme aus allen Stoffen und in allen Farben; ihre Krücken sind sehr fein gearbeitet und stellen oft amüsante Köpfe von Katzen oder Hunden mit humoristischem Ausdruck dar. Ob diese neuen, in ihren Seidenbehältern eingeschlossenen Liliputschirme aber nicht den Nachteil haben, ihre Trägerinnen plötzlich niederströmenden Regengüssen auszusetzen, noch ehe sie aufgeklappt werden?

**Weiße Strümpfe?** Die Mode des fleischfarbenen Strumpfes ist in der Abnahme begriffen, und man munkelt, daß sie der des weißen Strumpfes Platz machen wird. Die Mannequins eines großen Pariser Schneiderhauses führen alle sommerlichen Modelle ihrer Firma in weißen Strümpfen vor. Das beschwört die Zeit von 1830 herauf. Man muß jedoch bedenken, daß die damaligen Frauen kaum ihre Knöchel entblößten, während die modernen Damen sehr viel mehr zeigen, und man muß schon wunderbar geformte Beine haben, um wagen zu dürfen, sie in weißen Futteralen zur Schau zu stellen. Denn es ist eine alte und bekannte Tatsache, daß Weiß dick macht.

**Weinblätter als Garnierung.** Zu einer der beliebtesten modischen Garnierungen gehören augenblicklich Weinblätter. Man sieht sie in Seide oder Perlen gestickt auf den Kleidern und Hüten. In Girlandenform laufen sie um Taschentücher, Tischtücher und Leibwäsche. Und auch Ohrringe bilden sie, deren Perlen die Trauben sind. In Email oder Galalith dienen sie zu Plaketten und Gürtelschnallen.

**Das Band der Armbanduhr,** das bisher fast immer aus schwarzem Moiré war, hat sich zur Begleitung von Sommerkleidern verändert, da Schwarz zu hellen Toiletten nicht vorteilhaft aussieht. Es wird jetzt in Lamé, metallischem Brokat, weißem oder holzfarbenem Moiré gewählt, das die kleine Uhr in das beste Licht setzt und ihr eine heitere Note gibt.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen.
Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig, Reudnitzer Strasse 1–7.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Nur die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

# JLLUSTRIRTE ZEITUNG

* VERLAG J. J. WEBER LEIPZIG *

NR. 4246. 167. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 29. JULI 1926

**Gediegener Sprachunterricht. Monatliches Honorar nur 2 Mark.** Die weltbekannte Sprachlehrmethode Toussaint-Langenscheidt bietet Ihnen die Gelegenheit, durch Selbstunterricht, ohne Lehrer, jede wichtige moderne und die alten Sprachen (Lateinisch, Griechisch, Hebräisch) bis zum höchsten Grade der Vollkommenheit zu erlernen. Dazu sind weder Vorkenntnisse noch höhere Schulbildung erforderlich. Die Methode Toussaint-Langenscheidt hat das schwierige Problem, wie das richtige Sprechen der fremden Sprache ohne Lehrer zu erlernen ist, einwandfrei gelöst. Zahlreiche Zeugnisse von Schülern, die ihre Kenntnisse im Auslande erprobt haben, beweisen, daß man auf Grund der Methode Toussaint-Langenscheidt Englisch wie ein Engländer, Spanisch wie ein Spanier usw. spricht. — Der Verlag der Unterrichtsbriefe (Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung — Prof. G. Langenscheidt — G. m. b. H., Berlin-Schöneberg) sendet jedem, der ihm mitteilt, für welche Sprache er Interesse hat, eine Probelektion kostenlos, portofrei und ohne irgendwelche Verbindlichkeit. Machen Sie von diesem Angebot Gebrauch. Schreiben Sie heute noch eine Postkarte an den Verlag.

Eine empfehlenswerte Darmkultur hat die Chemische Fabrik Wilhelm Hiller in Hannover mit ihrem „Brotella" begründet. „Brotella" ist eine Magendarmdiät, nach der Erfindung von Prof. Dr. phil. et med. Julius Gewecke-Bonn, nicht zur einmaligen Beseitigung, sondern zur dauerhaften Heilung der Stuhlverstopfung. „Brotella" wird als Suppe zubereitet, schmeckt vorzüglich und ersetzt als Frühstück oder Abendessen eine ganze Mahlzeit. Der Gebrauch ist außerordentlich billig, da ein Teller fertige „Brotella-Suppe" nur etwa 10 Pfg. kostet. Jedermann, der es ablehnt, seinen Darm zu vernachlässigen und Stuhlverstopfung mit Abführmitteln zu kurieren, versuche „Brotella", die in allen Apotheken und Drogerien zu haben ist, oder bestelle bei der genannten Firma die „Brotella"-Literatur.

Aus Verbraucherkreisen erhält die bekannte Kaliflora-Fabrik Queißer & Co., Hamburg 19 zahlreiche Anfragen, weshalb immer nur Bilder von hervorragenden Persönlichkeiten veröffentlicht werden. Die hübsche Bildanzeige auf Seite 134 zeigt, daß auch gern Privatpersonen ihr Porträt der Kaliflora-Fabrik zur Veröffentlichung überlassen. Trotz der überragenden Qualität kostet die Kaliflora-Zahnpasta nur 80 Pfg. die große, 50 Pfg. die kleine Tube.

# Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4246. 167. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Str. 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 29. Juli 1926.

## Allgemeine Notizen.

**Deutsche Gelehrte auf Internationalen Kongressen.** Zu dem Internationalen Kongreß für Philosophie, der vom 13. bis zum 17. September d. J. in Cambridge stattfindet, sind auch Einladungen an deutsche Gelehrte ergangen. Auf dem Kongreß sind Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Spanisch als offizielle Kongreßsprachen festgesetzt. — Auf dem Internationalen Psychologen-Kongreß, der vom 6. bis zum 11. September d. J. in Groningen stattfindet, werden von deutschen Teilnehmern Vorträge halten: Spranger und Rupp-Berlin, Jaensch-Marburg, Marbe-Würzburg, Goffka-Würzburg, Jaspers-Heidelberg und Stern-Hamburg. — Auf dem Amerikanischen Tuberkulosen-Kongreß, der im Oktober d. J. in Washington stattfindet, werden von deutscher Seite der Präsident des Robert-Koch-Institutes in Berlin, Prof. Dr. Neufeld, die Direktorin der Bakteriologischen Abteilung des Krankenhauses zu Berlin-Moabit, Frau Prof. Dr. Rabinowitsch-Kempner, und der bekannte Chirurg an der Münchner Universität Prof. Dr. Sauerbruch Vorträge halten.

**Literarisches Preisausschreiben.** Die Verlagsbuchhandlung S. Fischer in Berlin plant aus Anlaß ihres vierzigjährigen Bestehens die Herausgabe einer Reihe von Kurzbüchern (80 bis 100 Druckseiten), die unter der gemeinsamen Idee „Das Erlebnis" stehen sollen. Das Preisausschreiben will die Selbstdarstellung fördern, Gestaltung nicht erdachter, sondern erlebter Erfahrungen, die Schicksale und Charaktere gebildet haben. Für die drei wertvollsten Arbeiten sind Preise von 5000, 4000 und 3000 Mark ausgesetzt. Das Preisgericht wird ausschließlich dem Schutzverband Deutscher Schriftsteller (Berlin W 35, Schöneberger Ufer 25) überlassen, der allein die Einsendungen entgegennimmt und auf Wunsch die näheren Bedingungen des Wettbewerbs mitteilt.

**Eine Hochschule für afrikanische Sprachen** soll demnächst in London als internationales Forschungs- und Lehrinstitut für afrikanische Sprachen und Anthropologie der afrikanischen Völker errichtet werden. Daran nehmen außer England und Deutschland auch Deutsch-Österreich, Frankreich, Belgien, Italien, Schweden, die Vereinigten Staaten, Ägypten und Südafrika teil.

**Ein Schauspielpreis von 5000 Mark** ist vom Goethebund in Bremen in Verbindung mit dem Bremer Schau-

spielhaus ausgesetzt worden. Der Preis soll am 1. Januar 1927 vergeben werden. Der Wettbewerb steht allen deutschen Bühnenschriftstellern offen. Für die einzureichenden Stücke wird bei völlig freier Stoffwahl nur gefordert, daß sie, ob ernst oder heiter, dichterischen Wert und Bühnenreife besitzen. Die für den Wettbewerb eingereichten Stücke dürfen noch nicht aufgeführt worden sein. Die Uraufführung des preisgekrönten Stückes findet im Bremer Schauspielhaus innerhalb der Spielzeit 1926/27 statt, Werke, die am Wettbewerb teilnehmen sollen, müssen spätestens am 1. Oktober 1926 bei der Geschäftsstelle des Goethebundes in Bremen, Altenwallcontrescarpe 2, in Druck oder guter Maschinenschrift, möglichst in mehreren Exemplaren, eingereicht werden. Anonymität wird nicht gefordert. Das Porto für die Rücksendung der Manuskripte ist der Sendung beizufügen. Das Preisgericht besteht aus folgenden Herren: Dr. Gerhard Heile, Hauptschriftleiter, Bremen; Prof. Dr. Gerhard Hellmers, Bremen, Vorsitzender; Direktor Dr. Eduard Ichon, Bremen; Anton Koernig, Bremen; Universitäts-Professor Dr. H. A. Korff, Leipzig; Detlef Sierck, Oberspielleiter, Bremen; Universitäts-Professor Dr. K. Viëtor, Gießen; Dr. jur. Otto Wellmann, Bremen.

**Besuch der amerikanischen Ärzte in Wiesbaden.** Die auf einer Studienreise begriffenen amerikanischen Ärzte des „Travel Study Club of American Physicians" besichtigten die Wiesbadener Kureinrichtungen, deren tadelloser Zustand und technische Vollkommenheit die ungeteilte Anerkennung fanden. Die Bedeutung Wiesbadens und sein Ruf in Amerika als Heilbad seien, wie die Teilnehmer der Fahrt erklärten, die Veranlassung gewesen, daß Wiesbaden als einziges deutsches Bad zum zweiten Mal in diese ärztlichen Studienfahrten eingeschaltet wurde. Besonders begrüßt wurde die Einrichtung des Balneologischen Instituts, dessen Arbeiten der ganzen Heilung suchenden Menschheit nützlich sein werden. Bei einer Autorundfahrt durch den Taunus und an den Rhein lernten die amerikanischen Ärzte auch die für die Güte des Wiesbadener Klimas so bedeutungsvollen Waldungen und die Bäder Schlangenbad und Langenschwalbach kennen. Das Urteil ging dahin, daß es wenige Plätze in der Welt gebe, die derartige Vorzüge in solcher Fülle aufzuweisen hätten, und daß es wünschenswert sei, daß die Amerikaner in größerer Zahl als bisher die Wiesbadener Kur gebrauchen möchten.

# Eine Brunnen-Trinkkur zu Hause

Der Heiltrank der Natur

Die Genesung

**mit dem altberühmten heilkräftigen**

## Lauchstädter Brunnen

**ist zur Förderung der Gesundheit jedem zu empfehlen.**

**Seit mehr als 200 Jahren** geradezu hervorragend bewährt und ärztlich empfohlen bei

## Rheumatismus, Gicht, Nervosität,

### Blutarmut, Bleichsucht, Mattigkeit, schlechter Blutbeschaffenheit.

Bestes Kurgetränk bei

## Zucker- und Nierenleiden.

**Gesundes Blut ist die Grundlage der Lebenskraft, schlechtes Blut der Träger von Krankheitsstoffen.**

Deshalb ist es **für jeden Menschen,** ganz besonders aber für den, der **nervös, abgespannt** und **überarbeitet** ist, wichtig, sein Blut von Zeit zu Zeit aufzufrischen, um die Spannkraft und Elastizität des Körpers zu erhalten oder wiederzugewinnen durch eine Trinkkur zu Hause mit dem altberühmten heilkräftigen Lauchstädter Brunnen. Schon von Goethe, Schiller, Gottsched und anderen Geistesheroen getrunken.

**Was sich aber Jahrhunderte hindurch so außerordentlich bewährt hat, das muß schon zuverlässig und gut sein.**

Lauchstädter Brunnen ist zu beziehen durch die Niederlagen
— Apotheken, Drogenhandlungen und Mineralbrunnengeschäfte —
oder direkt durch den

**Brunnenversand der Heilquelle zu Lauchstädt in Thüringen.**

**Brunnenschriften und Heilberichte kostenlos durch den Brunnenversand, Lauchstädt in Thüringen.**

Illustrirte Zeitung

BILDNIS EINES JAPANISCHEN MALERS

SELBSTPORTRÄT VON T. FOUJITA

Von der Ostpreußenreise der Bevollmächtigten des Reichsrates unter Führung von Reichsinnenminister Dr. Külz (×): Die Teilnehmer in Ortelsburg am 16. Juli.

Rechts: Das Kriegerdenkmal in Ochsenfurt a. M. (Entwurf: Bildhauer Heuler, Würzburg), das am 25. Juli eingeweiht wurde. Die Gesamtanlage ist ungefähr 75 m lang; der St.-Georgsritter hat eine Höhe von 3 m. (Phot. A. Hofer, Ochsenfurt.)

Von der Wiedereröffnung des Seedienstes Swinemünde-Danzig-Pillau: Das neue Motorschnellschiff „Hansestadt Danzig“ nach seinem Eintreffen an der Landungsbrücke in Zoppot am 18. Juli. (Phot. Lucka, Zoppot.) — Links: Vom Begräbnis des am 16. Juli verschiedenen Bischofs Dr. Paul Wilhelm v. Keppler von Rottenburg: Der Trauerzug mit dem Sarge des Verstorbenen.

Dr. Pünder,
bisher Ministerialdirektor in der Reichskanzlei, der an Stelle von Dr. Kempner zum Staatssekretär in der Reichskanzlei ernannt wurde.

Die Tagung von im Rheinland geborenen und ansässigen Dichtern in Koblenz am 10. und 11. Juli: Eine Gruppe von Teilnehmern.
1 Geheimrat Waetzold, der Vertreter des preußischen Kultusministers; 2 Oberbürgermeister Dr. Russell; 3 Alfons Paquet, der eine bedeutende Rede über den Rhein als Schicksalsstrom hielt; 4 Jos. Winkler; 5 Beigeordneter Ochs; 6 Karl Maria Weber; 7 Dr. Peter Esser vom Schauspielhaus Düsseldorf (Rezitator); 8 Beigeordneter Dr. Biesten; 9 Josef Ponten; 10 D. H. Sarnetzki; 11 Leo Sternberg, dessen „Luzifer“ uraufgeführt wurde; 12 Philippi; 13 Schneider-Clauß. Ferner waren anwesend: Herbert Eulenberg, A. v. Hatzfeld, Jakob Kneip u. a.

Dr. phil., Dr.-Ing. h. c. Alfred Stock,
Professor an der Universität Berlin, Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts in Berlin-Dahlem, bedeutender Vertreter der Chemie, beging am 16. Juli seinen 50. Geburtstag.

# DAS SCHWANKEN DES POLITISCHEN SCHWERPUNKTES DEUTSCHLANDS

Zum Staate gehört eine Hauptstadt, in der sich das politische, geistige und materielle Leben des Volkes als im Mittelpunkte seiner Kultur konzentriert und die unentbehrlich dafür ist, daß sich ein Volk als ein Ganzes fühlt; ohne einen solchen Kulturmittelpunkt kann keine große Nation auf die Dauer bestehen. London, Paris, Rom, Madrid, Stockholm, Kopenhagen sind die Städte, in denen sich das politische Leben ihrer Staaten konzentriert hat; solche Hauptstädte sind notwendig trotz allen ihren Sünden und Gebrechen. Erst im 19. Jahrhundert aber sind wir Deutschen dazu gelangt, eine solche Hauptstadt zu besitzen."

Mit diesen Worten hat einst Treitschke bei seinen Vorlesungen über „Politik" auf die Notwendigkeit und Bedeutung eines festen Punktes hingewiesen, von dem aus der Staat die höchste Kraft entfalten kann. Staaten entstehen eben nicht aus Zellkernen, die wachsen und sich mit anderen Zellen zu einem Zellenverbande vereinigen. „Sie organisieren sich gleichsam um eine gegebene enge Erdstelle, die der Ausgangspunkt ihrer Entwicklung und ihrer Hauptstadt ist. Wege und Kanäle strahlen von so einem dauerhaften Punkt aus, ihr Verkehr gräbt die Bahnen immer tiefer, und der innere Zusammenhang aller Teile wird immer stärker, wobei sie aber alle zugleich vom Mittelpunkt abhängig werden." (Ratzel.) In dieser Hinsicht war Deutschland von Anbeginn seiner Geschichte gegenüber seinen glücklicheren Nachbarn stark benachteiligt, die von Anfang an in einer natürlichen Hauptstadt als dem Brenn- und Kristallisationspunkt ihres Staatslebens gleichsam „den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht" besaßen. Deutschland entbehrte eines solchen bodensteten, staatsbildenden Zellkerns, um den herum ein lebendiges Staatsgefühl sich natürlich kristallisiert hätte. Es hat lange gedauert, bis der deutsche Staat seinen festen politischen Mittelpunkt gefunden hat, und insbesondere ist die ganze Frühzeit der deutschen Entwicklung gekennzeichnet durch ein unablässiges Hin- und Herschwanken des politischen Schwerpunktes Deutschlands.

Deutschland erwuchs eben nicht organisch, wie z. B. das alte Römerreich, allmählich aus einer stadt-staatlichen Keimzelle, sondern trat als das östliche Bruchstück des zerfallenen Frankenreiches Karls des Großen in die Erscheinung. Es bildete sich aus dem im Vertrage von Verdun 843 entstandenen Ostfranken erst im Laufe etwa eines Jahrhunderts zu einem deutschen Reiche aus. Wohl erhielt dieses karolingische Teilreich durch den Vertrag zu Mersen (870) aus dem Trümmerfeld des rasch zusammengebrochenen lotharingischen Zwischenreichs die wertvollen linksrheinischen Lande und ward ihm damit zugleich die altehrwürdige Hauptstadt Karls des Großen, Aachen, eingegliedert, allein diese Stadt konnte, so vorteilhaft ihre Lage auch für die Leitung des karolingischen Gesamtreiches gewesen sein mochte, als Kristallisationskern des erst im Werden begriffenen Deutschen Reiches nicht in Betracht kommen. Sie besaß für dieses nur einen idealen Wert als einstige Residenz und letzte Ruhestätte des sagenverklärten großen Kaisers; denn sie lag für das Ostreich zu exzentrisch. Dieses fand zunächst seinen politischen Schwerpunkt in Regensburg, der Hauptstadt des bayerischen Stammesherzogtums, das bereits vor der Auflösung des Karolingerstaates Ludwig dem Deutschen als Teilkönigreich zugefallen war. Hier hatte auch schon Karl der Große selbst vorübergehend Hof gehalten, und hier schlug sein Enkel seinen Herrschersitz auf in der Erkenntnis, daß Bayern schon infolge der von hier aus so verheißungsvoll begonnenen Kolonisation in den Donau- und Alpenländern das Hauptland eines Reiches war, das seine Zukunft im Osten suchen mußte. So ruhte damals der politische Schwerpunkt des seine Kräfte vor allem auf die Abwehr der Slawen und Ungarn konzentrierenden Reiches vorzugsweise im Südosten, wenngleich nach dem Tode Ludwigs des Deutschen (876) eine Zeitlang Frankfurt a. M. als Hauptstadt Ostfrankens galt. Wir sehen aber bald wieder Regensburg hochkommen, wo sich der kraftvolle Arnulf eine ausgedehnte Palastanlage errichten ließ. Die Herrschaft der deutschen Karolinger währte aber viel zu kurz, als daß sich hier das Nervenzentrum eines deutschen Staatsorganismus hätte entwickeln können, zumal auch unter Ludwig dem Kinde und Konrad von Franken die königliche Gewalt durch innere Zwietracht und äußere Feinde so schwer erschüttert wurde, daß die Stammesherzogtümer wiederauflebten und das Reich zu zerfallen drohte. Nur die politische Klugheit des zum König erwählten Sachsenfürsten Heinrich I. rettete schließlich das Reich in der Form eines Bundesstaates, indem er sich mit der Anerkennung seiner Oberhoheit durch die einzelnen Herzoge begnügte. Er ward auch insofern der eigentliche Schöpfer des Deutschen Reiches, als er durch Unterwerfung Lothringens die linksrheinischen Lande aus dem Banne Frankreichs löste und dauernd mit Ostfranken vereinigte, das nun allmählich als „Deutsches Reich" bezeichnet wird. Der Schwerpunkt der Macht ruhte nun bei den Sachsen, aber das politische Pendel schlug mehr nach dem Rhein zu aus, der damals „mitten durch Deutschland floß", und an dessen Ufern die höchste Kultur erblühte. Die Rheinlande bildeten fortan, während der Glanzzeit des mittelalterlichen Kaisertums, die Seele des Reiches. Dies kam vor allem in der überragenden Stellung der rheinischen Erzbischöfe zum Ausdruck, von denen der Mainzer das Erzkanzleramt von Deutschland versah, während der Kölner später der politischen Kanzlei für Italien, der Trierer der von Burgund vorstand. Diese übten später als die drei geistlichen Kurfürsten den größten politischen Einfluß auf die Geschicke des Reiches aus, insbesondere der von Mainz, der jede Kaiserwahl zu leiten hatte. Die Wahl selbst erfolgte zu Frankfurt, woselbst auch die Kaiser, nachdem Aachen als Krönungsstadt außer Übung gekommen war, gekrönt wurden. Dieses politische Übergewicht der Rheinlande erklärt sich vornehmlich aus dem kulturellen Vorsprung, den sie von der Römerzeit her als die am stärksten bevölkerten, am besten angebauten, reichsten und zivilisiertesten Gebiete nördlich der Alpen hatten. Sie waren dem übrigen Deutschland, von Bayern abgesehen, um 800 Jahre voraus. Hier blühte der Handel am regsten, und die deutschen Könige hielten sich im Zeitalter der Naturalwirtschaft mit Vorliebe in den Rheinlanden auf, weil es hier Einkünfte in Bargeld gab. So entstanden am Rhein neben den bischöflichen Residenzen mit ihren ehrwürdigen Domen auch stattliche Kaiserpfalzen. Das Reich gravitierte ja auch schon deshalb nach dem Westen, weil noch immer die Tradition fortlebte, daß es aus dem Schoße des Karolingerstaates hervorgegangen war. Gleichwohl kam es hier nicht zur Gründung einer Reichshauptstadt, nicht bloß, weil diese hier allzu nahe der Westgrenze gelegen hätte — damals reichte diese noch über die Maas hinaus — sondern weil sich der politische Schwerpunkt Deutschlands infolge der östlichen Kolonisation mehr nach Osten verschob. Zunächst freilich neigte er sich nach Süden, seit Otto der Große mit Rücksicht auf seine innere Politik, die sich auf die hohe Geistlichkeit stützte, gezwungen war, Einfluß auf das Papsttum zu nehmen, und deshalb in die Fußtapfen Karls des Großen trat und sich die langobardische und die Kaiserkrone erwarb. Seitdem macht sich ein gewisser Dualismus des politischen Schwergewichts im Reiche geltend, indem einzelne Kaiser, so Otto III. und besonders die Staufen, Italien vor Deutschland bevorzugten. Der Schwerpunkt des Reiches lag fortan nicht mehr allein in Deutschland, ja, wir sehen, wie zum größten Schaden des Reiches die letzten Staufer sogar ihr Erbland Sizilien zum Mittelpunkt ihres Universalreiches machten. Deutschland selbst steht im Schatten der kaiserlichen Machtpolitik, ist gleichsam nur Nebenland. Das hat die Entwicklung der deutschen Staatsidee schwer beeinträchtigt, zumal auch das rasche Aussterben und damit der Wechsel der einzelnen Kaiserdynastien viel dazu beitrugen, daß Deutschland lange keinen dauernden Stützpunkt seiner Macht gewann. Die Bildung einer Hauptstadt ward ja, solange die Naturalwirtschaft herrschte, schon dadurch verhindert, daß die Kaiser ihre Einkünfte im Umherziehen gewinnen mußten. Wohl zeigten sich verheißungsvolle Ansätze zur Begründung einer Reichszentrale im Norden, im kolonialen Neuland. Schon Heinrich I. hatte seine Waffen in den slawischen Osten getragen und so dem Reich Zukunftswege gewiesen. Otto I. hatte durch Errichtung des Metropolitenbistums Magdeburg das Reich weiter nach Osten vorgerückt, später suchten die Salier in der Nähe des Harzes sich die so dringend notwendige Machtzentrale zu schaffen (Goslar), allein infolge des Widerstrebens des sächsischen Partikularismus kam es damals noch nicht zur Festigung dieser so zukunftsreichen Stellung im Herzen der Norddeutschen Tiefebene.

Nach dem Aussterben der großen Kaiserhäuser wanderte die deutsche Krone lange Zeit zwischen einzelnen Dynastien hin und her, und die geschwächte deutsche Königsmacht fand nicht mehr die Kraft zum Ausbau eines dauernden Stützpunktes für ihre Machtentfaltung. Zu sehr machte sich die zersplitternde Einwirkung des aufsteigenden Territorialfürstentums geltend. Der politische Pol Deutschlands ruhte noch immer vorzugsweise im Süden. Es ist bitter zu beklagen, daß die einstige kaiserliche Residenz Prag nicht die Hauptstadt des Reiches geworden ist. Die Geschicke Deutschlands hätten eine günstigere Wendung genommen, wenn Prag, damals ein Hauptbrennpunkt des deutschen Geisteslebens (1348 erste deutsche Universität!), politisch die Führung des Reiches behauptet hätte. Die Landkarte des östlichen Mitteleuropas trüge heute wohl ein rein deutsches Gepräge.

Mit dem Aufkommen der Habsburger ward Prag durch Wien abgelöst in seiner Bedeutung als Reichskanzlei. Wien blieb nur bis zur Auflösung des Reiches (1805) der Sitz der Kaiser. Allein Wien lag zu exzentrisch am äußersten Ostrande des Reiches, als daß es gegenüber den partikularen Gewalten des übermächtigen Landesfürstentums als deutsches Machtzentrum hätte aufkommen können. Es war eigentlich nur die Residenzstadt des Habsburger Donaureiches, das sich allmählich um das Wiener Becken herumkristallisierte, und dessen Aufgaben im Südosten Europas lagen. Die deutschen Angelegenheiten wurden deshalb auch auf den an verschiedenen Orten stattfindenden Reichstagen, seit 1663 in Regensburg erledigt. Aber das Reich lag ja längst in den letzten Zügen, so daß man von einem politischen „Schwerpunkt" Deutschlands in diesen Zeiten wohl überhaupt nicht sprechen kann. Deutschland war eben nach und nach zu einem bloßen geographischen Begriff herabgesunken und hatte jegliche politische Bedeutung verloren. Der Dualismus zwischen Habsburg und Hohenzollern und die Französische Revolution gaben dem altersschwachen Reich den Todesstoß. Wohl einigte der Wiener Kongreß die deutschen Lande wieder unter der dünnen Decke des „Deutschen Bundes", dessen Vorort Frankfurt a. M. war, doch die Rivalität der beiden politischen Pole Wien und Berlin führte zur Katastrophe von 1866. Wien mußte kapitulieren vor dem neuen politischen Schwerpunkt des Reiches, vor Berlin, der Hauptstadt des jungen Preußens, in dem die deutsche Nation endlich den lang vermißten Kristallisationspunkt gefunden hatte.

Der geographische Grundgedanke hatte im neuen deutschen Staat den Sieg davongetragen. Es war freilich nur der Sieg der kleindeutschen Idee gewesen: die staatenbildende Kraft des Norddeutschen Tieflandes hatte über die trennende Schwelle der mitteldeutschen Gebirgswelle und über die Mainlinie hinweg auch den deutschen Süden angezogen. Wir sehen hier zugleich die natürliche Wirkung des Dranges zum offenen Weltmeer, der sich im Zeitalter des Industrialismus und der dadurch notwendigen Kolonisation im verstädternden Deutschland mit Urgewalt geltend machte. So rückte mit dem wirtschaftlichen Schwerpunkt, der im Norden an Rhein und Elbe sich ausbildete, auch der politische Pol nach Norden. Freilich bedeutete die „Emanzipation von der Donau" eine Schwächung der nationalen Kraft des Reiches und eine Gefährdung des deutschen Volkstums überhaupt, indem man die Deutschösterreicher im Habsburger Staat sich selbst überließ. So harrt die deutsche Frage noch immer der Lösung. Nicht geringe Schuld daran trägt das stete Schwanken des politischen Schwerpunktes. Das Schicksal des Deutschen Reiches und Volkes wird zum guten Teil davon abhängen, ob der heutige politische Schwerpunkt des Deutschen Reiches die Kraft besitzt, die außerhalb des Reiches wohnenden Grenzdeutschen, insbesondere die Deutschösterreicher, magnetisch anzuziehen und so auch zum nationalen Pol des Deutschtums zu werden.

Georg Widenbauer.

# Tagesgeschichte

In den Tagen vom 13. bis zum 17. Juli unternahmen die Bevollmächtigten des Reichsrates eine Reise durch Ostpreußen, die den Teilnehmern aus allen Gegenden des Reiches die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse in Ostpreußen vor Augen führen sollte. Am 13. Juli trafen die Reiseteilnehmer in Marienburg ein, wo ein feierlicher Empfang stattfand. Die Fahrt wurde dann über Elbing, wo die Schichau-Werke und der Hafen besichtigt wurden, nach Königsberg fortgesetzt. Am folgenden Tage ging es nach der Kurischen Nehrung, nach Rossitten, über das Haff und darauf nach Tilsit, wo am Abend eine Zusammenkunft mit den Vertretern der Behörden stattfand. Weiter berührte die Reise den Regierungsbezirk Gumbinnen. Am 15. Juli weilten die Herren in Trakehnen, wo vor allem das Hauptgestüt besichtigt wurde. Von hier fuhr man über Kassuben nach Nassawen durch die Romintener Heide über Goldap und Margrabowa nach Lyck. Von Ortelsburg führte dann der Weg am 16. nach Allenstein, wo zuerst dem Regierungspräsidenten v. Rupperti ein Besuch abgestattet wurde. Am Abend fand ein Begrüßungsfest statt, bei dem bedeutungsvolle Reden, unter anderm auch vom Reichsinnenminister Dr. Külz, gehalten wurden. Von Allenstein reisten die Herren über Hohenstein, wo das Schlachtfeld von Tannenberg besichtigt wurde, nach Osterode, Weißenberg und schließlich nach Marienwerder, wo wieder eine größere Veranstaltung die Bevollmächtigten des Reichsrates mit den Vertretern der Stadt vereinigte. Hier fand die Informationsfahrt am 17. Juli ihren Abschluß. Sie führte den Vertretern des Reichsrates die Not der ostpreußischen Gebiete unverhüllt vor Augen, zeigte aber auch in erfreulicher Weise den hoffnungsvollen Geist und die deutsche Gesinnung dieses Landes.

Die erste Fahrt des neuen, vom Staate auf der Vulkanwerft in Stettin erbauten Motorschnellschiffes „Hansestadt Danzig" des Norddeutschen Lloyds am 17. Juli, die den längere Zeit unterbrochenen Seeverkehr von Swinemünde über Danzig nach Pillau wiedereröffnete, bildete ein bedeutungsvolles Ereignis für die wichtige Verbindung des Deutschen Reiches mit Ostpreußen. Nachdem das Schiff am Abend aus Swinemünde ausgelaufen war, traf es am Sonntag früh, von einer unübersehbaren Menschenmenge begrüßt, an der Landungsbrücke in Zoppot ein. Oberbürgermeister Dr. Laue entbot dem Schiff den Willkommsgruß, worauf Direktor Petzelt vom Norddeutschen Lloyd antwortete. Bei der Weiterfahrt übergab dann Senatspräsident Dr. Sahm angesichts der Türme der Stadt Danzig bei einer Feier auf dem Bootsdeck das Patengeschenk der Stadt Danzig, ein Bild von Prof. Pfuhle. Bei der Ankunft in Pillau begrüßte Vizepräsident Dr. Herbst im Namen der Provinz Ostpreußen das Schiff. Ministerialrat Dr. Sommer dankte als Vertreter des preußischen Ministers für Handel und Gewerbe und zugleich im Auftrage der preußischen Staatsregierung und der Reichsregierung für den festlichen Empfang. — Das neue, schmucke Schiff bietet im ganzen 120 Kajüts- und etwa 1000 Deckpassagieren Unterkunft. Es hat eine Länge von 80 m und ist 11,6 m breit. Der Antrieb des Schiffes erfolgt durch zwei Ölmotoren, die dem Schiff eine Geschwindigkeit von 15 bis 17 Knoten verleihen. Der Stapellauf erfolgte am 17. März.

Vom II. Bundesfest des Deutschen Turnerbundes in Wien vom 15. bis zum 18. Juli: Während der Vorführung der Turnübungen auf der Trabrennbahn am 18. Juli.

**Das 16. deutsche Bundeskegeln in Berlin** nahm am 17. Juli seinen Anfang. Aus allen Teilen des Vaterlandes, aber auch von außerhalb seiner Grenzen waren die Freunde des Kegelns zu dieser ansehnlichen Kundgebung des deutschen Kegelsports herbeigeeilt. Nach einem Empfangs- und Begrüßungsabend fand am folgenden Tage ein Umzug, verbunden mit einer Bannerfahrt des Deutschen Keglerbundes, statt, der in der zum Bundeskegeln hergerichteten Neuen Autohalle am Kaiserdamm endete. Hier wurde nach kurzer Begrüßung das Turnier eröffnet, und die Kämpfe auf den 59 nebeneinanderliegenden Bahnen begannen.

**Das Stadion in Frankfurt a. d. O.**, an der nach Ewald v. Kleist, dem in der Schlacht von Kunersdorf tödlich verwundeten Dichter, benannten Höhe gelegen, wurde schon während des Weltkrieges zu bauen begonnen, dann ruhten die Arbeiten, bis sie endlich im Jahre 1924 wieder aufgenommen werden konnten. Nun hat die Anlage eine bedeutende Erweiterung erfahren durch die neue Schwimmbahn, die am 18. Juli anläßlich des 40. Jubiläums-Kreisschwimmfestes von Kreis I des Deutschen Schwimmverbandes (Groß-Berlin, Provinz Brandenburg und Pommern) geweiht wurde. Die Bahn, die eine Länge von 100 m und eine Breite von 22 m aufweist, ist eine Schöpfung des Magistratsbaurates Morgenschweis.

**Der Tennis-Städtekampf** zwischen dem Tennisklub 1914 **Frankfurt a. M.** und der Real Sociedad Sportiva **Pompeya Barcelona** am 20. und 21. Juli stellte zwei fast ebenbürtige Gegner gegenüber. Die Spiele boten einen hohen technischen und ästhetischen Genuß. Während die Frankfurter in den Einzelspielen besser abschnitten, konnten die Spanier den Sieg in beiden Doppelspielen an sich bringen. So ging das Wettspiel ziemlich ausgeglichen zu Ende.

**Das II. Bundesfest des Deutschen Turnerbundes**, das vom 15. bis zum 18. Juli 340 Vereine mit 15000 aktiven Turnern und Turnerinnen als Teilnehmer

Eine Neuerung im Automobil-Fahrunterricht: Der Kursus auf der Filmstraße. Der Fahrschüler sitzt dabei in einem feststehenden Autofahrgestell, dessen Motor mit einer Filmvorführmaschine in Verbindung steht. Beim Anlassen des Motors beginnt ein Filmstreifen zu laufen, der die Situationen, die auf der Straße dem Automobillenker begegnen, vor Augen führt. Der Schüler hat nun die Aufgabe, ein bewegliches Wägelchen, das die Silhouette des vom Fahrersitz aus sichtbaren Kraftwagenteils darstellt, von seinem Sitz aus so vor der Leinwand zu dirigieren, daß alle Hindernisse umgangen werden und die erforderliche Fahrtrichtung eingehalten wird.

in **Wien** zusammenführte, zeigte ausgezeichnete Leistungen. Nach den Wettkämpfen und Festveranstaltungen der vorhergegangenen Tage fand am 18. Juli ein großer Festzug statt, an dem die Wiener Turner und ebenso die aus dem Ausland gekommenen Gäste korporativ in der Stärke von etwa 30000 Mann mit 1500 Fahnen sich beteiligten. An der Spitze zogen berittene Turnergruppen, gefolgt von studentischen Verbindungen, denen sich die vaterländischen Verbände anschlossen. Gegen Mittag machte der Zug auf ein Hornsignal halt, um der im Kriege gefallenen Kameraden zu gedenken. Der Nachmittag brachte ein gewaltiges, von 5000 Turnerinnen und 10000 Turnern ausgeführtes Schauturnen auf dem Trabrennplatz. Mit einer großen Anschlußkundgebung endete die Feier.

**Das Reitturnier in Salzuflen** (16. bis 18. Juli), das alljährlich vom Lippischen Pferdezüchter-Verband auf der reizvoll gelegenen Rennbahn veranstaltet wird, war auch heuer gut beschickt. Besondere Anziehungskraft übte wieder das Amazonen-Jagdspringen, genannt die „Lippische Rose“, aus. Fräulein Irmgard v. Opels „Aristokrat“, geritten von der Besitzerin, war hier der Sieger.

**Die Beisetzung** des am 16. Juli im Alter von 73 Jahren verschiedenen **Bischofs P. W. v. Keppler** fand am 20. Juli in Rottenburg statt. Nach einer Gedächtnisfeier im Dom wurde der Sarg neben den fünf bisherigen Rottenburger Bischöfen in der Sülchenkirche beigesetzt.

**Die Inflationswirren**, in denen sich **Frankreich** infolge des Frankensturzes befindet, äußern sich besonders in dem schnellen Regierungswechsel. Am 17. Juli wurde das Kabinett **Briand** gestürzt, am 21. Juli hatte nach nur zweitägiger Tätigkeit die Ministerpräsidentschaft Herriots schon wieder ihr Ende gefunden, und am 23. Juli bildete **Poincaré** ein Kabinett „der breiten nationalen Einigung“.

## Ergebnis unseres Preisausschreibens „Auf zur Gesolei“

Wer möchte nicht gern etwas für seine Gesundheit tun (und sei es auch nur das Anschauen einer Gesundheits-Ausstellung!), wer genösse dazu nicht ebensogern die schöne Rheinreise von Mainz bis Düsseldorf, die unser Gesolei-Preisausschreiben in Aussicht stellte! So haben sich denn unsere Leser fleißig gerührt und mit Scharfsinn den verborgenen Buchstaben nachgespürt, aus denen der zum Besuch der Gesolei aufmunternde Vierzeiler hervorgehen sollte. Manche taten noch ein übriges und fügten ihrer Lösung Reime und Zeichnungen bei, die den Preisrichtern viel Freude bereitet haben. — Die Lösung lautet:

Gesundheit spendet Schwingen, Wie Menschen sie erringen,<br>
Sie macht dich stark und frei, Lern's auf der Gesolei!

Unter der großen Zahl der Einsender richtiger Lösungen, die uns von nah und fern zugegangen sind, griff das Los als glücklichen Gewinner Herrn Architekt **Hans Lindner** in Potsdam heraus. Die 100 Bücherpreise sind gleichfalls durch das Los verteilt worden und den nachstehend genannten Einsendern zugefallen:

Reg.-Baurat Rich. Keim, Freiburg (Br.); Ob.-Stud.-Dir. Philipps, Friedberg; Frau Adele Nagler, Augsburg; Margarete Ebinghaus, Hagen; Zdenko v. Kraft, Beuren; Sprachlehrerin Ida Wagner, Soest; Lehrer Ernst Schmidt, Rostock; W. Menk, Dömitz; Ilse Preiß, Freyburg a. U.; Frau Oberamtmann Schmidt, Waldheim; Bürgermeister Paul Temming, Niemegk; Rechtsanwalt Christoph Edelmann, Vilshofen a. D.; Rechtsanwalt P. Wehner, Köln; Frau Annamarie Martin, Berlin-Lichterfelde; Paul Starie, Göttingen; Freifrau v. Crailsheim, Bayreuth; Vera Poths, Memleben; Heinrich Böger, Oldenburg; Hermann v. Preger, Berlin; Otto Neuber, Niederwürschnitz; Dr. Gustav Schroeder, Magdeburg; Lotte Weschky, Bad Salzuflen; L. Meißner, Dessau; Dr. Hilde Thoma, Illenau-Achern; Frau Ella Ludwig, Mediasch; Oberförster Groß, Flößberg; Dr. Goedecke, Gorleben; O. Rößler, Hamburg; Bürgermeister Dr. Betz, Schwabach; Stud.-Rat R. Göpel, Zwickau; Alois Santifaller, Bozen; Kleinkinderlehrerin Marianne Fuge, Ammendorf; Dr. Leo Graefenfels, Riga; Hans Becker, Saarbrücken; Ob.-Reg.-Rat Otto Podels, Braunschweig; v. Bosstruf, Freiburg (Br.); Franz Reinhardt, Osnabrück; Augenarzt Dr. Karl Schicketanz, Gablonz a. N.; Helene v. Elm, Celle; Pfarrer Rappe, Adorf; Oberst a. D. v. Stamford, Allendorf; Frau Gertrud Meyer, Breslau; Felicitas Leitner, Kehl a. Rh.; Adolf Jauernik, Prag; Reallehrer O. Queißner, Dermbach; Reg.-Baumeister Dipl.-Ing. Karl Golz, Friedberg; Eugen Mendel, Magdeburg; Amtsgerichtsrat Schmidt, Körlin; Ena Freifrau v. Berlepsch, Sooden-Werra; Frau Minna Poser, Tannenbergsthal, Frau Gisela Klages, Gr. Wanzleben; Hüniken, Hinter-Bollhagen; Konrektor Wilhelm Kolkmeyer, Osnabrück; Dr. R. Lutz, Ansbach; Frau Dr. Leni Rüssemeyer, Helmstedt; Lehrer A. Weimershaus, Tönning; Kurt Mothes, Flensburg-Mürwik; Lehrerin Hedwig Eckert, Ebingen a. D.; Frau S. Evers, Krüssow; Frau Mina Morlock, Hochspeyer; Dr. A. Michael, Frankfurt a. M.; E. Carstens, Vlissingen; Stud.-Rat A. Flemming, Nossen; Fred Simon, Helsingfors; Kätzl Fehrle, Fiume; Dipl.-Ing. Bruns, Oppeln; Oberlehrer A. M. Aben, Venlo; Frau Helene Wugk, Plauen (V.); Landgerichtsrat Dr. Tasche, Detmold; Lehrer Hoch, Thommendorf; Rechtsanwalt Dr. Wilhelm Priebe, Karlsruhe; Karl L. Rittig, Prag; Frau L. Pommé, Aachen; Kapellmeister Ernst Sachsenberg, Dessau; Zahntechniker Jakob Dreyer, Ingolstadt; Ob.-Reg.-Rat Mulert, Schwerin; Zahnarzt Dr. F. Kornitzky, Stettin; Lehrer Brehorst, Hedersleben; Frau Marg. v. Occolowitz, Güstrow; Pfarrer Wilibald Hase, Mochau; Ernst Heller, Abbazia; v. Oetinger, Halle a. d. S.; Landrat Dr. Clasen, Husum; Hemmingson, Olm; H. Bolten, Itzehoe; Klara Messerschmidt, Coblenz; Dr. M. K. Forcart, Kairo; Emilie Jacobson, Preekul; Frau M. Kölle, Ulm; Prof. Gustav Schuster, Mediasch; Dipl. Kaufm. Hilmer Mammen, Carolinensiel; stud. theol. Erich Wahl, Marburg a. d. L.; Martin Schoeller, Nideggen; Frau Dr. Rudolph, Ärztin, Dahme (Mark); Frau Paul Vollbach, [illegible] i. M.; Dr. Erwin Dreifuß, Breslau; Käte Rauchfuß, Osnabrück; Hans-Heinrich v. Keil, Schwerin; L. Gather, Düsseldorf; Weck, Zeitz.

DIE SCHRIFTLEITUNG DER „ILLUSTRIRTEN ZEITUNG“

Vom 32. Bundesfest des „Bundes der Deutschen in Böhmen“ in Krummau am 11. Juli: Die Mönche der deutschen Klöster, gefolgt von bayrischen Waldrodern, im historischen Festzuge. — Links: Einsturz eines Antennenmastes des Senders der Berliner Funkstunde in der Lützowstraße am Magdeburger Platz in Berlin am 21. Juli: Der auf den Straßendamm geworfene Antennenmast; im Hintergrunde der zweite, unversehrte Sendeturm. Menschenleben waren nicht zu beklagen.

Das 16. Deutsche Bundeskegeln vom 17. bis zum 19. Juli in Berlin: Blick in die Autohalle am Kaiserdamm mit den 59 Kegelbahnen während der Eröffnung des Wettkampfes. — Rechts: Die kürzlich veranstaltete Schwedendankfeier in Wien, mit der Österreich seinen Dank an Schweden für die in den schweren Nachkriegszeiten gebotene Hilfe und Wohltätigkeitsarbeit zum Ausdruck brachte: Bundespräsident Dr. Hainisch (×) auf der Treppe der Neuen Hofburg inmitten der Festversammlung.

Links: Von dem vom 17. bis zum 20. Juli in Herborn abgehaltenen 7. Nassauischen Bauerntag: Ein Wagen aus dem Festzuge. (Phot. W. Baumann, Herborn.) — Rechts: Die Inflationsgeißel über Frankreich: Börsenbetrieb in den Kolonnaden vor der Börse in Paris, wo die Makler infolge Überfüllung der Börsenräume ihre Stände aufschlagen mußten.

# Der See

Roman von Gustav Renker

(9. Fortsetzung.)

„Na ja — ich hab dich immer gern gehabt, wenn du auch ...“ Da hielt er inne und fuhr verlegen über die Stirn.

„Wenn ich auch ...?“

„Wenn du auch ein musikalischer Heuochs bist.“

Ich lachte rasch auf. Aber der Augenblick stand über leichtem Lachen.

„Also, Anton, du hast recht gehabt, daß du mich gestern gehalten hast. Die Rote mit den Schlangen bin ich nicht losgeworden. Die Nacht war schwül und heiß, und von der Jasminlaube ist ein schwerer Duft in mein Zimmer gekommen. Da hat sie vor mir gestanden, stundenlang, hat mich angeschaut mit ihren nächtigen Augen und den Oberkörper leise gewiegt wie eine von ihren tanzenden Schlangen.“

„Hör auf!“ stöhnte er dumpf. „Aufhören! Sonst muß ich auf und davon zu meiner Orgel rennen.“

„Du hast die Orgel — ich hab nichts. Ich bin wehrlos. Heute so wie damals.“

„Damals?“

„Ja, vor Jahren, in Wien. Die äußeren Umstände sind anders, aber im Grunde ist's das gleiche. Anton, ich hab einen Dämon über mir. Ich hab mich einem Spukwesen verschworen.“

„Das gehört in die Beichte, Medard. Ich kann da nichts dazu sagen.“

„Nein, Bruckner. Kein Priester würde das alles ernst nehmen, so ernst wie ich. Die ganze Nacht hab ich drüber nachgesonnen. Jeder andere würde mich auslachen — du vielleicht nicht. Ich weiß es nicht. Ein romantisches Bubenstückel, würde jeder Beichtiger sagen. Nur ich fühl, daß es mehr war. Einen Ring hab ich ins Wasser geworfen. Einmal, 's ist lange her.“

Ich erzählte ihm die alte Sage meines Geschlechtes, den Augenblick, da der Siegelring goldwirbelnd im Seegrund verschwand, die Tage von Wien, Romalda.

„In Wien hab ich festen Boden unter den Füßen gehabt, eine Zukunft vor mir. Da ist sie gekommen und hat mir alles verdorben. Und jetzt ist es wieder so. Mit der Annerl Siebert bin ich heimlich versprochen, und eine gute Zukunft steht vor mir. Da — ein paar Minuten vor dem Wagen fahrender Leute, und um mich fängt alles zu schwanken an. Sag, ist das Zufall?“

„Es gibt keinen Zufall. Aber du hast noch gar keinen Beweis, daß die Fremde wirklich in dein Leben tritt. Gestern waren die Leute in Enns, morgen sind sie vielleicht in Steyr und übermorgen sonstwo. Das geht vorüber, Medard, alles geht vorüber. An deiner Stell tät ich jetzt zur Annerl gehen. Sie ist ein liebes Dingerl und hat gar lustige Augen. Schau da ein bissel hinein. Das ist Medizin. Und was die andere betrifft — abwarten. Ich bin sicher, daß du die im Leben nie mehr sehen wirst.“

Anton Bruckner war fortgegangen, an seiner Stelle saß ein anderer neben mir. Der Ärger! Der stieß, puffte und kniff mich in die Seite und machte mir Vorwürfe. Eigentlich hatte der Organist recht — ich hatte maßlos übertrieben. Aus einer Schickung des Lebens — wenn ich schon mit Bruckner den Zufall leugnen wollte — eine Kette von geheimnisvollen Beziehungen zu schmieden, war übertrieben, schien fast Verfolgungswahn. Die Phantasien der Nacht hatten mich aufgeregt. Ich hatte in der Fremden einmal die Seenixe, dann wieder die längst entschwundene Romalda gesehen. Und im Grunde war es wohl nur das Blut gewesen, das in mir getobt hatte. Die schwüle Sommernacht hatte die Sinne geweckt. Ich war nicht der Bruckner, der mit seinem Orgelspiel solche Stimmen zum Schweigen bringen konnte. Ich war — nein, Herrgott, lag denn nicht alles so einfach vor mir? Annerl Siebert, Ehe, sichere Stellung und geregelte Zukunft. Der Herr Vater im Kärntner Lande würde seine Freude daran haben, auch wenn die Schwiegertochter eine Bürgerliche war.

Mir war, als stoße mich eine unsichtbare Gewalt, treibe mich auf von dem Sitz unter dem Apfelbaum. Jähem Entschluß folgend, ging ich durch den Garten hinab, die gewundenen, gestuften Wege nieder bis zur Pforte, die in den Markt leitete. Durch die alten Gassen bis zu dem Hause, in dessen Gärtlein über dem blühenden Rosenstock schon wieder eine neue, diesmal blau schillernde Glaskugel frech und geschmacklos das klare Sonnenbild verzerrte.

Annerl hörte das Knarren der Gartentür und flog mir entgegen. „Komm in die Laube. Der Vater sitzt oben bei seinen Akten, und die Mutter ist ausgegangen. Wir sind ganz ungestört.“

„Ich will mit dem Vater sprechen.“

„Ist was los im Stift?“

„Nein, aber mit mir ist was los. Komm mit.“

Sie folgte zaghaft. Was sie ersehnte, an dessen Erfüllung glaubte sie nicht. In ihr war alle Liebe und Zuneigung noch zu zart und romantisch, um jetzt schon durch einen brutalen Griff in den Pflichtenkreis der Hausfrau geworfen zu werden. Was aber in mir vorging, vor was ich mich retten zu müssen glaubte, das ahnte sie nicht und hätte es auch nie verstanden. Daß ich sie an der Hand gepackt hatte, war nicht nur rein äußerliche Geste, sondern in Wahrheit schleppte ich sie hinter mir her, sie, die noch lange Monate hindurch bei verschwiegenem Kosen, keusch ersehntem Stelldichein und in der Heimlichkeit erster Mädchenliebe glücklich gewesen wäre.

Als hätte ich Feuer unter den Sohlen! Ob ich an der Tür des gestrengen Herrn Justitiärs angeklopft hatte, weiß ich nicht mehr. Ich stand vor ihm, an seinem Schreibtisch, in dem Zimmer, das bis oben mit Aktengestellen angefüllt war, und in dem ein muffiger Geruch von Papier und Tabaksdunst war. Der Vater Annerls hob den grauen Kopf langsam von seiner Schreiberei auf, steckte die Gänsekielfeder bedächtig hinter das rechte Ohr und musterte mich etwas erstaunt mit seinen mausgrauen Augen, die hinter den Brillengläsern noch kälter blinkten.

„Womit kann ich dienen, Herr Graf?“ Der Anblick der noch immer festgehaltenen Tochter schien in ihm eine freundliche Ahnung zu erwecken. Die Falten und Fältchen seines Gesichtes kniffen sich augenblicklich zu einem Lächeln zusammen. „Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen.“

Er stand schon wieder so rasch über der Situation, daß ihm meine Bitte um die Hand seiner Tochter nur ein etwas stärkeres Lächeln abzwang.

„Hohe Ehre, außerordentliche Ehre. Freilich, hm, es kommt mir gänzlich überraschend. Schnell, etwas schnell.“

„Ja, und die Hochzeit muß auch bald sein.“

Er starrte mich verblüfft an, dann flatterte es wie ein rotes Tuch über sein Gesicht. Meine Eile brachte ihn auf einen gänzlich falschen Gedanken. Er schnellte vom Stuhle auf und rief mit dem Pathos, das Väter für solchen Verdacht stets im Stimmregister haben: „Anna! Herr Graf! Ich will nicht glauben — hm, ich will hoffen, eure Liebe sei rein und makellos geblieben.“

Das Mädel stieß einen wehen, hellen Schrei aus, als hätten diese Worte einen Schleier von ihrer Kindlichkeit fortgerissen. Ich stammelte etwas von einem beleidigenden Verdacht, für den ich jeden anderen als meinen künftigen Schwiegervater zur Rechenschaft ziehen müßte.

Die schnell anstürmende Woge glättete sich rasch. Sie wäre an sich bedeutungslos gewesen, wenn sie andererseits nicht bezeichnend gewesen wäre für die Welt, in der ich mich nun verankern wollte.

Nach dieser Stunde begab es sich noch, daß ich in den Armen der Frau Justitiär den schwiegermütterlichen Kuß empfing, daß im Hühnerhof zwei Junghähne für das unerwartete Verlobungsessen ihr Leben lassen mußten, während der Herr des Hauses in den Keller stieg, um den üblichen Festwein zu holen.

Eine meinem Wesen sonst fremde Zweifelsucht und Spottlust vergällte mir die Stunde, die nach Anschauung und guter Sitte ein wolkenloser Sonnentag meines Lebens hätte sein sollen. Nur wenn ich das liebe, glücküberzitterte Gesicht meines Mädels sah, wuchs etwas wie Zufriedenheit und kurze Ruhe über mich.

Wir standen am Fenster und sahen Hand in Hand auf die hitzedampfende Straße hinab, während der Herr Justitiär im Hintergrunde des Zimmers die Weinflaschen entkorkte. Der formenstrenge Mann war wie verwandelt und scherzte, während er einen Pfropfen knallend aus der Flasche springen ließ: „Nun könnt ihr euch unbekümmert küssen, Kinder. Die Mimikry der Geräusche ist so groß, daß man Kuß und Pfropfenziehen nicht unterscheiden kann.“

„Wollen wir uns küssen, Annerl?“ fragte ich zärtlich.

„Horch!“ entgegnete sie. „Da kommt auch Verlobungsmusik.“

Die Häuser entlang flatterte wachsender Schall von greller Musik; eine Trompete schmetterte, eine Klarinette quiekte, und hartes Trommelschlagen gab den Takt. Zwischen Räderknarren gellten Zurufe von Hü und Hott an die Pferde, und um die Ecke kam, beidseitig von staunenden Kindern flankiert, ein bunter Zug.

Ich kannte sie wohl, die braunen Wagen, die da über das Holperpflaster schwankten. Ich kannte auch den Riesen, der zwischen Trompeter und Klarinettisten ging und auf die Trommel hieb. Auf einem offenen Karren hinter dem ersten Wohnwagen aber saß das Weib, das mich in der vergangenen Nacht als wechselvolles Irrwesen heimgesucht hatte.

Das Weib, dem die Familie Siebert eigentlich diese Feststunde zu danken hatte.

Wenn du das wüßtest, schwiegerväterlicher Herr Justitiär!

Sie sah zu mir empor, als müßte das so sein. Nickte mir zu wie einem guten, alten Bekannten, lächelnd, ohne Staunen. In mir aber war ein Gefühl augenblicklichen Geborgenseins, daraus aufzuckend ein torenhafter Übermut. Ich zog Annerl, die sich hinter den Vorhang versteckt hatte, an mich und rief laut, herausfordernd, hinab: „Meine Braut!“

Die Fremde nickte wieder, während ein spöttisches Lächeln um ihre Lippen spielte. Dann wandte sie sich ab, als sei ich näherer Betrachtung nicht wert.

„Woher kennst du die?“ zitterte Annerl.

Vom Reitturnier in Bad Salzuflen (Lippe-Detmold), das vom 16. bis zum 18. Juli veranstaltet wurde: Fräulein Irmgard v. Opel, Tochter des bekannten Großindustriellen, die Siegerin im Kampfe um die „Lippische Rose“, dem Damenderby, bei der Ehrenrunde auf „Aristokrat“. (Phot. E. Zinsel, Darmstadt.) — **Oben rechts:** Die Schwimmbahn des neuen Stadions in Frankfurt a. d. O., die am 18. Juli anläßlich des Jubiläums-Kreisschwimmfestes eingeweiht wurde, am Eröffnungstage. (Phot. O. Heinrich, Frankfurt a. d. O.)

Vom Tennis-Städtekampf Frankfurt a. M.—Barcelona, der am 20. und 21. Juli in Frankfurt zum Austrag kam: Während des Hauptkampfes im Herren-Doppelspiel Juanico-Tarruella gegen Kreuzer-Gosewich, bei dem die Spanier gewannen. **Rechts:** Von dem am 18. Juli auf der Rennbahn in Berlin-Grunewald veranstalteten Hundewettrennen mit Weit- und Hochsprungkonkurrenz: Start der Whippets im Preis von Narewka.

Sieger in dem kürzlich veranstalteten Automobilrennen in Berlin um den Großen Preis von Deutschland: **Links:** Einer der Wagen der Brennabor-Werke, die als Träger des Ehrenpreises der Gleichmäßigkeit für einwandfreie Beendigung des Rennens in den regelmäßigsten Rundenzeiten aus dem Kampf hervorgingen, während des Rennens. — **Rechts:** Drei mit Preisen ausgezeichnete Wagen der Neckarsulmer Fahrzeugwerke A.-G., die in der Klasse F innerhalb von sechs Minuten hintereinander als erste am Ziel einliefen, bei der Heimkehr während ihres Aufenthalts vor dem Rathaus in Heilbronn.

„Wohl Seine Gnaden, der Herr Prälat", süßelte der Justitiär und beugte sich zum Fenster. „Aber — aber — Herr Schwiegersohn!"

Ich hatte meine Fassung nach dem leidenschaftserhitzten Ruf wiedergefunden. „Die haben der Bruckner und ich gestern zufällig in Enns kennengelernt."

Er rang noch immer nach Worten. „Aber — fahrendes Gesindel — so was beachtet man doch nicht. Ich verstehe nicht, Parole d'honneur, wirklich — ich darf doch nicht annehmen —"

Dieser Mann war durch eine Lüge am ehesten zu befriedigen.

„Wenn man jung und mitten im Glück ist, schreit man's in alle Welt hinaus."

„Na ja — wenn schon. Aber Abstand halten, lieber Freund! Pack bleibt Pack. Mißversteht unangebrachte Intimitäten."

Annerl war sehr still geworden. Ahnung des Weibes nahte sich dunkel-geheimnisvollen Beziehungen.

Mein Blick suchte huschend, unauffällig den lärmenden Zug. Verließ er wieder den Markt, wanderte er weiter, auf Nimmerwiedersehen?

Nein, vom Platze klang ausruhendes Stampfen der Pferde. Das Räderknarren war verstummt.

Die Fahrenden hatten in Sankt Florian haltgemacht. — — —

Der Herr Professor Cappa hatte einen wunderschönen Trinkspruch gesagt, und die Gläser klangen jetzt hell und fein aneinander. Ein leiser Glockenton schwirrte noch nach und schien wie eine langgestreckte duftige Federwolke über dunklem Grunde zu schweben. Der dunkle Grund — das war die von fernher stampfende und klirrende Musik, die aus der Richtung des Platzes herüberscholl. Dort lärmte die Drehorgel und wüteten Trommel und Tschinellen zu den Kunststücken der Fahrenden. Weitab lag mir das, und ich ärgerte mich über die Phantastereien, mit denen ich am Nachmittag mich selbst und die arglose Seele Bruckners beschwert hatte. Das Annerl saß neben mir, hatte ein Rosmarinsträußlein im Haar und sah überglücklich drein. Justitiär Siebert hatte eben mit mir Duzbrüderschaft getrunken, und sein gestrenges Antlitz hatte die Drohfalten überlegenen Beamtentums so geschickt verschoben, das nun eitel Wohlwollen daraus zu lesen war. Im Brausen der allgemeinen Freude und in der Beschwingtheit des süßstarken Maitrankes vergaß er seine Würde sogar so weit, dem sehr subalternen Organisten zeitweise auf die Schulter zu klopfen und zu sagen: „Na, Bruckner! Na ja, Bruckner." Mehr wußte er an den Musikus nicht zu richten, und mehr war zwischen den beiden Männern auch kaum zu sagen.

Bruckner saß gesenkten Hauptes am Ende der Tafel. Ihm war unbehaglich, wie stets unter vielen fremden Menschen, und er war wirklich nur mir zuliebe zu dieser abendlichen Verlobungsfeier gegangen.

Der Trinkspruch des Italieners war einer in stattlicher Reihe gewesen. Er hatte, wie das so die Höflichkeit gebot, meinem Vater gegolten, den ja niemand der Anwesenden kannte. Der Justitiär hatte das Brautpaar, Bezirksrichter Baumann die Brauteltern hochleben lassen — der feine Takt des Italieners begriff, daß nun auch jemand des Bräutigamvaters gedenken müsse. In seine Rede flocht er einen kleinen Hymnus auf mein Heimatland, das er unlängst, auf der Fahrt hierher, durchreist hatte.

Meine künftige Schwiegermutter ergriff die Gelegenheit, die Feier durch Musik zu verschönen, und machte einen artigen, bei der Anwesenheit eines bekannten Musikers naheliegenden Vorschlag. Herr Professor Cappa habe wohlgesetzte Worte zum Lobe meiner Heimat gesprochen, aber so trefflich auch seine Rede gewesen sei, wäre es doch jedem der Anwesenden bekannt, daß des Maestros eigentliche Sprache das Reich der Töne sei. Und es wäre ihm gewiß leicht, in einer Phantasia, darin er bekanntlich Meister sei, all das am Flügel zu wiederholen und zu vertiefen, was seine Worte ausgesprochen hätten.

Wir alle klatschten Beifall, sogar Bruckner schlug ein paarmal die Handflächen aneinander. Er hatte in der letzten Zeit etwas verträumt und innerlich abwesend dagesessen und unentwegt zu einer Freundin Annerls hinübergestarrt. Es war eine sehr dralle und pausbäckige Bäckerstochter, die auf den Namen Mali hörte, ihrerseits aber den stummen Organisten nicht beachtete, sondern zu dem romantisch schwarzen Italiener hinüberschmachtete. Daß Bruckner, wenn er irgend in einer Gesellschaft war, ein weibliches Wesen aufs Korn nahm und durch schwärmerisches Betrachten verlegen oder unwillig machte, war nichts Außergewöhnliches. Er war vom anderen Geschlecht ebenso leicht entflammt, wie er sich durch unbeholfen übertriebene Annäherungsversuche stets alle Möglichkeiten eines ernsten Verhältnisses zu verscherzen pflegte. Das hatte auch der Justitiär bedacht, als ich ihm unter den Einzuladenden Anton Bruckner vorschlug. „Der Mann kleidet sich erstens unmöglich und macht jedesmal irgendeine Dame durch unverschämtes Anstarren verlegen."

„Das platonische Anhimmeln Bruckners dünkt mich immerhin noch schicklicher als weltmännisches Gebaren, das der Tischdame Zweideutigkeiten ins Ohr flüstert", entgegnete ich.

Der Justitiär mochte fühlen, daß es für einen Streit zwischen uns beiden noch zu früh war.

„Und Bruckner ist mein einziger Freund", beharrte ich weiter.

Die Maske des Wohlwollens glitt vor das Gesicht. „Wie Sie wünschen, ganz wie Sie wünschen."

So saß Bruckner am Tisch und starrte die Bäckerstochter Mali Knöpfler an. Seine Finger zerbröselten nervös Brotkrumen, formten Kügelchen und Würstchen daraus und rollten das Besteckrastel hin und her. Jetzt klatschte er, weil alle klatschten.

Der Professor verneigte sich, schritt zum Klavier. Er hatte so eine Art, die sonderlich den Frauen gefiel. Sein Gesicht, das bei Speise und Trank recht daseinsfroh strahlte, nahm plötzlich eine vergeistigte Jenseitigkeit an, sogar die Farbe schien um einen Grad blässer zu werden. Eine blauschwarze Locke fiel ihm mitten in die Stirn. Als er sich an den Flügel setzte, warf er das Haupt mit einer anmutig-energischen Bewegung zurück, so daß die Locke nach rückwärts flog. Neigte sich über die Tasten, einen Augenblick der Eingebung verfallen. Dann wandte er sich mit liebenswürdigem Lächeln zu mir: „Das Thema, Herr Graf, in dem sich mir Ihre Heimat darstellt."

Eine melodiöse, hübsche Melodie, die mich kaum innerlich berührte, mir aber durch ihre Sangbarkeit gefiel. Um diesen Gedanken rankte nun meisterliches Klavierspiel eine Fülle blühender und bestrickender Einfälle, die, je weiter sich die Phantasia entwickelte, zu gleißenden, funkelnden Geschwindigkeiten wurden, zu wahren Hexenmeisterstücken einer großen, bewundernswerten Virtuosität. Als er mit einem wahren Funkenregen von Läufen geschlossen hatte, warf er wieder den Kopf zurück, die Haare hintüber und lehnte, ein Bild völliger Erschöpfung, im Stuhl.

Beifall prasselte ohne Aufhörenwollen, der Justitiär nahte sich dem Künstler mit der Erfrischung des eisgekühlten Maitrankes. Aus dem Rufen und Sprechen ungeteilter Bewunderung klang plötzlich die etwas laut vordringende Stimme der Bäckerstochter Mali Knöpfler auf: „Machen Sie's halt besser, wenn Sie's können. Kritisieren ist leicht."

Bruckner hatte den Augenblick, da sich alles um den Flügel geschart hatte, genützt und sich hinter sein Ideal dieses Abends gestellt. Ich wußte, er konnte den Cappa nicht leiden; seine ganze Art mißfiel ihm. Vielleicht hatte er dem Mädel darüber eine Bemerkung zugeflüstert. Jetzt, da durch der Mali lauten Ruf alle Aufmerksamkeit auf ihn pfeilte, bekam der Organist einen roten Kopf und machte rasch eine beschwichtigende Handbewegung. Sie konnte das Peinliche der allgemeinen Stille nicht retten.

Der Italiener wollte zuerst in gekränkter Eitelkeit auffahren, besann sich aber sofort einer bedeutend klügeren Antwort. Das vermaledeite höfliche Lächeln, diesmal von heimtückischer Zweckmäßigkeit untermalt, funkte über sein Gesicht, er hob sich aus dem Klavierstuhl und schritt auf Bruckner zu.

„Ah, sehr gut! Meine Herrschaften! Ein interessanter künstlerischer Wettstreit steht bevor. Herr Bruckner ist mit meiner Phantasia nicht zufrieden gewesen..."

„Das hab ich nicht g'sagt", knurrte der Organist. „Nur anders auffassen tu ich eine solche Landschaft, wie Sie sie musikalisch geschildert haben."

„Benissimo, Signore Bruckner. Sie wissen, wie ich Sie schätze. Es wird mir ungemein lehrreich sein, Ihre Auffassung kennenzulernen. Bitte!"

Er wies mit der Hand nach dem Klavier.

„Ich kann nicht so Klavierspielen wie Sie", sträubte sich der Organist. „Ja, wenn's eine Orgel wär!"

„Warum nicht gleich ein Orchester?"

„Ein Orchester!" Eine rätselhafte Sehnsucht lag in dem Ruf.

„Wir sind bescheidene Leute und haben nur ein Klavier", drängte sich der Justitiär vor. „Es ist Ehrensache, den Kampf aufzunehmen, da Sie es waren, der den Fehdehandschuh hingeworfen hat."

„Ich mag aber nicht!" trotzte Bruckner.

„Ja, Reden ist halt leicht", höhnte die Bäckerstochter.

Das wirkte. Eine empfindsame Stelle in Bruckners Wesen war gepackt. „Dann spiel ich halt. — Tun S' mich ein bissel lieb anschauen dabei." Den letzten Satz sagte er unvorsichtig laut, so daß sich ringsum Kichern erhob. Das Mädel wurde ärgerrot und wandte sich ab. Aber Bruckner sah das nicht mehr. Er setzte sich an das Klavier.

Ich stand am anderen Ende des Flügels, gerade dem Spieler gegenüber. Und wurde etwas gewahr, das niemand bemerkte oder zumindest nicht beachtete. Als Bruckner die Hände zu den Tasten führte, hob sich sein Blick. Glitt achtlos über mich hinweg, suchte eine Höhe, eine Ferne, die weit, weit über der weißgetünchten Zimmerdecke lag. Wie ein Gebet war es, wie ein kindlicher Hilferuf. Dann straffte sich die kleine Gestalt des Organisten, seine Züge verloren die schüchterne Weichheit, wurden hart, wie aus Erz gehauen.

Ein anderer saß plötzlich da. Ein Fremder, ein Rätselhafter. Dumpfes Tremolo schwoll an, ein Motiv wuchs auf. Es klang hart und unerbittlich — wo es sich in einzelnen Wendungen zur Milde löste, da zerhieb des Organisten rauhes und unabgetöntes Klavierspiel jede Feinheit. Und als sich in das Motiv andere Stimmen mischten, grell und splitternd herausgemeißelt, verlor ich jede Fühlung mit dem Hauptgedanken.

Das Chaos war da. Es wütete und donnerte in den Bässen, klirrte in den hohen Lagen und wühlte in den Mittelstimmen. Ich sah, wie die Menschen hinter Bruckner zu kichern begannen, wie Professor Cappa siegesgroßmütig mit den Händen Ruhe winkte. Und ich sah Bruckner, dessen Augen nach den Wundern einer anderen Welt geweitet waren, nach der er offenbar rang, ohne sie erreichen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Im Wattenmeer der Nordfriesischen Inseln: Hafenbild von Munkmarsch auf der Insel Sylt. / Nach einem Gemälde von W. Hambüchen.

# ZUM TODE DES MALERS RENÉ REINICKE

Am 9. Juli ist, 66 Jahre alt, fern von München der Münchener Maler René Reinicke gestorben. Und draußen irgendwo im Schwabenland, auf einem Dorffriedhof, ist er auch begraben. Das paßt ganz und gar zum Wesen dieses Künstlers, der seit langem mit der Welt, wie sie heute ist, zerfallen war. So war diese Flucht in die Entrücktheit und ins Nichts nur eine letzte, notwendige Konsequenz in diesem Leben. Still hat sich sein Dasein vollzogen, um so beredter sind seine Werke. Aus ihnen spricht vernehmbar das ungewöhnliche Können dieses vielseitigen Künstlers. Sein Schaffen, von dem auch die Bände der „Illustrirten Zeitung" aus der Vorkriegszeit in reichem Maße Zeugnis ablegen, hat bald lebhaften Beifall gefunden, und der Name René Reinicke, des Malers und vor allem des Zeichners, besaß allerbesten Klang in Deutschland und weit darüber hinaus. Nennt man die bedeutendsten deutschen Illustratoren und Witzblattmitarbeiter aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, in dem die Zeichnungen meist noch in Holzschnitt (Tonschnitt) wiedergegeben wurden, dann wird auch immer René Reinicke, und zwar an bevorzugter Stelle, genannt werden müssen. Und die Kunstgeschichte wird nicht umhinkönnen, ihm in dem betreffenden Abschnitt einige Zeilen zu widmen.

Reinicke war einer der ersten, die für illustrative Zwecke die elegante Welt auf der Straße und an den Orten, wo sie mit besonderer Vorliebe verkehrte, entdeckt haben. Aus seiner Illustrationskunst hat sich eine Tradition hergeleitet, die noch heute nachwirkt: bis zu einem gewissen Grade gehen alle unsere Darsteller des Mondänen auf Reinicke und seine Art zurück. Auch wenn sie es nicht wissen. Aber er war trotzdem kein einseitiger Spezialist. Sowohl für seinen Stift als auch für seinen Pinsel, vor allem für den Wasserfarbenpinsel, war alles, was uns umgibt, ein willkommenes Darstellungsobjekt. Wie köstlich sind seine auf das minuziöseste durchgearbeiteten Interieurs, in die er so gern als Staatsmodell eine alte Tante oder dergleichen setzte. Und wie glänzend beobachtet, im physiognomischen vor allem, und wie zwanglos und brillant gruppiert sind seine vielfigurigen Bilder, z. B. der Kaffeeklatsch oder das Münchener Hofbräuhaus! Dabei sind diese zuletzt genannten Arbeiten Musterleistungen ihrer speziellen Gattung, des Aquarells nämlich, das Reinicke mit einem solchen Können beherrschte, daß man schon den Namen Menzel nennen muß, wenn man einen wirklich zutreffenden und ebenbürtigen Vergleich haben will. Reinicke begnügte sich nämlich nicht mit seiner reichen illustrativen Tätigkeit. Ihn reizten auch selbständige Schöpfungen, in denen er die Früchte seiner glänzenden Beobachtungsgabe niederlegen konnte. Neben seinen ausgezeichneten Aquarellen stehen seine Ölbilder auf beachtlicher Höhe.

Wenn dieser Meister auch ein wenig aus dem Bewußtsein der Gegenwart verdrängt worden ist, so kann doch sein Schaffen nicht bloß als Dokument einer vergangenen Zeit, sondern auch um seiner absoluten künstlerischen Werte willen dauernder Geltung gewiß sein.

Abend am Marienplatz in München. (Nach einer Zeichnung.) Oben: Porträt des verstorbenen Künstlers. Im Spielsaal. (Nach einem Gemälde.)

Münchener Hofbräuhausphilister. (Nach einer Zeichnung.)

Konzertpublikum. (Nach einem Gemälde.)

Kaffeeklatsch. (Nach einem Gemälde.)

Zum Ableben des bekannten Malers und Illustrators Prof. René Reinicke (geb. 22. März 1860) am 9. Juli: Bezeichnende Werke seines künstlerischen Schaffens aus der „Illustrirten Zeitung".

# Drahtlose Richtungsbestimmung im Luft- und Seeverkehr

von Ing. Dr. Günther Bandat, Wien

Die mit Erfolg durchgeführte Fahrt Amundsens über den Pol und durch die Arktis bewies neuerlich, welche wichtige Rolle der Wellentelegraphie in der Nachrichtenübermittlung zukommt. Radiowellen leisten aber noch einen anderen Dienst. Sie ermöglichen die Schiffsnavigation, wenn alle anderen Instrumente und auch der magnetische oder der Kreiselkompaß versagen. Wie aus dem Amundsenschen Fahrtbericht zu ersehen ist, konnte auf einem großen Teil der Fahrt der Schiffskurs nur durch die Funkpeilungen der Radiostationen in Kingsbay und Green Harbour eingehalten werden. Amundsen berichtet weiter, daß die astronomischen Längenobservationen fast genau mit den Resultaten der Funkpeilungen übereingestimmt haben.

Peilrahmen auf der Brücke der „Westphalia".

Was bedeutet nun Funkpeilung? Im Navigationsdienst versteht man unter „Peilen" eine Richtungsbestimmung, eine navigatorische Messung. Funkpeilung ist also eine Richtungs- oder Ortsbestimmung mit Hilfe der Radiowellen. Ermöglicht wird eine Richtungsbestimmung auf drahtlosem Wege durch die Anwendung der Richtungsempfindlichkeit bei drahtlosem Empfang mit der Rahmenantenne. Der an die Rahmenantenne angeschlossene Radioempfangsapparat bzw. die Kopftelephone werden dann ein Lautstärke-Maximum aufweisen, wenn die Ebene der Rahmenantenne in der Richtung Empfangsstation—Sendestation liegt; ein Lautstärke-Minimum wird eintreten, wenn die Rahmenebene normal zur Senderichtung steht. In der Praxis verwendet man zur Funkpeilung stets das Lautstärke-Minimum, da das Verschwinden des Tones im Kopfhörer viel leichter festgestellt werden kann als die maximale Lautstärke. Nehmen wir an, daß ein Luftschiff, das in unsichtigem Wetter und Nebel die Orientierung verloren hat, den Schiffsort auf drahtlosem Wege feststellen will. Eine Funkstation besitzt das Luftschiff, doch hat es keine Peileinrichtung, keine drehbare Rahmenantenne. Der Bordtelegraphist wird zwei Landradiostationen, deren Lage er auf der Schiffskarte genau feststellen kann, anrufen und sie um Funkpeilung ersuchen. Ist die Verbindung mit den Landstationen erzielt worden, und haben sich diese zur Durchführung der Peilung bereit erklärt, so gibt nun die Funkstation des Luftschiffes eine Zeit hindurch ganz bestimmte Signale. Die Radiowellen, die von der Luftschiffantenne aus in den Raum hinausstrahlen, treffen auch auf die Rahmenantennen der beiden Landstationen, wo die Richtung, aus der sie kommen, ermittelt und der Winkel zwischen der so ermittelten Senderichtung und einer leicht feststellbaren Hauptrichtung, z. B. Nord-Süd, festgestellt wird (s. Skizze „Funkpeilung vom Luftschiff aus"). Beide Landstationen teilen jetzt der Schiffsstation den ihrerseits gemessenen Peilwinkel und die Lage der Grundlinie mit, an deren Endpunkten sie sich befinden. Mittels dieser Angaben läßt sich der Schiffsort leicht und sicher auf der Karte bestimmen. Der Navigationsoffizier trägt in der Schiffskarte in den Endpunkten der ihm bekannten Grundlinie, also in den beiden Punkten der auf der Schiffskarte verzeichneten Landstationen, die ihm mitgeteilten Peilwinkel ein und erhält im Schnittpunkt der eingezeichneten Peilstrahlen den gesuchten Schiffsort.

Empfangsanlage mit Funkpeileinrichtung auf der „Westphalia".

Diesen Vorgang der Richtungsbestimmung nennt man „Fremdpeilung". Besitzt die Funkstation selbst eine Peileinrichtung, so kann sie die Funkpeilung allein vornehmen (s. Skizze). Diesen Vorgang nennt man „Eigenpeilung". Mit Hilfe der richtungsempfindlichen Rahmenantenne stellt die Bordstation selbst durch Drehen des Peilrades die Richtung fest, aus der die Zeichen von irgendeiner dem Navigationsoffizier örtlich genau bekannten Radiostation kommen, und mißt an Bord den Peilwinkel zu einer mittels Kompaß bestimmten Hauptrichtung. Wiederholt er denselben Vorgang durch Anpeilen einer zweiten Radiostation, so kann er wieder von den ihm auf der Karte genau bekannten Punkten der beiden Radiosendestationen die Peilstrahlen einzeichnen und erhält in deren Schnittpunkt den gesuchten Schiffsort.

Bordfunkstelle mit Einrichtung zum Funkpeilen auf einem großen Schiff.

Auch im Seeverkehr hat sich die Radiotelegraphie, insbesondere ihre Anwendbarkeit in der Navigation, eine bedeutende Rolle errungen. In Erinnerung ist uns noch der Untergang des großen Ozeandampfers „Titanic" am 14. April 1912, der 1500 Menschenleben vernichtete, die zu retten gewesen wären, wenn alle Schiffe, die sich in der Nähe der „Titanic" befanden, auf radiotelegraphischem Wege hätten zur Hilfe gerufen werden können. Die Katastrophe der „Titanic" hatte dann auch Abmachungen zur Folge, nach denen jedes Schiff, das mehr als 50 Personen an Bord hat, mit einer funkentelegraphischen Anlage ausgerüstet sein muß. Groß ist die Anzahl der Personen, deren Leben durch rasches Herbeiholen von Rettungsschiffen auf diese Weise gerettet werden konnte. Im vergangenen Frühjahr wurde uns wieder von Großtaten der Radiotelegraphie im Rettungswerke zur See berichtet. Eine große Rolle spielte bei diesen Rettungsfahrten die Funkpeilung. Auf hoher See, wo keine ortsfesten Punkte, wie Landmarken, Feuerschiffe u. dgl., eine genaue Ortsbestimmung ermöglichen, kann der jeweilige Schiffs-

Drahtlose Hilfeleistung zur See. Schematische Zeichnung.

ort nur ungenau angegeben werden. See- und Windströmungen, Abweichungen der Instrumente und ungenaues Ablesen bei Messungen sind einige von den unvermeidlichen Fehlerursachen. Es wird sich also zwischen dem errechneten und dem wahren Schiffsorte meist eine Abweichung ergeben. Gerät nun ein Schiff auf hoher See in Gefahr, so funkt es den internationalen Hilferuf SOS (Save Our Souls = Rettet unsere Seelen) mit gleichzeitiger Angabe des errechneten Schiffsortes in die Weite (s. Zeichenskizze).

Das zur Hilfeleistung herbeieilende Schiff richtet nun seinen Kurs nach dem angegebenen, aber meist nicht wirklichen Standorte des in Gefahr befindlichen Schiffes. Dieser Fall kam bei der Fahrt des Lloyddampfers „Bremen" vor, der dem in Not befindlichen Dampfer „Laristan" Hilfe bringen wollte. Die „Laristan" hatte einen um 28 Minuten zu weit südlich und um 6 Minuten zu weit östlich gelegenen Punkt als den augenblicklichen Standort des Schiffes angegeben. Die „Bremen", deren Sichtweite durch Nebel und hohen Seegang sehr behindert war, traf deshalb die „Laristan" nicht sofort und fuhr am gefährdeten Schiff vorbei weit über das Ziel hinaus. Es dauerte geraume Zeit, bis die „Laristan" endlich gefunden wurde; viel kostbare Zeit war inzwischen verlorengegangen. Hier kann die drahtlose Richtungsbestimmung, die Funkpeilung, mit Erfolg eingreifen. Die segensreiche Wirkung der Funkpeilung zeigte sich im Falle „Westphalia" und „Alkaid". In der Sturmnacht des 31. Januars dieses Jahres vernahm der Bordfunker des Hapagdampfers „Westphalia" den Hilferuf des holländischen Dampfers „Alkaid". Dieser konnte seinen Standort nur sehr ungenau auf volle Grade angeben, und auch die „Westphalia" hatte seit drei Tagen kein astronomisches Besteck erhalten können. Es hätte sicher geraume Zeit gedauert, bis die „Westphalia" den „Alkaid" gefunden hätte, falls dies überhaupt möglich gewesen wäre; die „Westphalia" war aber mit einer Funkpeileinrichtung versehen (s. die Abbildungen der Telefunkenpeilanlage der „Westphalia"). Eine genaue Bestimmung des Schiffsortes durch Kreuzpeilen war hier nicht nötig und wäre auch sehr umständlich gewesen; es genügte hier eine einfache Richtungsbestimmung mit Hilfe des Peilrahmens. Trotz des großen Abstandes von rund 280 km konnte mit dem Telefunkenpeiler die Richtung zum „Alkaid" schnell und mit großer Sicherheit ermittelt werden. Der Bordbericht der „Westphalia" betont ausdrücklich, daß eine Auffindung des „Alkaid" unter den Umständen, die damals vorhanden waren, ohne Bordpeiler unmöglich gewesen wäre. Auf noch einen Punkt wurde in diesem Bericht hingewiesen, auf die Möglichkeit der Seitenbestimmung durch den Telefunken-Bordpeiler. Es war ganz unsicher, auf welcher Seite sich der „Alkaid" befand, und bei dem alten, umständlichen Verfahren der Seitenbestimmung mit dem Funkpeiler wäre viel kostbare Zeit verlorengegangen. Liegen zwei Stationen geographisch auf der Geraden, die durch die Rahmenantenne geht, aber rechts und links vom Schiff, so läßt sich nicht ohne weiteres bestimmen, auf welcher Seite die anrufende Station liegt, da für beide Stationen das Minimum bei derselben Stellung der Rahmenantenne eintritt. Es ist aber der Telefunkengesellschaft gelungen, durch die Zufuhr von Hilfsenergie unter Anwendung eines eigenen Koppelsystems die Seitenbestimmung einwandfrei durchzuführen. Die Lebensrettung der 27köpfigen Mannschaft des „Alkaid" durch die „Westphalia" wurde nur durch die Verwendung des Bordpeilers ermöglicht; er ist nach den bis jetzt gemachten guten Erfahrungen ein unentbehrliches Navigationsgerät geworden. Der Bordpeiler erweist sich nicht bloß als sehr nützliches Mittel zur Überwindung von Zeit und Raum, er hilft vor allem auch dem bedrängten Menschen aus Not und Gefahr — und dies ist seine beste Seite.

Funkpeilung vom Luftschiff aus. Schematische Skizze.

# Ein Brückenwunder in Nordamerika

Von Ing. Karl Möhringer, Berlin.

Die Zeit der großen Eisenbahn-Neubauten in den Vereinigten Staaten von Amerika ist vorüber, dagegen ist man eifrig bemüht, die Leistungsfähigkeit der bestehenden Linien durch Umbauten und andere Verbesserungen zu erhöhen. Als eine der wichtigsten Linienverbesserungen der jüngsten Zeit ist die Abkürzungsstrecke bei Castleton im Staate Neuyork, der „Castleton Cut-Off" der New York Central Lines, des größten Eisenbahnunternehmens der Vereinigten Staaten, anzusprechen. Mit Hilfe dieser Wegkürzung wird der Güterzugverkehr auf der Hauptlinie des New York Central zwischen den großen landwirtschaftlichen Erzeugungsgebieten des Westens und den hochentwickelten Industrieplätzen östlich vom Hudson River von den steilen Gefällen und den überlasteten Geleisen bei Albany abgeleitet und 16 km südlich dieser Stadt auf leichten Neigungen über eine Brücke nach dem Ostufer des Hudson River geführt. Der Güterverkehr vermeidet so den störungsreichsten Punkt des ganzen Systems, den sog. „Flaschenhals" bei Albany, der die Leistungsfähigkeit der Linie beeinträchtigte und in Zeiten starken Verkehrs die Ursache erheblicher Zugverspätungen war. — Das hervorstechendste Merkmal dieser neuen Linie ist die „A. H. Smith Memorial"-Brücke über den Hudson, ein monumentales Bauwerk, dessen Länge einschließlich der Auffahrten über 1,6 km beträgt. Die Geleise auf der Brücke liegen 45 m über mittlerem Hochwasser des Hudson. Sie ist dem Gedenken an A. H. Smith, den früheren Präsidenten der New York Central Lines, gewidmet, der es vom einfachen Arbeiter zum hervorragenden Eisenbahnmagnaten gebracht hat und auch als geistiger Urheber und eifriger Förderer dieser Linienumlegung anzusehen ist. Die aus eisernen Fachwerkträgern bestehende Brücke hat zwei Spannweiten von 180 und 120 m Länge und ist gestützt von drei riesigen Beton- und Granitpfeilern, deren Fundamente 10 bis 15 m unter dem Wasserspiegel auf festem Fels ruhen. Die Gründungsarbeiten erfolgten größtenteils mittels Druckluft-Senkkästen. Auf festen Fels hinabgetriebene Pfähle tragen die Betonwiderlager der eisernen Stützen unter den Auffahrten. Die größte Fachwerkshöhe beträgt 30,5 m; über 20000 t Baustahl kamen zur Verwendung. Außer der Brücke selbst umfaßt diese Umlegestrecke 45 km zweigleisige Eisenbahnstrecke, einen annähernd 10 km langen Zusammenstellbahnhof für Güterzüge, einen Lokomotivschuppen und andere Einrichtungen zur Vergrößerung der Leistungsfähigkeit der Linie. Der Güterbahnhof bietet gegenwärtig für 8100 Wagen Platz, kann aber bei Bedarf auf eine Leistungsfähigkeit von 20000 Wagen gebracht werden. Die an ihn angeschlossenen Wagenausbesserungswerke vermögen 600 Wagen aufzunehmen. 62 Lokomotiven können in den beiden neuen Maschinenschuppen untergebracht werden. Die Bekohlung erfolgt aus zwei mächtigen Bunkern von je 550 t Fassungsvermögen. Die Erdbewegungen für den Castleton Cut-Off belaufen sich auf 4,6 Mill. kbm, die Gesamtkosten betragen 25 Mill. Dollar. Dank beschleunigter Arbeit konnte diese bedeutende Anlage in $2^1/_2$ Jahren fertiggestellt werden.

Amerikanischer Brückenbau: Die „A. H. Smith Memorial"-Brücke über den Hudson bei Castleton südlich von Albany, der Hauptstadt des Unionsstaates Neuyork.

Der große und der kleine Bruder: Orang-Utan und Nasenäffchen.

# Kin... de... Urw...

Nach photogr... von Dr. Greg...

(Vergleiche hierz... namigen Beitrag... „Wissen un...

Unten ... Halb erwachs... in Schreck...

Ein Orang-Utan von vier Jahren im regennassen Pelz.
Rechts: Der kranke, in weiße Tücher gebettete Makak.

Warst du's auch wirklich nicht?

Das Nasenäffchen beteuert seine Unschuld.

# ...nder ...es ...alds.

...Aufnahmen ...gor Krause. ...zu den gleich... ...g in der Rubrik ...nd Leben.")

...Mitte: ...sener Gibbon ...kgebärde.

Alter Nasenaffe, auf Borneo Kahau genannt. Links: Grauweißer Silbergibbon.

Ich will dich Mores lehren!

# Eisgetränke und Fruchteisersatz bei primitiven Völkern.

Eishändler in Djokajokarta auf Java.

„Tjao“-Händler auf Java. Tjao werden die aus dem Sirup der Zuckerpalme (Arenga) bereiteten Getränke genannt.

Nicht nur in Europa sind eisgekühlte Getränke und Speiseeis in der heißen Jahreszeit ein begehrter Artikel, sondern auch bei den primitiven Völkern findet man auf den Straßen Händler mit allerlei erfrischenden Sachen, unter denen das Eis eine große Rolle spielt. In ganz Vorder- und Hinterindien mit Einschluß des Malaiischen Archipels weiß der Eingeborene das Eis und die mit Eis hergestellten kühlenden Getränke außerordentlich zu schätzen. Chinesen, Japaner, Filipinos, die in Amerika, dem Lande der Eisgetränke, ansässig waren, haben dafür Sorge getragen, daß diese recht bald eine rasche Verbreitung unter den Eingeborenen gefunden haben. In den Vereinigten Staaten von Amerika findet man die Eiscreme-Stände ebenso häufig vor wie bei uns z. B. die Stehbierhallen und Destillationen. Diese Eisläden verkaufen neben Süßigkeiten aller Art besonders Eiscreme-Sodas, deren Grundstoffe aus einer Portion Vanille- oder Fruchteis bestehen. Darauf kommen einige Löffel Fruchtsaft oder Kaffee-Essenz, während das Ganze mit Sodawasser verdünnt wird. Der eingeborene Unternehmer, der seine Eiscreme-Stände meist mitten auf einer Straße errichtet hat, tut dagegen zerkleinertes Eis in ein Glas, während ein entsprechendes Quantum Fruchtlimonade diesem den gewünschten Charakter verleiht. In Japan und China hobelt man die Roheisstücke ganz fein und vermischt sie dann mit Limonade. Auch ist es dort bekannt, daß Kirschen und sonstige Früchte diese Erfrischungen erheblich verfeinern können. Jedenfalls sind solche eisgekühlte Getränke bei den Eingeborenen viel mehr verbreitet als bei uns Europäern. Der einfachste Arbeiter (Kuli), der für wenige Pfennige tagtäglich sein, nach unseren Begriffen erbärmliches Leben fristet, wird sich am Tage mehrmals solch ein Eisgetränk leisten. Hauptabnehmer ist jedoch die holde Weiblichkeit, die entweder allein oder mit ihren Kindern zu dem fliegenden Händler kommt, um den „süßen Zahn“ zu befriedigen. Das Fruchteis wird von herumziehenden japanischen Händlern mit jedem Jahr immer mehr eingeführt. Gerade diese japanischen Eishändler, die oftmals nichts weiter sind als japanische Regierungsagenten, haben dem Vaterland auf dem Gebiete des Nachrichtenwesens wertvolle Dienste geleistet. Der Beruf eines herumziehenden Händlers ist natürlich hierzu besonders gut geeignet. Als Kuriosität seien noch die Wasserautomaten erwähnt, die gegen Einwurf von zwei Pfennigen, nach unserem Geld, ein kleines Glas eisgekühltes Zuckerwasser liefern. Der findige chinesische Unternehmer macht jedenfalls damit ein glänzendes Geschäft. — Die Abbildungen sind eigene Aufnahmen des Verfassers.

Franz Otto Koch.

Chinesischer Händler mit Vanille-Eis auf Süd-Borneo.

Fruchteishändler in Manila (Philippinen).

Straßenhändler mit eisgekühlten Getränken in Tonkin.

Auf der Dresdener Vogelwiese 1926 / Nach Zeichnungen von Benno Liebscher

Die Dresdener Vogelwiese ist ein altes Volksfest, das der Bogenschützen-Gesellschaft ihre Entstehung verdankt. Spuren eines alljährlich wiederkehrenden Schießfestes fanden sich in Dresden aber schon im Jahre 1446. Die Vogelwiese hat im Laufe der Zeit mehrmals den Platz gewechselt, seit 1872 schlägt sie auf den Elbwiesen des linken Ufers (bei der Pfotenhauerstraße) ihre Zelte auf. Wie vor Jahren, so findet sie auch heute noch starken Zuspruch, und die Bevölkerung von Stadt und Land nimmt immer wieder gern die Vergnügungsgelegenheit wahr, die dieses Volksfest mit seinen mannigfachen Schaustellungen und Belustigungen bietet.

Augenblick noch – wir sind gleich fertig!

Trauriges Los, seekrank zu sein und seine junge Gattin so umschwärmt zu sehen!

Es ist so nett, verwöhnt zu werden

Zweierlei Ansichten:
Die Herren: „Fesches Figürchen"
Die Damen: „Aufdringliche Kokette"

Der Bordliebling

Rückkehr vom Landausflug mit den unmöglichsten Einkäufen

Das übliche Tänzchen an Deck

Nachts bei Seegang

Lotte Oldenburg-Wittig

AUF DER VERGNÜGUNGSREISE ZUR SEE

ZEICHNUNGEN VON LOTTE OLDENBURG-WITTIG

# MODERNE DEUTSCHE GLÄSER

Mit Abbildungen nach Aufnahmen der Photographischen Anstalt von Bissinger, Erfurt.

M. Grimm: Patinaglas-Karaffe. (Museum, Erfurt.)

M. Grimm: Patinaglas-Karaffe. (Museum, Erfurt.)

Von links nach rechts: Glas mit Gravur. Von Hans Mauder, Zwiesel (Niederbayern). — Teller mit Reiherdekor und graviertes Kelchglas. Von Wenzel Benna, Schreiberhau. (Die ersten beiden im Besitz des Erfurter Museums.)

Die Bestrebungen des Kunstgewerbes, sich dem Zeitstil anzupassen, machen sich seit einiger Zeit auch auf dem Gebiete handwerklichen Glases deutlicher bemerkbar. Die Arbeitsgemeinschaft für deutsche Handwerkskultur unter Vorsitz des Reichskunstwarts hat sich neuerdings ganz besonders dafür eingesetzt, wie sie früher schon z. B. bei der Töpferei die alten handwerklichen Traditionen neu zu beleben suchte. Auf der von ihr zusammengestellten Glaswanderausstellung, die in Erfurt begann und jetzt in Dessau gezeigt wird, gewinnt man einen guten Überblick über den heutigen Stand der Glasherstellung, über die Erzeugnisse sowohl der Fachschulen als auch der Hütten.

Unter den Fachschulen bzw. Fachklassen an Kunstgewerbeschulen nimmt die erst 1904 gegründete Schule in Zwiesel im Bayrischen Wald einen hervorragenden Platz ein. Auf dem Boden alter Glaskultur erwachsend, konnte sie sich rasch entfalten. Sie zeichnet sich durch selbständige Formgebung, z. B. auf trichterförmigem Fuße in Gegenbewegung aufsteigende Gefäße, und durch zarteste, modern empfundene und sparsam angewandte Gravuren aus. Die Entwürfe rühren meist von dem Schulleiter Professor Bruno Mauder und von Hans Mauder her. Neben der Gravur wird auch der Glasschliff und Überfang in leichter, geschmackvoller Weise gepflegt.

Für die Klasse v. Eiff in Stuttgart ist der wuchtige Tief- und Hochschnitt das Entscheidende. Durch die Verbindung von Mattschliff und Politur an den dickwandigen, kraftvollen Gefäßen werden völlig neuartige Wirkungen erzielt. Eiff selbst hat sich daneben wieder der alten Kunst des Reliefporträts zugewendet.

An der Fachklasse in Breslau lehrt Edgar Benna, dessen zarte, technisch einwandfreie Gravuren in modernem Stil ausgeführt sind. Die Werkstätte von Bernhardine Bayerl in München stellt in erster Linie feine irisierende oder zart schwarz und rot bemalte Gefäße her.

Thüringer Fadengläser. (Museum, Erfurt.)

Fadenglas und Patinagläser. Von M. Grimm, Ilmenau.

Von den Hüttenbetrieben zeichnen sich Theresienthal, Josephinenhütte und Steigerwald durch neue, äußerst gefällige, auf schlanken Stengeln ruhende Kelchformen aus hauchdünnem Glase aus. Ganz glatt oder mit zierlichen Gravuren, wie etwa mit einer Distelranke umzogen oder mit Blütensternen bestreut, bilden diese Gläser in ihren edlen Formen den schönsten Schmuck einer Festtafel. Die Josephinenhütte beschäftigt sich daneben noch mit Schliff und Überfang in neuen, wellenförmigen Motiven, wobei Form, Schliff und Farbe harmonisch zusammenklingen.

Die deutschen Handwerkshütten, die Thüringer und die Tiroler Hütte suchen die alte schöne, im Aussterben begriffene Kunst des Fadenglases wiederaufzunehmen. Einfach in der Form, zeigen die zylindrischen oder bauchigen Humpen, Krüge und Schalen als einzigen Schmuck die farbige, oft kunstvoll verwebte Fadeneinlage. Unter den Hütten des Thüringer Waldes zeigt die Werkstätte des Max Grimm in Ilmenau eine besondere Note. Seine in der Form an venezianische Gläser erinnernden, schlank emporwachsenden Patina-Vasen und -Kannen sind durch ihre undurchsichtige, verschiedenfarbig mettalisch schillernde Masse von einzigartigem Reiz.

Als selbständig schaffende Meister seien noch erwähnt: der junge Richard Süßmuth in Penzig, ein früherer Schüler der Dresdener Kunstgewerbeschule, der in kräftigem Tiefschnitt ganz moderne, in der Zeichnung auf das Äußerste beschränkte Akte und Tiere auf seine schlicht geformten Schalen, Teller und Becher zaubert, und der einer alten Glasbläserfamilie entstammende ältere Wenzel Benna in Schreiberhau. Er zeigt in seinen Vogel- und Blumengebilden, wie gute handwerkliche Überlieferung in freien Schöpfungen zeitgemäß fortgeführt werden kann.

A. v. Przychowski.

Links: Glasgefäße in Hoch- und Tiefschnitt. Klasse W. v. Eiff, Stuttgart. — Mitte: M. Grimm: Patinaglas-Vase. (Museum, Erfurt.) — Rechts: Gläser von Theresienthal und Josephinenhütte bei Schreiberhau.

TOTER WALD.

NACH EINEM GEMÄLDE VON HARRY DETERT.

# Finale

## Chopin-Novelle von Grete Massé

Als Maria Wodzinska, geschiedene Gräfin Skarbek, an der Tür der Wohnung geläutet hatte, die Friedrich Franz Chopin in Paris bewohnte, erfuhr sie von dem jungen Diener, daß Herr Chopin nicht im Hause sei. Das traf sie so unvorbereitet, daß ihr der Herzschlag und der Atem stockten. Sie hatte, kaum, daß die Scheidung rechtsgültig geworden, den langen Weg von Warschau nach Paris gemacht, ohne zu rasten, ohne sich nur eine Stunde Schlaf zu gönnen. Jeder Nerv in ihr hatte dem Augenblick entgegengefiebert, in dem sie Chopin vor sich sehen und ihm sagen würde: „Meine Ehe ist gelöst. Ich liebe dich noch so, wie ich dich geliebt, als ich deine Braut gewesen. Ich liebe dich mit einer stärkeren, besseren, selbstloseren Liebe. Denn erst, als ich dich verloren, erst, als ich die Gattin des Mannes geworden, den ich immer tiefer verachten lernte, bin ich mir bewußt geworden, daß du auf der Welt der einzige Mann bist, den ich lieben kann."

Er ist nicht da? dachte sie. Gibt es keine Gedankenverbindung zwischen uns und dem Menschen, mit dem sich unsere Seele beschäftigt? Sagte es ihm nicht eine Ahnung, daß ich heute kommen würde? Er muß von seinen polnischen Freunden erfahren haben, daß ich geschieden bin.

Da sah sie, daß der junge Mensch vor ihr sie sehr fragend und erstaunt ansah. Sie konnte hier in der offenen Tür nicht länger stehen bleiben.

„Ich möchte gern warten, bis Herr Chopin nach Hause zurückkommt", sagte sie.

Nun saß sie in dem breiten seidenen Sessel eines mit vollendetem Geschmack und feiner Eleganz ausgestatteten, hellen Zimmers. Der Boden spiegelndes Parkett. In der Mitte des Raumes ein herrlicher Flügel der Firma Pleyel, zur Hälfte mit einer kostbaren brokatenen Decke verhangen. In Schränken mit großen Glasscheiben dünnes, buntbemaltes Porzellan und feingetönte Elfenbeinminiaturen. Hinter einer geschliffenen Glasscheibe der silberne Pokal, gefüllt mit polnischer Erde, den Kameraden einst dem scheidenden Chopin bei seinem Abschied von der Heimat mit den Worten überreicht hatten: „Mögest du, wo immer du wandern und weilen magst, nie dein Vaterland vergessen! Gedenke Polens, gedenke deiner Freunde, die dich mit Stolz ihren Landsmann nennen!"

Perlgraue Portieren, im Farbenton übereinstimmend mit der seidenen Wandbespannung, trennten dies Zimmer von dem Nebenraum. Die Portieren waren nicht ganz geschlossen. Durch den schmalen Spalt sah die geschiedene Gräfin Skarbek das Porträt einer großen Frau in schwarzem Kleid, mit olivfarbenem Teint, kurzen dunklen Locken, schön geschwungenen Augenbrauen über schwarzen, düsteren Augen, energischer Nase und einem roten, vollen Mund.

Ein fremder, seltsam faszinierender Zauber ging von diesem Bilde aus. Wie mit magischer Gewalt fühlte sich Maria Wodzinska zu ihm herangezogen. Schon war sie im Begriff, die Portieren auseinanderzuschlagen, ins andere Zimmer zu treten und das Bild in der Nähe in Augenschein zu nehmen, als die Flurglocke erklang und eine Frauenstimme voll dunklen Wohllauts mit dem Diener Frage und Antwort tauschte.

„Herr Chopin noch nicht zurück?" fragte sie. „Er wollte bereits um sieben Uhr hier sein. Ich werde warten, bis er kommt."

Ins Nebenzimmer trat die Frau, die das Bild darstellte, nur in einem flaschengrünen, statt in einem schwarzen Kleid. In Wirklichkeit war sie noch viel glühender und faszinierender als auf dem Bilde. Wundervoll lebten die schwarzen, düsteren Augen aus dem olivfarbenen Gesicht hervor; um den geistvollen, herrischen Mund schien unaufhörlich ein Zucken, der Widerschein und das Widerspiel aufrührerischer und komplizierter Gedanken, zu gehen. An ihrer langen braunen Hand glänzte ein alter Ring mit einem Stein von noch grüner strahlender Farbe als das Grün ihres Kleides.

Unwillkürlich zog sich Maria Wodzinska ganz in den Hintergrund des Zimmers zurück. Sie wußte nicht, was es war, das sie trieb, soviel Zwischenraum wie möglich zwischen sich und die Person zu legen, deren Bildnis sie eben noch in der Nähe hatte betrachten wollen.

Beklommen wurde ihr zumute. Sonderbar!

Die Uhr auf dem Kamin, die zwei Jünglingsgestalten zeigte, welche einander den goldenen Ball des Lebens, mit Zeigern und Zifferblatt aus roten Halbedelsteinen, zuzuwerfen schienen, schlug sieben hallende Schläge.

Drinnen im Zimmer schritt die braune Frau auf und ab, immer auf und ab. Plötzlich blieb sie lauschend stehen. Die Korridortür ging. Die Stubentür öffnete sich. Chopin stand auf der Schwelle.

„Aurore", rief er aus.

Er eilte auf die Frau zu. Sie warf sich ihm entgegen mit einem weichen, anschwellenden, gurrenden Lachen, das tief aus der Kehle kam. Sie lagen sich in den Armen. Sie küßten sich. Sie küßten sich unersättlich. — — —

Langsam, so langsam tastete sich Maria Wodzinska die vier Treppen hinab.

Wie sie aus dem Zimmer, wie sie aus der Wohnung gekommen. Sie wußte es nicht. Niemand hatte sie aufgehalten. Niemand hatte sie gesehen oder auf sie geachtet.

Eine tiefe Scham brannte ihr weißes Gesicht lichtrot. Von Warschau war sie nach Paris gereist, viele, viele Stunden lang — zu ihm. Aber bevor sie ihm noch gegenübergestanden, bevor sie noch mit ihm gesprochen, hatte sie sehen müssen, daß er eine andere Frau in seine Arme riß und küßte. Hatte er Maria Wodzinska so vollständig vergessen? Hatte er die Tage in Dresden und Marienbad vergessen, da sie einander gestanden, daß sie sich liebten, da sie sich einander anverlobten? Hatte er nicht vor Schmerz sterben wollen, als der Machtspruch des Vaters, der sich einer Heirat der einzigen Tochter mit dem Musiker Chopin widersetzte, die Verlobten trennte?

Ach, er hatte Trost gesucht und Trost gefunden bei einer andern Frau. Ein Lächeln der Verachtung ging um ihren Mund. Aber dieses Lächeln schwand rascher, als es erstanden. Konnte sie es Chopin verargen, daß er sich einer neuen Liebe hingegeben? Hatte sie nicht selbst schuld, daß ihrem Leben nicht das Glück geworden war, das ihm zugedacht gewesen? Wäre sie standhaft geblieben, beharrlich in ihrem Gefühl, mit der Zeit hätte Anton Wodzinski, ihr Vater, vielleicht doch nachgegeben und erkannt, daß die Liebe seines Kindes stärker und flammender war als sein Wille und sein Befehl. Hatte es nicht ihrer jungen Eitelkeit geschmeichelt, als der stattliche, mächtige, märchenhaft reiche Graf Skarbek um sie warb? Ach, Schuld war auch bei ihr. Die größere Schuld!

Unten im Hausflur traf sie mit einem Herrn zusammen, der, als er sie sah, überrascht den Kopf erhob.

„Ist es möglich, Gräfin? Sie sind in Paris?"

Sie versuchte mühsam, ihre Fassung zurückzugewinnen.

„Ich bin schon wieder im Begriff, es zu verlassen, Jan Matuszynski", sagte sie.

Der Pole, ehemals ein Hausfreund im Hause Wodzinski in Warschau, begriff urplötzlich, was vor sich gegangen, als er das jetzt totenblasse, leidvolle Gesicht der Frau sah.

„Sie wollten zu Chopin?" fragte er behutsam. „Und Sie trafen George Sand bei ihm?"

„Wer ist George Sand?" fragte Maria Wodzinska.

Jan Matuszynski beschloß, die volle Wahrheit zu sagen. Die reine Wahrheit konnte vielleicht am schnellsten die Wunde heilen, die Maria Wodzinska geschlagen worden.

„George Sand ist eine geschiedene Baronin Dudevant. Sie gilt in Paris, in ganz Frankreich und noch über Frankreichs Grenzen hinaus als eine Schriftstellerin von Rang. Sie schreibt unter ihrem Pseudonym 'George Sand'."

„Also eine berühmte Frau?" lächelte Maria Wodzinska mühsam. „Der Künstler und die Künstlerin haben sich gefunden. Was kann man dagegen tun? Nichts, nicht wahr? Würden Sie die Freundlichkeit haben, Jan Matuszynski, mich zu einem Wagen zu geleiten?"

Als der Freund Chopins und Maria Wodzinska das Haus verließen, klang von oben aus dem offenen Fenster der Chopinschen Wohnung Musik zu ihnen herab.

Chopin spielte, spielte so zauberhaft, wie nur er spielen konnte.

Er spielte die Polonäse in A-Dur: „Le Militaire." Der Pole unten, der die schöne, blasse Polin an seinem Arm zu einem Wagen geleitete, glaubte, ebenso wie sie, beim Klange dieser Musik langsam einen langen Zug polnischer Edelleute und Edeldamen in prächtiger Festgewandung herankommen und vorüberschreiten zu sehen.

Hat er auch mich vergessen, die Heimat hat er nicht vergessen, dachte Maria Wodzinska. Polen, unser herrliches Land, lebt in seiner Seele noch! — — —

Einige Jahre später fuhr Maria Wodzinska zum zweitenmal den Weg von der polnischen Grenze nach Paris.

Sie hielt einen Brief in den Händen und las ihn wiederholt, obwohl sie jedes seiner Worte auswendig kannte:

„— wenn Sie Chopin vor seinem Tode noch einmal sehen wollen, Maria Wodzinska, so eilen Sie! Der Genius, der die Fackel seines Lebens hält, neigt sie immer tiefer dem Boden zu. Eilen Sie, bevor sie ganz erlischt!

Sie haben nicht zu befürchten, an seinem Sterbebette jener Frau zu begegnen, die Sie einmal erschreckt.

Chopin und George Sand haben sich lange getrennt. Ihre Liebe, die wie eine Feuersäule zum Himmel schlug, ward zu Rauch, den die Winde dahintrieben.

Oft habe ich mit Chopin von Ihnen gesprochen. Er war untröstlich, als er erfuhr, daß die Frau, die einmal seine Braut gewesen, den weiten Weg nach Paris, den weiten Weg zu seinem Herzen vergeblich gemacht.

Chopin würde glücklich sein, Maria Wodzinska noch einmal wiedersehen zu können.

In aufrichtiger Verehrung

Jan Matuszynski."

Es war eine andere Wohnung, die Maria Wodzinska in Paris aufsuchen mußte, als die, die sie einmal betreten. Auf dem Place Vendôme 12 hatte Chopin das letzte Asyl gefunden.

Als die Polin dem Wagen entstieg und dem Hause zuschritt, war es ihr, als ertöne über ihr wieder wie in jener anderen, fernen Stunde die Polonäse in A-Dur: „Le Militaire." Nur leiser klang sie, verhauchender, wie gespielt von Geisterhand. Ein langer, langer Zug polnischer Edelleute in Trauergewändern schien langsam daherzuwallen. Sie folgtem einem Sarg, den ein schwarzes Bahrtuch verdeckte.

In der Wohnung oben trat Jan Matuszynski der Angekommenen entgegen.

„Es ist mir ein tiefer Schmerz, Gräfin, Ihnen mitteilen zu müssen, daß Chopin heute, zur dritten Morgenstunde, verschieden ist."

Maria Wodzinska neigte das Haupt und sagte leise: „Jan Matuszynski, ich wußte es schon!" — — —

In ihren schwarzen Schleiern, nur von dem erkannt, der sie nach Paris gerufen, wohnte Maria Wodzinska dem Trauergottesdienst bei. Wie Chopin es gewünscht, ertönte zu seiner Seelenmesse Mozarts Requiem, bei dem die Solopartien die Sängerinnen Pauline Viardot-Garcia und Castellan gemeinsam mit dem Bassisten Lablache übernommen hatten.

Bei der Wandelung spielte Léfébure-Wály auf der Orgel Chopins Präludien in H-Moll und E-Moll. Über das Grab auf dem Père Lachaise streute man die polnische Erde aus dem Silberbecher, den vor neunzehn Jahren die Kameraden Chopin bei seinem Abschied von der Heimat überreicht.

Zur selben Stunde noch trat Maria Wodzinska die Rückkehr nach Polen an.

Das Herz Chopins folgte ihr nach. In der Heilige-Kreuz-Kirche in Warschau wurde es aufbewahrt.

# Bücher, die man lesen sollte.

## Spaziergänge durch die neuesten Erscheinungen der Belletristik von Dr. Egbert Delpy.

Wenn man geraume Zeit vergeblich ausgeschaut hat nach neuen bedeutenden Schöpfungen unserer älteren Erzähler von Rang, so begrüßt man mit doppelter Freude verheißungsvolle Erscheinungen junger, bisher unbekannter Erzähler, die mit Romanen ans Licht treten, in denen einmal nicht die Dekadenz überreifer Gehirne in modischem Veitstanz grotesk dahinstelzt, sondern heiße, gesund und frisch lodernde Jugend in bunt schäumendem Gestaltungsdrang von sich selbst, ihrem Träumen und Sehnen, ihren Enttäuschungen und Erfüllungen, ihrem Kampf mit sich selbst und der Welt, ihrem Willen zur großen Tat und dem Schmerz des Sichverlaufens im Gestrüpp des Lebens, von ihrem Suchen und Irren, ihrem heißen Greifen nach allen hohen Kränzen, der vielfachen Not ihres äußeren und inneren Reifens und der trotzigen Zuversicht auf die eigene siegreiche Schwungkraft der Seele mit heißer, ehrlicher Unmittelbarkeit zu berichten weiß. Es ist ein gutes Zeichen für die Wiedergeburt unseres Volkes, daß solche gesunde, natürliche und wirklich junge Jugend sich neuerdings wieder in steigendem Maße zum Wort meldet.

Einen prachtvollen Wortführer hat sie in Hans Heyck, dem Sohn des bekannten Kulturhistorikers, gefunden, der bisher mit zwei großen Romanen an die Öffentlichkeit trat, in denen die neue deutsche Jugend mit überraschend sicherem Schritt den Kampfplatz der Literatur betritt, um Abrechnung mit der Zeit zu halten und ihr eigenes neues Suchen und Wollen ungestüm zu enthüllen. Ungestüm — aber ganz und gar nicht formlos! Denn dieser junge Erzähler und Bekenner verfügt über ein Maß von künstlerischer Form, das in hohem Grade persönlich und ungewöhnlich ist. Wer sein erstes Buch, den im vorigen Jahre bei L. Staackmann, Leipzig, erschienenen Roman „Der Zeitgenosse", zur Hand nimmt, der kann unmöglich glauben, hier den Erstling eines jugendlichen Anfängers in der Hand zu halten. Mit solch kecker Sicherheit, solch überlegenem sarkastischen Humor, solch geschmeidiger, allen Situationen gewachsener Sprachkunst ist das Buch gestaltet. In seinem Stil, seiner Darstellungskunst, der spielerischen Grazie seiner geschliffenen rhetorischen Mensur-Technik ist der Roman durchaus Erzeugnis eines äußerst begabten Könners und einer reifen, gefestigten, selbstsicheren Weltanschauung, die mit vernichtender sarkastischer Ironie der Zeit den Spiegel vorhält. Aber die Jugend glüht und wetterleuchtet doch überall hinter der Satire, und an entscheidenden Höhepunkten (Krieg, Revolution) bricht sie leidenschaftlich, in wahrhaft liebenswertem Gefühlssturm zutage. Jugend sitzt über Jugend zu Gericht. Gesunde, Großes anstrebende Jugend bricht den Stab über anmaßende, verlogene, phrasendreschende Jugend. Bewundernswert, mit welcher gelassenen spöttischen Grazie der Trennungsstrich gezogen wird, bewundernswert die geistige Überlegenheit, die den Zeitgenossen Johannes Fasterding als Schauspieler, Tänzer, Filmregisseur, Kunsthändler, Prophet, Revolutionär und Bänkelsänger scheinbar sieghaft durch die Handlung schreiten läßt und ihn doch in all seiner Hohlheit und Unfruchtbarkeit geradezu vernichtend brandmarkt. Wunderschön dabei der ergänzende Unterton, der tief unter dem Dünkel des herrlichen Zeitgenossen in schlichten Nebengestalten die echten Melodien reiner, kraftvoller und opferbereiter deutscher Jugend aufklingen läßt. Das Erstlingsbuch Hans Heyds war eine Talentprobe, eine Verheißung ersten Ranges. Seit langen Jahren habe ich kein Buch gelesen, das ein so heikles, brennendes Gegenwartsthema derart überlegen und temperamentvoll, formvollendet und jugendheiß zugleich gemeistert hätte. Auf das weitere Schaffen dieser ungewöhnlichen Begabung durfte man mit Recht gespannt sein.

Vor wenigen Wochen ist nun Heyds zweiter Roman erschienen, „Die Halbgöttin und die Andere" benannt (Staackmann). Ein Buch von völlig anderem Schlag und doch die natürliche Ergänzung des vorhergegangenen. Die satirische Einstellung ist geschwunden. Jetzt hat die Jugend, als deren Vertreter und Anwalt Heyck auftritt, das Hauptwort. Jetzt tritt sie mit allem Nachdruck hervor und zieht den Schleier von ihren Idealen, Träumen, Enttäuschungen. Wer wissen will, wie es um den besten Teil unserer deutschen Jugend bestellt ist, der lese dies Buch, das Eltern und Erziehern manch herbe Wahrheit zu kosten gibt, nichts beschönigt, die Unrast und Gegensätzlichkeit im Wollen der Jugend ebenso scharf zeichnet wie den Dünkel und die liebeleere Autoritätssucht der Erwachsenen. Die verschiedenen Formen eines leidenschaftlichen Erneuerungswillens, eines stürmischen Drängens nach besserer, wahrhafter Lebensgestaltung aus eigener Bestimmung, eigener Verantwortung heraus, treten in einer reichgegliederten, dramatisch bewegten Handlung nachdrücklich in die Erscheinung. Der Held ist ein Führer der Jugendbewegung, deren Arten und Abarten rings um die Handlung aufschäumen, ohne doch deren menschlichen Sonderkern, das Heranreifen Reinharts zum Manne durch seine wechselnden Beziehungen zu den beiden dominierenden Mädchengestalten des Romans, irgendwie tendenziös zu beeinflussen. Von der strahlenden Eveline bewegt er sich hinweg zur stilleren Martha, von der Eigennützigen zur sich selbst Verschenkenden, um endlich doch frei zwischen ihnen hindurchzugehen, der größeren Unbekannten entgegen, die dem Traum seiner Seele voll entspricht. Es ist nicht das kleinste Verdienst des Buches, hier auch den Vorhang von den erotischen Nöten und Wirren gesunder, rein empfindender Jugend gezogen zu haben. Wie wohltuend, angesichts der erotischen Rasereien unserer Kaffeehausliteratur, hier einmal Jugend zu sehen, die diesen Dingen ohne Prüderie, mit heißer Sehnsucht nach idealer Erfüllung und doch mit zarter Ehrfurcht vor dem großen Mysterium des Geschlechts gegenübersteht! So ist denn Heyds neuer Roman eine Jugend-Konfession schönster und aufschlußreichster Art, sehr geeignet, Brücken zu schlagen zwischen den Alten und den Jungen, Mißverständnisse zu beseitigen, die Hoffnung auf das deutsche Geschlecht von morgen zu befestigen. Wer Ohren hat, zu hören, der lausche auf den Ton, der aus diesem Buche klingt! Ein Jugendheißer hat ihn geformt, der, rückschauend, noch einmal stürmischjung im Fordern, Klagen und Bekennen wird. Der zugleich erneut beweist, daß er ein Künstler ist von vielen Graden, dem Wort und Form, so kühn und reich er sie auch beherrscht, nie zum artistischen Selbstzweck entarten. Daß mit Heyck eine Persönlichkeit in unser Literaturgetriebe eingetreten ist, von deren Reichtum und Frische Bestes zu erwarten ist, steht nach diesen beiden Romanen außer Frage. Es wäre sehr zu wünschen, daß das deutsche Publikum diesem neuen Erzähler seine volle Aufmerksamkeit schenke.

•

Kennen Sie Jack London? Den Amerikaner, dessen Bücher in Millionen Exemplaren in Amerika, England, Skandinavien verbreitet sind? Der als Sohn eines kleinen- Farmers in frühester Jugend schon die ganze Härte des Daseinskampfes kennenlernte und als Goldsucher, Landstreicher, Matrose in ruhelosem Umherschweifen ein wildes Abenteurerleben führte, bis er zur Feder griff und aus der Überfülle eigenen Erlebens Bücher formte, die das amerikanische Leben und die amerikanische Gesellschaft furchtlos zeigten, wie sie wirklich sind? Man hat allerhand für und wider ihn gehört. Wer die Bekanntschaft eines ebenso interessanten Menschen wie Schriftstellers machen will, der greife nach Londons Roman „Burning Daylight", der soeben in vortrefflicher Verdeutschung unter dem Titel „Der Lockruf des Goldes" bei Grethlein, Leipzig, herausgekommen ist. Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß er das Buch nicht mehr aus den Händen lassen wird, bis er die letzte Zeile gelesen hat! Schon stofflich nimmt es unwiderstehlich gefangen. Jack London wirft uns ohne Umstände mitten hinein in die Polarnacht am oberen Yukon in Alaska, mitten hinein in die Winteröde des Goldgräberlagers und präsentiert uns seinen Helden, Burning Daylight, den König der Goldgräber, wie er im tollen Kräfteüberschuß der Jugend den ganzen Gewinn eines Jahres in einer einzigen tollen Nacht im Tivoli des Lagers verschleudert. Gold ist ihm nichts. Nur die Anstrengung, es zu gewinnen, die Gefahren des Lebens in wildester nordischer Einsamkeit, der Kräfterausch im Sichbehaupten gegen Natur und Menschen, das ist ihm Lebensgenuß und Lebensziel. Ein lachender Riese, verwegen, tollkühn, bärenstark, im tiefsten Grunde ehrenhaft, gutmütig, ein großes wildes Kind, so steht dieser Pionier des Polarlandes nach wenigen Seiten vor uns, ein amerikanischer Siegfried mitten unter verwegenen Kumpanen, die ihm als dem Stärksten, Kühnsten unter ihnen rückhaltlos zujubeln. Es ist die Anfangszeit des Goldgräberlebens in Alaska zu Beginn der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Die riesenhaften Goldfunde am Klondike sind noch nicht gemacht. Daylight ist der erste, der dort oben sucht und findet. Das so lange gewitterte, zäh gesuchte Gold fällt ihm im Überfluß in den Schoß. Aber dann macht ihm das Graben kein Vergnügen mehr. Er überläßt es den wild zuströmenden Tausenden und wird der große Organisator der entstehenden Goldgräberstadt, der Bauholz, Maschinen, Licht liefert und dadurch noch schneller Millionen erntet als die Goldsucher. Nach und nach entwickelt er sich zum großen Spekulanten, der sein Vermögen verwegen auf eine einzige Karte setzt und wieder und wieder das Glück und die Gelegenheit meistert. Als fünfzehnfacher Millionär verläßt er endlich Alaska und geht nach San Franzisko, um das eigentliche Amerika kennenzulernen und sich mit seinen „großen Männern" zu messen. Sein tollkühnes Börsenspiel erregt die Aufmerksamkeit der berühmten Wallstreet-Magnaten. Sie ziehen ihn nach Neuyork und legen den von ihrem Entgegenkommen ganz entzückten Daylight mit einer raffinierten Börsengaunerei furchtbar hinein. Über Nacht ist er wieder arm wie eine Kirchenmaus. Aber da springt seine alte Klondike-Natur mit wildem Elan in die Bresche. Verwegen dringt er in die Höhle des Löwen, wo die „Großen" eben im Begriff sind, den Umfang ihres Sieges zu berechnen, und preßt ihnen mit vorgehaltenem Revolver das ergaunerte Kapital wieder ab. Dann fährt er zurück nach San Franzisko und wird dort der wildeste, rücksichtsloseste Börsenspekulant des Landes, der kalt über Leichen geht. Bis ihn das Schicksal in Gestalt seiner Sekretärin Dede Mason erreicht. Er, der Frauen mehr gefürchtet hat als alles andere, verstrickt sich in die erste große Liebes-Leidenschaft seines Lebens. Und dies kühle, selbstsichere blonde Mädchen, vor dem er hilflos ist mit all seinen Millionen, öffnet ihm jäh die Augen über sich selbst und den Abgrund, in dem er sich verloren. Unbezwingliche Sehnsucht nach dem alten Daylight der Goldgräberzeit wacht in ihm auf. Kurz entschlossen wirft er seine Millionen in einer letzten tollen Aktion von sich, gewinnt gerade dadurch das geliebte Mädchen und beschließt sein Leben mit ihr als kleiner Farmer, fern von den Segnungen des großen amerikanischen Lebens, ein wahrhaft freier und glücklicher Mann ...

Schon aus dieser nur die gröbsten äußeren Konturen andeutenden Skizzierung der Handlung erkennt man das für einen Amerikaner ganz merkwürdige Ethos dieses Romans. Da steht einer auf und reißt rücksichtslos die Maske von dem das innerste Leben der Nation vergiftenden Wahnsinn des Geldmachens, brandmarkt seine weltberühmten Dollarkönige als strupellose Freibeuter hinter dem schützenden Schirm salbungsvoller Moralheuchelei und läßt den ganz unamerikanischen Ruf erschallen: Fort von dem Geld! Hinaus aus den Städten! Zurück zur Natur! Unser Herz klopft diesem mutigen Rufer in der Wüste entgegen, der es wagt, furchtlos gegen den amerikanischen Eigendünkel anzugehen und seinen Götzen und Machthabern schonungslos bitterste Wahrheiten zu sagen. Es war höchste Zeit, daß den Amerikanern vor ihrer angeblichen Gottähnlichkeit einmal gründlich bange gemacht und ihnen aus den eigenen Reihen der Spiegel entgegengehalten wurde, der ihr Bild zeigt, wie es wirklich ist, und zugleich, wie es sein könnte und sollte. Der Lockruf des Goldes tönt von Amerika stärker als von irgendwoher über die Erde. Daß Jack London, der Abenteurer, seine Stimme so wuchtig und scharf dagegen erhob, kennzeichnet den großen, ungewöhnlichen Menschen in ihm. Sein Buch hallt als Mahnruf über die Menschheit. Auch über uns! Daß es mit sicherster Plastik, Klarheit, Wucht geschrieben ist, erhöht seinen Eindruck. Es lockt, züchtigt, stachelt auf und versöhnt zugleich. Und gibt uns die beruhigende Gewißheit, daß auch jenseits des großen Wassers noch Idealisten und Unabhängige wohnen, die sich der Sklaverei des Mammons nicht unterwerfen wollen und zu schöneren Sternen aufschauen.

# Wissen und Leben

**Ein kostbares Stammbuch.** Alle unmittelbaren Zeugnisse der Vergangenheit, seien sie künstlerischer oder literarischer Art, haben für die geruhsame, nachdenkliche Betrachtung einen eigenen Reiz, der dem Romantiker, von dem wohl etwas in jedem Deutschen steckt, die lichtarme Gegenwart durch die Erinnerung an das, was einst war, mit einem verklärenden Schimmer vergoldet. Wenn dem nicht so wäre, gäbe es keine Bibliophilen und keine Freunde des alten Buches mit wertvollem Inhalt im reichen Gewande. Nicht jedem aber ist es beschieden und glückt es, was die Vorfahren vererbt, zu erwerben, um es zu besitzen. Ein von vielen Besitzwünschen verfolgtes Sammelobjekt sind die Stammbücher vergangener Generationen. Sie sind selten geworden, weil sie vergänglich waren und früheren, kulturgeschichtlich weniger interessierten Zeiten und einem künstlerisch anspruchsvollen Sinne des Aufhebens nicht wert schienen. Es wäre verfehlt, das Stammbuch, wie es früher war, mit dem Wechselbalg, das die heutige Zeit aus ihm gemacht hat, dem Poesie-Album, äußerlich und innerlich zu vergleichen, geschweige denn beide auf eine Stufe zu stellen. Heute sind solche Dokumente eine Ablagerungsstätte kindlich entstandener und kindisch geäußerter Freundschaftsbeteuerungen, deren Zufälligkeit nur durch ihre Vergänglichkeit einen Entschuldigungsgrund bekommt, und deren literarische und künstlerische Harmlosigkeit nur als Degenerationserscheinung zu bewerten ist. Einstmals war es anders. Fürsten und Staatsmänner, Gelehrte und Künstler, hervorragende Glieder des öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens hielten es nicht für unter ihrer Würde, sei es bildlich oder handschriftlich, eine Erinnerung an das Sein und Denken in der Konzentration eines Augenblicks zu geben und mit einem Abbild ihres Äußeren schmücken zu lassen. Naturgemäß umfaßt ein einzelnes Stammbuch immer nur einen zeitlich durch die Lebensdauer seines Besitzers begrenzten und durch seine mehr oder weniger ausgedehnten gesellschaftlichen Beziehungen bestimmten Ausschnitt einer Epoche, so daß es nur dem Spezialforscher möglich ist, einen Gesamtüberblick über die geschichtliche Entwicklung des Stammbuches, deren Originale weit verstreut und nicht immer leicht zugänglich sind, zu gewinnen. Darum war es ein glücklicher Gedanke, einem weiteren Kreise von Freunden des Stammbuches die Möglichkeit zu geben, seine Geschichte, seine Frühzeit, seine Höhepunkte und seinen Ausgang kennenzulernen, um sich aus eigener Anschauung ihr Bild einprägen zu können. „Ein Stammbuch aus vier Jahrhunderten" wurde so zur Wirklichkeit. Kennerschaft und Könnerschaft haben sich vereinigt, um dieses bibliophile Kunstwerk zu schaffen, indem Dr. J. Hofmann, der Direktor der Leipziger Stadtbibliothek, in einer Auswahl aus etwa vierzig in der Öffentlichkeit bisher völlig unbekannten Stammbüchern aus Leipziger Besitz die wertvollsten handschriftlichen und bildlichen Dokumente aus der Zeit von 1566 bis 1832 zusammenstellte und ihre geschichtliche Bedeutung in einer eindringenden Untersuchung wertete und der Leipziger Verlag von J. J. Weber mit der vollendet schönen Wiedergabe von neunzig Blättern das Ganze krönte. Es hieße, den Schwerpunkt dieser Veröffentlichung vollständig verrücken, wollte man sie allein nach der literargeschichtlichen Bedeutung der wiedergegebenen handschriftlichen Äußerungen berühmter Persönlichkeiten beurteilen. Selbstverständlich finden sich alle die Namen wieder, deren Träger im Leipzig des 18. Jahrhunderts und besonders in dem Kreise um Goethe eine Rolle spielten; Goethe selbst schreibt am Abend vor seiner Abreise, am 27. August 1768: „Was unterm Monde liegt ist eitel! / Sprach Salomo, und Phanias; / Und Goethe spricht heut' Abend eben das." Außer ihm begegnen wir, um nur einige zu nennen: J. G. Böhme, Chr. F. Gellert, Gottsched, J. Chr. Günther, Kätchen Schönkopf, A. F. Oeser und seine Töchter, Weiße, Wieland und Klopstock sowie Gleim und Lavater. Die ältere Generation um Lessing wird durch ihn selbst und durch Klotz und Reimarus berücksichtigt. Das 17. Jahrhundert ist besonders eindringlich vertreten durch das Stammbuch des Magisters Frenzel, das wohl überhaupt am reichsten ausgestattete aus bürgerlichem Kreise in dieser ganzen Zeit. Den Gegenpol in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stellt das Ayrersche Stammbuch dar, von dessen Reichtum an künstlerisch wertvollen Silhouetten von der Hand seines Besitzers eine ganze Reihe Proben gegeben werden. Das Bedeutsamste in buchtechnischer und buchgeschichtlicher Hinsicht ist aber, daß es selbst ein historisches Dokument ist und bleiben wird. Es wurde bei der Wiedergabe der 18 farbigen Blätter, die es außer den zahlreichen Silhouetten und einfarbigen Zeichnungen enthält, zum ersten Male der Versuch gemacht, den farbigen Offset an die Stelle des Farbenlichtdruckes, der für solche Reproduktion bisher ausschließlich verwendet wurde, zu setzen. Der Versuch ist glänzend geglückt. Wenn man die Originale mit den Wiedergaben vergleicht, so ist man überrascht davon, daß der Offsetdruck derartige künstlerische Höchstleistungen zu vollbringen imstande ist, wie sie hier vorliegen. Es soll dem Verlag unvergessen sein, daß er mit dieser Veröffentlichung sich und dem deutschen Buchdruck ein Mal errichtet hat, das wegweisend auch für die Zukunft sein wird.

Dr. Otto Pelka.

**Neuere Ansichten über die Entstehung des Krebses.** Die immer wieder auftauchenden Ansichten über die Entstehung des Krebses durch einen Krebsbazillus sind nach den letzten Untersuchungen von Prof. Warburg, Berlin, nicht aufrechtzuerhalten. Ebensowenig, wie es einen bestimmten Bazillus gibt, der Zucker (Diabetes) oder Arterienverkalkung hervorruft, gibt es einen Krebsbazillus. Krebs ist eine Infektion der körpereigenen Zellen, das Krebsproblem ein Problem der Physiologie der Körperzellen und nicht ein solches der Bakteriologie. Krebsgewebe wächst im Gegensatz zum normalen Körpergewebe unbeschränkt. Der Stoffwechsel in der Krebszelle muß sich demnach von dem einer normalen Zelle unterscheiden. Der prinzipielle Unterschied zwischen dem Stoffwechsel der normalen Zelle und der Krebszelle besteht darin, daß die letztere zugeführten Blutzucker in Milchsäure spaltet, während die normale Zelle ihn zu Kohlensäure und Wasser verbrennt. Die genauen Untersuchungen künstlicher wie natürlicher Krebsgeschwülste, Rattenkarzinom, Teerkarzinom, normale menschliche Krebsgeschwülste, zeigten, daß prinzipielle Unterschiede hinsichtlich des für das Wachstum der Karzinome ausschlaggebenden Zellstoffwechsels nicht bestehen. Stets bildet das Karzinom aus dem zugeführten Blutzucker Milchsäure. Es ist hierbei ganz gleichgültig, welchen Reiz das Karzinom hat, oder welchen Sitz es aufweist. Vergleicht man nun die normale Zelle mit der Karzinomzelle und fragt sich, unter welchen Bedingungen die normale Zelle Milchsäure bildet, so ergibt sich, daß dies entweder der Fall ist, wenn der Zelle nicht genügend Sauerstoff zugeführt wird, oder wenn man die Zellatmung durch Gifte hemmt. Die Fähigkeit, aus dem zugeführten Blutzucker Milchsäure zu bilden, ist also keine spezifische Eigenschaft der Krebszellen, sondern eine allgemeine Eigenschaft aller Körperzellen. Nur der Unterschied besteht, daß die normale Zelle erst bei der Erstickung durch Gifte oder Sauerstoffmangel beginnt, Milchsäure zu produzieren, während die Krebszelle dies auch bei einem Sauerstoffüberschuß tut. Der Krebs verhält sich hinsichtlich seines Stoffwechsels wie eine normale menschliche, aber erstickte Zelle. Nach den vorliegenden Untersuchungen scheint daher die Erstickung normaler menschlicher Zellen zu genügen, um Krebs hervorzurufen. Erstickt man künstlich normale Zellen, so wird deren Atmung geschädigt, und sie stellt sich auch nicht wieder ein, wenn man der erstickten Zelle genügend Sauerstoff zur Verfügung stellt. Die meisten der so künstlich behandelten Zellen sterben ab, und nur wenige bleiben am Leben, diese sind

aber dann nicht mehr von Karzinomzellen zu unterscheiden. Durch diese grundlegenden, von den bisherigen Ansichten völlig abweichenden Untersuchungen eröffnen sich unter Umständen ganz neue Wege in der Behandlung dieses bisher als unheilbar erscheinenden Leidens. Es ist hier zum erstenmal nachgewiesen, wodurch sich Krebszellen hinsichtlich ihres physiologischen Verhaltens von normalen unterscheiden, und als Ergebnis kann gebucht werden: Krebsgewebe baut den zugeführten Blutzucker nur bis zur Milchsäure ab, normales Gewebe tut dies zwar auch, wenn Sauerstoffmangel vorliegt, im allgemeinen baut es jedoch den Blutzucker zu Kohlensäure, die ausgeatmet wird, und Wasser ab. Durch dauernde Schädigung der Atmung normaler Zellen gehen diese zum größten Teil zugrunde, während ein Teil sich in typische Krebszellen umwandelt. Die bisherigen Ansichten über eine Entstehung des Krebses auf bakterieller Grundlage sind nicht zutreffend. Dr. Fr.

**Kinder des Urwalds.** (Vgl. unsere gleichnamige doppelseitige Bildertafel.) Eine Welt von Riesenbäumen, frisch und gerade wie Haferhalme, in einem Gewirr von Laubwerk, in einem Gewebe von verfilzten Schmarotzern, dunkel wie ein Keller und triefend feucht wie ein Dampfbad — das ist der Urwald auf Borneo. Ein unendliches Land von zusammenhängenden Kronen mit tausend Wegen nach allen Richtungen, hinauf und hinab zwischen Himmel und Erde, wo die großen Äste Landstraßen sind, die dünnen Zweige Stege und die Lianen Brücken! Und wo diese Unendlichkeit sich zur wuchtigsten Gewalt verdichtet, dort haust, schaurig-menschenähnlich, der Orang-Utan, dort lebt, kletternd und springend, der Borneo-Nasenaffe (Nasalis larvatus) mit seinem charakteristischen Spitzbärtchen und der fleischigen Nase, die so riesengroß ist, daß er sie beim Laufen mit der Hand festhalten muß. In dieses Wunderreich, wo „die Schmarotzer Orchideen heißen", drang der in Balikpapan auf Borneo lebende deutsche Arzt Dr. Gregor Krause, nicht mit der Büchse des Jägers, sondern mit der Kamera des verständnisvollen, eindrucksfähigen, einfühlsamen Künstlers. Dr. Krause, dem wir bereits das überaus schöne Bilderbuch von der Insel Bali zu danken haben, hat unter unglaublichen Schwierigkeiten, im zähen Kampf gegen Tropen-Ameisen, Blutegel und Moskitos einerseits, gegen die Dunkelheit und Unnahbarkeit des Urwalds andererseits Porträte von diesen

Wald-„Menschen“ geschaffen, die sie uns im Umgang miteinander zeigen, in einem Verhältnis, das nicht mehr als menschenähnlich — das direkt als menschlich zu bezeichnen ist. Man fühlt sich versucht, den Eingeborenen zu glauben, die behaupten, daß Affen sehr wohl sprechen können und dies nur verheimlichen, um nicht — für die Menschen arbeiten zu müssen; besonders wenn man die Bilder betrachtet, die eine vierjährige junge Dame aus der Familie der Orangs in ihren pädagogischen Beziehungen zu einem Nasalis-Baby darstellen. Sehr anschaulich schilderte Krause wie er Zeuge ihres ersten Zusammentreffens war: „Als die kleine Nasalis zum ersten Male in die Nähe des Orangs kam, versuchte sie zu entfliehen, aber der Orang, der die Kleine schon längst mit Interesse hatte kommen sehen, erhaschte sie mühelos an ihrem langen Schwanz. Zunächst nahm er sie in seine Arme, scheinbar so vertrauenerweckend, daß die Kleine den Kopf an der haarigen Brust des Orang barg. Darauf folgte ein Begrüßungskuß auf eine Brustwarze, die dabei langsam so ausgedehnt wurde, daß die Kleine einen Schmerzensschrei nicht unterdrücken konnte. Eine eingehende körperliche Untersuchung geschah mit dem Zartgefühl einer mustergültigen Krankenschwester; allmählich entwickelte sich zwischen dem Orang-Utan-Mädchen und dem kleinen, schutz- und hilfsbedürftigen Zögling ein Verhältnis, das als pädagogisches Vorbild jeder Kinderstube zu dienen vermag: Spiele wechselten mit Unterricht, und nicht stets zufrieden mit dem Erfolg, sieht man den Orang die Schülerin energisch an dem Kragen packen und ihr drohen.“ Es stimmt wehmütig, zu hören, daß dieses vielversprechende Baby seiner Pflegemutter gewaltsam entrissen und in einem Käfig auf ein Schiff gebracht wurde, um nach einem europäischen Tiergarten zu reisen. Es starb in drei Tagen. Dabei tun alle diese Tiere dem Menschen niemals ein Leid. Weder der Orang-Utan, der stark genug ist, einen erwachsenen Mann wie ein Stück Papier auseinanderreißen zu können, noch der Kahau, noch der Makak; und sogar der Gibbon auf unserem Bilde, der aussieht wie der personifizierte Schrecken des Urwalds: er spiegelt nur seinen eigenen Schreck! Die Kinder des Urwalds, sie wollen alle mit dem Menschen nichts zu tun haben. Sollten die Eingeborenen am Ende recht haben, wenn sie diese für die weisesten Geschöpfe halten?

Dr. L.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich. Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréźkörut 24a.

# Illustrirte Zeitung



Hans Friedrich. Spag. 26.

Verlag · J. J. Weber · Leipzig

5. AUGUST 1926

NR. 4247. 167. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK

# Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4247. 167. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 5. August 1926.

## Allgemeine Notizen.

**Die Journalistik als Hochschul-Lehrfach** gewinnt sowohl in Deutschland als auch in England und Amerika von Jahr zu Jahr an Bedeutung, trotzdem diese Wissenschaft an und für sich auf den Universitäten noch jungen Datums ist. Wie die „Deutsche Presse", das Organ des Reichsverbandes der Deutschen Presse, mitteilt, weist auch die Fakultät für Journalistik an der Londoner Universität eine rasche Entwicklung auf. Die Zahl der Hörer stieg 1924/25 auf 74 gegen 53 im Vorjahr. Interessant ist wohl, daß die Zahl der weiblichen Studenten viel schneller steigt als die der männlichen. Von den 74 Studierenden sind 43, also mehr als die Hälfte, Frauen. In den Vereinigten Staaten Amerikas wurden die ersten Hochschulkurse für Journalistik in den Jahren 1905 bis 1910 an der University of Wisconsin durchgeführt. Zu Anfang des Jahres 1926 waren bereits 200 Dozenten tätig, die an fünfzig Universitätsfakultäten und Colleges of Journalismus nicht weniger als 5000 Hörern Vorlesungen gehalten haben. Nach einer zuverlässigen fachmännischen Schätzung Professor L. W. Murphys, University of Illinois, verteilten sich die Vorlesungen auf folgende Fächer (die Ziffern bedeuten die Zahl der Hörer): Reportage (300), Zeitungs-Belletristik (2100), Vorbildungskurse (4500), Reklamewissenschaft (2700), Redaktion (1500) Geschichte der Journalistik (700), Ethik der Journalistik (650), Provinz-Journalistik (450) und Presserecht (450). Es werden ferner Vorlesungen gehalten in folgenden Themen: Leitartikelschreiben, Agrar-Journalistik und Fragen der öffentlichen Meinung. Die erste Hochschule für Journalistik wurde 1908 an der University of Missouri gegründet und dieser als Fakultät angeschlossen. Erst 1912 folgte die zweite, die Joseph Pulitzer School of Columbia University. Von da an setzte der beispiellose Aufschwung ein, und zwar bis auf 50 Hochschullehrer gegen 85 der Medizin und 130 des Rechts.

**Der Deutsche Industrie- und Handelstag** hielt unter dem Vorsitz seines Präsidenten Franz v. Mendelssohn die diesjährige Sommertagung seines Hauptausschusses in Leipzig ab. Staatssekretär Dr. Trendelenburg hielt einen Vortrag über Aufgaben und Vorbereitung der Internationalen Weltwirtschaftskonferenz des Völkerbundes. Die Weltwirtschaftskonferenz bedarf nach Ansicht des Redners sorgfältiger Vorbereitung für die weitere









**Staatl. Stahl- und Moorbad Bad Steben.** Seit 1. Juli ist die Kraftwagenlinie von Bad Steben nach Nordhalben und nach Lichtenberg im Betrieb. Der Frankenwald mit seinen ernsten, einsamen Gebirgstälern und seinen waldbestandenen, abwechslungsreichen Höhen ist damit dem Verkehr erschlossen. Das an Naturschönheiten so reiche Dürrenwaider Tal, die stille Langenau mit der staatseigenen, kohlensäurereichen, lithion- und eisenhaltigen Max-Marien-Quelle, die forellenreichen Waldtäler der Ölsnitz, Muschwitz und der Rodach sind nun auch für Kurgäste, die körperlichen Anstrengungen nicht so sehr gewachsen sind, aufs bequemste zu erreichen.

Ausgestaltung des Programms. Hierbei wird es ebensowohl darauf ankommen, zu gewissen allgemeinen wirtschaftspolitischen Fragen Stellung zu nehmen, wie auch Vorarbeit für gewisse Erleichterungen und Vereinfachungen des praktischen Vollzugs zu leisten. Der Redner hob besonders hervor, daß die Hauptursache der unbefriedigenden Weltwirtschaftslage nicht in einer übersteigerten Gütererzeugung, sondern in ihrer oft künstlichen Verschiebung und in der Spannung zwischen Erzeugung und Absatz und deshalb die Besserung der Wirtschaftslage auf dem Wege der Leistungssteigerung und damit der Verbilligung der Produktion wie durch die Wegräumung der Hemmungen des überstiegenen wirtschaftspolitischen Nationalismus zu suchen sei. Dem Vortrag fügte Staatssekretär a. D. Meyer, M. d. R., Syndikus der Handelskammer Berlin, als Teilnehmer der Londoner Tagung der Interparlamentarischen Union, einen Bericht über deren Ergebnisse an. Reichsminister a. D. Hamm, Präsidialmitglied des Deutschen Industrie- und Handelstages, erörterte die mit diesen Fragen zusammenhängenden Arbeitsaufgaben und Möglichkeiten der dritten in Betracht kommenden internationalen Stelle, nämlich der Internationalen Handelskammer und ihrer deutschen Mitgliedskörperschaften. Sodann hielt Professor Dr. Wiedenfeld von der Universität Leipzig einen Vortrag über „Sachsen in Deutschlands Volkswirtschaft“. In einem Referat über „Sozialhaushalt und Reform der Sozialversicherung“ behandelte Dr. Lohmann vom Deutschen Industrie- und Handelstag die Höhe des Sozialetats. Eine grundsätzliche Reform der Sozialversicherung in ihrem Gesamtaufbau hielt der Redner gegenwärtig nicht für ratsam. Die Feststellung, daß die Sozialpolitik als Teil der Wirtschaftspolitik behandelt werden müsse, fand in der Aussprache starke Unterstreichung.

**Die deutschen Architekten der neuen Baukunst** haben ihren Zusammenschluß vollzogen. Sie wollen den Bauproblemen unserer Zeit mit den Mitteln der heutigen Technik den Boden für eine neue Baukultur der neuen Wirtschafts- und Gesellschaftsepoche bereiten. Dieser Architekten-Vereinigung mit dem Namen „Der Ring“ gehören alle führenden Persönlichkeiten der neuen Bewegung an. Außerdem ist sie in Fühlung mit allen führenden Namen des Auslandes, denen sie durch gleiche Gesinnung und gemeinsame Ziele verbunden ist. Das Sekretariat des „Rings“ befindet sich in Berlin W 15, Fasanenstr. 37.

# Illustrirte Zeitung

COSIMA WAGNER

NACH EINEM BISHER UNVERÖFFENTLICHTEN GEMÄLDE VON FRANZ v. LENBACH
AUS DEM JAHRE 1878 IM BESITZE IHRER TOCHTER, FRAU EVA CHAMBERLAIN

(Siehe hierzu den Beitrag „Fünfzig Jahre Bayreuth“ auf den Seiten 180—182)

Links: Von der Reichstagung der Kriegsbeschädigten und -hinterbliebenen in Hamburg am 18. Juli: Während der Gefallenen-Gedenkfeier auf dem Ohlsdorfer Friedhof. — Rechts: Das Gefallenendenkmal der Stadt Labes (Pommern), eine Schöpfung des Bildhauers Richter-Elsner, Berlin, das am 1. August auf der Hainholzhöhe feierlich eingeweiht wurde.

Von der Wirbelsturmkatastrophe in Grünau bei Berlin am 25. Juli: Die Unglücksstätte an der Ankleidehalle im Freibad Grünau, in deren Nähe durch die stürzenden Bäume eine Frau getötet und mehrere Personen verletzt wurden. Links: Der Besuch des Grafen v. Luckner, des aus dem Weltkrieg bekannten Kommandanten des Hilfskreuzers „Seeadler“, in Zoppot am 24. Juli: Begrüßung v. Luckners (×) durch die Studenten auf seinem Segelschiff „Vaterland“, mit dem er eine Weltreise antreten will.

Links: Das Großfeuer in Dresden am 27. Juli: Die Brandstätte in der Nähe des Albert-Hafens auf einem Holzlagerplatze. — Rechts: Der große Brand in der Nahrungsmittelfabrik „Nafetti“ der Reichardt-Werke in Wandsbek bei Hamburg am 23. Juli: Blick in den ausgebrannten Maschinenraum während der Löscharbeiten.

# FORTSCHRITTE DER WELTGESCHICHTSCHREIBUNG

Die wachsende Kenntnis von der Oberfläche der Erde, die Ausbreitung des Schauplatzes bedingten ganz von selbst eine Ausdehnung der Geschichtsforschung, allein nicht unmittelbar, sondern erst nach Jahrhunderten. Die Entdeckungen und Eroberungen der Russen, der Konquistadore, der Franzosen und Engländer blieben Jahrhunderte hindurch ebenso wie die Weltpolitik Napoleons ohne Einfluß auf die Betrachtung der europäischen Chronisten und Annalisten, die bis einschließlich Ranke in dem Mittelländischen Meer und in der Nordsee weiterplätscherten, ohne sich viel um Atlantischen, Indischen und Stillen Ozean zu kümmern. Erst die kolonialen Gründungen seit 1880 und der Imperialismus, der gegen 1900 anhob, der Eintritt der Vereinigten Staaten von Amerika, Südafrikas und Ostasiens in die Weltpolitik brachten eine merkliche Änderung und erweiterten die bisherige Betrachtung, die sich fast lediglich auf Europa und den Nahen Orient beschränkt hatte, zu einer Beachtung und Darstellung der Ereignisse in allen Ländern der Erde. Mit dem größten äußeren Fortschritt, den so die Geschichte seit Jahrtausenden gemacht hat, verknüpfte sich eine innere Wandlung. Früher hieß es bei uns in der Hauptsache: Schublade Deutschland, Schublade Frankreich, Schublade Italien und bestenfalls noch Schublade Amerika und Schublade China. Nachgerade jedoch erkannte man, daß die Weltgeschichte ein System kommunizierender Röhren ist, daß die Entwicklung des einen Volkes in engstem Zusammenhang mit der von anderen Völkern und letzten Endes mit der auf dem ganzen Globus steht. Das Zusammenschauen der Ereignisse hat für Europa schon Ranke durchgeführt; für die ganze Welt wird es erst in unserem Jahrhundert allgemeiner und ist in den gangbaren Werken wie Egelhaafs „Geschichte der Neuzeit" noch keineswegs zum Siege gelangt. Vielleicht noch wichtiger ist ein anderer innerer Fortschritt. Wenn man bis vor einem halben Jahrhundert damit zufrieden war, das politische Erleben eines Volkes dramatisch zu behandeln, so stellte man später das wirtschaftliche in den Vordergrund und zieht jetzt auch die Werke der Kultur und Zivilisation, zieht Kunst, Technik, Wissenschaft und nicht zuletzt die Religion, ferner die Schichtung der Gesellschaft, die soziale Frage und die Gesetzgebung, endlich den Verkehr in den Kreis der Darstellung. Noch andere halten die Rassen und die Rassenmischungen, Völkerwanderung und -verschmelzung für das allerwichtigste Problem. Zugleich ist seit Lamprecht und Spengler die Neigung aufgekommen, die Geschichte naturwissenschaftlich zu behandeln, mit dem Aufkeimen, Wachsen, Blühen, Reifen und Verwelken der Pflanzen die Schicksale der Völker zu vergleichen und dementsprechend Gesetze aufzustellen, denen der Werdegang eines jeden Volkes unterworfen sei.

Jedes Land betrachtet sich als den Mittelpunkt der Welt. Das Ausland hat nur insofern Wert, als man mit ihm in Verbindung steht. Sonst ist es so gut wie nicht vorhanden. Bis zur Gegenwart war daher ein lokaler Standpunkt vorherrschend. Der Walfisch betrachtet alles von der See, der Löwe vom Land, der Adler von der Luft aus. So erscheint die Welt einem Briten maritim, einem Chinesen und Russen kontinental; ein Marokkaner beurteilt sie mit religiösem, ein Belgier mit kommerziellem Auge. Nun ist klar, daß eine Naturforschung, die nur oder vorzugsweise den Walfisch berücksichtigt, einseitig sein muß. Daran krankte gleichermaßen bisher die Weltgeschichtschreibung, daß sie entweder das Vaterland des Schreibers — wie noch jüngst die „Histoire génerale" von Rambaud und Lavisse — oder wenigstens Europa in den Vordergrund stellte.

Das alte Ägypten kannte in der Hauptsache nur Nordafrika und Syrien, Babel und Mesopotamien, die frühhellenische Städtechronik nur das östliche Mittelmeer. Erst seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts erweiterte sich der Kreis. Die Herrschaft der Achemäniden erstreckte sich vom Somalilande bis zum Indus und Jaxartes. Das benutzten Hekatäos und Herodot. Sie waren die Väter der Weltgeschichtschreibung; sie umspannten mit ihrem Blick die ganze Welt. Aber doch nur die den damaligen Persern und Hellenen bekannte Welt und die Lande westlich vom Pamir. Ebenso beschrieben die Chinesen, deren erster großer Historiker, Szemasien, um 90 v. Chr. lebte, nur die Osthälfte Eurasiens, die Lande östlich von Samarkand. So blieb es bis zur Blüte der arabischen Geschichtschreibung. Durch sie wurde ein Zusammenhang zwischen den beiden Hälften, von Korea bis Marokko, hergestellt, aber nur in äußerem, sehr lockerem Zusammenhang, durchaus nicht in genetischer Verknüpfung.

Die Seefahrten nach Kolumbus bereicherten unsere Kunde um die Geschichte Mexikos und Perus und belebten und vermehrten die schon von den Orientalen selbst gewonnene Kenntnis vom Orient. Allein, eine Verbindung zwischen den neu erschlossenen Gebieten Klios ward vorläufig nicht versucht, höchstens, daß einige Jesuiten die Daten der Urkönige Chinas mit solchen Abrahams und Josuas verglichen. Epoche machten erst de Guignes und Voltaire, die ostasiatische Ereignisse bewußt und folgerichtig mit abendländischen verknüpften. Voltaire, um moralisierende Betrachtungen daranzuknüpfen; de Guignes, um von den Hiungnu der Mongolei und Mandschurei zu den Hunnen, von der Großen Mauer bis nach Byzanz und Rom eine Brücke zu schlagen.

Die Gegenwart hat auf dieser Brücke weiterzubauen und neue Brücken hinzuzufügen. Werke wie Ratzels „Anthropogeographie" und Supans „Kolonialgeschichte" bringen durch eine Art drahtloser Telegraphie die entferntesten Enden der Welt miteinander in Beziehung. Für viele Geschlechter ist auf diesem Gebiete noch Arbeit genug. Wir können uns jedoch schon jetzt sagen, daß auch hier der Stoff nicht ewig währt, daß er in absehbarer Zeit erschöpft werden wird. Nach der Erschließung Afrikas und Asiens, nachdem die Wüsten Australiens und die Urwälder Brasiliens von Menschenfuß begangen wurden, nachdem man durch die Siedlungen in Lappland, Spitzbergen, Nordsibirien und Alaska schon jenseits des Polarkreises vorgerückt ist, bleibt nichts mehr zu erschließen und zu entdecken übrig. Infolgedessen kann auch die Historie nicht darauf rechnen, durch die Kunde von Ländern, durch die die weltgeschichtliche Betrachtung eines Herder, Schiller und Heeren befruchtet wurde, den Besitz der Forschung wesentlich zu bereichern. Die Zukunft wird nicht in der Ausweitung des Wissensstoffes, sondern vielmehr in seiner geistigen Durchdringung ihr Ziel suchen.

Wir können eine rein geographische, eine die Territorialgrenzen überspringende Rassenauffassung, können ferner eine wirtschaftlich-soziale und eine stufenweise vorgehende psychologische Auffassung unterscheiden. Allen diesen Forschungsarten ist gemeinsam die Ablehnung des großen Individuums, des Helden und der großen Einzeltat, dagegen die Betonung des Allgemeinen, die alleinige Anerkennung der Massen. Mit dieser Einseitigkeit haben sich die politischen Historiker nicht befreunden können; gerade gegen sie haben sie am meisten Front gemacht. Auch herrscht die politische Historie vor. Es ist kaum anzunehmen, daß sie je das Feld ganz räumen wird. Sie kommt einer volkstümlichen Bewunderung der Helden, einer volkstümlichen Freude an biographischen Erlebnissen entgegen. Zudem ist ja noch keineswegs ausgemacht, ob wirklich Talent und Genie nicht manchmal stärker als die Massen gewesen sind. Auch darf man nicht annehmen, daß etwa die sogenannte Kulturgeschichte mehr mit Massen, die politische mehr mit einzelnen zu tun habe. Wie Erfindungen und Entdeckungen von großen, führenden Geistern, so die Buchdruckerkunst und die Fahrten des Kolumbus und da Gamas, gemacht und dann je nach der Aufnahmefähigkeit von den Völkern mit Jubel begrüßt oder mit Gleichgültigkeit zurückgewiesen werden, wie die normannische Entdeckung Amerikas, oder wie manche theologische und astronomische Errungenschaften nur auf Zorn und Haß stoßen: so ist sicherlich auf allen Gebieten der materiellen wie geistigen Kultur die gleiche Wechselwirkung zwischen General und Heer, Individualität und Masse anzunehmen wie in der vielfältig wechselnden Welt der Politik. Im übrigen wird es vulkanische Epochen geben, in denen einzelne Geistesriesen die Lage beherrschen, und andere, in denen die Plateaus oder die Urgebirge der Masse maßgebend sind. Es gibt Zeitalter der Religionsstifter, der Eroberer und Kondottieri, der Erfinder und Entdecker, und es gibt Zeiträume, in denen die Bewegung der dumpfen Massen vorwaltet. Die Arbeiterschaft war beispielsweise jahrhundertelang ohne Führer, bei uns seit dem großen Bauernkriege bis tief ins 19. Jahrhundert hinein. Jetzt dagegen hat sie Führer genug. Bei dem empfindlichsten wirtschaftlichen Instrument, bei der Börse, geben die Einzelinteressen vollends den Ausschlag. Denn wer wollte leugnen, daß die Geldverschlechterung und riesenhafte Inflation, daß nicht minder das abenteuerliche Anschwellen und hierauf plötzliche Abflauen der Getreidepreise im vorigen Jahre die Mache einzelner Drahtzieher war?

Der heißeste Kampf tobt in der Gegenwart um die Lehre von den großen Perioden. Aufgebracht hat sie, nach Anfängen Machiavellis und Vicos, Goethe. Zu stattlicher Höhe hat sie Fredegar Mone gegen 1860 emporgeschraubt. Neu begründet haben sie Lamprecht, Breysig und Kralik. Die Zeit war reif. Nunmehr erschien eine ganze Wolke von Geschichtsphilosophen, die eine periodenmäßige, eine zyklische Betrachtung alles Geschehens empfahlen. Auch ich habe seit 1909 in mehreren Werken den Gedanken liebevoll ausgesponnen und ihn in meiner „Entwicklung der Deutschen" praktisch zu verwirklichen gesucht. Auf ähnlichen Bahnen, nur daß sie kleinere Zyklen annahmen, schritten Lyer, Stromer v. Reichenbach und Kemmerich, alle in München, das zu Anfang dieses Jahrhunderts, zumal auch Helmolt hier weilte, die Hochburg der Weltgeschichtschreibung gewesen ist. Zuletzt wirkte mit Leo Frobenius sein Freund Oswald Spengler in München. Es ist merkwürdig, wie ein so belesener Mann sich über seine eigene Stellung in der Geschichte der Wissenschaft täuschen konnte; Spengler steht nämlich nicht am Anfang, sondern am Ende einer Entwicklung, beschließt den Reigen.

Die Kernfrage, die durch die neuen Systematiker aufgeworfen wird, lautet: Wo stehen wir? Am Abend eines sinkenden oder am Morgen eines aufsteigenden Zeitalters? Fredegar Mone fand Berührungen zwischen seiner Gegenwart und 400 v. Chr., Spengler gleicht unsere Zeit mit 200 v. Chr., Breysig denkt an die Epoche von Julius Cäsar, Kralik entscheidet sich für Trajan. Ich meinerseits würde bis ins dritte nachchristliche Jahrhundert zurückgehen. Man darf da freilich die Dinge nicht auf die Goldwage legen, nicht allzu dogmatisch, nicht rein mathematisch vorgehen, ist es doch auch im Leben des einzelnen nicht viel anders als im Leben der Völker, in der Art nämlich, daß Jugend Spuren von Müdigkeit, und Alter jugendlichen Überschwung aufweisen kann. Es kommt nicht auf einzelne Symptome, es kommt auf den Gesamtwurf an, auf das, was Lamprecht mit einem musikalischen Bilde das Diapason genannt hat. Glauben wir Spengler, so bedroht uns düsterer Abend und finstere Nacht; gleichen wir aber die Gegenwart mit der Zeit eines Aurelian und Diokletian, so stehen wir schon mitten in der Nacht und spüren bereits den ersten Hauch des Morgens.

Dr. Albrecht Wirth.

# Tagesgeschichte

Der Reichsverband Deutscher Kriegsbeschädigter und Kriegshinterbliebenen eröffnete am 18. Juli in Hamburg seinen Verbandstag, bei dem 171 Vertreter und 200 Gäste zugegen waren. Aus allen deutschen Gauen war die Versammlung beschickt. Die Lage der Kriegsopfer stand zur Beratung. Im Anschluß an die Tagung fand eine Gefallenen-Gedenkfeier in Ohlsdorf statt.

Graf Felix v. Luckner, der bekannte Hilfskreuzerkommandant des Weltkriegs, verließ mit dem Viermastschoner „Vaterland" am 23. Juli nach längerem Aufenthalt Königsberg zur Weiterfahrt nach Zoppot und Danzig. Bei seiner Weltreise auf diesem Schiff will er überall im Ausland für den deutschen Gedanken werben.

Im ehemaligen Deutsch-Südwestafrika wurde vor einigen Monaten durch die Mandatsverwaltung, die Union von Südafrika, eine Selbstverwaltung eingeführt. Diese besteht aus einem Landesrat von 18 Mitgliedern, von denen 12 von der Bevölkerung gewählt und 6 vom Administrator ernannt werden. Am 25. Mai fanden die Wahlen statt. In diesen siegten 7 deutsche Kandidaten. Um einen Ausgleich zu schaffen, wurden zwei weitere Deutsche vom Administrator zu Mitgliedern des Landesrats ernannt, so daß dieser nun aus je 9 Deutschen und 9 Südafrikanern besteht.

Nach manchen Schwierigkeiten hat Poincaré am 23. Juli das neue französische Kabinett gebildet. Es vereinigt in sich auch Vertreter der äußersten Linken unter der Spitzmarke „Kabinett der nationalen Einigung". Die Lebensdauer der Poincaré-Regierung wird sich ganz nach der Lösung der Währungs- und Finanzkrisis bestimmen. Die anfangs bestehende Begeisterung für Poincaré ist anscheinend bereits wieder im Schwinden begriffen.

Einer gewaltigen Beteiligung konnte sich das Werbeschwimmen „Quer durch Berlin" erfreuen, das am 25. Juli stattfand. Der Start befand sich an der Monbijoubrücke und das Ziel 4700 m entfernt an der Hansabrücke. Der deutsche Strommeister Vierkötter, Köln, legte die Strecke in der Rekordzeit von 48 Minuten 29 Sekunden zurück.

Das Automobil- und Motorradrennen in Heide (Holstein) am 25. Juli war durch keine Unfälle oder Witterungsunbilden beeinträchtigt. Annähernd 12000 Zuschauer wohnten den spannenden Kämpfen bei. Schnellster Fahrer des Tages war mit 121 km Soenius, Köln, der die beiden Rennen der Motorräder bis 500 ccm und über 500 ccm gewann.

Die 46. (früher Königliche) Ruderregatta in Bad Ems am 25. Juli unter dem Protektorat des Reichspräsidenten v. Hindenburg war ein ergebnisreicher Tag für den deutschen Rudersport. Die einzelnen Rennen standen durchweg auf beachtlicher Höhe. Der Wanderpreis, den Kaiser Wilhelm I. 1875 für die Emser Regatta stiftete, fiel an den Mainzer Ruderverein.

Nach Erledigung der technischen Vorprüfungen begannen am 24. Juli die Streckenflüge des Deutschen Seeflug-Wettbewerbes. In vier Tagen hatten die Flugzeuge über 4000 km an der deutschen Küste entlang zurückzulegen. Die erste Strecke führte von Warnemünde über Kiel, Hamburg, Bremen nach Norderney; die zweite zurück über Sylt, Flensburg, Lübeck nach Warnemünde. Am 26. Juli ging der dritte Streckenflug von Warnemünde über Rügen, Stralsund, Swinemünde, Stettin, Köslin nach Pillau, Memel und zurück nach Pillau. Am 28. Juli wurde nach einem Ruhetage Königsberg angeflogen und dann der Flug nach Danzig fortgesetzt. Von hier lief die Fluglinie über Swinemünde nach Warnemünde, dem Abschlußort des Wettbewerbes.

Am Sonnabend, dem 24. Juli 1926 fand unter Teilnahme der Behörden und zahlreicher Gäste die offizielle Eröffnung des neuen Kurhotels und der neugeschaffenen Anlagen im Radiumbad Brambach (Sachsen), der stärksten Radium-Mineral-Quelle der Welt, statt. Am folgenden Tag wurden dann die neuen Anlagen, insonderheit die bedeutend vergrößerte Abfüllhalle, die den vollen Beifall der Besucher fanden, besichtigt.

Die durch ihre Schwefelquellen bekannte Kurstadt Baden bei Wien hat eine Einrichtung geschaffen, welche die Heilwirkung des Bädergebrauches durch eine neue Art der Ausnützung ihrer Faktoren zu erhöhen verspricht: durch die Vereinigung der thermalen, chemischen und radioaktiven Wirkung des Schwefelwassers mit dem Luft- und Sonnenbad. Das neue Thermalstrandbad wurde am 24. Juli feierlich eröffnet.

# DEUTSCHE FLUGLEISTUNGEN DER VERGANGENHEIT:

## Otto Lilienthals kühne Flugversuche vor 30 Jahren und der von Professor Dr. Süring vor 25 Jahren aufgestellte Welt-Höhenrekord im Freiballon.

Wirkl. Geh. Rat Dr. Walter Schelcher, Exzellenz, langjähriger Vorstand der I. Abteilung des sächsischen Innenministeriums, Schöpfer bedeutungsvoller Gesetze, konnte am 31. Juli seinen 75. Geburtstag feiern. (Phot. Else Sommer, Dresden.)

Dr. Karl Voßler, Professor und neugewählter Rektor der Universität München, Danteforscher und einer der führenden Romanisten Deutschlands, dem der Orden Pour le mérite für Wissenschaften und Künste verliehen wurde.

Fliegen, wie wir Menschen heute fliegen, ist das Natur? Fliegt so der Vogel, Käfer, flog so der Ur-Vogel Archäopteryx? Und doch — sollte uns Erdgeborenen nicht auch hier All-Mutter Natur Meister, Muster sein? Nicht ganz mit Unrecht hat jemand gesagt: „Mit roher, hoher Motorkraft, viele hundert, tausend Pferde stark, kann schließlich auch das größte Scheunentor zum Fliegen kommen!“ Wohl kann der Mensch und seine Kunst von heute im Flugzeug den Luftraum mit weit über 400 km Stundengeschwindigkeit durcheilen, auch Höhen erreichen, die ans Fabelhafte grenzen, aber das uralte Problem des Fluges selber, so wie der Vogel fliegt, das kann er heute doch noch nicht! Dem alten, heißersehnten Ziel des wirklich Fliegenkönnens ist man seit Otto Lilienthals Streben und Sterben am 10. August vor 30 Jahren auch nicht um einen einzigen Schritt nähergekommen. Zwar gelang es: Mit festen, starren Flügeln, Tragdecken — ohne Motor — zu „gleiten“, selbst zu „schweben“, an steilen Berghängen, auch an schroffen Dünenbergen irgendwo am Meeresstrand bei günstigen Windverhältnissen sogar stundenlang zu „segeln“, auch Höhen zu gewinnen, wenn der Windauftrieb das Segelflugzeug hob. Möglich ist dies jedoch nur dann, wenn der Wind nach oben streicht, entgegenwirkt der Fallkraft von in der Luft freischwebenden Körpern. Um indes den Segelflug des Vogels zu erreichen, dazu bedürfte es des Aufstiegs aus der Ebene mit der eignen menschlichen Kraft. Das aber ist bisher noch keinem Menschen je geglückt.

So weit war eben Lilienthal, der Vater deutscher Flugkunst, schon vor drei Jahrzehnten. Auf Grund seines eingehenden Studiums kannte er die Geheimnisse des Vogelflugs. Da starb er den würdigen Tod des Fliegers, wie einst der kühne Ikarus der Sage. Sein Werk indessen blieb am Leben, war unvergänglich, ist Markstein, Grundfeste für alle Zeiten, auf der die Nachfolger sämtlich später aufgebaut haben. Es ist bekannt, daß der Segelflug nicht allen Vögeln eigen ist, nur den großen Raub- und Sumpfvögeln. Der Ruderflug indessen hat schon gar manchen angelockt, aber bisher ohne jedes Resultat. Schon im Jahre 1895 ward mit dem Bau eines Schlagflügelapparates begonnen, der kurz vor Otto Lilienthals Tod bis auf den Motoreinbau fertig war. Zum Weiterbau gebrach es an Mitteln. Erst jetzt versucht Lilienthals Bruder, das Werk neu aufzubauen. Das ist was anderes, was hier gewollt wird, keine Konkurrenz gegen Rhön, Rositten, im Gegenteil, Ergänzung, um das zu erreichen, wo uns Menschen All-Mutter Natur das Vorbild ist. So lebt das Werk des Deutschen Otto Lilienthal, das ihn unsterblich macht, in seinem Bruder weiter.

Eine Leistung, der gleichfalls unvergänglicher Wert für die Eroberung der Luft zukommt, und die auch heute noch — trotz dem vergangenen Vierteljahrhundert mit all seinen vielseitigen Fortschritten in Theorie und Praxis — unerreicht dasteht, ist der Weltrekord im Freiballon, den vor 25 Jahren, am 31. Juli, Prof. Dr. Süring vom Meteorologischen Observatorium Potsdam im Freiballon „Preußen“ mit einer Höhe von 10800 m aufgestellt hat. Im Flugzeug zwar, aber niemals im Freiballon, ist diese Höhe überboten worden, indem der französische Fliegeroffizier Callizo am 10. Oktober 1924 über dem Flugfelde von Villacoublay 12066 m erreichte.

Im Gegensatz zu dieser als Sportleistung durchaus anzuerkennenden Tat, steht die ernste, wissenschaftliche, tiefgründige Forschungsarbeit des deutschen Gelehrten, der bestrebt ist, sein Eigengebiet möglichst an Ort und Stelle selber zu erkunden, Beobachtungen, Messungen persönlich vorzunehmen, anderweitige Angaben zu prüfen und zu kontrollieren.

Durch jahrelange Beobachtungen und Vergleiche konnten zwar über ein Vierteljahrhundert Anzeigen festgestellt werden, wonach die Temperatur in der Stratosphäre, der etwa 10—12 km hohen atmosphärischen Zone, konstant zu sein schien. Diese Übereinstimmung grenzte ans Unglaubhafte; man zweifelte, daß die hochgelassenen Registrierballone mit selbstschreibenden Apparaten überhaupt richtig aufzeichnen könnten, schon wegen der starken Sonnenbestrahlung in den größeren Höhen; deshalb unternahm Geheimrat Professor Dr. Süring den Versuch, die Angaben der im Freiballon gleichzeitig mit hochgelassenen Registrierballone persönlich nachzuprüfen. Für diese rein wissenschaftlichen Höhen-Luft-Fahrten erwarb man den Freiballon „Preußen“. Dieser Kugelballon war 1900 angefertigt worden, die Hülle bestand aus gelb gefärbter Baumwolle mit aufgepreßter Para-Gummischicht von 0,1 mm Dicke. Dieser gummierte Stoff war für die obere Kalotte des stärkeren Druckes wegen vierfach, für die untere nur dreifach diagonal verlegt und von der Continental-Gummifabrik in Hannover angefertigt. Die Reißbahn war 16 m lang, der Durchmesser betrug 25 m, der Umfang 78 m, der Inhalt 8400 cbm, das Gewicht 955 kg, das Netz wog 740 kg. Das Gesamtgewicht, einschließlich Korb, Ventil, Ringe, Schlepptau und der sonstigen Ausrüstung, betrug insgesamt 3000 kg, so daß die Tragkraft der „Preußen“ rund 6000 kg erreichte, der Ballon also annähernd 80 Personen hätte heben können. Die erste Füllung fand am 24. September 1900 statt, die beabsichtigte Höhenfahrt verlief insofern ergebnislos, als sich in der Nacht das abgerollte Schleppseil verankert hatte. Die zweite Füllung führte zu einer wissenschaftlichen Hochfahrt am 11. Juni 1901. Der Ballon wurde mit Leuchtgas von der Gasanstalt Berlin-Jungfernheide gefüllt. Beobachter war Professor Dr. Süring. Es wurden 7475 m Höhe und 22° Kälte als niedrigste Temperatur gemessen. Diese Fahrt dauerte 9 Stunden 54 Minuten. Die Landung erfolgte zwischen Pirmasens und Zweibrücken in der Rheinpfalz, nachdem 555 km zurückgelegt waren.

Am 31. Juli 1901 wurde der 8400 cbm umfassende Ballon „Preußen“ mit nur 5400 cbm Wasserstoff beim damaligen preußischen Luftschiffer-Bataillon auf dem Tempelhofer Felde gefüllt, und zwar nicht vollständig, weil ein nicht „prall“, also nicht ganz mit Gas angefüllter Ballon, wenn er etwas „Auftrieb“ erhält, so lange steigt, bis das Gas, das, wie in diesem Falle, nur $^3/_5$ des Ballon-Inhalts eingenommen hatte, den Gesamtraum ausgefüllt hat. So kam es, daß „Preußen“ bereits nach ungefähr einer halben Stunde 5000 m Höhe ohne jegliche Ballastabgabe erreichte. Die größte erzielte Höhe war 10800 m, der heute noch bestehende Weltrekord. Nach einer Fahrtdauer von 7 Stunden 35 Minuten erfolgte die Landung bei Briesen in der Nähe von Kottbus. Führer war Geheim-

Das am 24. Juli eingeweihte neue Kurhaus in Bad Brambach (Sachsen), dem stärksten Radium-Mineralbad der Welt.

Ein in Deutschland einzigartiges System zur Überwindung der Höhenunterschiede im Wasserstraßennetz der Oberländischen Seen (Ostpreußen): Links: Das über eine der vier geneigten Ebenen des Elbing-Oberländischen Kanals gezogene Schiff verläßt den Transportwagen. Rechts: Begegnung der zwei die Schiffe tragenden Transportwagen in der Mitte der geneigten Ebene bei Buchwalde.

Von der kürzlich abgehaltenen Eröffnungsfeier des neuen Landesrats im ehemaligen Deutsch-Südwestafrika, der am 25. Mai gewählt wurde: Die Landesratsmitglieder.

Von links nach rechts: Oberste Reihe: Westenfeld (D); Gilpin, Sekretär; Dr. Hirsekorn (D); Guhr (D); Grobler; Buys; van Tonder. Mittlere Reihe: Bruchhausen, Sekretär; Oberholzer; Müller (D); Eßpach; Stauch (D); Fischer (D).; Beuse, Sekretär; de Wet. Vordere Reihe: Kegel (D); Ballot; Curtis; Werth, Administrator; Voigts (D); Jooste; Smit, Sekretär. (D = Deutsche Vertreter.)

Links: Vom „Fest des Erlösers“ in Venedig am 18. Juli: Der mit Glühlampen beleuchtete schwimmende Musikpavillon, um den herum sich die Gondeln lagern. Das Fest findet alljährlich am dritten Julisonntag statt, zum Andenken an die Beendigung der Pestepidemie in Venedig im Jahre 1577, in dem auch die Erlöserkirche errichtet wurde.

Das neue, am 24. Juli eingeweihte Thermalstrandbad in Baden bei Wien: Blick auf die Badeanlagen. (Phot. A. Schiestl, Baden.)

Das neue französische Kabinett der „nationalen Einigung“, das am 23. Juli von Poincaré gebildet wurde.

Von links nach rechts: Erste Reihe: Briand, Außenministerium; Ministerpräsident Poincaré, Finanzen und Wiederaufbaugebiete; Doumergue, Präsident der Republik; Barthou, Justiz; Marin, Pensionen. Zweite Reihe: Leygues, Marine; Herriot, Unterricht; Painlevé, Krieg; Sarraut, Inneres. Letzte Reihe: Léon Perrier, Kolonien; Bokanowski, Handel; Tardieu, öffentliche Arbeiten; Queuille, Landwirtschaft; Fallières, Arbeit.

Von der durch Blitzschlag hervorgerufenen Explosion des amerikanischen Marine-Munitionsdepots in Lake Denmark (New Jersey) am 11. Juli: Auf den Trümmern des Munitionsdepots.

rat Dr. Süring, Begleiter Professor Berson.

Somit waren also die ersten Menschen in diese bisher noch unbekannten Höhen gelangt. Ihr körperlicher Zustand erlaubte es, noch völlig einwandfreie Beobachtungen aller Art, wenigstens bis zu 10225 m Höhe, auszuführen, bei einem Druck von 210,5 mm und 39,7° Kälte. Es stellte sich dabei heraus, daß die Nachprüfung der eigenen Beobachtungen ganz unwesentlich abwich von den Angaben der zur selben Zeit in der Atmosphäre befindlichen Registrierballone. Der Unterschied betrug nur wenige Zehntel Grad.

Sürings Verdienst von damals, das zeitweise bereits nur noch rein historisches Interesse zu haben schien, sieht heute wesentlich anders aus: Das Problem der Höhen-Flugpost in der Stratosphäre, der kommende Luft-Verkehr, der Hamburg und Amerika in 16 Stunden verbinden wird, beruht mit auf den Erfahrungen unseres Jubilars. Das mag dem nunmehr sechzigjährigen Gelehrten das befriedigende Bewußtsein geben, mitgewirkt zu haben an einem wirklich großen, völkerverbindenden Friedenswerk. Julius Ernst, Major a. D.

Carl Joseph Meyer (1796—1856),
der Begründer des Bibliographischen Instituts in Leipzig, das am 1. August auf ein 100jähriges Bestehen zurückblicken konnte.

Otto Lilienthal,
der Pionier des deutschen Flugwesens, dessen 30. Todestag am 10. August ist.

Geheimrat Prof. Dr. Süring,
der vor 25 Jahren am 31. Juli den Welt-Höhenrekord im Freiballon aufstellte.

Adolf v. Hansemann,
hervorragender Finanzmann, Förderer der von seinem Vater begründeten Disconto-Gesellschaft, † am 9. Dezember 1903, dessen 100. Geburtstag auf den 27 Juli fiel.



Barographenkurve der Welt-Höchstfahrt im Freiballon „Preußen“ am 31. Juli 1901. Barometerstand Berlin 760 mm. Die Zahlen oben sind die Tagesstunden, a = Vormittags, p = Nachmittags. Die ········· Linien zeigen die Ohnmachts-Perioden der Gelehrten an.

## Gedenktage deutscher Wirtschaft und Kultur.

Adolf v. Hansemanns Geburtstag jährte sich am 27. Juli zum 100. Male. Nach der Lehrzeit in Leipzig und einer leitenden Tätigkeit in einer Tuchfabrik zu Eupen unterstützte er als 25jähriger seinen Vater David Hansemann, den preußischen Finanzminister von 1848, bei der Gründung der Disconto-Gesellschaft in Berlin, die am 15. Oktober 1851 ins Leben trat. Bei der Umwandlung der Disconto-Gesellschaft zu einer Kommandit-Gesellschaft auf Aktien im Jahre 1857 wurde Adolf v. Hansemann Miteigentümer und zweiter Geschäftsinhaber der Bank. Nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1864 wirkte er als Führer der Disconto-Gesellschaft, die sich dank seiner außerordentlichen Arbeitskraft und Geschicklichkeit bald zu einer einflußreichen Großbank entwickelte. Adolf v. Hansemann hat sich auch weiterhin als Leiter einer Reihe der größten wirtschaftlichen Unternehmungen auf dem Gebiete des Bankwesens, des Verkehrs, der Industrie und des Kolonialwesens als Führer der deutschen Wirtschaft ausgezeichnet und als Organisator des Kredits moderner Staaten sich einen Namen erworben. Im Jahre 1872 erhob man ihn in den erblichen Adelsstand. Nach 46jähriger Tätigkeit bei der Disconto-Gesellschaft starb er am 9. Dezember 1903 im Alter von 77 Jahren.

Am 1. August konnte das Bibliographische Institut in Leipzig auf sein 100jähriges Bestehen zurückblicken. Die Gründung erfolgte in Gotha durch Carl Joseph Meyer und stand unter dem Ziel, die gesamte deutsche Nationalliteratur in einer geschlossenen Sammlung zusammenzufassen. Im Jahre 1828 richtete der Gründer eine eigene Druckerei in Hildburghausen ein. Ende 1828 siedelte das Bibliographische Institut selbst nach Hildburghausen über. In den folgenden Jahren gliederte dann C. J. Meyer seinem Unternehmen einen geographischen und einen Kunstverlag ein und begann 1839 mit der Herausgabe seines bekannten Konversationslexikons. Der erfolgreichen Tätigkeit des Gründers setzte der Tod am 27. Juni 1856 ein Ziel. Das Erbe übernahm sein einziger Sohn Hermann Julius Meyer, der in Amerika seine Ausbildung vervollständigt hatte. Er wirkte im Sinne seines Vaters an der Ausgestaltung des Verlags. Die Übersiedlung des Instituts nach Leipzig fand 1874 statt. Als sich Hermann Meyer 1884 vom Geschäft zurückzog und seine Söhne die Leitung übernahmen, wurde die Firma eine offene Handelsgesellschaft. Seitdem hat der (1915 in eine Aktiengesellschaft umgewandelte) Verlag eine ständig wachsende Erweiterung erfahren und seine Verdienste um die Ausbreitung deutscher Wissenschaft und Kultur vermehrt. Hy.

Links: Freiballon „Preußen“ während der Füllung auf dem Übungsgelände des preußischen Luftschiffer-Bataillons in Berlin-Tempelhof am Morgen des 31. Juli 1901. Der Sicherheit halber ist das Netz durch besondere Taue an Erd-Ankern befestigt. Der Ballon selbst ist ungefähr zur Hälfte gefüllt. — Oben Mitte: Otto Lilienthal im Doppeldecker während des Fluges in den Stöllner Bergen bei Rhinow (Mark) 1896. — Rechts: Otto Lilienthal im Gleitflug von einem Hügel bei Berlin-Lichterfelde mit Eindecker im Jahre 1895.

Von den Streckenflügen des Deutschen Seeflug-Wettbewerbs 1926: Nach der Zwischenlandung in Hamburg am 24. Juli beim Tanken. — Links: Von der Ruderregatta auf der Lahn zu Bad Ems am 25. Juli: Moment aus dem Achter-Rennen um den Preis von Malberg. Im Vordergrund der Sieger, Ruderklub Saar, Saarbrücken, vor Verein Rudersport Gießen 1913.

Das Internationale Automobil- und Motorradrennen auf der Rennbahn in Heide (Holstein) am 25. Juli: Am Start während des Rennens. — Rechts: Vom Schwimmen „Quer durch Berlin" (4700 m) am 25. Juli, das von Vierkötter (Köln) in 48,29 Minuten gewonnen wurde: Der Start an der Monbijoubrücke.

Von den in diesem Jahre neueingerichteten, unentgeltlichen Ferien-Schwimmkursen für die Schuljugend, die in den städtischen Schwimmhallen und verschiedenen Privat-Freibädern Berlins abgehalten werden: Links: Schwimmübungen im Bassin am Halter. Rechts: Schwimmvorübungen auf dem Trockenen.

# Der See

## Roman von Gustav Renker

(10. Fortsetzung.)

Ich wollte aufschreien: „Toni, hör auf! Du machst dich lächerlich." Aber ich konnte nicht. Irgend etwas hielt mich fest.

Das Heulen und Stampfen des Klaviers mochte an die zehn Minuten gedauert haben. Da trat endlich der Hausherr vor, legte seine Hand auf Bruckners Schulter und sagte: „Na ja, Bruckner, s'ist gut. Hören Sie nun endlich einmal auf."

Der Organist fuhr auf, seine Hände krachten mit grellem Mißklang auf die Tasten.

„Was haben S' gesagt?"

„Wir haben genug gehört und wollen nun wieder zu Tisch."

Einen Augenblick war mir, als wolle Bruckner dem Justitiär an die Kehle fahren. Ich tat einen Schritt vor — nur keinen Skandal! Aber schon sank die Gestalt des Musikanten in sich zusammen, das Auge verlor allen Glanz, schien sich zu umschleiern.

„Ah so — ich versteh!" sagte er müde. Er stand auf, wankte, als hätte er zu viel Maitrank zu sich genommen. Es wurde ganz still im Zimmer — schweigendes Bedauern mit dem Besiegten. Bruckner schritt tastend, als sei er erblindet, zur Tür.

„Meine Herrschaften! Bitte wieder zu Tisch", rief des Justitiärs scharfe Stimme.

Stühlerücken, befreiendes Plaudern, Gläserklirren.

Ich lief Bruckner nach. Er war schon die Treppe hinab, stand unten auf der Straße, schwer atmend an die Hausmauer gelehnt. Die Musik vom Marktplatz her war verstummt, die Vorstellung wohl vorbei. Ohne Ende zogen die Sterne über den dunklen Himmel, und nur der Brunnen weiter unten sang leise in die Nacht.

Ich nahm Bruckners Hand — sie war eiskalt und zitterte heftig.

„Toni! Nimm dir's nicht so zu Herzen."

Sein Blick kehrte aus der Tiefe des Künstlerleides in die Gegenwart zurück. Ich sah Tränen in den guten, milden Augen.

„Ah, du bist's, Medard! Laß nur sein — das geht vorüber."

Auf einmal aber wie ein Aufschrei: „Sie mögen mich nicht — niemand mag mich."

„Ich schon, Toni, ich hab dich lieb. Nur komponieren sollst du nicht — du kannst das einmal nicht."

Jäh zuckte er zusammen, als hätte ihn eine Peitsche getroffen. Dann aber war plötzlich der alte, der grobe Bruckner da: „Bist halt auch ein Rindvieh wie die andern."

Weg war er, eingetaucht in den Häuserschatten der Nacht.

Ich wurde der Geselligkeit nicht mehr froh an diesem Abend. Machte mir Vorwürfe, daß ich die neu begründete Freundschaft übel gelohnt habe, und konnte doch in meiner Wahrheitsliebe Bruckner gegenüber keine Anklage gegen mich finden.

Als wir spät nach Mitternacht die Wohnung des Justitiärs verließen, drängte sich flüchtig das Bild des fahrenden Weibes an mich. Aber kein Erlebnis gab der Erinnerung Nahrung. Die Wohnwagen am Platz waren lichterlos in der Nacht zusammengeballt, und auf den Blechdächern spiegelte der Mond.

Am nächsten Morgen suchte ich Bruckner zu treffen. Aber fürs erste ging das nicht. Er hatte seiner Pflicht im Musiksaal zu genügen. Schmetternd drangen die hellen Stimmen der Sängerknaben in den verhängten Tag, den die junge Sonne nur matt hinter Wolkenschleiern begrüßt hatte. Bis zur elften Stunde war ich in der Bibliothek mit Registrierarbeiten beschäftigt. Dann zog es mich zur Stiftskirche, denn ich wußte, daß Bruckner um diese Zeit auf der nördlichen, kleineren Orgel zu üben pflegte. Vor dem Portal stand ein Büblein. Das kannte ich wohl. Es war der kleine, etwa sechsjährige Pepi Burger, das Kind eines armen Beamten, ein schüchterner, abseitiger Knabe, der zudem noch von sehr zarter Gesundheit war und nicht zu langem Leben vorausbestimmt schien.

Die eine Hand hatte er in der Tasche, während er in der andern eine rote Zuckerstange hielt, an der er lutschte. Ich mochte den Kleinen gern leiden und hatte ihm oft, wenn ich ihn da oder dort allein unter den Bäumen fand, was vorgeplaudert. Jetzt, da er mich sah, winkte er mir froh zu und lief mir ein Stücklein entgegen. Unaufgefordert kramte er seine Neuigkeit aus: „Denken S', ich darf heut zum Herrn Bruckner auf die Orgel. Er hat mir's versprochen, und das Zuckerstangerl da hat er mir auch geschenkt."

Ich war einigermaßen verwundert, denn die Orgelstunden waren Bruckners ureigenstes Reich, in dem er niemand duldete.

„Da hast du mehr Glück als mancher Erwachsene, Peperl. Wie bist denn dazu gekommen?"

„Ich hab halt die Musik so sehr gern. Und weil der Herr Bruckner heut besonders gut zu mir war, hab ich mir ein Herz genommen und ihn gebeten, ob ich einmal mäuserlstill bei ihm sitzen darf, wenn er Orgel spielt."

„Und er hat ja gesagt?"

„Freilich wohl!"

Der Kleine nickte glückselig.

Verstehen dämmerte in mir. Gestern die Ablehnung, die Niederlage — heute bittet der Knabe um selten gewährte Gunst.

Lasset die Kindlein zu mir kommen!

Du grundgütige, reiche Musikantenseele!

In mir reifte rasch ein Plan. Ich mußte sehen, wie Anton Bruckner dem Kinde Musik gab, die ihm Erwachsene hohnvoll zurückstießen. Rasch ging ich auf langem, wirrem Umweg durch die Gänge des Stiftes auf die südliche Orgelgalerie, dem Instrument, das Bruckner spielen wollte, gegenüber. Barg mich dort hinter einer Säule und wartete.

Mir war, als sei ein neuer Weg offen, der zum Wesen meines Freundes führen könne.

In dem gewaltigen Gotteshause war es noch morgendlich still. Zischen und Fauchen des Windes, der sich draußen erhoben hatte, kam nur gedämpft herein; wie eine Burg mit silbernen Zinnen ragten die Pfeifen der großen Orgel zum Deckengewölbe empor.

Als Schritte laut wurden, duckte ich mich in mein Versteck.

Bruckner betrat die Orgelempore und führte das blasse, ein wenig ängstlich in den Riesenraum starrende Kind an der Hand. Das Gesicht des Freundes war bleich; wie nach schmerzvoll durchwachter Nacht standen die Augen in dunklen Höhlen. Ich hörte leises Flüstern, ohne Worte verstehen zu können. Erklären wohl, herzliches Mitteilen, von dem Kinde mit hellem Zwitscherstimmchen beantwortet.

Dann sah ich, wie sich Bruckner an die Orgel setzte, das Knäblein auf den Schoß nahm. Er schien ihm Mut zuzusprechen. Zaghaft tippte ein Fingerlein auf die Tasten. Leise wachsend schwellte ein Ton auf — das gewaltige Instrument begann unter der erschrocken zitternden Kinderhand zu singen. Ein zweiter Ton, wahllos getroffen, zum ersten gefügt, jetzt ein mutigeres Zielen der Knabenfinger nach den Bässen — da war ein Thema, durch dreier Töne Wechselwirkung vom Zufall gespendet.

Aus Urtiefen erwuchs ein Neues: Bruckners Fuß hatte absichtlich, um eine Grundfarbe zu gewinnen, ein Pedal getreten. Eine machtvoll rollende, dröhnende Tiefe.

Und da war es wieder wie gestern abend: des Organisten Gestalt straffte sich, reckte sich aus Unscheinbarkeit zu unbegreiflicher Bedeutung auf. Während der Pedalton noch durch die Domhalle zitterte, hob Bruckner mit einer raschen behutsamen Bewegung das Knäblein von seinem Schoß. Wieder zuckte der rätselhafte, halb betende, halb ein Wunder des Schöpfers erzwingende Blick nach oben, dann löste sich aus dem Urton des Pedals der Eigenwille einer neuen Wesenheit.

Ein Thema — ich kannte es ja! Das Thema, mit dem Bruckner gestern begonnen hatte. Aber war es noch dasselbe? Die spröde melodische Figur aus mechanisch gehämmerten Klaviertasten? Diese Tonfolge, aus der mir eine Welt erwuchs, meine Welt! Die Heimat mit ihren ernsten, stillen Wäldern, die grünverschleierte Wehmut des Sees, die Berge darüber mit ihren Zackenkronen und blauschattigen Schluchten.

Unendlich Zartes hellte in das Düster dieser Welt: der unbewußt ertastete Gedanke, den das Kind vorhin gefunden hatte, breitete sich wie glückhaftes Licht über das dunkle Tal. Die Jugend sang ihr Lied, jubelte in Glücksverlangen, erschauerte in erstem Leide. Geheimnisvoll schleierte es aus der Tiefe, das Wunder des Sees wurde lebendig, helle Arme tauchten auf, goldenes Haar blinkte in Schilfwildnisse. Das Rätsel des Grundes spann sein Zaubernetz um ein ahnungsvoll erschauerndes Kinderherz.

War das mein Leben? Ich hatte es ja Bruckner erzählt. Bruckner! Mit einem Male kam mir zum Bewußtsein, daß er es war, der all dies schuf.

Er — oder ein Größerer, ein Größter in ihm, den er gerufen hatte.

Bruckner — der arme, verspottete Organist von Sankt Florian! Ein Grauen vor frechem Frevel durchrann mich mit einem Male. Jäh wurde mir bewußt, wie gütig gönnerhaft ich dem Manne immer entgegengetreten war, wie torenhaft ich an der Größe dieses stillen Herzens vorbeigegangen war.

Nun war mir mit einem Male der Weg zu ihm offen, ganz offen. Und ich wagte nicht, ihn zu begehen. Was nützte mir die freie Straße, wenn der, zu dem sie mich führen sollte, weit, weit, Ewigkeiten weit mir voraus war?

Ein Hauch der Unsterblichkeit hatte mich gestreift, und ich Armseliger, an den Tag Gebundener, war zu schwach, seinen Feueratem zu ertragen.

Ein glückselig wühlender Schmerz — so ging mir die Zeit vorüber, da Bruckner spielte.

Ich hatte den Freund gefunden und sofort wieder verloren, weil ich kaum den Gipfel sah, der mich im dünsteschweren Tal von ihm trennte.

Die Orgel verklang, aber ich empfand die neue Stille nicht. In mir sang Bruckner weiter, sang das Lied der fernen, stolzen Bergheimat.

Tritte verhallten auf den Stiegen, der Wind fauchte um das Gotteshaus.

Am Strande. Nach einer farbigen Radierung von Otto Goetze.

(Mit Genehmigung des Verlags Hollerbaum und Schmidt, Berlin.)

Da wachte ich langsam auf, ganz langsam. Ging wirr und müde wie nach unerhörtem Glückstraum durch die hallenden Gänge des Stiftes in mein Zimmer. Ich hätte ihn nicht sehen können, ohne ihm die Hand zu küssen, vor ihm niederzusinken.

Ihn, Bruckner — Anton Bruckner!

Ich sah ihn nicht an diesem Tage, nicht am nächsten Morgen. Als ich ihn im Stiftsgarten erblickte, wich ich ihm aus. Er war wie ein anderer geworden, ein Größerer, Größter. Ich sah auf seinem Haupte die Königskrone und, um sie geschlungen, den Märtyrerkranz.

Am Spätnachmittag klopfte es schüchtern an meine Tür.

Da war er, Anton Bruckner. Bescheiden, etwas gebückt, kindliche Frage in den Augen.

„Bist bös auf mich, Medard, weil ich vorgestern so grob war?"

Ich tastete nach seiner Hand. „Anton!" Zittern emporschauender Ehrfurcht war in meiner Stimme.

„Was hast denn nur? Ist dir nit recht wohl?"

„Anton, ich hab dich gestern an der Orgel gehört."

„Das hörst doch jeden Sonntag beim Amt."

„Gestern war's anders, ganz anders. Wie soll ich dir's nur sagen? Gestern hab ich dich mit einemmal verstanden."

„Aha, ist dir der Knopf aufgegangen?" lachte er hell.

„Verstehen tu ich dich jetzt. Ich weiß, wer das ist — Anton Bruckner. Und du bist jetzt anders vor mir — nein, weit weg bist du von mir. Wie du hereingekommen bist, hab ich mich fast nicht getraut, dir du zu sagen."

„Aber geh, Medard, übertreiben darfst halt auch nicht." Er setzte sich auf den Diwan. Ein frohes Leuchten war in seinen Zügen — fast wie ein Kind dünkte er mich, das ein verdientes, schwer errungenes Lob empfängt. Und auch wieder kindlich war es, als er nun begierig fragte: „Geh, erzähl mir das, wie du so auf einmal verstanden hast, daß der Toni Bruckner auch ein bissel was kann. Weißt, so was hör ich zu gern; unsereiner wird nicht grad verwöhnt mit Anerkennung."

Er klappte seine Schnupftabakdose auf, nahm eine Prise und sah mich zwischendurch erwartungsvoll an. Ich aber, ich konnte nicht recht antworten. Was jäh aufspringendes Licht in ein bisher zweifelndes Herz war — wie konnte ich das mit dürren Worten beschreiben? Und gar ihm gegenüber.

„Ich hab", begann ich zögernd, „recht wohl und gleich gehört, daß du auf der Orgel mit demselben Thema angefangen hast wie vorgestern bei Sieberts."

„Ja, in E-Dur war's. So." Er brummte die ersten Takte.

„Ja, so war's. Aber doch wieder ganz anders. Aus der Orgel hab ich alles verstanden, was du damit hast sagen wollen. Ins Riesenhafte bist du emporgewachsen. Mir war so, als hätte ich monate-, jahrelang an einem Bach gelebt, der mir mit seinem milden Rauschen ganz lieb und vertraut gewesen ist, ohne daß ich ihn sonderlich ernst genommen hab. Auf einmal aber — ein Hochwetter in den Bergen. Da wird der Bach zur Gottheit über Leben und Tod seiner Menschen, wird ein Riese, der Schleusen bricht und in den Leib der Erde neue Wege meißelt. Anton, auch du wirst noch Schleusen aufreißen, morsche, alte Sumpfwasser zu Tal wirbeln und neue Wege bauen."

„Das glaubst du wirklich und wahrhaftig, Medard?" fragte er traumverloren.

„Ich glaub's, bei meiner Seel."

Er erhob sich rasch und ging im Zimmer auf und ab. „Ah, das tut gut, das jagt wieder ein bissel vorwärts! Weißt, manchmal glaub ich selbst nicht recht an mich — manchmal, so in trüben Stunden. Manchmal denk ich, ich werd hier im Stift alt werden und fleißig Gelegenheitskompositionen machen, sonst nichts. Immer einmal eine Messe, den hiesigen Besetzungsverhältnissen angepaßt, wie mein Requiem und voriges Jahr die B-Moll-Messe. Ist nicht viel dran und längst wieder vergessen. Die einzigen Menschen, die mir für meine Arbeiten dankbar sind, sind die Kinder. Beim Oberlehrer Bogner haben sie meine Liedeln noch nicht vergessen. Das ist meine Unsterblichkeit. — Na ja, es ist eine Sünde von mir, daß ich bitter werd. Der liebe Gott wird mit mir schon machen, was zu meinem Besten ist. Vielleicht will er mich hier vor Enttäuschungen bewahren. Oder auch — kann sein, daß er mich einmal an der Hand packt und sagt: ‚Jetzt, Toni, marsch hinaus aus dem Stift und hinein ins volle Leben!' Wird schon recht sein — so oder so."

„Du möchtest nicht fort von Sankt Florian?"

„Eigentlich nein. Ich hab Angst vor der großen Stadt. Sogar in Linz fühl ich mich beengt. Für mich, verstehst — für den Menschen Bruckner — ist die Welt so weit schön, als man die Türme von Sankt Florian sieht. Aber für den Musikus muß die Welt viel, viel größer sein. Werden wir halt schauen, ob der Herrgott dem Menschen Bruckner sagt, er soll dableiben, oder den Musikanten auf die Wanderschaft schickt. Vor zwei Jahren, als ich in Wien beim Sechter (ein berühmter Musiktheoretiker) war, bin ich fast erstickt in den engen Gassen. Die Leut haben mich alle so komisch angeschaut, und viele haben gelacht, weil wir halt da in Oberösterreich eine andere Mode haben. Und als ich heimgekehrt bin und hinter Pichling die Stiftstürme gesehen hab — daß ich's frei heraussag, grad weinen hab ich müssen. Da müßt ich schon einen tüchtigen Puff kriegen, daß ich von da fortgehen sollt." —

So damals mein Freund, der Stiftsorganist. Heute, da ich dies viele Jahre nach jenem Gespräch niederschreibe, weiß ich, daß der Puff, vor dem er sich fürchtete, auch wirklich gekommen ist. Der liebe Gott nahm Anton Bruckner bei der Hand und führte ihn nach Linz. Nahm ihn dann wieder einmal bei der Hand und führte ihn noch weiter.

Nach Wien! Den Anton Bruckner! —

Ein Regenschauer prasselte ans Fenster, und im Zimmer war es ganz dunkel geworden.

„Jetzt ist's schlechte Wetter da", sagte Bruckner und stand an den Scheiben, die durch das fließende Wasser in aufwärtssteigender Bewegung begriffen schienen. „Kommst mit ins Bräustübel?"

„Ich muß zu Sieberts. Hab mich eh gestern gedrückt, weil ich nach dem Erlebnis deines Orgelspiels nicht unter fremde Leut wollte."

„Fremde Leut? Ist doch jetzt deine Schwiegerfamilie."

„Gott, Toni, ich muß mich erst in das Neue finden."

„Medard, wenn du nur keine Dummheit gemacht hast!"

„Nein, nein!" sagte ich hastig. „Die Annerl ist ja ein so liebes Ding. Vielleicht komme ich auf dem Rückweg noch ins Bräustübel. Bei Sieberts gehen sie ja so früh schlafen."

Im Hause des Justitiärs war es keineswegs so, wie ich es mir gedacht hatte. Ich saß noch nicht zehn Minuten mit der Annerl kosend auf dem Diwan, als der zukünftige Schwiegervater, sich vor seinem Eintritt ins Zimmer taktvoll räuspernd, kam und mich in seine Studierstube bat. Dort hieß er mich Platz nehmen.

„Mein lieber Medardus, es scheint mir, als ob Fragen von großer Wichtigkeit zu besprechen wären. Und da du uns gestern nicht die Ehre geschenkt hast..."

„Ich war verhindert!"

„Hm, ja. Laissons ça! Also — darum müssen wir das heute erledigen. Da wäre fürs erste die Mitteilung an deinen hochgeborenen Vater. Du bist dir ja wohl im klaren, daß du eigentlich eine — hm, Mesalliance begehst. Wiewohl ich mit dieser nüchternen Feststellung weder die Qualitäten meiner Tochter noch die Reputation meines Hauses in Frage stellen will."

„Die Angelegenheit erledigt sich von selbst durch meine Gesinnung, die den Menschen nach seinem inneren Wert beurteilt."

„Eine lobenswerte Ansicht in diesem besonderen Falle, aber sonst eine etwas gefährliche Lehre. Was mich betrifft, kann ich sagen, daß die Sieberts einer uralten, bis auf das Jahr 1624 nachweisbaren Linzer Patrizierfamilie entstammen. Ja, noch mehr: Anno 1848 war ich als getreuer Beamter Seiner Exzellenz des Fürsten Metternich knapp vor der Erhebung in den Adelsstand, als die fluchwürdige Revolution und der Sturz dieses vortrefflichen Mannes dies vereitelten."

„Gestatte eine Unterbrechung, Herr Schwiegervater. Ich muß dich über Einzelheiten meines Lebens aufklären, die dir unbekannt sind. In ebendemselben Jahre wurde ich, weil ich einen Offizier verprügelte und ihm dann die Genugtuung verweigerte, ferner aus dem Grunde, weil ich in der Gesellschaft betrunkener Revolutionäre verhaftet wurde, von der anfänglich geplanten Offizierslaufbahn ausgeschlossen."

Es ist mir unmöglich, sein Gesicht zu beschreiben, das er bei dieser Eröffnung aufwies. Es war, von Wort zu Wort länger werdend, nach dem Schlußpunkt gleichsam erstarrt, die Augen waren weit aufgerissen und der Mund halb geöffnet. Ich erwartete ein Toben, einen Wutausbruch und hatte mich dabei doch verrechnet! Der Mann hatte seine Gefühle außerordentlich in der Gewalt, vergaß nie, daß eine Verbindung seiner Tochter mit dem Grafen Lodron selbst im schlimmsten Falle noch vorteilbringend und ehrenvoll sei. Die Züge lösten sich aus der Maskenstarre, verschoben sich wie Kulissen eines Theaters wieder zu gewöhnlichem Aussehen.

„Schlimm, sehr schlimm!" sagte er mit seiner leidenschaftslosen Stimme. „Aber das alles läßt sich wieder reparieren. Und jetzt, als angehender junger Ehemann, hast du alles Interesse daran, die Sache durch deine einflußreichen Verwandten wieder ins reine zu bringen. Du wirst, schlage ich vor, hier deinen aussichtslosen Dienst quittieren und dich nach einem Beamtenposten in Wien umsehen, den du unmittelbar nach der Hochzeit antreten wirst. Ich bin gern bereit, deinem hochgeborenen Herrn Vater in dieser Richtung Vorschläge zu machen und untertänigst seinen Rat zu erbitten. Ich verlange von dir nicht, daß du dich jetzt in deiner Brautzeit mit solchen Dingen befaßt, sondern fordere nur die Erlaubnis, in deinem Namen Schritte einleiten zu dürfen."

Ich überlegte mit der Zusage keinen Augenblick. Welches Ziel sollte ich als angehender Ehemann auch sonst noch verfolgen? Die Bibliothekarstelle nährte eine Familie nicht, auf der Beamtenlaufbahn kam ich sicher zu Ehre und Wohlstand. Der Mann meinte es gut — weniger mit mir als mit seiner Tochter. Aber das gereichte in diesem Falle auch mir zum Vorteil.

Einen Augenblick nur schoß in mir ein anderes Gefühl schmerzhaft flammend in die Höhe. Ein Gedanke, der wie ein Blitz zuckte: Die Heimat ist dir aufs neue und endgültig verloren! Solange ich frei und allein war, Bibliothekar des Stiftes, den keine Verpflichtung band, hatte ich das Bild meines Sees als stille Köstlichkeit im Herzen getragen. Ich war seiner sicher, weil ich nicht gebunden war. Ich konnte gehen, wann ich wollte. Nach gewissem Besitz trägt man bei aller Liebe keine Sehnsucht. Dem Manne aber unter Pflichtenlast und Familiensorge, dem Beamten, der an die Stadt gebunden sein mußte, entschwanden See, Berge und Wald in weiter Ferne. Ich wußte das, sah aber keinen anderen Weg. Nur der Stachel war da, der wehmütig süß schmerzende Stachel. Bruckners Spiel hatte träge und gedankenlos Besessenes wieder lebendig gemacht, die Worte des Justitiärs türmten ein Gebirge auf den Weg zwischen mir und der Heimat.

(Fortsetzung folgt.)

# Im Hochsommer

Oben links: Das die Saison beherrschende Cape. Getragen von Tilli Losch von der Wiener Staatsoper. — Oben Mitte: Buntgesticktes Abendkleid. (Phot. Manassé, Wien.) — Oben rechts: Seidene gestickte Jacke mit Seidenfichu zu weißem Plisseerock. Trägerin: Die Schauspielerin Magda Garden, Berlin-Wien. — Unten Mitte: Das moderne, großgemusterte bunte Seidentuch mit langen Fransen.

Gusti Pichler, Prima ballerina an der Wiener Staatsoper, in kurzem Stoffcape zum Nachmittagskleid.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Sommerkleid aus rosa gesticktem Crêpe de Chine mit schwarzen Spitzen und modernem Umlegetuch.

Modelle: Zwieback, Wien. Photographien (außer oben Mitte): Edith Glogau, Wien.

# Fünfzig Jahre Bayreuth

von Friedrich Wild.

Das bisher unveröffentlichte Rundschreiben Wagners an seine Bayreuther Bühnenkünstler vom 22. Juli 1876. (Aus der Handschriftensammlung des Gesangsmeisters Friedrich Wild in Leipzig.)

Mit der Gründungsfeier Bayreuths darf auch die „Illustrirte Zeitung" so eine Art Jubiläum begehen. War sie es doch, die von allem Anfang an dem Genius Richard Wagners ihre volle Würdigung entgegenbrachte und in Wort und Bild das Ringen dieses Gewaltigen unterstützte. Seit 1843, dem ersten Erscheinungsjahr dieses Blattes, hat es seine Spalten dem überragenden Künstler geöffnet. Vom „Fliegenden Holländer" bis zum „Parsifal" ist in zahlreichen Aufsätzen auf die Kulturbedeutung seiner Meisterwerke hingewiesen worden. Die „Illustrirte Zeitung" hat im Leben und Schaffen des großen Meisters eine Mission vollbracht, die nicht hoch genug bewertet werden kann. Und das in einer Zeit, da der Kampf um das neue Kunstwerk hoch ging, und da Bekennermut dazu gehörte, sich dafür einzusetzen. Blättert man die Bände der „Illustrirten Zeitung" durch, so stößt man auf wertvolles Material, das heute noch für die Wagner-Forschung eine Fundgrube bildet. Auch Franz Liszt ist darin vertreten. Der aufopfernde Freund und Bewunderer hat hier der Weimarer Erstaufführung des „Lohengrin" im Jahre 1850 einen erläuternden Aufsatz vorausgeschickt. Nächst der Leipziger „Illustrirten" hat aber auch ihr Verlag, die Firma J. J. Weber, ihre Verdienste um die Bekanntmachung Wagnerischer Werke; sind doch hier eine große Reihe Schriften erschienen. Darunter „Zukunftsmusik" 1861, „Deutsche Kunst und Deutsche Politik" 1868, „Das Judentum in der Musik" 1869, „Oper und Drama" 1869. Auch die erste Ausgabe des „Ring des Nibelungen" ist 1863 bei ihr herausgekommen. Gerade zur Veröffentlichung dieses Buches gehörte in der Zeit seines Erscheinens viel Mut und Überzeugung. Wußte doch die Kritik nichts damit anzufangen; man schwieg es einfach tot. Literaten und Musiker zerbrachen sich den Kopf, wie der dicke Band komponiert und dargestellt werden sollte. Den ideellen und schließlich auch materiellen Erfolg genoß am Ende doch sein Schöpfer, der durch seine glänzende Vorrede den Fürsten fand, den er suchte; denn verhältnismäßig kurz nach dem Erscheinen des Buches meldete sich der 18jährige König Ludwig II. von Bayern, der der Fürst sein wollte, dem „Nibelungendrama" Gestaltung und Leben zu geben.

Zur 50jährigen Jubelfeier bleiben die Bayreuther Festspielpforten geschlossen. Gerade weil Bayreuth unter solchen unendlichen Mühseligkeiten zustande kam, dürften die Epigonen diese Zeit nicht vergessen und müßten eigentlich für die erforderlichen Ehrungen sorgen. Immerhin bot für die unterlassenen Festspiele das neue Weimarer Unternehmen des Bayreuther Jugendbundes einen gewissen Ersatz. Nach dem berühmten Muster von 1872 ließ man Beethovens 9. Symphonie ertönen. Zum Leidwesen aller Bayreuthfreunde fehlte aber Siegfried Wagner am Dirigentenpult. Das befremdete schon insofern, als gerade der Sohn des Meisters im Durchführen prägnanter musikalischer Programme viel Geschick aufweist. Und zur 9. Symphonie ist ein Programm von Richard Wagner vorhanden.

Der Festspielgedanke von Weimar berührt sympathisch. Es sollen nur Werke deutscher Meister aufgeführt werden. Die Festspiele sollen ein Bekenntnis des deutschen Volkes zur deutschen Kunst sein. Alle die werden willkommen geheißen, die in Bayreuth und Weimar die Höhepunkte unseres kulturellen Lebens erblicken. Im ersten Festspieljahr hat man mit zwei Dramen Siegfried Wagners, mit „Bärenhäuter" und „Sternengebot", und mit dem Lustspiel „Münchhausen" von Friedrich Lienhard sowie mit einer deutschen Legende, „Longinus" von Hans v. Wolzogen, begonnen. Die Werke wurden insgesamt von der begeisterten Jugend mit starkem Beifall ausgezeichnet. Dem musikalisch-literarischen Programm Weimars war die Kunstausstellung von Franz Stassen angegliedert.

Es gilt diesmal derer zu gedenken, die Richard Wagners Mithelfer am großen Werke im ersten Festspieljahre waren. Von den im Jahre 1876 zur Mitwirkung herbeigezogenen Künstlern sind nur noch drei am Leben, und zwar drei Frauen. Die beiden Schwestern Lilly und Marie Lehmann und Frau Marie Unger-Haupt. Die Schwestern Lehmann leben in Grunewald bei Berlin. Lilly Lehmann wirkt als Gesangslehrerin in Berlin, während Frau Unger-Haupt, ebenfalls noch Gesangslehrerin, ihren Wohnsitz in Leipzig hat. Die Besetzung des „Ringes" war 1876 folgende: Franz Betz—Wotan; Louise Jaide—Erda, Waltraute; als diese im 2. Zyklus wegen Krankheit absagen mußte, gab die Erda im Siegfried Frau Reicher-Kindermann, die Waltraute der Götterdämmerung Frl. Marianne Brandt aus Berlin; Lilly Lehmann—Woglinde, Helmwige, Waldvogel; Marie Lehmann—Wellgunde, Ortlinde; Antonie Amann—Siegrune; Albert Niemann—Siegmund; Karl Hill—Alberich; Johanna Jachmann-Wagner—Schwertleite, 1. Norne; Joseph Niering—Hunding, Führer der Mannen in der Götterdämmerung; Minna Lammert—Floßhilde, Roßweiße; Albert Eilers—Fasolt, Führer der Mannen; Eugen Gura—Donner, Gunther; Georg Unger—Siegfried, im 1. Zyklus auch Froh; Marie Haupt—Freja, Gerhilde; Mathilde Weckerlin—Gutrune; Josephine Schefzky—Sieglinde, 2. Norne; Amalie Friedrich-Materna—Brünhilde; Friederike v. Sadler-Grün—Fricka, 3. Norne; Gustav Siehr—Hagen; Franz v. Reichenberg—Fafner, Führer der Mannen.

Einen Bericht über die künstlerische Ausbeute der ersten Festspiele zu geben, würde den Rahmen dieses Aufsatzes überschreiten. Die Leser aber, die sich den Genuß verschaffen wollen, über die damaligen Geschehnisse Authentisches zu erfahren und über das buntbewegte Leben und Treiben von 1876 ein anschauliches Bild zu erhalten, seien auf Richard Pohl, „Willkommen in Bayreuth" in Friedrich Wilds „Bayreuth 1896" hingewiesen.

Richard Wagner mit den Mitwirkenden am Bayreuther Bühnenfestspiel im August 1876.

Die ersten Szenenbilder aus Richard Wagners Opern: Zeitgenössische Darstellungen in der „Illustrirten Zeitung“. Links: Die Schlußszene aus dem „Fliegenden Holländer“ (Holzschnitt von 1843, dem Uraufführungsjahr der Oper). Rechts: Szene aus dem I. Akt des „Lohengrin“ (Holzschnitt von der am 28. August 1850 in Weimar erfolgten Uraufführung).

Zu dem berühmten Handschreiben Richard Wagners an seine Künstler vom Jahre 1876 sei folgende Erklärung gegeben: Das Handschreiben bildet einen kleinen, aber eindringlichen Beweis für den Arbeitsmut sowie für die scharfberechnete Sorgfalt, womit Wagner sein großes Werk vorbereitete. Er, der damals sicherlich über zuverlässige Hilfskräfte gebot, griff in einem freien Augenblick lieber gleich selbst zur Feder, als daß er die Ankunft eines seiner Stellvertreter abgewartet hätte. Nach den vier Probenreihen, die vom 3. Juni bis zum 9. August reichten, fallen die beiden von Wagner angesagten Kostümproben auf die zwei freien Tage, zwischen der zweiten und dritten Reihe. In der zweiten Probenreihe vom 14. bis zum 26. Juli hatte man täglich einen Aufzug nur erst mit allen Geräten durchgenommen. Vom 29. Juli bis zum 4. August folgten die Hauptproben, in denen jeder Tag ein ganzes Drama, und zwar in voller Tracht, enthielt. Es kamen vom 6. bis zum 9. August die Generalproben, wohl besonders für König Ludwig mit bestimmt, endlich vom 13. bis zum 30. August die eigentlichen Aufführungen mit ihrem vornehmsten Gaste, Kaiser Wilhelm I.

An den Erlaß Wagners reihen sich 20 Künstlernamen, da jedoch die Namen von Lilly und Marie Lehmann von derselben Hand, nämlich der Lillys, geschrieben sind, so sind es nur 19 Unterschriften, darunter aber, mit Ausnahme von Schlosser (Mime), Vogl (Loge) und der damals noch nicht emporgestiegenen Hedwig Reicher-Kindermann (Grimgerde) sowie der erst im 2. Zyklus zur Aushilfe eingesprungenen Marianne Brandt, alle Berühmtheiten und alle großen Rollen des ersten Festspiels.

Am 22. Juli 1876, dem Datum des Rundschreibens, begab sich des Meisters treuer Diener Hans Schnappauf zu den in Bayreuth anwesenden Künstlern. Er hatte den Auftrag, sich die von Richard Wagner angekündigten Kostümproben bei Prof. Döpler durch deren Unterschriften bestätigen zu lassen.

Neben der Künstlerschaft, die dem Meister im Jahre 1876 zum ersten großen Wurf verholfen hat, ist auch des „geistigen Bayreuths“ zu gedenken, von Richard Pohl, dem ältesten Wagnerianer bis herab zur jüngsten Generation. Ebenso ist das Andenken aller jener Männer zu ehren, die den Meister durch Geschick und Verstand in wirtschaftlichen Dingen über alle materiellen Nöte hinwegtrugen.

Zur Freude der großen Wagnergemeinde steht die Weggenossin des Meisters, seine Gattin Cosima, im Mittelpunkte des 50jährigen Jubelfestes. Ihre Verdienste um das Fortbestehen der Festspiele nach dem Tode ihres Gatten sind oft, auch in der „Illustrirten Zeitung“, gewürdigt worden.

Bayreuth 1876! Welch eine Welt von Gedanken und Empfindungen steigt empor beim Versenken in den Zauber der damaligen Zeit. Von welch einem Gefühl der Dankbarkeit müssen erst die beseelt sein, die nach 50 Jahren sagen können: „Wir waren auch dabei, und uns war die Gnade beschieden, einem Genius zu dienen.“ Mögen sie in dankbarer Beglückung das Schicksaal preisen, das sie dazu bestimmt hatte, Mithelfer an einer weltbewegenden Mission, am Werk Richard Wagners, geworden zu sein!

Das Festspielhaus in Bayreuth, in dem vor 50 Jahren vom 13. bis zum 30. August die ersten Aufführungen stattfanden.

Cosima Wagner im Alter von 70 Jahren. (Phot. A. Pieperhoff, Leipzig.)

Richard Wagner im Kreise seiner Familie und Freunde im Jahre 1882.
Von links nach rechts: Richard Wagner; seine Gattin Cosima; Heinrich v. Stein; Paul v. Joukowsky; Daniela und Isolde v. Bülow, Töchter Cosima Wagners aus erster Ehe. (Phot. A. v. Groß, Bayreuth; Verlag A. Pieperhoff, Leipzig.)

Siegfried Wagner, der Sohn Richard Wagners. (Phot. A. Pieperhoff, Leipzig.)

# Schmarotzerfliegen · Von Prof. Dr. H. v. Lengerken

Bekanntlich unterscheidet man je nach dem Vorkommen der Schmarotzer an oder in dem Körper ihrer Wirtstiere „Außen“- und „Innenparasiten“ ganz allgemein. Die Schmarotzer erweisen sich oft nicht nur in ihrer Lebensweise, sondern auch im Hinblick auf ihre Körpereigenschaften als an den Parasitismus besonders angepaßt. Das gilt auch für eine Gruppe von Zweiflüglern, die man als „Lausfliegen“ bezeichnet. Viele dieser Schmarotzer, die im Fell und unter den Federn von Warmblütern leben, würde man ihrer Gestalt nach kaum für Fliegen halten. Ihr Leib ist abgeplattet, die Beine sind mit Klammerhaken ausgestattet, und die ganze Körperhaut ist so zähe, daß man solch eine Fliege kaum zwischen den Fingern zerdrücken kann. Hinzu kommt, daß sie in manchen Fällen ganz zurückgebildete Flügel besitzen, wie z. B. die Schaflausfliege, deren winzige Flügelstummel kaum noch erkennbar sind. So erweisen sich die Lausfliegen als vorzüglich geeignet, ihr heimliches Leben in Fell und Federkleid zu führen. Während die bereits genannte Schaflausfliege beinahe flügellos ist, wirft die Hirschlausfliege ihre Flugorgane in einem gewissen Alter ab. Manche Vogellausfliegen bleiben dagegen im Besitz ihres Flugvermögens, obgleich auch ihre Flügel nicht mehr so kräftig sind wie die der nichtparasitären Vettern. Unter den Bauchgefiedern von Drosseln halten sie sich meist zu dreien bis fünfen auf. Die Lausfliegen legen keine Eier, sondern bringen lebende Maden zur Welt, die sich wenige Stunden nach der Geburt bereits verpuppen. Haben wir es hier noch mit einem Außenparasiten zu tun, so eröffnet die Pferdemagenbremse bereits den Reigen der Innenparasiten. Die weibliche Bremse legt ihre Eier an solche Stellen des Felles, die das Pferd mit der Zunge erreichen kann. Die aus den Eiern schlüpfenden Maden versuchen offenbar, sich in das Fell einzubohren, und verursachen dadurch ein Jucken, welches das Pferd durch Lecken und Rupfen mit den Lippen zu beseitigen bestrebt ist. Dabei gelangen die Maden in das Maul und weiter in den Magen, in dessen Wand sie sich in flachen Gruben festsetzen. Oft sitzen diese Schmarotzer in großer Anzahl dicht nebeneinander. Nach vollendetem Wachstum gehen sie mit den Exkrementen ab, um sich in der Erde zu verpuppen. Auch die Rachenbremsen, wie man sie z. B. beim Hirsch, Renntier, Elch, Reh und Schaf kennt, sind als Maden Innenparasiten. Die gewandt fliegenden Weibchen der Rachenbremsen spritzen ihre lebendig geborenen Larven in die Nasenöffnungen der Wirtstiere. Die Maden setzen sich mit Hilfe ihrer Mundhaken in den Schleimhäuten der Luftwege fest, deren Absonderungen ihnen zur Nahrung dienen. Die Maden der Schafrachenbremse sitzen in den Stirnhöhlen. Die Larven der Rehrachenbremse dringen oft in die Luftzufuhrwege ein und können den Erstickungstod verursachen. Eine Abbildung zeigt Rachenbremsen in den Backentaschen eines Hirsches. Sehr interessante parasitäre Fliegen sind die Dasselfliegen oder Hautbremsen des Hausrindes und des Rotwildes. Mit einiger Sicherheit darf gesagt werden, daß die weiblichen Fliegen ihre Eier an das Fell des Wirtes kleben. Sie werden aufgeleckt und gelangen in den Darm, von wo aus die jungen Larven in die Gewebe des Körpers eindringen und weit umherwandern. Man hat sie sogar schon im Rückenmarkkanal von Rindern angetroffen. Merkwürdigerweise zeigen die Wirtstiere keine Schmerzäußerungen. Deshalb vermutet man neuerdings, daß die bohrenden Schmarotzer ein schmerzstillendes Sekret absondern. Die Maden geraten schließlich unter die Haut, in der sie die als „Dasseln“ bekannten eitrig-wässerigen Beulen erzeugen, die nach außen aufbrechen. Die weiße Made läßt sich zu Boden fallen, um sich in der Erde zu verpuppen. Das aus der Haut eines dasselbeuligen Rindes hergestellte Leder ist technisch wertlos. Die raffiniertesten Schmarotzer haben wir in den Raupenfliegen vor uns. Sie legen ihre Eier in der Nähe von, an oder in Raupen ab. Die schlüpfenden Maden fressen dann das Wirtstier bei lebendigem Leibe auf.

Lausfliegen auf junger Singdrossel. Die Brust- und Bauchfedern des auf dem Rücken liegenden Vogels sind beiseite gelegt, um die auf der nackten Haut sich aufhaltenden Schmarotzerfliegen zu zeigen.

Larven der Rachenbremse in den Backentaschen des Rothirsches. Die paarigen Atemplatten am Hinterleibsende sind deutlich sichtbar.

Ein Stück Rindsleder von einer Kuhhaut, die mit Dasselfliegenlarven behaftet war. Die kraterförmigen Öffnungen sind die Stellen, an denen die Larven durch die Haut gebrochen sind, um in die Erde zu gelangen.

Ein Stück Hirschdecke (Haut) von der Innenseite mit Dasselbeulen mit je einer Larve der Dasselfliege. Oben eine geöffnete Beule, aus der sich die Larve herausgearbeitet hat.

„Tachinierte“ Raupe (links).
Eine Tachine (rechts unten) hat Eier (Pfeile) auf die Raupenhaut abgelegt. Rechts oben: Rechtzeitig abgestreifte Raupenhaut.

Larven der Magenbremse auf der inneren Magenwand des Pferdes. Einige Larven sind entfernt, um die napfförmigen Einsenkungen in der Magenhaut zu zeigen, welche die Schmarotzer erzeugen, um sich zu verankern.

Die Larve der Rachenbremse in der Lunge des Rehes (unten). Oben: Eine solche Larve aus der Lunge herauspräpariert.

Beim Anstieg zum Großglockner ⟨3798 m⟩ über die Hohe Riffel und die Oberwalder Hütte: Blick vom Großen Burgstall auf den Großglockner / Nach einer Zeichnung von Rudolf Lipus

# FERNANDO PO

Der Hafen von Santa Isabel.

Gegenüber unserer ehemaligen Kolonie Kamerun ragt im Golf von Biafra die vulkanische Insel Fernando Po aus dem Atlantischen Ozean. In der klaren Morgenfrühe, wenn der Dunst der großen Hitze und Feuchtigkeit die Luft noch nicht erfüllt, grüßen sich die Gipfel der beiden gewaltigen Gebirgsstöcke: des großen Kamerunberges und des Pico von Santa Isabel. — Auch heute noch ist der Pico von Santa Isabel (3050 m) nicht erloschen, wenn auch seit Menschengedenken kein Ausbruch mehr stattgefunden hat. Die wenigen Weißen, die den Gipfel erstiegen, fanden jedoch die mächtige Krateröffnung mit leise aus dem Innern emporschwebenden Dünsten und schwachem Rauch erfüllt. Ein Zeichen, daß die Verbindung mit dem glühenden Erdinnern noch heute offen ist.

Die Insel Fernando Po liegt auf 3° 30' nördlicher Breite. Sie bildet ungefähr ein Rechteck. Das ganze Innere der Insel ist von wildzerklüfteten unregelmäßigen Gebirgsketten, sogenannten Kordilleren, durchzogen, zwischen denen sich, vor allen Dingen im Süden der Insel, kleinere und größere Hochplateaus ausdehnen. Bis etwa 1700 m Höhe deckt die Berge schwerer Urwald, der nach und nach in Savannen übergeht, die wiederum auf den höchsten Gipfeln in Steinwüste erstarren. Im Süden fällt das Gebirge steil zur Küste ins Meer, während im Norden, Osten und Westen sich im Laufe der Jahrtausende durch die Verwitterung und Abspülung der vulkanischen Massen und den steten Wechsel von Werden und Vergehen des Urwaldes ein Schwemmlandgürtel gebildet hat, der das überaus fruchtbare Pflanzungsgebiet der Insel bildet. Ihr Reichtum besteht in Kakaoplantagen. Teils sind sie im Besitz von Europäern, Spaniern und Deutschen, teils gehören sie den Eingeborenen der Insel: den Bube und den Fernandinos.

Die Bube sind die Urbevölkerung von Fernando Po. Woher sie stammen, steht bis heute noch nicht fest, denn ihre Sprache und ihre Sitten unterscheiden sich stark von den uns bekannten Bantu-Stämmen der Festlandseingeborenen. Eine gründliche, wissenschaftliche Erforschung wäre sehr zu wünschen, da die Bube in absehbarer Zeit ausgestorben sein werden. Man schätzt ihre Zahl heute noch optimistisch auf etwa 10000. Der weißen Zivilisation abgeneigt, haben sie sich in die Berge zurückgezogen, und trotz der Tätigkeit der Missionen durch mehrere Menschenalter hindurch ist nur ein geringer Prozentsatz missioniert worden, während der Hauptbestandteil noch heute uraltem Fetischdienst huldigt. Die Fernandinos dagegen sind Abkömmlinge ehemaliger Sklaven, die bei der Aufhebung der Sklaverei auf der Insel wie an anderen Punkten des Festlandes angesiedelt wurden, da man in den meisten Fällen bei der Befreiung nicht feststellen konnte, woher die Leute stammten.

Die Hauptstadt der Insel ist Santa Isabel. Die Stadt liegt an der Nordküste und hat einen ausgezeichneten kleinen Hafen, der durch ein gewaltiges Kratertief gebildet wird. In Santa Isabel befindet sich der Sitz des Generalgouverneurs der spanischen Besitzungen im Golf von Guinea, Don Angel Barreras, dem wir Deutschen zu großem Danke verpflichtet sind. Als 1916 die Schutztruppe von Kamerun aus Munitionsmangel auf neutrales spanisches Gebiet übertrat, wurde sie von den Spaniern auf der Insel Fernando Po untergebracht, obwohl die Franzosen mit allen Mitteln versuchten, die Auflösung der Truppe zu erreichen. Da wir damals fest glaubten, den Krieg zu gewinnen, war es von größtem Wert, die ausgezeichnete Truppe zur Wiederbesetzung des Schutzgebietes zu erhalten. Es war keine Kleinigkeit, plötzlich unvorbereitet diese 12000 Menschen und etwa 1500 Kameruner Häuptlinge, die uns in Treue gefolgt waren, auf der Insel anzusiedeln bzw. Raum für die Lager zu schaffen.

Kathedrale in Santa Isabel

Eine kleine Bahn führt durch das Pflanzungsgebiet in Richtung nach San Carlos, der zweitgrößten Niederlassung auf der Insel. Auch in der Umgebung von San Carlos befinden sich ausgedehnte Kakaoplantagen. Der Boden ist hier ganz besonders fruchtbar. Von San Carlos aus führt ein Negerpfad in die Berge von Mokka. Aus dem schweren Urwald der heißen, schwülen Küste geht es einen halben Tagemarsch bergauf. Dann kommt man in die wunderbaren Farnenwälder. Die Stämme sind bis zu 7 m hoch. Auf der Hochebene von Mokka ist eine große Viehstation eingerichtet. Mehr als 1200 Haupt prachtvolles Rindvieh wird dort oben in sachgemäßer Weise gezüchtet. Über Mokka erreicht man, weitermarschierend, an der Ostküste der Insel die Bucht von Concepcion. Einst ein reger Handelsplatz, ist Concepcion heute ausgestorben, und nur wenige wagemutige Europäer treiben dort noch ein wenig Handel nach dem Inneren um Landesprodukte aufzukaufen. Die Schlafkrankheit, die das ganze Tiefland der Insel verseucht, hat auch diesen Platz geleert. Da die die Schlafkrankheit übertragende Fliege, Glossina palpalis, und auch die Tsetsefliege, Glossina morsitans, über die ganzen Urwaldregionen der Insel verbreitet sind und immer wieder Ansteckungsherde zur Aufnahme der furchtbaren Krankheit finden, da Konzentrationslager fehlen, ist es höchste Zeit, daß energische Maßnahmen ergriffen werden, zumal das neue deutsche Mittel, Bayer 205, die besten Erfolge verspricht.

Da die Eingeborenen der Insel, die Bube, sich nicht zur Arbeit verdingen, die Pflanzungen dagegen notwendig Arbeiter gebrauchen, werden sie vom Festland bezogen. Seitdem Kamerun in Feindeshand ist, kommen viele Eingeborene von dort über das Meer herüber, um Arbeit zu suchen; außerdem besitzt Spanien in Muni ein Stück Festlandsgebiet, aus dem es die ihm notwendigen Arbeiter rekrutiert. In eintägiger Dampferfahrt erreicht man den Haupthafen dieser spanischen Enklave: Batta. Es ist ein reger Handelsplatz und versorgt das gut bevölkerte und sehr fruchtbare Hinterland mit Waren im Austausch gegen Palmkern, Ebenholz und Elfenbein. Im Süden dieses Landes, dort, wo der Rio Muni sich in den Atlantischen Ozean ergießt, liegt ein Archipel kleiner Inseln, von denen Corisco und Eloby die bedeutendsten sind. Kokospalmen kommen auf diesen Inseln in ganz ausgezeichneter Weise fort, und die Anlage von großen Kakaopflanzungen wird sich dort in Zukunft sicher rentieren. L. Herbst.

Gartenwirtschaft an der Uferstraße in Santa Isabel.

Deutsche Faktorei in Santa Isabel.

Bei den Herden auf der Hochebene von Mokka.
Im Oval: Bioko, Oberhäuptling und Medizinmann der Bube.

Auf der Insel Eloby.

An der Küste von Fernando Po.

Farrenwald in 1700 m Höhe an den Bergen von Mokka.

Spanischer Polizeiposten. Oben: Eingeborene mit einem erlegten Roten Buschbock. Blick auf San Carlos.

VON DER INSEL FERNANDO PO

# Der Spuk im blauen Zimmer

## Eine Gespenstergeschichte von Olaf Bouterweck

Sekundenlang stockte die Unterhaltung, als die schwere Standuhr mit singendem Gongschlag die Mitternachtstunde verkündete. Seit einer halben Stunde sprach man vom Spiritismus. Und die Anwesenden waren bereits so tief im Banne des Erzählten, daß jetzt, beim Schlagen der Uhr, der Faden des bis dahin lebhaft geführten Gespräches so jäh abriß, als hätte sich plötzlich mit kaltem Hauch ein nicht zu erklärendes Etwas in den Saal geschoben. Doch nur einen Moment. Dann lachte Dr. Heinke plötzlich übermütig in das Schweigen:

„Huuu — Heinrich, mir graut vor dir! Man sollte es eigentlich nicht für möglich halten, daß heute, im Zeitalter des Radios, solche Geschichten, wie wir sie soeben gehört haben, geglaubt werden. Aber hier tritt der Zwiespalt zwischen Verstand und Gefühl klar zutage. Der Verstand sagt laut ‚Unsinn!‘, während tief im Unterbewußtsein ein leises ‚Vielleicht doch!‘ geflüstert wird. Ich persönlich bin nach wie vor davon überzeugt, daß alle diese umlaufenden ‚Geister‘-Geschichten entweder der erhitzten Phantasie eines Nervenschwachen entspringen oder auf plumper Täuschung beruhen."

„Lieber Doktor, Sie sind ein unverbesserlicher Skeptiker", mischte sich jetzt der bis dahin schweigsame Professor Ortwig in das Gespräch. „Die Theorie ist in diesem Falle nichts, Tatsachen sind alles! Was sagen Sie denn dazu, daß sich auf meine vor vier Wochen erlassene Bekanntmachung bis heute noch kein Mensch gemeldet hat?"

Sowohl Dr. Heinke als auch die übrigen Gäste wandten überrascht ein, von einer Bekanntmachung Professor Ortwigs nichts zu wissen.

„Gut," sagte Ortwig, „dann will ich hier die Angelegenheit noch einmal kurz berühren. Sie wissen doch, meine Damen und Herren, daß ich vor Jahresfrist in Thüringen ein Gut gekauft habe! Das dazugehörige Herrschaftshaus ist schon im achtzehnten Jahrhundert entstanden. Obwohl nun dieses Gebäude von den oft wechselnden Besitzern mehreremal je nach Geschmack und Bedürfnis umgebaut und erneuert wurde, ist ein Teil des Westflügels fast vollständig im Urzustande belassen worden. Als Grund hierfür gab man an, daß dieser Teil des Gebäudes doch von niemand benutzt würde, weil hier der Geist eines Verstorbenen umgehe, der dort eines gewaltsamen Todes gestorben sei. Ich habe diese Gerüchte nachgeprüft und konnte feststellen, daß sie auf Wahrheit beruhen."

Professor Ortwig machte eine Pause, weil ein Diener gerade Likör und Zigarren herumreichte. Er nahm sich eine Zigarre und setzte sie umständlich in Brand. Die Spannung der Zuhörer war aufs höchste gestiegen. Die Dame des Hauses, Frau Geheimrat v. Winter, eine kleine rundliche, für alles Übernatürliche sehr eingenommene Frau, machte eine ungeduldige Handbewegung. Ortwig warf einen kurzen prüfenden Blick auf sein blondes Töchterchen und fuhr in der Erzählung fort:

„Ich prüfte also diese Gerüchte nach und entdeckte dabei folgendes: Kurz nach zwölf Uhr ging in dem betreffenden Zimmer ein mächtiges Poltern los, gerade so, als ob schwere Gegenstände umhergerückt würden. Am folgenden Morgen war dann auch regelmäßig das Mobiliar fortgerückt oder umgeworfen. Einmal war ein schwerer Schrank, den fortzurücken, zwei starke Männer vergebens versuchen würden, wie eine Zigarrenkiste an die gegenüberliegende Wand gestellt. Begleitet wurde der nächtliche Spuk jedesmal von einem langgezogenen heulenden Ton, den man kaum auf irgendeinem Instrument wiedergeben kann. Zur Ehre des Gespenstes muß ich hinzufügen, daß es nie anders als zwischen zwölf und ein Uhr und in keinem anderen Zimmer als ebendiesem spukt.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hat der damalige Besitzer, ein Herr v. Marquardt, das Wagnis unternommen, in dem Gespensterzimmer zu übernachten. Er hat diesen Versuch mit dem Tode bezahlen müssen, denn am nächsten Morgen fand man ihn kalt und leblos auf dem Bett liegen, ohne daß an seinem Körper irgendwelche Spuren eines gewaltsamen Todes zu erkennen waren. Der Versuch ist nie wiederholt worden.

Ich habe nun vor etwa vier Wochen in einer Bekanntmachung demjenigen 5000 Mark versprochen, der eine Nacht in dem unheimlichen Zimmer zubringt. Leider hat bis heute noch niemand den Mut gefunden. Meine Tochter Hilde kann Ihnen übrigens das eben Gehörte bestätigen."

In Hildes anmutiges Gesichtchen war eine leichte Röte gestiegen. Nicht, weil plötzlich die Augen aller Anwesenden auf sie gerichtet waren, sondern weil sie um den Mund Dr. Heinkes das spöttische Lächeln der Skepsis huschen sah. Und darüber ärgerte sie sich.

Heinke hatte bald die Ursache ihrer Verstimmung herausgefunden. Aber er dachte gar nicht daran, nun sein hageres Gelehrtengesicht in ernste Falten zu legen. Im Gegenteil, die kleine Unmutsfalte zwischen den schön geschwungenen Brauen stand ihr allerliebst. Gar nicht satt sehen konnte er sich daran. Und er gab sich Mühe, weiter recht spöttisch zu lächeln, während seine grauen Augen kampflustig zu Hilde hinüberblitzten.

Das war zuviel für Hilde.

„Allerdings kann ich Pas Erzählung vollauf bestätigen. Daß sich auf die Bekanntmachung niemand gemeldet hat, war ja eigentlich vorauszusehen, weil in unserer unromantischen Zeit die Herren der Schöpfung das Wort ‚persönlicher Mut‘ aus ihrem Lexikon gestrichen haben; wenigstens dann, wenn es gilt, diesen zu beweisen. Unsere heutigen Helden sind eben nur noch — Salon- und Phrasenhelden!"

Diese letzten Worte Hildes, die hauptsächlich an die Adresse Dr. Heinkes gerichtet waren, weckten unter den jüngeren Herren einen Sturm von entrüstetem Widerspruch. Heinke wandte sich, immer noch überlegen lächelnd, an Hildes Vater:

„Herr Professor, leider höre ich heute zum erstenmal von dieser mysteriösen Angelegenheit. Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß ich darauf brenne, die Bekanntschaft Ihres — spukenden Gespenstes zu machen! Sie wollen nur über mich verfügen."

„Ihr Entschluß freut mich, lieber Doktor", erwiderte Ortwig. „In vierzehn Tagen fahren meine Tochter und ich nach München. Wir wollen bei dieser Gelegenheit sowieso einen Abstecher nach unserem Gut machen, wo wir uns etwa zwei Wochen aufzuhalten gedenken. Vielleicht dürfen wir Sie während dieser Zeit bei uns begrüßen. Noch eins: die Unkosten Ihrer Reise trage ich natürlich ebenso, wie ich die ausgesetzte Prämie von 5000 Mark zu Ihrer Verfügung halte."

„Herr Professor —"

„Bitte, keinen Widerspruch! Nur unter dieser Bedingung kann ich Ihren männlichen Entschluß annehmen." —

Die kleine Gesellschaft war länger zusammengeblieben, als es ursprünglich ihre Absicht gewesen war, weswegen sich die Gäste angesichts der vorgeschrittenen Zeit verabschiedeten.

Als Hilde Dr. Heinke die Hand zum Abschied bot, zog er ihre schlanken Finger an die Lippen.

„Gnädiges Fräulein," lächelte er spöttisch, „hoffentlich hat das Gespenst es bis zu meiner Ankunft nicht vorgezogen, den Schauplatz seiner neckischen Handlungen an einen anderen Ort zu verlegen —"

„Gute Nacht", unterbrach sie ihn, ihm ihre Hand entziehend. —

Ein wenig enttäuscht sah Heinke der Autodroschke nach, die Professor Ortwig nebst seinem blonden Töchterchen entführt hatte, als sich eine Hand auf seine Schulter legte.

„Nun, Gespensterbeschwörer, wollen wir auch ein Auto nehmen?" fragte Dr. Steffen, Heinkes Freund.

Heinke schüttelte den Kopf: „Nein, Hans. Wenn es dir recht ist, bummeln wir durch den Tiergarten nach Hause; ich möchte sowieso verschiedenes mit dir besprechen."

*

Drei Wochen später, an einem regnerischen Oktobertag, saß Dr. Heinke in einem Abteil zweiter Klasse auf der Fahrt nach Thüringen, um sein Versprechen einzulösen. Er hatte sich von Berlin die neuesten Zeitungen mitgenommen. Doch sooft er versuchte, sich in eines der Blätter zu vertiefen, wanderten seine Gedanken dem ihm bevorstehenden Abenteuer entgegen. Er hatte während der letzten drei Wochen kaum Zeit gefunden, über das immerhin Seltsame von Professor Ortwigs Gespenstererzählung nachzudenken. Während dieser langweiligen, eintönigen Eisenbahnfahrt kam ihm zum erstenmal zum Bewußtsein, daß in dem Schlosse doch eigenartige Dinge vorgegangen sein mußten. Trotz alledem blieb nur die eine Möglichkeit vorhanden: Ortwig mußte einer groben Täuschung zum Opfer gefallen sein. Wer und warum jemand ein Interesse an solchem Täuschungsmanöver haben konnte, wußte Heinke allerdings sich vorläufig auch noch nicht zu erklären.

Und er grübelte weiter über diese geheimnisvolle Angelegenheit nach. Namentlich die Sache mit dem schweren Schrank gab zu denken! Und dann die Geschichte mit dem Herrn v. Marquardt, den man am anderen Morgen tot aufgefunden hatte — Ach was! Gespenster gab es nicht!

Wenn nur erst diese unendlich lange Eisenbahnfahrt beendet wäre! Das monotone Geräusch des rollenden Zuges wirkte einschläfernd. Und ohne es zu wollen, versank Heinke in eine Art Halbschlaf.

Plötzlich war ihm, als ob jemand dicht an seinem Ohr einen schrillen Schrei ausgestoßen habe. Entsetzt fuhr er hoch. In diesem Zustand zwischen Wachen und Träumen suchte er, seine Gedanken zu sammeln.

Da! Wieder!

Jetzt erst, beim zweiten Pfiff der Lokomotive, wurde er völlig wach. Ärgerlich warf er sich in die Polster zurück. Und um seinen Gedanken endlich eine andere Richtung zu geben, griff er erneut nach den Zeitungen, ohne jedoch zu wissen, was er überhaupt las. Das Angenehmste von der ganzen Geschichte war noch, daß er die blonde Hilde wiedersehen würde. Ob sie wohl immer noch so ungehalten über seine Skepsis war? Nun, in diesem Falle würde er schon den richtigen Weg zu finden wissen, um sie auszusöhnen. —

Als der Zug endlich auf der kleinen Station hielt, dämmerte es bereits. Heinke war der einzige aussteigende Reisende. Suchend blickte er sich auf dem Bahnsteig um. Da kam ein Mann auf ihn zu, der sich als Kutscher Professor Ortwigs zu erkennen gab. Herr Professor ließe sich entschuldigen, weil ihn wieder einmal stark das Reißen plage.

So stieg Heinke denn in den leichten Jagdwagen, der mit zwei munteren Rappen bespannt war. Er hatte sich zu dem Kutscher auf den Bock gesetzt, weil er hoffte, von diesem etwas Näheres über die myste-

Im Park. Nach einem Aquarell von R. Duschek.

riöse Gespenstergeschichte zu hören. Und der Kutscher schien auch nur darauf gewartet zu haben, über das Gespenst befragt zu werden, denn es war ihm geradezu ein Bedürfnis, sein gequältes Herz auszuschütten.

Was Heinke nun zu hören bekam, setzte ihn allerdings in Erstaunen. So erzählte der Kutscher, daß er nicht nur jede Nacht zwischen zwölf und ein Uhr in dem Spukzimmer einen eigenartig blau leuchtenden Schein gesehen, sondern leider auch oft genug das Rumoren und Poltern des Gespenstes gehört habe. Außerdem liege ihm der heulend-klagende Ton, der des Nachts aus dem Spukzimmer komme, so unerträglich in den Ohren, daß er schon deswegen gern seine sonst ausgezeichnete Stellung bei Professor Ortwig aufgeben möchte, wenn ihm nur etwas anderes geboten würde. „Weil ich selbst bisher nicht an Gespenster glaubte," sagte er zum Schluß, „wollte ich im Anfang der Sache auf den Grund gehen. Ich überredete Martin, den Diener, mit mir die Tür des Spukzimmers zu belagern. Um elf Uhr abends gingen wir nach oben und durchsuchten das Zimmer ganz genau, ohne daß wir irgendwelche verdächtige Anzeichen bemerkt hätten. Wir schlossen dann die Tür zu und warteten draußen. Und richtig ging um zwölf Uhr das Rumoren und Poltern wieder los, ohne daß jemand an uns, die wir den einzigen Zugang zu dem Zimmer bewachten, vorbeigegangen wäre. Endlich wagte ich es, durch das Schlüsselloch zu sehen. In demselben Augenblick warf das Gespenst von drinnen mit zornigem Kreischen irgendeinen harten Gegenstand an die Tür, so daß wir entsetzt die Treppe hinunterstürzten. Ich muß gestehen, Herr Doktor, daß mich heute noch ein furchtbares Grausen anwandelt, wenn ich an diese Nacht zurückdenke. Und ich kenne sonst nicht die geringste Furcht!"

„Wie viele Personen wohnen jetzt im Herrschaftshause?" fragte Heinke interessiert.

„Außer dem Herrn Professor und dem gnädigen Fräulein nur noch die Wirtschafterin, die zugleich Köchin ist, der Diener Martin, das Zimmermädchen und ich."

Hm, überlegte Heinke, es war kaum anzunehmen, daß sich eine dieser wenigen Personen einen „Scherz" erlaubt hatte. Blieben also nur erhitzte Phantasie und fest eingewurzelter Aberglauben übrig. Allerdings, bei Professor Ortwig kamen auch diese beiden Faktoren kaum in Frage. Und dann: die Sache mit dem schweren Schrank! Und der Tod des Herrn v. Marquardt! Seltsam — höchst seltsam! Heinke versank in Nachdenken. —

Es hatte zu regnen aufgehört. Der Wind jagte jetzt flatternde Wolkenfetzen vor sich her. Zeitweise wurde der Mond sichtbar. Der Weg führte nun schon eine halbe Stunde durch dunklen Tannenwald. Heinke war recht unbehaglich zumute. Er führte diese deprimierte Stimmung auf die lange Eisenbahnfahrt zurück. Außerdem fröstelte er. So saß er schweigend neben dem Kutscher auf dem schlecht gepolsterten Bock. Und indem er auf dem holprigen Wege die Stöße des leichten Wagens in allen Knochen spürte, wünschte er innerlich diese ganze unangenehme Geschichte zum Teufel.

Erleichtert atmete er auf, als er endlich das Licht des Gutshauses durch die Tannen schimmern sah. Der Weg wurde bedeutend besser, und die Rappen, die die Futterkrippe witterten, fielen in eine schnellere Gangart.

Professor Ortwig, der seinen späten Gast am Fuße der Freitreppe erwartete, begrüßte Heinke mit herzlichen Worten. Als die beiden Herren eine halbe Stunde später in dem behaglich durchwärmten Salon eine Zigarre rauchten, hatte Heinke die vielen unangenehmen Eindrücke seiner Reise ziemlich vergessen.

Doch seine übermütige Stimmung gewann er erst völlig zurück, als Hilde den Salon betrat. Sie hatte ein dunkles Seidenkleid an, zu dem ihr wuscheliger Blondkopf in reizvollem Kontrast stand. Sie ist schöner als je! dachte Heinke, als er ihr die kleine weiße Hand küßte.

Bald darauf kam der Diener und meldete, daß serviert sei.

Bei Tisch herrschte eine fröhliche Stimmung. Heinke erzählte in seiner humoristischen Art von den gemeinsamen Berliner Bekannten. Nebenbei versäumte er aber nicht, der reizenden Hilde, die aus dem Lachen nicht herauskam, tief in die blauen Augen zu sehen. Bis sie ihn ein wenig boshaft fragte, ob er sich denn mit seinem Übermut über die unbehagliche Situation des ihm bevorstehenden Abenteuers hinwegtäuschen wolle. Da mußte er ehrlich lachen.

„Gnädiges Fräulein, das wäre ja Blasphemie, jetzt an ein häßliches Gespenst zu denken, wo mir ein schöner Engel gegenübersitzt! — Bitte," fügte er schnell hinzu, als sie eine ärgerliche Handbewegung machte, „das soll kein Kompliment sein, sondern lediglich die Feststellung einer Tatsache. Im übrigen kann ich also aus Ihrer Frage die weitere erfreuliche Tatsache entnehmen, daß das Gespenst immer noch — hm — umgeht?"

Hilde war schon wieder ausgesöhnt.

„Oh!" sagte sie, „es ist gar nicht erfreulich! Im Gegenteil! Denn das Gespenst ‚geht nicht nur um', es macht sogar nebenbei tüchtig Krach! Erst in der vergangenen Nacht ist in dem betreffenden Zimmer wieder alles durcheinandergeworfen worden. Martin" — wandte sie sich an den Diener — „sagen Sie Fräulein Reichnitz, sie möchte einmal hereinkommen!"

Die Wirtschafterin, eine frische, sympathische Vierzigerin, die einen sehr intelligenten Eindruck machte, kam.

„Fräulein Reichnitz," wandte sich Professor Ortwig an sie, „wollen Sie, bitte, noch einmal erzählen, was sich gestern nacht wieder in dem blauen Zimmer zugetragen hat!"

„Ach, Herr Professor! Die Sache wird ja immer schlimmer! Ich bin schon ganz nervös davon!

Gestern abend saß ich mit Anni und Martin unten in der Diele beim Domino, als plötzlich Wilhelm, der Kutscher, hereinstürzte und meldete, daß im blauen Zimmer wieder das seltsame Licht scheine. Wir gingen nun alle vier die Treppe hinauf, doch da wir schon auf halbem Wege das Poltern und Rumoren und den klagenden Ton hörten, trauten wir uns nicht nach oben und kehrten um.

Als nun Wilhelm und ich heute morgen das blaue Zimmer betraten, war wieder alles durcheinandergeworfen! — So leid es mir tut, Herr Professor, wenn sich das nicht bald ändert, dann muß ich mir einen anderen Wirkungskreis suchen, denn ich graule mich furchtbar! Schließlich kann mir doch auch niemand zumuten, in einem Hause zu bleiben, in dem es jede Nacht spukt!"

„Nun, Fräulein Reichnitz," meinte der Professor beruhigend, „Herr Dr. Heinke ist extra zu dem Zwecke von Berlin hierhergekommen, um unserem Gespenst ein für allemal den Aufenthalt in diesem Hause zu verleiden. Dr. Heinke will diese Nacht nämlich in dem blauen Zimmer schlafen!"

Die Wirtschafterin schlug die Hände über dem Kopf zusammen und starrte Heinke entsetzt an. „Herr Doktor, tun Sie das nicht! Das Gespenst wird Sie genau so umbringen, wie es einst den armen Herrn v. Marquardt umgebracht hat! Tun Sie es nicht, Herr Doktor, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist!"

„Sie hören, lieber Doktor," sagte Professor Ortwig, „die Sache ist nicht ganz so ungefährlich, wie Sie es sich vielleicht gedacht haben. Darum bin ich Ihnen durchaus nicht böse, wenn Sie von Ihrem Vorhaben abgehen. Im Gegenteil, ich würde befreit aufatmen, wenn ich Ihnen für diese Nacht ein anderes Zimmer zur Verfügung stellen dürfte."

Heinke wußte nicht mehr recht, was er sagen sollte. Seine ganze Sicherheit war angesichts dieser mysteriösen Angelegenheit ins Wanken geraten. Vielleicht wäre es doch ratsam, erst einmal morgen am Tag eine genaue Durchsuchung des Spukzimmers vorzunehmen. Denn irgend etwas mußte des Nachts dort oben vor sich gehen, das stand fest. Es schien ihm eine Unmöglichkeit zu sein, daß sich sechs erwachsene Personen hätten täuschen lassen. Gerade wollte er dem Professor gegenüber seine Ansicht äußern, als er auf den schön geschwungenen Lippen Hildes ein maliziöses Lächeln sah. Und dieses feine, kaum wahrnehmbare Lächeln warf im Moment seine ganzen Bedenken über den Haufen. Schnell, fast hastig sagte er:

„Herr Professor, ich bin, wie Sie soeben selbst sagten, eigens zu dem Zwecke hierhergekommen, um in dem Gespensterzimmer zu übernachten. Und ich bin es gewohnt, mein Wort zu halten!"

„Gewiß, gewiß, lieber Doktor! Daran zweifelt ja auch niemand! Ich am allerwenigsten. Aber vielleicht wäre es doch für Sie und uns beruhigender, wenn Sie Ihr Vorhaben um vierundzwanzig Stunden aufschieben und erst morgen am Tage genau die Örtlichkeit studieren würden!"

Heinke lachte gezwungen auf. „Herr Professor, ich habe das Gruseln bis heute noch nicht gelernt! Es bleibt dabei: Ich schlafe im blauen Zimmer!"

Ortwig versuchte nicht mehr, seinen Gast davon abzubringen.

Aber als sich die beiden Herren in Begleitung Hildes in den Salon zurückgezogen hatten, wollte die alte Fröhlichkeit nicht wiederkommen. Auch der gute, alte Bordeaux konnte die trübe Stimmung nicht hinwegscheuchen. Und als Hilde sich bald darauf erhob und den Herren — insbesondere Heinke — eine „gute" Nacht wünschte, stand auch Heinke auf.

„Wenn Sie gestatten, Herr Professor, suche ich jetzt das blaue Zimmer auf."

„Selbstverständlich, mein Lieber! Ich werde Sie hinaufbegleiten."

Ortwig ergriff den auf dem Rauchtisch stehenden Leuchter und ging seinem Gast voran. Durch einen langen Korridor wanderten sie. Heinke trat unwillkürlich leiser als sonst auf, um das klappernde Geräusch seiner Schritte auf dem fliesenbelegten Boden zu dämpfen. Die drückende Stille in dem großen Gebäude legte sich ihm wie ein Alp auf die Brust. Und in dem schemenhaften Licht der flackernden Kerzen nahmen die Konturen der Dinge ein bizarres Aussehen an. Jetzt bog der Professor links ab und stieg eine knarrende Holztreppe empor. Und Heinke mußte plötzlich an die geheimnisvollen Märchen aus seiner Kinderzeit denken, wo sich Gnomen und Alräunchen unter der knarrenden Treppe verborgen hielten und sich gegenseitig tausend Dinge zuwisperten.

Die Treppe mündete wiederum in einen langen Korridor. Ortwig öffnete irgendwo eine Tür und sagte leise, fast flüsternd: „Bitte, hier ist das blaue Zimmer!"

Heinke trat neugierig näher. Er erblickte einen etwa fünf mal sechs Meter großen Raum. Rechts an der Wand stand ein breites Bett, gegenüber ein großer, schwerer Kleiderschrank. Eine Waschtoilette, ein Diwan, ein Tisch und einige Stühle vervollständigten die Einrichtung. In der einen Ecke stand eine altertümliche eisenbeschlagene Truhe. Die Wände des Zimmers waren mit blauem Damast bekleidet, woher das Zimmer wohl seinen Namen erhalten hatte. Das einzige Fenster bot die Aussicht auf einen düsteren, vom Mond beschienenen Tannenwald.

„Hier vollend' ich's!" zitierte Heinke mit einem schwachen Versuch, zu scherzen.

Doch Ortwig ging auf den Scherz nicht ein. „Noch einmal stelle ich Ihnen frei," meinte er ernst, „wenigstens für diese Nacht ein anderes

**Auf der Jährlings-Versteigerung in Berlin-Hoppegarten. Nach einer Zeichnung von Adolf Dahle.**

Bei der traditionellen Hoppegartener Jährlings-Versteigerung, die am 23. Juli stattfand, kamen 162 Vollblut-Jährlinge in den Ring. Der Auktion ging eine Schau und Prämiierung der Jährlinge voraus. – Im Auktionsraum: W. Ruprechts (Gestüt Puschwitz) Zigeunerin v. Herold-Carmen, die den ersten Preis erhielt und dann vom Stall Halma für 8000 Mark erstanden wurde. Links ein Pony, das ständig zur Beruhigung der jungen Pferde im Ring vorangeführt wird.

Zimmer zu beziehen! Ich bitte Sie aus reinem Egoismus darum; denn wenn Ihnen wirklich etwas zustoßen sollte — Weiß Gott! Ich könnte zeitlebens nicht mehr froh werden!"

Heinke versuchte des unerklärlichen Gefühls Herr zu werden, das ihn seit Betreten des blauen Zimmers befallen hatte. Und mit gekünstelter Heiterkeit antwortete er: „Keine Sorge, Herr Professor! Wenn das Gespenst kommt, so werde ich ihm zeigen, was ein paar richtige Kinn- und Leberhaken sind!"

„Hier, bitte, nehmen Sie wenigstens meinen Browning."

„Danke, Herr Professor — bin bereits versorgt — für alle Fälle!" Heinke zog eine schwere Waffe aus der Tasche und legte sie auf den Nachttisch.

„Noch eins, Herr Doktor: Hier über dem Bett, an der Wand, ist ein Lichtschalter und daneben eine Klingel. Im Falle der geringsten Gefahr läuten Sie, bitte! Ich werde dann sofort mit Martin und Wilhelm zur Hilfe herbeieilen."

„Vielen Dank, Herr Professor! Ich glaube aber kaum, Ihre liebenswürdige Bereitschaft in Anspruch nehmen zu müssen."

Ortwig verabschiedete sich. —

Heinke ging nun zunächst an eine genaue Untersuchung des Spukzimmers. Er öffnete den riesigen Schrank, kroch hinein und prüfte die Rückwand, ob diese vielleicht, wie er vermutete, gleichzeitig eine Tür zum Nebenzimmer sei. Indes war an und in dem Schrank beim besten Willen nichts Absonderliches zu entdecken. Dann prüfte er die Wände, beklopfte sie, nahm die Bilder ab, klopfte erneut, oben, unten. — Nichts!

Er untersuchte den Fußboden Zoll für Zoll, kroch auf allen vieren unter das Bett, ob vielleicht irgendwo eine verborgene Falltür zu finden sei — nichts von allem dem! Mit einiger Anstrengung klappte er den Deckel der eisenbeschlagenen Truhe auf: es schlug ihm ein modriger Geruch entgegen, dann prallte er entsetzt zurück. Die Truhe war vollständig leer, bis auf einen — Totenschädel, der ihm entgegengrinste!

Mit einem Ruck schlug er den Deckel zu.

Er ging ans Fenster, öffnete es und blickte hinaus. Nein, auch von dort konnte niemand heraufklettern, denn die Mauer war glatt und ohne jeden Stützpunkt. Und ein Baum stand nicht in der Nähe.

Seltsam! Das Geheimnis des blauen Zimmers, das er so leicht erklären zu können geglaubt hatte, wurde ihm immer rätselhafter!

Eine ihm selbst unerklärliche Unruhe überkam ihn. Mißmutig begann er sich auszukleiden. Doch nachdem er sich des Rockes und der Weste entledigt hatte, dachte er, daß es vielleicht vorteilhafter wäre, sich nicht gänzlich zu entkleiden. So behielt er die Hose an, legte Uhr und Revolver unter das Kopfkissen, stieg ins Bett und drehte das Licht aus.

Eine Zeitlang lag er unbeweglich, nur auf das Pfeifen des Windes hörend. Irgendwo kreischte eine verrostete Wetterfahne, und in dem alten Hause knackten und knisterten hundert Geräusche. Wieder fielen ihm die längst vergessenen Märchen seiner Kindheit von wispernden Gnomen und Alräunchen ein.

„Ach, zum Teufel!" fuhr er dann ärgerlich hoch und warf sich auf die andere Seite. „Jetzt reagieren meine Nerven schon auf das Bohren der Holzwürmer in diesem alten vertrackten Hause!"

Er zog sich die Decke über die Ohren und wandte sein nie versagendes Schlafmittel des Zählens an: „Einundzwanzig — zweiundzwanzig — dreiundzwanzig —"

Bei neunundzwanzig ertappte er sich bereits wieder dabei, wie er mit allen Sinnen gespannt in das Dunkel lauschte.

Ja, was war das? Das war kein Knistern und auch kein Knacken mehr. Es pochte irgendwo! Lauter — immer lauter! Es war im Zimmer — hämmerte ganz nah an seinem Bett — in rasendem Rhythmus!

Mit einem Ruck fuhr er hoch, mit der Linken das Licht anknipsend und mit der Rechten den entsicherten Revolver hochreißend.

Den Bruchteil einer Sekunde blendete ihn das grelle Licht, so daß er die Augen schließen mußte, doch sofort riß er sie wieder auf und sah — nichts!

In jedem Winkel forschte sein spähender Blick nach der Ursache des Geräusches, ohne den geringsten Anhalt zu finden. Sollte es möglich sein, daß man sich so täuschen konnte?

Nein! Täuschung war unmöglich! Er hatte das Pochen zu deutlich gehört. Doch als alles ruhig blieb, ließ er das Licht brennen und legte sich in die Kissen zurück.

Da: wieder!

Jetzt erst merkte er, daß das Pochen vom Ticken seiner Uhr kam, die er unter das Kopfkissen gelegt hatte, und die — zur Seite gerutscht — ihr

# Hermann Binz

Gefesselte. (Gipsmodell für Marmorausführung.)

In Karlsruhe feierte der Bildhauer Hermann Binz vor kurzem seinen 50. Geburtstag. Er gehört der Künstlergeneration an, die seit der Wende des Jahrhunderts die Entwicklung der modernen deutschen Bildhauerei bestimmt hat. Bezeichnend für sie ist eine Kunstauffassung, die über die äußerliche Naturabschrift hinaus im plastischen Kunstwerk den Ausdruck inneren Lebens, im Rhythmus der Linien des menschlichen Körpers eine Art Stein gewordene Musik sucht. Entscheidend wurde für Binz ein Besuch der Pariser Weltausstellung von 1900, wo ihn besonders die Werke von **Rodin** anregten. Seitdem hat er in stetem Schritthalten mit seiner Zeit, aber doch selbständig seinen Weg verfolgt. Charakteristisch für seine Kunst ist ein gesundes, einfaches und doch vergeistigtes Schaffen auf Grund der Natur, das sich von einem ideenlosen Naturalismus ebenso freihält wie von einer gekünstelten Manier. Durch ein eigenes Mißgeschick ist das Hauptwerk von Hermann Binz, eine Reiterstatue des Großherzogs Friedrich I. infolge des Krieges und seiner Folgen bis heute unausgeführt geblieben. Prof. **Karl Widmer.**

Sklavin. (Marmor.)

Im Oval: Halbakt. (Bronze.)

Sehnsucht. (Gipsmodell für Marmorausführung.)
Links nebenstehend: Nymphe. (Marmor.)

Pochen der hölzernen Bettstelle mitteilte, die das Geräusch resonanzbodenartig weitergab. Das übrige hatten seine erregten Nerven besorgt.

Ärgerlich zog er die Uhr hervor. Es war fünf Minuten nach zwölf. Er fühlte nach seinem Puls.

„Hm," brummte er vor sich hin, „achtundneunzig Schläge. Hm — Ruhe, Kurt — Ruhe. Damals beim Examen hast du ja nur fünfundachtzig gehabt! Also jetzt: Schlafen! Sofort! Und keinen Widerspruch!"

Er drehte das Licht aus, warf sich energisch in die Kissen zurück und fing erneut an zu zählen.

Immer wieder versuchten seine Gedanken, rechts und links auszubrechen, aber er lag auf der Lauer und zwang jeden abtrünnigen Gedanken mit energischer Konzentration auf die Zahlen zurück.

Als er bei achtundsechzig angelangt war, hörte er plötzlich mitten im Wort auf.

Jetzt war ein w i r k l i c h e s Geräusch an sein Ohr gedrungen!

In spannender Erregung hob er lauschend den Kopf.

Da wieder! Ein deutliches lautes Scharren wurde vernehmbar.

Er wollte das Licht andrehen, aber die Hand gehorchte seinem Willen nicht mehr, denn in diesem Augenblick gab es einen lauten Krach, als ob jemand mit dem Fuß gegen den Schrank getreten habe. In demselben Augenblick flammte in dem Zimmer plötzlich ein mattes dunkelblaues Licht auf.

Heinke, der sich im Bett aufrecht hingesetzt hatte, war unfähig, etwas zu denken oder zu tun. Er starrte mit weit aufgerissenen Augen in dieses seltsame Licht und wartete darauf, was nun geschehen würde. Plötzlich — der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn — sah er draußen vor dem Fenster einen Schatten stehen, der die Gestalt eines menschlichen Wesens hatte.

Gleich darauf stand der Schatten bereits im Zimmer, ohne daß das Fenster geöffnet worden wäre.

Langsam kam das Gespenst mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu.

Da raffte Heinke seine ganze Willenskraft zusammen. Er sprang aus dem Bett, riß den Revolver hoch, zielte, schoß. Einmal — zweimal — dreimal! Doch das Gespenst kümmerte sich nicht im geringsten um die Schüsse. Es sprang mit gewaltigem Satz auf Heinke los und drückte ihm mit den knochigen Händen die Kehle zu.

Heinke fiel röchelnd auf das hinter ihm stehende Bett, mit seiner letzten Kraft auf die Klingel drückend. Er hörte noch, wie eine Glocke laut durch das Haus schrillte. Dann schwand ihm das Bewußtsein.

Als Heinke wieder zu sich kam und die Augen aufschlug, sah er in das über ihn gebeugte besorgte Gesicht Professor Ortwigs.

„Nun, mein Lieber, wie geht es Ihnen?" fragte der Professor beunruhigt.

Heinke sprang mit einem jähen Satz aus dem Bett und blickte sich wild um. Als er sah, daß nicht nur der Professor, sondern auch Martin und Wilhelm in der Tür standen, beruhigte er sich.

„Wissen Sie, Herr Professor, es war furchtbar! Wenn Sie nicht so schnell herbeigekommen wären, dann hätte mich das Gespenst erdrosselt. Sie müssen doch jetzt noch die Würgemale an meinem Halse sehen!"

Ortwig besah und betastete Heinkes Hals genau. Da er aber absolut nichts entdecken konnte, bat er, Heinke möchte ihm das Vorgefallene mitteilen. Heinke erzählte. Als er auf den Angriff des Gespenstes zu sprechen kam, schauderte er jetzt noch zusammen.

Ortwig hörte interessiert zu und fragte zum Schluß: „Sie können beschwören, mit dem Gespenst wirklich im Handgemenge gewesen zu sein?"

„Mein Ehrenwort, Herr Professor!"

„Hm, das ist ja seltsam! Sie sind nämlich dann der e i n z i g e, der das Gespenst gesehen hat!"

Heinke blickte überrascht auf: „Wieso?"

Der Professor zog ihn auf den Korridor hinaus, die Tür hinter sich schließend. Dann zeigte er auf zwei winzige Löcher in der Tür, durch die er Heinke hindurchzublicken bat.

Heinke tat es. Er konnte durch jedes der Löcher den ganzen Raum sehr gut erkennen.

„Hier standen Martin und ich", sagte Ortwig, „seit dem Augenblick, da ich Sie verlassen habe. Wir haben jede Ihrer Bewegungen beobachtet. Wir sahen Ihre sorgfältige Untersuchung des Zimmers, Ihre uns zuerst unverständliche Unruhe, die uns jetzt erst bei Ihrer Schilderung von dem Ticken der Uhr erklärlich wurde; wir sahen auch hinterher Ihren Kampf mit dem Gespenst, nur das Gespenst selbst sahen wir nicht, wie wir es bisher nie gesehen haben!"

„So? — Dann müssen Sie aber doch die Geräusche gehört haben!"

„Die aber nicht das Gespenst verursachte, sondern wir! Bitte!" Ortwig stieß mit dem Fuß gegen die Tür.

„Ja," stammelte Heinke verwirrt, „aber das magische blaue Licht?"

Ortwig drehte an einem Schalter, und sofort war das ganze Zimmer in mattes blaues Licht gehüllt.

„Himmelkreuzdonnerwetter!" Heinke schlug mit der geballten Faust auf den Tisch. „Was zum Teufel — Verzeihung!" unterbrach er sich plötzlich. „Aber wissen Sie, Herr Professor —"

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, lieber Doktor! Ihre Erregung ist durchaus verständlich. Ich bin Ihnen einige Aufklärung schuldig. Sie wissen vielleicht, daß ich an einem größeren psychologischen Werk arbeite. Ja, und nun — äh — ist das Ganze weiter nichts als ein von mir eingefädeltes Experiment, um festzustellen, wie weit man einen Intellektuellen etwas suggerieren kann, und wie weit ihn dann die Autosuggestion treibt! Sehr weit übrigens — viel weiter, als ich vorher zu glauben geneigt war. Denn wenn wir nicht rechtzeitig hinzugekommen wären, hätte Sie wahrscheinlich ein nur in Ihrer Einbildung bestehendes ‚Gespenst' richtiggehend erwürgt!

Was macht es, wenn ein Arzt hinterher ‚Herzschlag' festgestellt hätte. Sie wären drüben in der anderen Welt davon überzeugt gewesen, von einem Gespenst erwürgt worden zu sein, während Sie den Arzt wahrscheinlich als einen täppischen Idioten bezeichnet hätten!"

# Der Triumph der Reklame über die Landschaft.

Rechts und links der Eisenbahnlinien gibt es kaum noch eine Scheune, einen Kuhstall oder einen Zaun, der nicht kündete, daß die X-Zigarette die einzige sei, die den Kenner befriedigen könne, daß der Y-Reifen jede Konkurrenz schlage und daß der Z-Kaugummi viel ästhetischen Genuß, Rettung vor einem frühen Tode und das Bewußtsein verschaffe, ein ganz moderner Mensch, beinahe ein Amerikaner zu sein.

Von dem behördlichen Schutz gegen die Verunstaltung der Landschaft sind ausdrücklich „landschaftlich reizlose" Gegenden ausgenommen. Als ob es das überhaupt gäbe! Mit Ausnahme der Gerümpelhaufen am Rand unserer Großstädte, bietet jede Gegend, auch die flachste, wenn auch keine landschaftliche Sensationen, so doch Schönheiten dem, der sie zu sehen weiß. Der Mann, der den Ausdruck „landschaftlich reizlose Gegenden" erfunden hat, dürfte ein bedauernswerter Mensch sein.

Dezente Landschaftsreklame in der Schweiz.

An einen alten schönen Fachwerkbau, an dem Eingang zu einem gemütlichen Städtchen, in die Heidelandschaft oder in ein wogendes Getreidefeld, gehören nun einmal keine Reklametafeln, weder die neu in knallenden Farben protzenden, noch die windschiefen, verwitterten, die man eben so häufig sieht.

Eine viel dezentere „Landschaftsreklame" haben wir in der Schweiz, bei Feldmeilen (Kanton Zürich). Sie erfüllt ihren Zweck viel besser, als hundert riesenhafte Reklameschilder, denn sie wird von jedem beachtet und sie stört nicht im geringsten den Charakter eines gutgepflegten Gartens.

Die Inschrift ist aus bunten Teppichbeetpflanzen hergestellt, und während jeder von uns an Hunderten von Riesenschildern vorübergehen oder vorbeifahren wird, ohne sie überhaupt zu beachten, wird diese aus dem Erdboden wachsende Inschrift von jedermann außerordentlich beachtet und in ihrer ansprechenden Wirkung viel gelobt.

### Im zerlegten Klepperboot um die Erde.

Der kühne Faltbootfahrer Karl Schott aus Neuburg a. Donau, der bekanntlich im vorigen Jahre die 10 000 Kilometer-Fahrt von Neuburg a. Donau bis Kairo in einem zerlegbaren, 5 m langen, 90 cm breiten Klepperboot der Firma Klepper-Faltboot-Werke, Rosenheim am Inn, das zerlegt in einem Rucksack getragen werden kann, machte, ist vor einiger Zeit auf seiner zweiten großen Fahrt in Athen gelandet. Diese Fahrt begann am Gardasee und setzte sich auf dem Minicio und Po fort nach Venedig und Athen. Von Athen wird Schott über Saloniki nach Smyrna fahren, um von dort aus auf dem Euphrat und Tigris Indien zu erreichen.

Heinke war ganz klein geworden. Nur gut, daß Hilde nicht dabei war. Es wollte ihm immer noch nicht in den Sinn, daß ihm seine Einbildungskraft einen solchen Streich gespielt hatte. Darum wagte er noch einen Einwurf — den letzten übrigens: „Und Herr v. Marquardt?"

„Ist ebenso freie Erfindung wie alles übrige, was wir Ihnen vorgeschwindelt haben! Wie beispielsweise der Schädel aus — Papiermaché in der alten Truhe! — Vielleicht wird Ihnen durch den Gedanken Ihre Verzeihung leichter, daß Sie mir und meinem werdenden Buche einen unschätzbaren Dienst erwiesen haben!"

Heinke ergriff fröhlich und erleichtert lachend die ihm dargebotene Hand: „Herr Professor, ich habe Ihnen absolut nichts zu verzeihen!"

„Na, dann ist ja alles gut! So — und nun kommen Sie, ich werde Ihnen für den Rest der Nacht ein anderes Zimmer geben, wo es nicht ‚spukt'!"

„Danke, Herr Professor! Bemühen Sie sich nicht! Ich werde jetzt auch hier sehr gut schlafen, selbst wenn mich gleich drei ‚Gespenster' auf einmal erwürgen wollen!"

Und er schlief wirklich bis in den hellen Morgen fest und traumlos.

•

Aus der Reise Professor Ortwigs mit seiner Tochter nach München ist nichts geworden, weil Hilde mit Dr. Heinke die Hochzeitsreise nach Italien machen will.

Und wenn Frauen etwas wollen, so können verliebte Männer nichts anderes machen als gehorchen.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

# ILLUSTRIRTE ZEITUNG



F. Skoda

VERLAG ★ J. J. WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4249. 167. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 19. AUGUST 1926

**Wer was versteht Wählt Qualität**

Hauptmerkmale unserer Motorräder:

**absolute Zuverlässigkeit**
**allergrößte Sparsamkeit**
**hervorragende Beweglichkeit**
**enorme Leistung**
**präziseste Arbeit bei Verwendung nur besten Materials**

Kassa-Preise ab Fabrik:

1,32/10 PS Touren-Modell M. 1285.—
1,32/15 PS Sport-Modell M. 1455.—

Verlangen Sie bitte unseren Prospekt

**Schüttoff-Aktiengesellschaft, Chemnitz**

**Leitz-Epidiaskop Vc**

der Universal-Projektionsapparat.

Einwandfreie Optik.
Helle, randscharfe Bilder auf 6–8 m Entfernung.
Zweckmässigste Anordnung der Beleuchtung.
Spielend leichte Handhabung.
Anschluss an jede Hausleitung.

Ausser Papier- und Glasbilderprojektion kann der Apparat durch entsprechende Zusatzeinrichtungen vervollkommnet werden für: **Mikroprojektion, Projektion stehender Filmbilder, Kinematographie.**

*Fordern Sie kostenlos Liste H Nr. 460.*

**Ernst Leitz, Opt. Werke, Wetzlar.**

Flott und unverwüstlich!

**BLEYLE'S**

**Kinder-Kleidung**

**Anzüge / Sweater / Anknöpfer**
**Gürtelhosen / Kittel- u. Hängerkleidchen**
**Faltenröckchen / Sportwesten / Pullover**

**Verlangen Sie ausführlichen illustrierten Katalog!**

*Verkaufsstellen in allen Städten.*
*Nachweis bereitwilligst durch die Fabrik Wilh. Bleyle G. m. b. H., Stuttgart W 12*

# BÜCHER FÜR DEN JÄGER

## GEORG GRAF ZU MÜNSTER / DER MEISTER DER RUFJAGD

**Der Hirschruf.** Erfahrungen und Erlebnisse auf der Rufjagd. Mit 17 Abbildungen und 4 Kunstblättern in Tiefdruck. Mit einem musikalisch-phonetischen Anhang von Professor Dr. Martin Seydel. In Leinen gebunden 4.50 RM.

Selbst in Revieren, wo der Geweihte nicht jederzeit als Standwild angetroffen wird, hat das Studium dieses Buches dem Jäger unerwartetes Weidmannsheil gebracht!

„Ein Jäger hat hier für Jäger geschrieben. Nirgends schulmeisterhaft trocken, pulsiert echtes Weidmannsblut in dem ganzen Buch, das wohl das beste ist, das über diesen Gegenstand verfaßt worden ist". Der deutsche Jäger.

„Ein Standard-Work im wahren Sinne des Wortes". Der Tag.

„Dieses meisterhaft geschriebene und vornehm ausgestattete Buch ...." Deutsche Jäger-Zeitung.

**Die Geheimnisse der Blattkunst.** Erfahrungen und Erlebnisse auf der Rehjagd. Mit einer Tafel Abbildungen. In Halbleinen gebunden 2.— RM.

„Wir können dieses aus Erfahrungen eines Menschenalters entstandene Buch warm empfehlen". St. Hubertus.

„Der gediegene Inhalt des vornehm ausgestatteten Werkes wird in Weidmannskreisen ungeteilten Beifall finden". Deutsche Jäger-Zeitung.

„Von pedantischer Lehrhaftigkeit frei, klar und gemeinverständlich, dabei in einem Deutsch geschrieben, das ich fast klassisch nennen möchte, erschöpft das nach Art wissenschaftlicher Werke ausgestattete Buch sein Thema nach jeder Richtung und entspricht als das beste seiner Art geradezu einem Bedürfnis der Jägerwelt. Besonders für den Neuling, der die darin gegebenen Ratschläge und Fingerzeige gewissenhaft befolgt, dürfte sich die Anschaffung rasch bezahlt machen". Hege und Jagd.

## FRANZ KRICHLER

**Katechismus für Jäger und Jagdfreunde.** 2. Auflage, durchgesehen von G. Knapp. Mit 57 in den Text gedruckten Abbildungen. Gebunden 2.— RM.

„Das ... vorliegende Werk ist eines der wenigen, welche mit gutem Gewissen empfohlen werden können. Es bringt auf knapp 200 Seiten das Hauptsächlichste, was der Jäger wissen muß ..." Österr. Forst- u. Jagdzeitung.

**Die Jagd geht auf.** Eine Sammlung farbiger Kunstblätter. Mit einem Begleitwort von Ernst Ritter v. Dombrowski.

In Mappe 8.— RM.

Die in vollendetem Vierfarbendruck wiedergegebenen Bilder nach wahrheitsgetreuen Originalen hervorragender Tiermaler müssen nicht nur das Entzücken jedes Jägers, sondern wegen ihrer landschaftlichen Schönheit auch das jedes Naturfreundes und Kunstliebhabers hervorrufen. Die Kunstblätter sind in eine Mappe eingelegt, deren Titelseite ein in vielen Farben erglänzendes prächtiges altdeutsches Jagdwappen schmückt. Die Einleitung, ein Hohes Lied auf die weidgerechte Jagd, stammt von dem bekannten Fachschriftsteller Ernst Ritter v. Dombrowski.

## ERNST v. JAGOW, Oberpräs. a. D.

**Grüne Brüche aus meinem Weidmannsleben.**

Mit 37 Abbildgn. In Halbleinen geb. 3.— RM.

„Ein frisch und fesselnd geschriebenes Buch, das jeder weidgerechte Jäger befriedigt aus der Hand legen wird. ... Es sei besonders allen hirschgerechten Jägern zur Lektüre warm empfohlen". Allgemeine Forst- und Jagdzeitung.

## WALTHER L. FOURNIER (DER „WILDE JÄGER")

**Ein Vierteljahrhundert auf der Hirschfährte.**

Mit 18 Abbildungen. 2. Auflage. Gebunden 3.25 RM.

„Jagdfreunden, die es noch nicht kennen sollten, sei es bestens empfohlen. Der Verfasser schildert seine Jagdgeschichten mit einer so echten Jägerleidenschaft und mit so viel Humor, daß man auch als Nichtjäger mitgerissen wird und dem ‚Wilden Jäger' mit vollem Anteil auf seinen Jagdfahrten folgt. Auch allerlei Erfahrungen kann der weidgerechte Jäger aus dem prächtigen Buche mitnehmen". Dresdner Anzeiger.

**Vom Jagen, Trinken und Lieben.** Erinnerungen aus meinem Jägerleben.

4. Auflage. In Halbleinen gebunden 3.80 RM.

Inhalt: Wie ich Weidmann wurde / Erinnerungen aus der Blattzeit / Wie mein Freund Grenzmarder eine Wette gewann / Gut Weidwerk im Zarenreich: I. Zur Auerhahnbalz nach Kurland; II. Der Dekorationshahn; III. Mit der „Rehlocke" beim Oberförster „Brathahn" / Erinnerungen aus der Feist- und Brunftzeit.

**Von schönen Frauen, starken Hirschen und anderem jagdbaren Wild.**

Episoden. 5. Auflage. In Halbleinen gebunden 3.— RM.

Inhalt: Ein Achtzehnender als Verlobungshirsch oder das Inkognito der Grenznachbarn / Schonung den Basthirschen, und ein Wort zum Kampf um die Trophäen / Eine Feistzeitepisode / Ein Zwölfer und ein Vierzehnender / Vorbrunft des Hochgeweihten / An der Suhle / Lappjagd / Der Wandertrieb zur Brunft nach Ungarn / Schlecht Wetter — gute Jagd / Hurra, die Enten!

**Die Brunfthexe.** Ein Jagdhistörchen aus den Karpathen. Mit 18 Abbildgn.

2. Auflage. In Halbleinen gebunden 2.50 RM.

„Eine mit kostbarem Humor gewürzte Erzählung aus den Karpathen — Erlebnisse des Verfassers ... Auf die wunderschönen Naturschilderungen dieses Buches sei besonders hingewiesen". Märkische Zeitung, Neuruppin.

„Bücher des ‚Wilden Jägers' werden immer gern gelesen, enthalten sie doch eine Fülle jagdlicher Erfahrungen, viel Humor und tiefe Liebe zu Wild und Wald". Deutsche Jägerzeitung.

**Verlagsbuchhandlung J. J. Weber Leipzig 26, Reudnitzer Str. 1—7.**

# Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4249. 167. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 19. August 1926.

## Allgemeine Notizen.

**Das 450jährige Universitäts-Jubiläum** der Universität Tübingen hat der Große Senat beschlossen am 24., 25. und 26. Juli 1927 festlich zu begehen.

**Ein internationaler Kongreß für angewandte Mechanik** findet vom 12. bis zum 18. September in Zürich statt. Vorträge sind unter anderm angekündigt von Professor Ludwig Prandtl, dem Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Strömungsforschung in Göttingen und Vorsitzenden der Gesellschaft für angewandte Mathematik und Mechanik, und von Professor P. Debye in Zürich.

**Eine internationale Musikausstellung** wird im Mai 1927 in Genf veranstaltet. Den Ehrenvorsitz haben der schweizerische Bundesrat und die Genfer Regierung übernommen. Zur Ausstellung gelangen alle Arten von Musikinstrumenten, Zubehör und moderne Musikalien. Außerdem wird in einer historischen Gruppe die Entwicklung der Musikkunst bis zur Jetztzeit veranschaulicht werden.

**Eine deutsche Brauerei-Ausstellung** findet vom 25. September bis zum 3. Oktober d. J. in München statt.

**Für den deutschen Wein.** Am 1. August ist in Koblenz das große rheinische Winzerfest in dem von der Ausstellung im vorigen Jahr bekannten Weindorf eröffnet worden, das bis zum 10. Septbr. dauert. In Gemeinschaft der Stadt Koblenz und des Propagandaverbandes für die preußischen Weinbaugebiete veranstaltet, soll dieses rheinische Winzerfest eine Werbemaßnahme für den deutschen Wein und eine Absage an den ausländischen sein sowie ein Bekenntnis dafür, daß man in Deutschland dem schwer ringenden Winzerstand zu helfen gewillt ist. Aus den preußischen Weinbaugebieten füllen 370 Weinsorten die Keller. Vom 3. bis zum 5. September finden Weinproben mit Prämiierung durch die Landwirtschaftskammer der Rheinprovinz und Hessen-Nassaus statt. Eine Anzahl auswärtiger Vereine und Reisegesellschaften hat den Besuch des Weindorfs zugesagt.

**Die Leipziger Textilmesse** erfreut sich andauernd wachsenden Zuspruchs erster Fabrikantenkreise; andere Firmen, die bereits seit Jahren regelmäßig ausstellen, erweitern erheblich ihre Ausstellungsstände. Um nur die größten Firmen zu nennen, sei bemerkt, daß z. B. die J.-G.-Farben-Industrie, die bekanntlich an der Kunstseide-Ausstellung hervorragend beteiligt war, die Größe ihres Ausstellungsstandes verdoppelte; die Firma

Schachenmayr, Mann & Co. hat ihren großen Stand um ein Viertel erweitert. Auch die Firma Naphtol A. G., Frankfurt a. M., die ebenfalls bei der Kunstseide-Ausstellung hervorragend in die Erscheinung trat, hat ihren Stand zur nächsten Messe verdoppelt. Gleiche Wünsche von vielen Seiten um Raumerweiterung liegen vor, ohne zunächst Erfüllung finden zu können, da sich die den betreffenden Firmen benachbart gelegenen Stände in festen Händen befinden. Eine ansehnliche Reihe von Firmen wird auf der nächsten Textilmesse erstmalig vertreten sein; von diesen sind die hervorragendsten: die Kammgarnspinnerei Delmenhorst, die einen 180 qm großen Saal belegt hat und diesen hochkünstlerisch ausbaut; ferner die Firmen Mez & Söhne A.-G., Freiburg i. Br.; Spinnstoffwerk Glauchau A.-G., Glauchau; Erdmannsdorfer A.-G. für Flachsgarnspinnerei und Weberei, Zillerthal im Riesengebirge; Dülken & Lenssen, G. m. b. H., Rheydt; die Firma Leonhardt Dichtl, München, die sich wie noch viele andere in besonders großzügiger Weise an der Leipziger Messe beteiligen wird.

**Zunahme des Rheinverkehrs.** Auf der Stromlinie des Rheins wie in den Kurplätzen und Sommerfrischen des Rheingebietes ist seit Eintritt des hochsommerlichen guten Wetters ein außerordentlich reger Verkehr zu verzeichnen. Die gesamte Rheindampferflotte ist sowohl in den Kurs- wie in Sonderfahrten in Betrieb gestellt, und namentlich hat sich der Zustrom der Reisenden aus dem unbesetzten Deutschland nach dem Rhein wieder erfreulich verstärkt. Auch der Niederwald mit dem Nationaldenkmal bei Rüdesheim-Aßmannshausen ist das Ziel vieler Tausender, nachdem die Bergbahn von Rüdesheim wieder in regelmäßigen Betrieb gekommen ist.

**Starker Verkehr auch auf den Seilschwebebahnen.** Die Schwebebahnen auf Kreuzeck, Rax und Zugspitze müssen täglich einen Massenandrang über sich ergehen lassen, dem sie sich jedoch vollkommen gewachsen zeigen. Das Interesse für die Zugspitzbahn ist so groß, daß die Bahn oft schon beim Vorverkauf der Fahrkarten für den nächsten Tag fast völlig ausverkauft ist. Die Kreuzeckbahn befördert an manchen Tagen nicht weniger als 2000 bis 2500 Fahrgäste. Auch die Raxbahn muß an Sonntagen über 2000 Reisende in luftige Höhen bringen und auch an Werktagen durchschnittlich 800 bis 1000 befördern, so daß diese Anlage beispielsweise innerhalb eines Monats einen Verkehr von 30000 Fahrgästen erreicht hat.

Illustrirte Zeitung

Das Flugzeug im Dienste der Hochtouristik: Verproviantierung der 1870 m hoch am Patscherkofel bei Innsbruck gelegenen Schutzhütte mittels abgeworfener Fallschirme durch ein Flugzeug der Deutschen Lufthansa / Nach einer Zeichnung von Rudolf Lipus

(Vgl. hierzu unseren Beitrag auf Seite 259.)

Von den Kavallerie-Manövern der Reichswehr: Generaloberst v. Seeckt (×), der Chef der Heeresleitung, bei der Abnahme der Parade auf dem Döberitzer Übungsgelände bei Berlin.

Eine Hochzeit im Hause Mackensen: Der Sohn des Generalfeldmarschalls, Hans v. Mackensen, Gesandtschaftsrat an der Botschaft in Rom, mit seiner Braut, Freiin v. Neurath, inmitten der Hochzeitsgesellschaft nach der Trauung auf Schloß Leinfelden bei Enzweihingen (Württemberg) am 9. August. Links (in Uniform) Generalfeldmarschall v. Mackensen; hinter dem Brautpaar Prinz August Wilhelm von Preußen.

Das 43. Bundesfest des Bundes der Deutschen Radfahrer in Dresden: Das Begegnen des großen, zwei Stunden währenden Festzuges in der Prager Straße am 8. August.

Links: Das schwere Eisenbahnunglück bei Freising (Bayern) am 13. August, bei dem elf Personen getötet und etwa dreißig verletzt wurden: Blick auf die Unglücksstätte. — Rechts: Von der Begnadigung der neun deutschen Gefangenen aus dem Memel-Putsch: Die Ankunft der von der litauischen Regierung Freigelassenen in Königsberg am 5. August. (Phot. A. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.)

# DIE ABESSINISCHE FRAGE

Die Politik Mussolinis hat in den letzten Monaten Abessinien, der Schweiz des schwarzen Erdteils, eine besondere politische Bedeutung verliehen. Die Freiheitsliebe des Gebirgsvolkes wehrt sich dagegen, zum Objekt italienischer Kolonialpolitik zu werden. Das einzige Land Afrikas, das auf keinen fremden Herrn zu hören hat, will seine Selbständigkeit behaupten. Abessinien ist tatsächlich das einzige Land dieses ganzen Erdteils, das außerhalb der kolonialpolitischen Einflüsse verblieb. Denn die Negerrepublik Liberia an der Westküste muß mehr oder weniger als Staatswesen von Amerikas Gnaden betrachtet werden. Das ganze übrige Afrika ist europäischer Herrschaft verfallen. Wenn sich im Süden der Drang nach staatlicher Selbständigkeit regt, so sind es Weiße, sind es mindestens Abkömmlinge von Europäern, die in ihrer Hand die Herrschaft ohne Vormundschaft eines europäischen Mutterlandes fortführen wollen. Wenn im Nordosten der eingeborene Ägypter zur Freiheit zurückstrebt, so gewährt der Brite ihm höchstens eine Scheinfreiheit, da ihm das Nilland mit dem Suezgebiet unentbehrlich ist für die Beherrschung des für den Bestand seines Weltreiches lebenswichtigen Indienweges. Im Nordwesten ist das letzte freie Küstenland eben auch mit den bis dahin selbständig verbliebenen Resten durch romanische Mächte unterworfen worden. Afrikanische Freiheit, d. h. staatliche Unabhängigkeit von den großen Kolonialmächten, gibt es in vollem Sinne nur noch in Abessinien. Und auch sie sucht Europa wieder anzutasten.

Abessinien ist einer der wenigen Binnenstaaten, die sich noch erhalten haben, ohne entweder Anschluß an das Meer gesucht und gefunden zu haben, oder von den an das Meer angrenzenden Mächten erdrückt worden zu sein. Als — staatspolitisch aufgefaßt — organische, natürliche Lebewesen sind es nur Gebirgsländer, die sich in einer solchen Rolle behaupten können. In Europa die Schweiz, in Asien Afghanistan, in Afrika Abessinien. Das südamerikanische Binnenland Bolivien strebt politisch ans Meer; die europäischen Binnenstaaten von heute, Österreich, Ungarn und die Tschechoslowakei sind Kunstgebilde von Friedensdiktaten, die nach einer anderen politischen Lösung verlangen.

Die Gebirgs-Binnenstaaten verdanken ihre Selbständigkeit dem eigenen, natürlichen Freiheitsdrang, der gerade bei den Gebirglern in ihrer individuellen Einsamkeit und ihrer engen Berührung mit den Naturgewalten stark ausgeprägt ist, der schweren Zugänglichkeit ihres Landes und — der politischen Eifersucht der sie umgebenden Nachbarn. Alle drei Faktoren waren und sind bis heute gleich wirksam hinsichtlich der Schweiz wie Afghanistans und Abessiniens. Immer wieder hat der Afghane den von Süden her vordringenden Briten zurückgewiesen — durch eigene Tapferkeit und Freiheitsliebe, unterstützt durch den Gebirgscharakter des Landes und durch das Widerstreben Rußlands gegen eine Festsetzung der Briten in diesem Pufferstaat.

Auch Abessinien war und ist dem Briten begehrenswert. Er ist in harten Kämpfen langer Jahre mühsam nilaufwärts vorgedrungen bis nahe an die letzten Quellen. Er hat Abessinien südlich durch das Uganda-Gebiet abgeriegelt. Das abessinische Bergland aber gehört zu den Quellgebieten des Nils, muß also wenigstens in dem Teil, der zwischen dem Sudan und den Uganda-Nilquellen liegt, der sehr planvoll durchgeführten britischen Nilpolitik begehrenswert erscheinen. Auf der Küstenseite aber grenzt mit zwei getrennten Stücken seines Kolonialbesitzes am Roten Meer und am Indischen Ozean Italien rückwärts an Abessinien. Dazwischen schiebt sich mit einem kleinen, aber verkehrspolitisch wichtigen Stückchen Frankreich, das die Verbindung zwischen Abessinien und seinem natürlichen Hafen in der Hand hält und daher auch seinerseits starkes Interesse an der Zukunft des Landes hat.

Der Boden des afrikanischen Erdteils ist, von der an die Vereinigten Staaten angelehnten Republik Liberia abgesehen, unter die europäischen Kolonialmächte aufgeteilt bis auf die 1 Mill. qkm Fläche und die 8 bis 9 Millionen Einwohner Abessiniens. Dieser Staat erfreute sich gerade in den letzten Jahrzehnten einer klugen und geschickten Leitung durch sein Herrscherhaus. Als das große Wettrennen der europäischen Kolonialmächte um den afrikanischen Boden eingesetzt hatte, als Abessinien sich rundum von englischem, französischem und italienischem Besitz umgeben sah, erkannte die Regierung des Landes, daß von diesen drei Mächten aus auch Abessinien von Gefahren bedroht sei, und daß es, sofern ihm Verbindung mit Europa erwünscht war, sich lieber an solche Länder halten solle, die nicht an seiner Nachbarschaft in Afrika beteitigt sind. So kam es, daß deutsche Kultur- und Wirtschaftspioniere am leichtesten das Ohr des Kaisers Menelik fanden, und daß sich zwischen Deutschland und Abessinien bessere Beziehungen entwickelten als zwischen Abessinien und jenen europäischen Ländern, die Kolonialherren in seiner afrikanischen Nachbarschaft waren.

Obwohl Abessinien im Gebiet achtbarer alter Eigenkultur ist und sich vom Weltmarkt und Weltgetriebe fernhalten könnte, war es europäischen Einflüssen doch nicht unzugänglich, sofern sie nur seine politische Unabhängigkeit nicht gefährdeten. In diesem Sinne aber bevorzugte es den Verkehr mit Deutschland, deutschen Beratern und deutschen Mitarbeitern am Ausbau seiner Wirtschaft. Wollte es dem Weltmarkt nicht ganz fernbleiben, so bedurfte es auch gewisser Beziehungen zu Frankreich, weil der gegebene Verkehrsweg zur Außenwelt über dessen Hafen Dschibuti führt. Ganz verdächtig war und ist ihm England, wegen seines Verlangens nach den Nilquellen und nach Abrundung des Besitzes am Nil und in Uganda, und noch mehr Italien, das im Laufe der letzten Jahrzehnte schon mehrfach den Wunsch erkennbar gemacht hat, um das französische Dschibuti-Gebiet herum seine ostafrikanischen Besitzteile durch Abessinien hindurch in räumliche Verbindung zu bringen.

Wie Italien überhaupt mit seiner ostafrikanischen Kolonialpolitik bisher nicht viel Glück gehabt hat, so hat es besonders bei seinen früheren Versuchen, gegen Abessinien vorzudringen, keinen Waffenruhm geerntet. Nun hat es aber als übervölkertes Land von Natur ein großes Bedürfnis nach überseeischer Betätigung und ist obendrein heute sehr stark auf politischen Ehrgeiz eingestellt. Mussolini verkündete vor einigen Monaten, daß Rom sich wieder auf die Erbschaft der Cäsaren besinnen, also das ganze Mittelmeer zu einer italienischen See machen müsse. Das ist nun freilich heute ein schier unmögliches Beginnen, da es siegreiche Kriege gegen Frankreich, England, Spanien, Jugoslawien, Griechenland und die Türkei voraussetzen würde. Nach so großen Worten aber müssen immerhin auch Taten sichtbar werden — wenn nicht im Mittelmeer, so doch in der letzten Ecke, die noch die Möglichkeit kolonialpolitischer Eroberungen zu bieten scheint. Und das ist heute wohl Abessinien. Gegen England und Frankreich freilich kann Italien hier kaum ernste Schritte wagen. So will es denn den Versuch machen mit England, ohne Rücksicht auf Frankreich. Tatsächlich ist ein englisch-italienisches Abkommen über die Interessen an dem afrikanischen Bergland abgeschlossen worden, das natürlich in Abessinien ernste Beunruhigung hervorrufen mußte. Abessinien ist Mitglied des Völkerbundes, als solches also hinlänglich berechtigt, gegen Verträge auf seine Kosten in Genf Einspruch zu erheben. Das ist geschehen, und daraufhin hat sich England prompt auf den Standpunkt gestellt, daß die englisch-italienischen Abmachungen ganz harmloser Natur wären und die Selbständigkeit Abessiniens durchaus nicht gefährdeten. Der wahre Charakter der italienischen Absichten aber kann gar keinem Zweifel unterliegen. Die Unterwerfung der Rif-Kabylen im Nordwesten des Erdteils durch Frankreich (mit spanischer Deckung der anderen Front) hat wohl Italien in der Hoffnung bestärkt, trotz früherer Mißerfolge doch noch auch das letzte, in Freiheit gebliebene afrikanische Bergvolk europäischer Kolonialpolitik unterwerfen zu können, zumal nach Sicherung britischer Partnerschaft bei der Teilung der Masse. — Man wird also den Namen Abessinien in naher Zeit wohl noch oft hören!

Dr. Arthur Dix.

Zum Abkommen Englands und Italiens der Abgrenzung ihrer Interessen in Ostafrika: Abessinien und seine Nachbarländer.

# Tagesgeschichte

Nach einem Empfang durch den Rat der Stadt begannen am 7. August in Leipzig die Deutschen Leichtathletik-Meisterschaften. Der erste Tag brachte die Entscheidungen im 200-m-, 400-m-, 5000-m-Lauf, im 110-m-Hürdenlauf, im 3-mal-1000-m-Staffellauf und im Diskuswerfen. Bei den am nächsten Tage folgenden Kämpfen wurden vier neue deutsche Rekorde und ein Weltrekord aufgestellt! Körnig, Breslau, erreichte im 100-m-Lauf mit 10,3 einen neuen deutschen Rekord und zugleich eine neue Welthöchstleistung; Dr. Peltzer, Stettin, stellte im 400-m-Hürdenlaufen, Verein Phönix, Karlsruhe im 4-mal-100-m-Staffellauf und Dobermann, Köln, im Weitspringen einen neuen deutschen Rekord auf. Auch die übrigen Wettbewerbe zeigten so glänzende Ergebnisse, daß der deutsche Sport mit Zuversicht den kommenden Olympia-Kämpfen in Amsterdam entgegensehen kann.

In der sächsischen Landeshauptstadt Dresden erfolgte am 6. August mit einem Feuerwerk am Elbufer vor der Brühlschen Terrasse die Eröffnung des 43. Bundesfestes des Bundes Deutscher Radfahrer. Am 7. August wurde die Deutsche Meisterschaft im Vierer-Vereins-Mannschaftsfahren sowie das Alters-Vorgabefahren zum Austrag gebracht. Den Sieg errang der Dresdner Radfahrerverein Wanderfalk, der schon im vorigen Jahre in Stettin den Meistertitel erringen konnte. Anläßlich der Übergabe des Bundesbanners durch den Gau Stettin, wo im Vorjahre das Bundesfest der Radfahrer stattfand, veranstalteten die städtischen Körperschaften von Dresden einen Empfang. Am Sonntag kamen dann die Bundesbahnen-Meisterschaften über 1 km und 25 km auf der Dresdener Bahn zum Austrag. Den Glanzpunkt des Festes bildete der große Festzug, an dem 50 Festwagen und 250 Radfahrergruppen mit etwa 400 Bannern teilnahmen. Der ungefähr 16 km lange Zug bewegte sich über zwei Stunden durch die Straßen der Stadt.

In Königsberg i. Pr. fanden am 5. August die neun Memelländer, die zur Zeit des Memel-Putsches vom Kownoer Kriegsgericht zu langen Zuchthausstrafen verurteilt worden waren und nun auf Einwirken der deutschen Regierungen von Litauen freigelassen wurden, einen feierlichen Empfang. Abordnungen der nationalen Verbände holten die begnadigten Gefangenen vom Bahnhof ab und veranstalteten dann eine eindrucksvolle Begrüßungsfeier.

Eine glänzende Leistung auf dem Gebiete des Frauensports vollbrachte die erst 19jährige Deutsch-Amerikanerin Gertrud Ederle, indem sie nach einem fehlgeschlagenen Versuch im vorigen Jahre den Ärmelkanal am 6. August in der Rekordzeit von 14 1/2 Stunden durchschwamm. Sie ist also nicht nur die erste Frau, die den Kanal durchquert hat, sie vermochte zugleich auch alle bisher erreichten Zeiten zu schlagen. Als im Jahre 1875 Kapitän Webb die 33 km Ozean in 21 3/4 Stunden bewältigte, ging ein Staunen durch die ganze Welt. Im Jahre 1888 gelang dann dem Engländer Burgeß nach mehrfachen vergeblichen Versuchen das schwierige Unternehmen. Auch der Amerikaner Toth bezwang den Kanal. Die bisher kürzeste Zeit zur Kanaldurchquerung benötigte mit 16 Stunden der Argentinier Tiraboschi. Gertrud Ederle, die einige Welt- und 15 amerikanische Rekorde innehat, startete bei Gris Nez in der Nähe von Calais und erreichte bei Geal die englische Küste. Die Begeisterung der am Strande wartenden Menschenmengen war ungeheuer, und auch in Württemberg, wo die kühne Sportlerin ihre in der Nähe von Stuttgart wohnende Großmutter besuchte, wurde

Ober-Reg.-Rat Dr. Gerhard Schott, Professor an der Universität Hamburg, bedeutender Geograph und Meeresforscher, Abteilungsvorstand der Deutschen Seewarte in Hamburg, wurde am 15. August 60 Jahre alt. (Phot. H. Breuer, Hamburg.)

Von der Tagung der Internationalen Law Association, dem Weltkongreß der Juristen, der am 5. August in Wien eröffnet wurde: Die Mitglieder des Exekutivausschusses.

Von links nach rechts: sitzend: Sir Graham Bower; Bellet; Dr. Walter Simons, Präsident des Reichsgerichts; Prof. Dr. Walker, Präsident des Österreichischen Zweigvereins; Barrat (Amerika); stehend: Latey; Hopkinson; Voughan Williams; Fräulein Birnbaum, die Chefdirektrice und Übersetzerin des Bureaus; Dr. Witenberg (Polen), Baumgarten (Ungarn); Dor (Frankreich); Van Eleeten (Holland); Dr. Hofmannsthal (Wien); Sveoricken (Norwegen); Sievelkij; Leeder; Bewes.

Dr. Ludwig Darmstädter, Professor der Chemie, verdienstvoller Kunst- und Autographensammler, konnte am 9. August seinen 80. Geburtstag begehen.

Links: Prof. Artur Volkmann, bedeutender Maler und Bildhauer, ein Schüler des bekannten Malers Hans v. Marées, feierte am 28. August seinen 75. Geburtstag. (Phot. A. Sackmann, Basel.)

Rechts: Geheimer Oberregierungsrat A. v. Tilly, Bundespräsident des Deutschen Ostbundes, der sich um den deutschen Osten hervorragende Verdienste erworben hat, vollendete am 15. August sein 60. Lebensjahr. (Phot. A. Mikulla, Berlin.)

ihr ein enthusiastischer Empfang zuteil. Wie die vielen verfehlten Versuche von tüchtigen Schwimmern, den Ärmelkanal zu durchqueren, beweisen, ist dieses Unternehmen auch eine Sache des Glücks, denn die Wasserstraße hat ihre unvorhersehbaren Tücken. Aber rein sportlich ist dennoch jene Leistung eine hervorragende, da die bewegte See das Schwimmen überaus behindert und die in der Luftlinie 33 km lange Strecke in Wirklichkeit, als Schwimmlinie, fast die doppelte Länge erreicht.

Am 5. August fand im festlich geschmückten Zeremoniensaal der Hofburg in Wien die Eröffnung des Kongresses der Internationalen Law Association statt. Bei dieser ersten Sitzung waren Bundeskanzler Dr. Ramek, mehrere Regierungsmitglieder, fast das gesamte diplomatische Korps sowie hervorragende Vertreter der Jurisprudenz zugegen. Der greise Präsident Lord Phillimore bewillkommnete die Erschienenen und beantragte dann die Wahl Professor Dr. Gustav Walkers, des Vorsitzenden des Österreichischen Zweigvereins, zum Präsidenten des Kongresses. Darauf ergriff Professor Walker das Wort zu einer ausführlichen Eröffnungsrede. Dann sprachen Bundeskanzler Dr. Ramek, Bürgermeister Seitz und noch verschiedene Delegierte von juristischen Verbänden. Am Nachmittag wurden die sachlichen Beratungen in der Handelskammer aufgenommen. Der Kongreß, der ein Weltparlament der Juristen darstellt, machte es sich zur Aufgabe, rechtswissenschaftliche Probleme zu besprechen und Beschlüsse zu fassen, die für die internationale Gesetzgebung von Bedeutung sein werden. Vor allem stand die Errichtung eines internationalen Strafgerichtshofes zur Debatte.

Seinen 80. Geburtstag konnte am 9. August Professor Dr. Ludwig Darmstädter feiern. Im Anfang seines Studiums widmete er sich vorwiegend den Naturwissenschaften und wirkte später auf dem Gebiete der Chemie. Als eigentliches Lebenswerk dieses Mannes ist jedoch seine Sammeltätigkeit anzusprechen. Seine hervorragende Autographensammlung, für die er im Jahre 1908 ein „Handbuch zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik“ schuf, stiftete er im Jahre 1907 der Königl. Bibliothek in Berlin. Sie bildet in ihrer heutigen Ausgestaltung als „Dokumentensammlung Darmstädter“ für die Preußische Staatsbibliothek einen einzig in der Welt dastehenden Schatz. Unter seinen Kunstsammlungen hat seine umfassende Porzellansammlung besondere Bedeutung erlangt.

## Photo-Preisausschreiben

### „UNSERE KINDER IN DER SOMMERFRISCHE“

Was für entzückende, liebliche und neckische Bilder bietet das Kind bei seinem sorglos heiteren Verweilen in der freien Natur, sei es am Strande der See, im Gebirge, im Walde oder sonst in idyllischer Umgebung! Hierbei die Kinder zu beobachten und ihr Tun zu belauschen, soll unser Preisausschreiben alle diejenigen unter den Freunden unseres Blattes anregen, die mit der Kamera ihre Eindrücke festzuhalten pflegen. — Für die besten Photographien, die bei dieser Konkurrenz eingehen, sind folgende Preise ausgesetzt:

1 Preis zu 100 Mark, 4 Preise zu je 50 Mark, 20 Preise zu je 20 Mark.

Wir bitten unsere Leser, sich recht zahlreich an dem Preisausschreiben zu beteiligen und uns bis spätestens 15. September ihre Aufnahmen einzusenden. Die Photographien müssen auf der Rückseite ein Kennwort — nicht den Namen des Einsenders! — tragen. Name und Adresse sind in einem verschlossenen Briefumschlag mit dem gleichen Kennwort beizufügen. Es kann ein jeder mehrere Aufnahmen einschicken. Für die Preiszuerkennung kommt indes bei jedem Einsender nur ein Bild in Betracht. Die prämiierten Aufnahmen, an denen der Verlag der „Illustrirten Zeitung“ mit der Preiszuerteilung das Reproduktionsrecht erwirbt, sollen in unserer Zeitung veröffentlicht werden. Die Rücksendung der eingegangenen Photographien erfolgt nach der Entscheidung voraussichtlich Ende September. Für Berufsphotographen ist die Beteiligung an unserem Preisausschreiben nicht zulässig.

Die Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung“.

Von den Salzburger Festspielen, veranstaltet vom 7. bis zum 29. August: Szenenbild aus der Aufführung von Hugo v. Hofmannsthals Mysterienspiel „Jedermann" auf dem Domplatz zu Salzburg / Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Adalbert Sipos.

Auf eine Krisis, die der Salzburger Festspielgedanke im vorigen Jahre zu überstehen hatte, ist nun nach Vollendung des Festspielhauses ein neuer Aufschwung erfolgt und die Geburtsstadt Mozarts in den Mittelpunkt des künstlerischen Interesses gerückt. Am 7. August wurden die Festspiele mit einem historischen Kirchenkonzert im Dom und mit der Einweihung des Festspielhauses feierlich eröffnet. Am folgenden Tage fand unter der Regie von Prof. Max Reinhardt die Aufführung des Stückes „Jedermann" statt, das im Verlaufe der Festspielzeit noch mehrere Male in Szene geht. Es wirkten die bedeutendsten Schauspieler mit, so A. Moissi als Jedermann; Rainer als Tod; Dagny Servaes als Buhlschaft; Homolka als Mammon; Lilli Darvas als Gute Werke; Max Pallenberg als Teufel. Unsere Zeichnung zeigt eine „Jedermann"-Aufführung auf dem stimmungsvollen Domplatz und gibt das Hinabsteigen ins Grab Jedermanns wieder, das die bewegteste und malerischste Szene darstellt.

# HELGOLAND
## 100 JAHRE SEEBAD

Ansicht von Helgoland in der Anfangszeit des Seebades (um das Jahr 1830). (Phot. F. Schensky, Helgoland.)

Dampferverbindung in den ersten Jahren des Bades (Dampfer „Patriot" der Hamburger Dampfer Co. (Phot. F. Schensky, Helgoland.)

Helgoland und Düne im Jahre 1866. (Phot. F. Schensky, Helgoland.)
Im Oval: Von den Festlichkeiten der Hundertjahrfeier am 10. August: Die ersten Badegäste von Helgoland im historischen Festzuge. (Photothek, Berlin.)

Die Weihe eines Denkmals für Jakob Andresen Siemens, den Begründer des Bades, am 9. August: Bürgermeister Quosig bei der Übernahme des Denkmals. (Phot. R. Sennecke, Berlin.) — Rechts: Die festlich geschmückte Landungsbrücke des Seebades mit dem Kurhaus. (Phot. Presse-Photo-Nachrichtendienst, Berlin.)

Die rote, von der Nordsee umbrandete Insel Helgoland hat eine wechselvolle Geschichte. Im Dunkel liegt ihre Entstehung und Urgeschichte. In den Jahren 1684 bis 1689 und 1714 bis 1807 stand dann Helgoland unter dänischer Oberhoheit. Nach der Beschießung Kopenhagens besetzte 1807 England das Eiland und erhielt es im Jahre 1814 endgültig zugesprochen. Vor 36 Jahren, am 9. August 1890, ging die Insel aus englischer Verwaltung im Austausch gegen deutsche koloniale Gebiete in Ostafrika an das Deutsche Reich über. Während des Weltkrieges bildete die wohlbewehrte Insel einen wirksamen Schutz der deutschen Küsten gegen feindliche Beschießung. Im Jahre 1919 fiel der in fast 25jähriger Arbeit geschaffene Kriegs- und Friedenshafen der durch den Versailler Vertrag aufgegebenen Zerstörung zum Opfer. Neben diesen politischen Einwirkungen war eine Tat überaus bestimmend für Geschick und Entwicklung Helgolands: die Gründung des Seebades durch den weitblickenden Helgoländer Jakob Andresen Siemens im Jahre 1826. Die vier Badekarren auf der Düne und die zwei am Strande selbst, die der unternehmende Mann aufstellen ließ, bildeten den Grundstock für das heutige Weltbad. Seit seinem Bestehen hat es eine Reihe hervorragender Gäste beherbergt, darunter Heinrich Heine, Klaus Groth, Hans v. Bülow, und alljährlich bietet die durch ihre Lage mitten im Meere begünstigte Insel Tausenden Erholung und Gesundung.

Von der Erdbebenkatastrophe an der Westküste Sumatras, die Anfang Juli in der Umgebung der Hafenstadt Padang gewaltige Verwüstungen anrichtete: Die Zerstörung auf dem Wege nach Padang.

Die Eröffnung des Franziskus-Jahres zur Erinnerung an den vor 700 Jahren verstorbenen heiligen Franz von Assisi Anfang August: Eine große Bauernprozession in Assisi, bei der kirchliche Reliquien vorangetragen werden.

Von der Kanaldurchquerung durch die Deutsch-Amerikanerin Gertrud Ederle am 6. August: Porträt der amerikanischen Schwimmeisterin. Oben: Versorgung der Schwimmerin mit Erfrischungen vom Boot aus während der Durchquerung.
Frl. Ederle legte die Strecke von Kap Gris Nez (Frankreich) nach dem englischen Kingstown in der Rekordzeit von 14 Stund. 34 Min. zurück.

Aus der Weltausstellung in Philadelphia (Vereinigte Staaten von Amerika), die aus Anlaß der vor 150 Jahren erfolgten Unabhängigkeitserklärung der Union veranstaltet und im Juni eröffnet wurde: Die Hauptstraße auf dem Ausstellungsgelände.

Im modernen Japan: Links: Praktischer Unterricht einer Mädchenschulklasse im Dschiu-Dschitsu, dem japanischen Selbstverteidigungssystem. Rechts: Zum Fünfuhrtee im Kamakura-Kaihin-Hotel in Tokio. Auch in Ostasien hat die Jazzband ihren Siegeszug angetreten und die gesellschaftlichen Tanzveranstaltungen unterscheiden sich fast in nichts von denen in Neuyork, Berlin oder London.

# Der See

## Roman von Gustav Renker

(12. Fortsetzung.)

Die Schatten des Nachmittags griffen vom Waldrand weit in die überblumten Wiesen hinaus, und über den Büschen, die wie verebbende Wellen der Baumwildnis in die Felder hineinbrandeten, schwebten die beweglichen Schleier sausender Mückenschwärme. Dort war es, wo am Rande eines Haselstrauches eine schwere Masse lagerte, sich klotzig und eckig zu einer riesigen Menschengestalt emporlöste.

„Wohin gehen Sie?“ Die kleinen, überbuschten Augen in dem Stierschädel des Herkules glühten mich an. Ich fuhr zusammen, als kralle mir ein ungeheurer Gorilla schon die Tatzen um die Kehle. Es wäre ohne weiteres vernünftig und richtig gewesen, dem Manne eine hochfahrende Antwort zu geben und dann waldentlang weiterzuspazieren, das gefährdete und gefährliche Zusammentreffen mit dem Mädel zu meiden. Ich hätte es auch getan, aber der Herkules setzte ganz ruhig, fast flüsternd hinzu: „Ich tu Ihnen nichts, bei Christi Wunden, ich tu Ihnen nichts.“ Und in seinen Augen war plötzlich ein weicher, fast bettelnder Ausdruck. Aus dem Koloß brach eine mir bisher verborgene Menschlichkeit hervor.

Die zwang mich zu einer vielleicht unbedachten Wahrheit: „Zu ihr — wie Sie wohl ahnen.“

Er nickte, als hätte er es nicht anders erwartet. Dann holte er etwas aus der Tasche: „Bitte! Das haben Sie bei Eva verloren.“ Es war mein Taschenmesser.

„Eva? So heißt sie also?“

„Der Name tut wohl nichts zur Sache. Ich dachte, sie hätte ihn gesagt.“

„Sie sind dem Mädel also nachgeschlichen und haben mich hier erwartet?“

„Wie Sie sehen.“

Es war ein unendlich zögerndes, qualvolles Gespräch. Ich ertrug es nicht länger, wollte ihm rasch ein Ende machen.

„Also, die Sache steht klar genug. Sie sind wahrscheinlich der bisherige Liebhaber Evas. Ich bin Ihr glücklicher Nebenbuhler. Was nun?“

„Ja, was nun?“

Er senkte traurig den zottigen Schädel. Ich gewann Sicherheit, beurteilte den Mann rasch als unentschlossenen Schwächling trotz seiner Muskelfülle.

„Sie scheinen sich ins Unvermeidliche fügen zu wollen. Das ist vernünftig von Ihnen. Nun, da Sie die Sachlage wissen, machen Sie einen Strich unter die Vergangenheit und lassen Sie Eva ziehen.“

Er hob rasch den Kopf. „Was wollen Sie mit ihr?“

„Geradeheraus gesagt: durchbrennen. Fort von hier, irgendwohin, wo wir frei und unbekannt sind.“

„Sie sind nicht der erste, der das ihretwegen macht“, sagte er dumpf. Ein Schicksal tat sich mir langsam, zögernd auf.

„Auch Sie?“

Er nickte. Hob den Arm und ließ seine gewaltigen Muskeln spielen. „Da — das war immer mein Unglück. Die Kraft, diese verfluchte Riesenkraft. Sie haben wohl gedacht, als Sie mich sahen, ich sei so eine Art Viechmensch, ein Halbaffe — Pithecanthropus —“

„Woher wissen Sie den Ausdruck?“

„Ihre Frage zeigt mir, wie Sie mich einschätzen. Alle haben mich stets so eingeschätzt. Als ich auf die Hochschule kam, wurde ich sofort zu einer Landsmannschaft gekeilt. Damals begannen meine Muskeln mein Unglück zu werden. Ich war natürlich das, was man eine gute Klinge nennt. Begreiflich — jedem Gegner hab ich die Parade durchgehauen. Meine Kommilitonen hielten große Stücke auf mich, und ich wurde verhätschelt. Dabei vergaß ich natürlich nur zu leicht, daß ich eigentlich hergekommen war, um Medizin zu studieren. So ging das Jahre hindurch: Saufen, Fechten, Partien-Schlagen. Bis ich einmal einem Mensurgegner wider meinen Willen den Schädel auseinanderdrosch. Gefängnis, Relegierung — von dem Augenblick an, da ich nicht mehr couleurfähig war, scherten sich meine Bundesbrüder nicht um mich. Vielleicht wäre alles noch anders geworden. Mein Vater ist ein kleiner Bauer in Schwaben. Den Pflug führen kann auch ein relegierter Student. Aber dann kam sie, die Eva. Und damit wissen Sie alles.“

„Sie sind mit ihr unter die Fahrenden gekommen?“

„Ja, als Herkules. Das verwilderte Haar, der tierische Schädel, das alles gehört zum Geschäft. Wenn ein wohlgeneigtes Publikum wüßte, daß der Herkules in seinen Mußestunden Kant und Descartes liest und zeitweise noch immer in seinen medizinischen Büchern herumschmökert, würde es ihn nicht ernst nehmen. So ein Mensch muß wie ein Halbwilder aussehen.“

„Ich möchte wohl Ihren Namen wissen“, sagte ich ergriffen und faßte seine Hand, die prankig genug war, mir mit einem Faustschlag ein Ende zu machen.

„Johannes Steiner — Jochem haben sie mich daheim genannt.“

„Und — könnten Sie nicht wieder Jochem heißen?“

„Daheim ist nicht mehr. Der Vater tot, der Besitz vergantet. Vor mir ist nichts, hinter mir nur ein fernes Traumbild, eine schöne Jugend. Und der Herkules hat auch ausgespielt, wenn Eva nicht mehr da ist.“

„So leicht geben Sie sie auf?“

Er sah mich klar an. „Herr Graf Medardus von Lodron — Sie sehen, ich weiß, wer Sie sind — also Herr Graf, glauben Sie, daß ich mich dem Naturgesetz der ewigen Rastlosigkeit entgegenstemmen werde. Sie haben sich ja schon einmal gründlich in mir verrechnet. Sie dachten, der Affenmensch zerstückelt Sie, wenn er von der Sache erfährt, was? Nun sehen Sie: der Affenmensch liest in stillen Stunden Kant und hat die Erscheinungen des Lebens ruhiger beurteilen gelernt. Ich habe Eva nicht besessen, wie ein junger Bub ein Mädel hat. Ich habe ihr Wesen schon längst heimlich studiert, und die Stunde, die jetzt da ist, habe ich kommen sehen. Irgendwas bindet Eva an Sie. Heute morgen hat sie es mir selbst gesagt. Ich wußte also alles — meine Frage ‚Wohin?‘ war also nur eine Einleitung unseres Gespräches und unseres Abschieds. Wie ich damit fertig werde, das gehört auf ein anderes Blatt. Ich bin Bauernkind und nicht so beweglich wie das Weib.“

„Wenn ich Ihnen beim Fortkommen behilflich sein kann!“ stammelte ich.

„Danke. Sehen Sie zuerst selbst, daß Sie sich fortbewegen können. Wären Sie ein Eintagsbrand im Leben Evas gewesen, dann hätte ich mich gar nicht um Sie gekümmert. Aber den Mann, der dieses Wildfeuer für eine, wenn auch kleine Zeitspanne an seinen Herd zwingen kann und dadurch meinen Herd feuerleer macht, den wollte ich mir doch ansehen. Leben Sie wohl!“

Er ging, ohne meinen Gegengruß abzuwarten, talab. Mit schweren, tappenden Schritten, unter denen die Steine aufspritzten und die Erde dröhnte.

Je weiter er sich von mir entfernte, desto stärker wurde in mir das Gefühl, daß dort ein Mensch von mir ging, dessen kluge und stille Kraft mir eine karge halbe Stunde ein Schutz gewesen sei. Wie er mir von Eva erzählt hatte, wie er in dieser Erzählung eine unausgesprochene Warnung hatte mittönen lassen, das war mehr als ein flüchtiges Vorbeigehen zweier Menschen auf ihren Pfaden gewesen. Es tat mir weh, ihn zu verlieren, und doch wußte ich kein Wort, das ihn hätte zurückrufen können.

Mein Schicksal wartete unweit dieses Platzes in der Waldverborgenheit auf mich und hielt durch geheimnisvolle, tief verborgene Beziehungen eine Strecke meines Lebensfadens in der Hand.

„Eva also heißt du“, so begrüßte ich sie.

„Ich hab dich lieb“, sagte sie statt irgendeiner Antwort und hing an meinem Halse.

„Jochem Steiner hat mit mir gesprochen.“

„Ich weiß es.“

„Du hast ihn endgültig ziehen lassen?“

„Er war die Schale, in der ich mich für dich aufbewahrt hab. Jetzt ist die Schale geborsten, und ich bin frei — für dich.“

Sie zog mich zu sich in das weiche, federnde Moos und koste mir alle Bangheit aus meinem Denken.

„Wann fliegen wir?“ fragte sie plötzlich.

„Fliegen?“

„Ja, wie Wildvögel. Durch alle Fernen und alle Weiten. Bis an den Platz ... den Platz ...“

„Welchen Platz?“

„Da ich auf einmal nicht mehr neben dir bin. Einen solchen Platz gibt's. Aber wo, das weiß ich nicht.“

Ich hatte meinen Kopf auf ihren Schoß gebettet und sah in die grüne Ewigkeit der Bäume über mir. Von der Erde stieg die heiße Kraft des vollen Lebens auf, rieselte durch meine erschauernden Glieder. Ich schnellte auf und warf meine Arme um Evas Hals, doch sie wehrte sich.

„Nicht heute, nicht hier. Erst bis wir ganz frei sind.“

„Wann?“

„Es liegt an dir.“

„Dann morgen früh. Hier, an dieser Stelle.“

So brach ich den regelruhigen Gang meines Lebens zum zweitenmal entzwei und ließ mich vom Sturmwind aus dem stillen, warmen Nest tragen.

Sollte ich zu Sieberts gehen und alles sagen? Ich scheute einesteils das tragikomische Zetermordio des Herrn Justitiärs und wollte andernteils Annerl nicht als vergeblich wartende Braut mit stets verweinten Augen zurücklassen. Ihr Schicksal war, von der Enge ihres Lebens aus betrachtet, gewiß bedauerlich, aber in dem Wirbelsturm, der mich dahintrieb, war es ebenso belanglos wie mein eigenes, nun ins Ungewisse hinausgeworfenes Leben. —

„Es sind dunkle Mächte, die mit uns spielen“, sagte ich zu dem Mädel, das fassungslos heulte und schrie.

„Das sind Ausreden, die tiefsinnig klingen sollen. Sonst nichts. Du hast dir einfach erst jetzt überlegt, daß ich keine standesgemäße Partie bin.“

Morgen / Nach einem Gemälde von Carl Seifert

Daran dachte sie in diesem Augenblick.

„Und übrigens," richtete sie sich steif empor, „wenn Sie glauben, daß ich deshalb sitzenbleib — zehn an den kleinen Finger krieg ich solche, wie Sie sind."

„Ich wünsch dir ja alles Glück — und verzeih mir, Annerl."

„Im Stift haben Sie auch ausgespielt. Mein Vater wird dem Herrn Prälaten schon alles erzählen. Sie können Ihr Binkerl packen."

Das war der Abschied. Mir graute vor der Schlucht, die zwischen uns beiden geklafft hatte, und die meine leichtsinnige Verliebtheit auf einer Regenbogenbrücke hatte übersetzen wollen.

Der Abschied vom Stift! Ein Brieflein an den Prälaten, sonst nichts. Dann noch Anton Bruckner!

Ich fand ihn nicht im Musiksaal, nicht in seiner Stube. Unten in den Katakomben sei er, vor dem Sarkophag seines Wohltäters, des Propstes Arneth, wo er oft zu beten pflegte. Anfangs gedachte ich zu warten, bis er wieder heraufkäme. Aber das mochte, wie ich Bruckner kannte, noch lange dauern, und in mir war jeder Nerv gespannt, alles drängte nach Lösung und Freiheit. Also nahm ich eine der harzverklebten langen Fackelstangen und stieg die steile Treppe hinab in die Tiefe der unterirdischen Totensäle, die sich unter dem Stift und seiner Kirche hinzogen. Ich kannte sie wohl und war oft dabei gewesen, wenn einer der Chorherren hier zur letzten Ruhe gebettet worden war. Ich wußte auch genau, wo die Särge der Äbte standen, in erzschimmernder, schweigender Ruhe abseits der Mauern, welche die Knochen von Generationen längst gestorbener Mönche bargen.

Dort traf ich Anton Bruckner. Er hatte sein Gebet wohl schon beendet, denn er saß abseits der Sarkophagreihe. Neben ihm hing in einem eisernen Ring die Fackel, und von ihr fiel zeitweise ein Tropfen brennenden Pechs auf den Boden, zuckte noch einmal auf und erstarb dann. Von fernher, irgendwo in den moderig feuchten Hallen, schlug in langen Abständen Wassertropfenfall auf die Fliesen. Es waren stets zwei rasch aufeinanderfolgende Schläge, dann eine in düsterem Schweigen lastende Pause, dann wieder zwei Schläge. Und so fort, unveränderlich, unbarmherzig — der Tropfenfall in dem ungeheuren Schweigen wie wuchtige Gongschläge dröhnend.

Bruckner war der Fackel etwas abgewandt, so daß sein Gesicht im Dunkeln stand. Jetzt, da auch das Licht meiner Fackel, die ich in einen der Ringe gesteckt hatte, dazukam, überflog eine matte Zwielichthelle den schweigenden Mann. In ihr sah das Gesicht des Organisten bedeutend älter aus. Furchen schienen da, wo ich glatte Haut zu sehen gewohnt war; die Wangen vertieften huschende Schatten zu faltigen Gruben, und der Mund war, gleichfalls durch das Lichterspukspiel, mit scharfer Krümmung über dem spitzen Kinn gekerbt. Die Nase aber dünkte mich noch stärker gebogen, wie ein Geierschnabel aus dem Gesicht vorspringend.

Als ich zu Bruckner trat, legte dieser hastig, Schweigen heischend, den Finger vor den Mund und wies in das Dunkel, das wie eine schwarze Granitwand hinter dem Grenzlicht der Fackeln stand. Ich blieb neben dem Freund stehen und lauschte. Aber ich hörte nichts als den immer gleichen Doppelschlag des Tropfenfalls.

„Was ist denn?" flüsterte ich.

„Hörst du nicht? Es ruft."

„Es?"

„Ja, Es! Ich weiß nicht welches Es. Vielleicht das Gesetz der Zeit. Vielleicht das Schicksal. Es!"

„Der Tropfenfall."

„Du kannst's ja nennen wie du willst. Aber Es ruft. Und Worte sind darin. Paß auf! Tick — tack — da hast du's wieder. Ein D und das ein As. Und es klingt: Ein Jahr — wieder ein Jahr — und wieder ein Jahr! Hier unten ist die gewöhnliche Zeit zu Ende. Hier sind nur Tote, ringsum, in den Mauern, an den Mauern Tote. Die sind schon in der Unendlichkeit, und ihre Wassertropfenuhr ruft die Jahre aus. Ich bin schon weit, weit vor unserer Zeit, Medard."

Er lehnte sich ganz an mich, und seine Stimme sank zu leiser Klage nieder. „Medard, ich glaub, ich werd viel leiden müssen."

„Toni, du hast geträumt. Die Einsamkeit des Totenortes und der eintönige Tropfenfall haben in dir Gesichte entstehen lassen. Du darfst mit deiner raschen Phantasie nicht mehr allein hierher."

„Es ist nicht das erstemal. Ich war schon oft hier unten allein. Und der Tropfenfall hat mir schon manch bitteres Jahr vorausgesagt."

„Warum gehst du dann in die Katakomben? Die vielen Toten sind eine unheimliche Gesellschaft."

„Die Toten? Nein, Medard! Grad das ist's ja, was mich herzieht. Ein wunderbarer Friede ist hier unten. Mir ist feierlich und groß zumute, wenn ich hier bin. Aber dann, plötzlich einmal, beginnen die Tropfen zu rufen: Ein Jahr — ein Jahr — ein Jahr! Und dann fangt die Zeit zu laufen an. Dann ist mir, als sähe ich in mein Leben hinaus wie auf einen Fluß, der unabsehbar durch eine Ebene hinfließt. Ich fürcht mich nicht vor den Toten, sondern ich fürcht mich vor dem Leben."

„Ich freu mich aufs Leben!" sagte ich hell. Und die heiße, starke Menschlichkeit der Eva stand einen Augenblick, visionär das Dunkel teilend, in unbegreiflich hellem Lichte da.

„Du! Du bist stark, du hast Ellbogen und verstehst sie zu gebrauchen. Ich aber, ich fürchte immer, an die Wand gedrückt zu werden. Und darum bück ich mich, such mir unterhalb ein Platzerl, wo ich durchschlüpfen kann."

Wieder schwiegen wir. Er noch im Banne seiner Erscheinungen, ich im Leid des nahen Abschieds. Der Tropfenfall klang jetzt durchaus gewöhnlich, schien das dröhnend Schicksalhafte verloren zu haben.

„Ich bin zum Abschied gekommen", sagte ich leise.

„Ich hab mir's gedacht."

„Wie hast du das denken können?"

„Weiß ich nicht. Wie du dahergekommen bist, war mir auf einmal: jetzt geht er und kommt nie wieder."

„Ich hab alles in Ordnung gebracht, auch das mit der Annerl."

„Gott, die Annerl!"

Widerspruch regte sich in mir ob der Geringschätzung, die in diesem Ausruf lag.

„Sie ist nicht viel anders als deine Mali."

„Das ist vorbei, mein lieber Medard."

„So schnell?"

„Ja, heute morgen war ich wieder im Laden. Da hab ich mir ein Herz gefaßt und ihr's gesagt. Ausgelacht hat sie mich, wirklich, hellauf gelacht. Was mir denn einfallt? Was ich für eine Figur mach, wie wenig Schneid ich hab, und eine Frechheit ist's, daß so ein Hungerleider von einem Musikanten bei einer Bürgerstochter überhaupt anfragt. Und dann — wenn ich's wissen wollt — sie sei heimlich verlobt. Aber auch ohne dem hätte sie nie einen Mann genommen, den alle Leute auslachen."

„Armer Toni!"

„Ich brauch kein Bedauern, dank schön. So was wird mir noch öfters passieren, und es wird der geringste Teil dessen sein, das mich beschwert. Ob mir überhaupt je eine bestimmt ist? Der liebe Gott wird's wissen. Aber wenn, dann sollte sie so sein wie dein fremdes Mädel aus dem Landstreicherkarren. Etwas, das losgelöst von allem Herkommen ist, etwas, das wie ein Märchen in einer Blumenwiese steht, so wie damals die Fahrende in Enns. Ein Wesen, dem meine Musik an den Leib paßt wie ein schönes, buntes Kleid."

„Toni, ich kenn dich gar nicht mehr. So heiße Wünsche!"

„Das ist halt der andere Bruckner, mein lieber Medard. Der versteckte, der heimliche, der von sich nur spricht, wenn er musiziert."

Er erhob sich und nahm die Fackel aus dem Ring.

„Wohin jetzt, Medard?"

„In die Welt hinaus — und ein Ziel: mein Tal, mein See."

„Dein Vater wird eine Freud haben, wenn du mit dem Schlangenmädel angerückt kommst."

„Ich brauch den Vater nicht. Eine Berghütte hoch oben, unter mir den See, neben mir sie."

„Wie lange?"

„Ich weiß wohl, daß es nicht für immer ist. Das wär Wahnsinn, da würd ich dran verbrennen. Ich denk dem gar nicht nach."

„Das wird auch das beste sein. Es ist ein Glück. Wäre das Glück ewig, dann wär's Gewohnheit. Gott behüte uns vor aller Gewohnheit."

Wir waren während dieses Gespräches weitergegangen. Jetzt standen wir in einer langgedehnten Gruft, deren Ausgänge sich in der unterirdischen Nacht verloren. Das Fackellicht hing um uns wie eine purpurne Glocke, die leise hin und her schwankte, je nachdem ein Luftzug die Flammen bewegte.

Alles war still um uns. Wir standen Hand in Hand, ohne daß wir wußten, wie wir uns dazu gefunden hatten. Das war die Stunde des Abschieds. Im hellen, geschäftigen Tag konnte ich Bruckner nach dieser Zwiesprache mit den Toten nicht mehr sehen. Das fühlte wohl auch er.

„Leb wohl, Medard! Hier sag ich dir Lebewohl. Ich hab dich nur kurze Zeit gehabt, aber du hast mich doch reich gemacht. Einen Freund hab ich gehabt."

„Du hast mich zu dir gezwungen, Anton. Ich geh und glaub an dich, Anton!"

Wie war mir nur? Auf einmal lag ich vor ihm auf den Knien und drückte mein tränennasses Gesicht an seine Hände.

„Geh, du Tschapperl, geh! Mußt doch nit weinen!"

Er fuhr mir liebkosend über das Haar. Aus mir aber brach es in prophetischem Abschiedsweh: „Anton! Du! Du bist auserwählt. Nicht allein unter den vielen Toten dieser Gruft, nein, unter Millionen. Du bist auserwählt zu einem größten Werk und zu einem tiefsten Leid. Du — mein heiliger Anton Bruckner, du!"

Da sagte er gar nichts mehr. Das Haupt senkte sich ihm auf die Brust, die Arme fielen schlaff herab. So sah ich ihn noch stehen, als ich ging, mich noch einmal nach ihm umwandte. So stand er, wie Christus im Ölberggarten gestanden haben mochte, und schien entkörperlicht, schien nur noch bildhaft gewordenes Wort: „Herr, ich bin dein Werkzeug. Dein Wille geschehe."

Das Licht seiner Fackel schwand mir, der ich durch die hallenden Grüfte schritt. Noch floß sein Schein wie Blut über die Mauern, jetzt war er wie ein roter seidiger Nebel, nun nur noch schwaches Dämmern.

Dann entschwand mir alles von dem, der in den Katakomben von Sankt Florian stand und Anton Bruckner hieß. — — —

Seltsames Torenpaar, das da die Pfade hinzog durch das Alpenland! Die Sonne sah uns bei seliger Rast in Heustadeln oder kleinen Bauernwirtshäusern, leuchtete unserem Wandern am Tage und verblutete sinkend hinter den Bergen, wenn wir irgendwo wieder eine Statt des Bleibens gefunden hatten.

„Medard, wir sind wie Kinder, die einem Wunderlande zulaufen", sagte Eva.

(Fortsetzung folgt.)

Ein hervorragender Stabhochsprung von Möbius (V. f. L. 06 Saalfeld), der mit 3,60 m die Meisterschaft errang.

Dr. Peltzer, Stettin, der Sieger im 400-m-Lauf (49,0 Sekunden), kurz vor dem Zielband.

Start zum 5000-m-Lauf, den Dieckmann, Hannover (der Zweite von links), in 15 Minuten 13,2 Sekunden gewann.

Links nebenstehend: Dobermann (S.V. Marienburg-Köln), der Meister im Weitsprung, während des Sprunges. Er stellte mit 7,36 m einen neuen deutschen Rekord auf.

Hoffmeister (S. V. 1896 Hannover), der Deutsche Meister im Diskuswerfen (bestarmig 44,23 m), beim Wurf.

Links nebenstehend: Der neue Weltrekordmann Körnig (V. f. B. Breslau) beim Lauf. Er brachte die Meisterschaften im 100-m- und 200-m-Laufen an sich und verbesserte im 100-m-Laufen die Welthöchstleistung auf 10,3 Sekunden.

# DIE DEUTSCHEN LEICHTATHLETIK-MEISTERSCHAFTEN IN LEIPZIG AM 7. UND 8. AUGUST

# INTERNATIONALE KUNSTAUSSTELLUNG DRESDEN 1926

Die Internationale Kunstausstellung, die die Dresdner Jahresschau im Zusammenhang mit ihrer großen Gartenbau-Ausstellung veranstaltete, dürfte in ihrer geschlossenen Einheit und ihrem gesamten künstlerischen Niveau als geradezu aufsehenerregend bezeichnet werden können. Zum erstenmal seit dem Kriege ist hier in Dresden eine Schau geboten, die vollauf Gelegenheit gibt, das Beste und Aktuellste aus der künstlerischen Produktion des In- und Auslandes kennenzulernen.

Nahezu 800 Bilder und 175 Plastiken hat der künstlerische Leiter dieser Ausstellung, der Direktor der Staatlichen Gemäldegalerie in Dresden, Dr. Hans Posse, hier nach jahrelanger Vorbereitung zusammengebracht. Diese gesamte Auswahl ist nicht etwa willkürlich getroffen, sie wurde auch nicht durch Kommissare ausländischer Länder besorgt, sondern wurde nach eigenen großen Gesichtspunkten aufgebaut. Privatsammlungen, Museumsbesitz und Privatbesitz sind in ausgiebigstem Maße herangezogen worden.

Innerhalb der einzelnen Länder zeigen neben Deutschland vor allem Frankreich und Rußland die größten Kollektionen. Frankreich ist vertreten mit seinen besten Impressionisten, fußend auf der ausgezeichneten Privatsammlung Schmitz in Dresden-Blasewitz, die in der Kunstwelt internationalen Ruf genießt. Da sieht man in vorzüglichen Stücken Bilder von Degas, Manet. Franzosen sind von dem deutschen Privatbesitz stets reichlich gesammelt worden. Liebermann hat sein berühmtes Spargelbild von Manet zur Verfügung gestellt. Aus Pariser Kunsthandel stammen Degas' berühmte „Tänzerinnen", ein dekoratives Ölbild, ein Motiv, sonst immer von Degas nur in Pastell ausgeführt. Von jüngeren führenden Franzosen stellen besonders Derain und Matisse aus. Interessant wirkt ein Saal, der Rousseau gewidmet ist, der 1912 hochbetagt starb, und der in seltener Vorausahnung die „Neue Sachlichkeit" durchaus vorweggenommen hat.

Spanien ist mit einer eigenen Kollektion von Picasso vertreten, der in Paris lebt, und von dem hier eine ganze Entwicklung von früheren durchaus gemäßigten Bildern bis zu den theoretischen des von ihm erfundenen Kubismus zu sehen ist.

Belgier sind bisher in Deutschland überhaupt noch nicht gezeigt worden. Durch Vermittlung der Belgischen Regierung wurden hier mehrere Stücke von Permeke zur Verfügung gestellt, die hohes Niveau aufweisen. Ein eigenes Kabinett ist dem begabten Ensor, der in Ostende lebt, eingeräumt worden. Sein bekanntes Bild „Kind mit Puppe" ist bereits in deutschen Privatbesitz übergegangen. Ganz neue Gesichtspunkte zeigt seine jüngste Arbeit „Maskenfest", ungemein temperamentvoll und überraschend in der Farbenwirkung.

Von repräsentativer Bedeutung dürfte vor allem auch der Saal der Schweiz sein, der ein paar Glanzstücke von Hodler zeigt, aber auch das beachtliche Werk des jungen Künstlers Robert mit dem Titel „Nach dem Bade". Im gleichen Saale überrascht das Gipsmodell nach der Bronze „Amazone" des Bildhauers Burckhardt, die jüngst an der Brücke in Basel aufgestellt wurde.

Ein großer nordischer Saal vereinigt Norwegen, Schweden und Dänemark.

Josef Eberz (Deutschland): Fahrendes Volk.

Nebenstehend:

Paul Gauguin (Frankreich): Sitzende Frauen von Tahiti. (Mit Genehmigung der D. A. A.)

Per Krohg (Norwegen): Am Hafen.

Willy Baumeister (Deutschland): Handstand.

Hans Sturzenegger (Schweiz): Chinesin.

A. A. Deineka (Rußland): Fußball.
Rechts oben: Friedrich Sebba (Finnland): Winterlandschaft.

Paul Oberhoff (Dresdner Abteilung): Mittagspause.
Nebenstehend: A. D. Gontscharow (Rußland): Leiermann.

Béla Iványi-Grünwald (Ungarn): Joseph und Potiphars Weib.

Théophile Robert (Schweiz): Nach dem Bade.

Edgar Degas (Frankreich): Plätterinnen.

Neben dem zur Zeit in Paris lebenden Norweger Krohg fesselt hier besonders Edvard Munch mit einer ganzen Anzahl seiner Hauptstücke, darunter das dekorative Wandbild „Das Leben“. Auch hier wieder läßt sich an den gezeigten Proben die künstlerische Entwicklung des Meisters vorbildlich überschauen. Im übrigen fesseln in diesem nordischen Saal vor allem ein paar ganz vorzüglich gelungene Plastiken der Dänen Nielsen und Utzon-Frank.

Auch die Amerikaner dürften bisher in Deutschland noch niemals gezeigt worden sein. Freilich ist aus dieser Abteilung auch nicht viel Positives herauszuholen, sie bleibt vielmehr typisch für die ganze künstlerische Einstellung eines Landes, für das „Kunst“ immer nur ein Abirren von der Tatsächlichkeit und ein höchst überflüssiges Privatvergnügen bleibt. Übrigens lag die Auswahl für diese Abteilung der Vereinigten Staaten von Amerika in den Händen von Dr. W. R. Valentiner, des Direktors des Detroit-Art-Instituts.

Es wurde oben schon gesagt, daß neben Frankreich vor allem Rußland eine vorzügliche Auslese zu dieser internationalen Schau beigesteuert hat. Durch direkte Vermittlung der Russischen Regierung und der Akademie in Moskau konnten diese Bilder Deutschland zugänglich gemacht werden. Man muß sagen, der Eindruck ist ein vorzüglicher. Natürlich dominiert Rußlands bekanntester Maler Chagall. Daneben gibt es ein großes dekoratives Wandbild „Spanierinnen“ der in Paris lebenden russischen Künstlerin Gontscharowa. Aufsehen erregen zwei ganz auf Farben und Rhythmus gestellte Bilder des in Berlin lebenden Kolesnickow.

Italien ist in der Hauptsache durch den kühleren Casorati vertreten, insbesondere auch durch den feinen, impulsiven Schönheitssucher Oppi. Die Niederlande zeigen eine herrliche Kollektion van Goghs und von den Modernen typische Bilder von Sluyters, der vor allem mit einer „Straße in der Nacht“ das Problem neuer Bildgestaltung kräftig und individuell auffaßt. Bei den Engländern, die in der Hauptsache das vorführen, was man unter typischer englischer Malerei versteht, interessiert ein Motiv von Spencer „Einweihung eines Kriegerdenkmals“. Eine Reihe von weiteren Gruppen entfällt auf Japan, eine in Deutschland ebenfalls noch nicht gezeigte Sammlung Finnlands, Jugoslawiens, Polens, der Tschechoslowakei, Ungarns und Österreichs.

Es ist begreiflich, daß bei einer solchen Ausstellung der deutschen Abteilung besondere Bedeutung und Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Hier fehlt fast kein Name von Geltung. Von Clarenbach über v. Habermann, Jäckel, Rolfs, Schmitt-Ruttloff bis zu Spiro, Stuck, Thoma, Trübner, Samberger, Pechstein, Modersohn-Becker ist alles wenigstens mit einem Hauptstück vertreten. Vorzüglichen Überblick gewähren Sonderkollektionen etwa von Slevogt mit Bildern von 1904 bis 1924, von Kokoschka von 1908 bis 1926, von Max Liebermann, von Lovis Corinth, der einen eigenen Saal stellt. Auch der Moderne ist Raum gegeben, so Hofer, Nolde oder dem Bauhaus Weimar mit seinen Hauptführern Kandinsky, Klee und Feininger.

Edvard Munch (Norwegen): Krankes Mädchen.

Aber auch in anderer Hinsicht ist diese Ausstellung von Bedeutung, speziell für Dresden als Akademiestadt. Ist es doch gelungen, alle Zersplitterungen und gesonderte Künstlervereinigungen für den Sonderteil Dresden unter einen Hut zu bringen. In seltener Einheit sind auch hier alle Namen von Eigenart und Bedeutung vereinigt von Böckstiegel bis Gussmann, von Hegenbarth bis Oehme, von Sterl bis Otto Lange, von Trepte bis Kuehl, von Albiker bis Pöppelmann. Es zeigt sich wieder überraschend und nach vielen Jahren zum ersten Male, daß Dresden als Malerstadt seinen Ruf trotz aller internen Kämpfe hat wahren können.

Es darf bei dieser allgemeinen Betrachtung nicht vergessen werden, daß schon rein äußerlich die ganze Ausstellung dank der künstlerischen Innengestaltung Prof. Tessenows einen ganz vorzüglichen Eindruck macht. Hinzu kommt das innere Gesicht der Ausstellung, das trotz der verschiedenen Kunstauffassungen dennoch einer bestimmten Harmonie nicht entbehrt. Es bleibt das Verdienst Dr. Hans Posses, daß er allen Extremen aus dem Wege gegangen ist und dennoch vollgültig sein Wort eingelöst hat, mit dieser Internationalen Kunstausstellung einen Querschnitt durch die aktuellste Kunst des In- und Auslandes zu geben. Heinrich Zerkaulen.

Nebenstehend:
Otto Dix (Deutschland): Stilleben mit Maske.

Henri Rousseau (Frankreich): Urwald. (Mit Genehmigung der D. A. A.)

Vincent van Gogh (Niederlande): Die Brücke.

W. HELWIG

TÄNZERIN / BLEISTIFTZEICHNUNG VON W. HELWIG

# ZUR KULTURGESCHICHTE DES ZAHNSTOCHERS

VON Dr. OTTO PELKA

Silbernes Toilettenbesteck aus dem 16. Jahrhundert. In der Kapsel (unten) das Siegel ihres einstigen Besitzers, des Hans Jörg von Worms. (Sammlung Figdor, Wien.)

Vergoldetes silbernes Jagdpfeifenbesteck aus dem 16. Jahrhundert. Deutsche Arbeit. (Sammlung Figdor, Wien.)

Dem unscheinbaren und als Einzelstück wertlosen runden oder flachen Holzspan von heute, der nur dem poesielosen mundhygienischen Zweck zu dienen hat, sieht man es nicht an, daß er eine mehr als zweitausendjährige, formenreiche Vergangenheit hinter sich hat, die kunst- und kulturgeschichtlich viel anziehender ist als die der Eßgeräte. Wenn im allgemeinen so wenig davon bekannt ist, so liegt das daran, daß die an sich nicht zahlreichen typisch wichtigen und künstlerisch wertvollen Stücke in öffentlichen und privaten Sammlungen ein verstecktes Dasein führen und nur dem besonders eingestellten Blick sich bemerkbar machen.

Dabei fällt zunächst ein wesentlicher Unterschied auf, der die Gegenwart scharf von den Gepflogenheiten früherer Zeiten trennt: die Dauerhaftigkeit des Materials einst und seine Vergänglichkeit von heute und ferner seine individuelle Behandlung bei der Herstellung im Verhältnis zu dem unpersönlichen, maschinellen Wesen der neuzeitlichen Erzeugnisse.

Die Funde und Berichte aus vorgeschichtlichen und antiken Epochen lassen keinen Zweifel darüber, daß es sich bei diesem Toilettengerät um einen wertvollen Besitz handelte, dem man durch einen zeitbeständigen Werkstoff Dauer verleihen wollte. Man wählte daher Metall und, soweit die erhaltenen Beispiele erkennen lassen, mit Vorliebe die Bronze; eine Wahl, die uns Heutigen wegen der Neigung dieser Legierung zur Oxydation zum mindesten nicht ganz einwandfrei erscheint. Gemeinsam ist allen diesen frühen Dokumenten, daß sie in Verbindung mit anderen der Gesichtspflege dienenden Instrumenten zu Garnituren vereinigt sind, während einzelne Zahnstocher nur selten angetroffen werden. Gewöhnlich findet sich dazu noch ein Ohrlöffel, ein am Ende mit kleinen Zähnen oder Krallen versehener Gegenstand, den man als Kopfkratzer anspricht, und eine kleine Pinzette zum Entfernen überflüssiger Haare. In der römischen Kaiserzeit wurde die Benutzung des Zahnstochers allgemeiner, und bei den reichen Kriegsgewinnlern jener unruhigen Zeiten traten edle Metalle an die Stelle der nun nicht mehr so kostbaren Bronze.

Nach dem Verfall der hypertrophischen antiken Luxuskultur und während des frühen Mittelalters mit seinen Wanderungen und Kämpfen hören wir jahrhundertelang nichts Authentisches mehr vom Zahnstocher. Erst von der Zeit der Minnesänger ab tritt er wieder in die Erscheinung, und das höfische Leben legt ihm von neuem eine Bedeutung bei, die der vorangehenden Zeit unbekannt war.

Zahnstocheretui der Frau Rat Goethe. (Goethe-Haus, Frankfurt a. M.)

Behälter oder, wie das auch jetzt noch vorkommen soll, ohne Schutzhülle in der Westentasche, vielmehr trugen ihn die Reichen und Vornehmen, wie jedes andere kostbare Schmuckstück, bei festlichen Gelegenheiten über dem feiertäglichen Gewand an einer Kette aus edlem Metall.

Erhalten bleibt auch noch bis in das 17. Jahrhundert die Mode der vielteiligen Toilettenbestecke. Besonders gern scheint man die Zusammenstellung einer solchen Garnitur mit einem anderen, großen Herren unentbehrlichen Gerät, der Jagdpfeife, vorgenommen zu haben. Nicht nur Entwürfe derartiger Kombinationen, unter anderm von Hans Brosamer, sind uns überkommen, sondern auch eine Reihe ausgeführter Arbeiten, von denen wir zwei reich ornamentierte und mit figürlichen Zieraten versehene aus der Sammlung Figdor in Wien hier abbilden, deren eine außerdem in einer Kapsel an dem einen Ende das Siegel ihres Besitzers, des Hans Jörg von Worms, enthält. Von der Nachfrage nach derartigen Kunstwerken, die vielfach noch mit Edelsteinen, Perlen und farbigem Schmelz verziert waren, kann man sich ein Bild machen, wenn man hört, daß einzelne Goldschmiede, wie Friedrich Hillebrand in Nürnberg oder Thomas Niklas in Tübingen, sich ausschließlich mit der Herstellung von „Zahnstirern" beschäftigten.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts verliert sich allmählich die Sitte, den Zahnstochern künstlerische Formen zu verleihen. Sie werden zweckmäßiger und geben ihr kostspieliges Äußere an ihre Behälter ab. Elfenbein und seit dem zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts auch buntbemaltes Porzellan in silbervergoldeter Fassung umschließt nunmehr die aus Holz, Knochen, Elfenbein oder Federkielen gefertigten Zahnstocher, die die noch jetzt gebräuchliche Form annehmen.

Das Biedermeier mit seiner Vorliebe für weibliche Handarbeiten bringt in den perlengestickten Serviettenringen mit gleichzeitiger Unterbringungsmöglichkeit für den Zahnstocher, den es manchmal mit einem netzartigen Überzug aus bunten Glasperlen umhäkelt, ein neues Moment. Fast gleichzeitig entsteht der Zahnstocherbehälter in figürlicher Form, der auf die Tafel zur allgemeinen Bedienung gestellt wird. Damit ist die dekorative Ausstattung dieses Gebrauchsgegenstandes zu Ende, und die nüchterne Sachlichkeit des modernen Werkzeuges beginnt.

Die außereuropäischen Kulturen kennen ebenfalls den Gebrauch des Zahnstochers. Wenn auch dort nicht künstlerisch so wertvolle Arbeiten wie in Europa entstanden sind, so hat man, vor allem in Ostasien, doch auch über die nüchterne Gebrauchsform hinausgehende Zierformen geschaffen. Ein hübsches Beispiel einer mit farbigen Glasperlen geschmückten, zierlichen Filigranarbeit aus dem vorigen Jahrhundert von chinesischer Herkunft zeigt auch eine aus dem Abendlande bekannte Zusammenstellung mit anderen Geräten, darunter ein kleines Petschaft (s. nebenstehende Abbildung).

Bildnis des Hans v. Schönitz mit Toilettenbesteck und Jagdpfeife an der Halskette. Gemälde von Melchior Feselen. (Sammlung Marcuard, Florenz.)

Mann mit Messer beim Zahnstochern, von einem flämischen Relief „Die Fußwaschung" (15. Jahrhundert). (Sammlung Figdor, Wien.)

Die klassische Zeit des künstlerisch gestalteten Zahnstochers aber in den europäischen Kulturländern ist die Renaissance. Das 16. Jahrhundert, in dem das Kunstgewerbe überhaupt eine üppige Blüte erlebte, wandte auch diesem Gebrauchsgegenstand und seiner geschmackvollen und künstlerischen Gestaltung seine Aufmerksamkeit zu.

Nicht nur literarische Zeugnisse von dem für schicklich gehaltenen Benehmen beim Essen, die sogenannten „Tischzuchten", geben von seiner allgemeinen Verbreitung Kenntnis und rügen die Unterlassung seiner Benutzung und das bäuerische Herumstochern in den Zähnen mit dem Messer, sondern auch die zahlreichen im Original erhaltenen Denkmäler zeigen eine Mannigfaltigkeit in der dekorativen Ausgestaltung der Nutzform, die seine Wertschätzung bestätigen. Man versteckte ihn noch nicht, wie im 18. Jahrhundert, in einem verschließbaren

Im Fluge nur konnte ein Einblick in ein reizvolles, aber wenig bekanntes Gebiet der Kulturgeschichte gegeben werden. Sitten und Unsitten bei Tisch konnten nur gestreift werden. Wer aber offenen Auges die Gewohnheiten der eigenen Zeit beobachtet, wird finden, daß solch ein Querschnitt unterhaltsame Vergleiche mit der Gegenwart, nicht immer zugunsten ihres Sachlichkeitsstolzes und Fortschrittdünkels, ermöglicht.

Sechsteiliges Toilettenbesteck an silberner Fibel. (Sammlung Prof. Bellucci, Perugia.)

Chinesische Toilettengarnitur. Silber-Filigranarbeit mit farbigen Glasperlen aus dem 19. Jahrhundert. (Museum für Völkerkunde, Leipzig.)

Wildentengeheck auf einem Teich am Waldesrand.

Lagernde Kolbenhirsche.

AUS OBERSCHLESISCHEN JAGDREVIEREN

(Phot. A. Püttner, Ratibor i. Schl.)

# Sago und Sagopalme

Die Sagopalme ist auf den Sundainseln und den Molukken heimisch und im malaiischen und polynesischen Gebiete zu finden. Sie bevorzugt sumpfige Gegenden, in denen sie manchmal sogar kleine Wälder bildet. Der etwa 10 m hohe Baum, dessen Stamm 1,5 bis 3 m Umfang erreicht, entsendet zahlreiche Ausläufer und trägt in der Jugend starke Dornen, die jedoch abfallen, sobald der Baum etwa 2 m hoch geworden ist. Die gefiederten, meist aufrecht stehenden Wedel werden 6 m lang. Die Sagopalme entwickelt nur einmal Blüten bzw. Früchte und stirbt dann in zehn bis fünfzehn Jahren allmählich ab. Der Blütenkolben trägt zahlreiche röhren- und tutenförmige Scheiden an der Hauptachse und den Nebenachsen. Die wie ein Tannenzapfen schuppige Frucht hat im allgemeinen den gleichen Bau wie die der Rotangpalmen; das Fruchtfleisch dagegen ist trocken.

Der Stamm enthält unmittelbar vor der Blüte reichlich Reservestoffe, besonders Stärkemehl, die später für die Fruchtbildung Verwendung finden; bei der Reife der Früchte ist der Stamm daher hohl. Man benutzt deshalb die Stämme zur Gewinnung des Sagos vor der Blütezeit, überzeugt sich aber von der Beschaffenheit des Sagos durch Anbohren des Stammes und Entnahme einer kleinen Probe. Genügt die Probe, so werden die Stämme gefällt und in Stücke von 0,5 m zerschnitten, aus denen man nach dem Spalten das Stärkemehl gewinnt. — Die Sagoherstellung, besonders auf Borneo und den Molukken, wo die beigegebenen Abbildungen von dem Schreiber dieser Zeilen aufgenommen wurden, ist überaus primitiv. Haben die gefällten Sagoblöcke zur Lockerung des Marks lange genug im Wasser gelagert, so werden sie nach der Fabrik gebracht, um hier mittels eigenartiger „Sagofeilen" aufgeraspelt zu werden. Diese Sagofeilen bestehen meist aus einem 30 bis 40 cm breiten und 2 m langen, dicht mit Nägeln beschlagenen Brett. Mit diesem eigenartigen Instrument wird nun der Sagostamm, nachdem die äußere Rinde mit einem großen Haumesser oder Beil abgeschlagen worden ist, aufgefeilt, wobei von dem ganzen Sagostamm nichts weiter als feines Sagomehl übrigbleibt.

Das auf diese Weise gewonnene rohe Sagomehl kommt dann auf große, aus Palmfasern geflochtene, ziemlich feinmaschige Siebe, die auf einem direkt über dem Fluß angebrachten Bambusgestell ruhen. Während dieses grobfaserige Sagomehl nun fortwährend von einem Eingeborenen mit Wasser begossen wird, tanzt ein anderer mit seinen Füßen darin stundenlang herum, um ein möglichst schnelles Abschwemmen der holzigen Teile zu bewirken. Während der Hauptarbeitszeit spielt ein Musikant, damit die Arbeiter nicht so leicht bei ihrer „anstrengenden" Tanzarbeit ermüden. Das in dem Sieb zurückbleibende, rohe Sagoprodukt stellt eine holzig-mehlige Masse dar, die in langen, mit Holz oder Brettern ausgeschlagenen Laufgräben gehörig geschwemmt wird. Nachdem diese breiige Masse dann auf großen Palmenmatten getrocknet worden ist, gelangt sie in die großen Sago-Raffinieranstalten, die ebenfalls von Eingeborenen in höchst primitiver Weise betrieben werden. Zum Schluß wird das rohe Stärkemehl nochmals an der Sonne getrocknet, um es dann mittels Siebvorrichtungen anzukornen und die Körner durch Schütteln in Säcken abzurunden. Diese Sagokörner werden darauf in eisernen Pfannen unter stetem Umrühren erhitzt, dann gesiebt, um schließlich nochmals erhitzt zu werden.

Der braune Sago der holländischen Kolonien erhält meist einen Zusatz von gebranntem Zucker. Der so gewonnene Perlsago (Palmensago) besteht aus teilweise gelatiniertem Stärkemehl und ist deshalb nicht mehlig, sondern halb durchscheinend und hart. Franz Otto Koch.

Eine Sagopalme in sumpfigem Gelände auf Borneo. Für die Gewinnung des Sagomehls kommt allein der untere Teil der Palme in Betracht.

Aufraspeln von Blöcken der Sagopalmen-Stämme mittels eines mit Nägeln beschlagenen Brettes (Sagofeile), wobei ein sägespäneartiges Produkt entsteht.

Von Eingeborenen betriebene Sago-Faktorei auf Borneo. Im Vordergrund Gerüstanlage mit primitiver Siebvorrichtung zum Auswaschen des Sagomarks. — Im Oval: Eingeborener auf Borneo beim Begießen des auf einem Sagosieb befindlichen Sagos mit Wasser. Zur Beschleunigung des Siebevorgangs wird dann nach den Klängen der Musik auf dem rohen Sagomehl getanzt.

Anlage zum Trocknen und Bleichen des Sagos auf Matten an der Sonne auf der Insel Borneo.

# Niederbayerische Schlösser und Adelssitze

Schloß Kronwinkel in der Nähe von Landshut mit dem sogenannten Römerturm.

Schloß Kapfing im Vilstal an der Landstraße Geisenhausen-Moosburg.

Unbekannt, fast fremd ist im übrigen Deutschland das fruchtgesegnete Niederbayern. Und doch grüßt so manche Burg, so manches Schloß herüber von waldigen Höhen, wenn der Reisende im brausenden Schnellzug von München über Landshut, Regensburg gen Norden fährt.

Zuerst Kronwinkel auf den Isarhöhen, nahe vor den Toren Landshuts. Weit hinein in die Lande ragt der alte mächtige Turm, vom Volke der „Römerturm" geheißen; er stammt noch aus dem 12. bis 13. Jahrhundert, wie auch der schöne romanische Kernbau des Schlosses selbst. Kronwinkel, der alte Stammsitz der Grafen Preysing, die dem bayerischen Uradel angehören, ist eins der interessantesten Denkmäler alten Burgen- und Schlösserbaues. — Noch aus dem 11. Jahrhundert stammt der etwas abgelegene Sitz derer von Kapfing. Schon unter Bischof Meginwart von Freising erscheint in den Chroniken ein „Werinher de chaphingen". Der heutige, von schönen Rundtürmen flankierte Bau, der sich im Besitze der Grafen Spreti befindet, ist neueren Ursprungs; er geht auf das Jahr 1720 zurück. — Wir kommen nach Landshut, der mittelalterlichen Stadt. Über der „Landeshuota", der Burg Trausnitz, die nach ihrer Gründung durch Herzog Ludwig den Kelheimer im Jahre 1204 häufig umgebaut wurde, ragt der alte Wittelsbacher Turm. Das bekannte Festspiel „Die Landshuter Hochzeit", das alljährlich in Landshut aufgeführt wird, erinnert an Zeiten des Glanzes und Reichtums, als die Herzöge von Bayern-Landshut hier ihren Sitz hatten.

Ferdinand Bruger.

Burg Trausnitz bei Landshut.

Schloß Grießenbach unweit Wörth a. d. Isar.

Nebenstehend: Der Wittelsbacher Turm, der älteste Teil der Burg Trausnitz.

Aus Moselkern an der Mündung des Eltzbaches in die Mosel:
Straße mit Kloster, dem ehemaligen Rathaus (Erker)

Nach einem Temperagemälde von Erich Kux

# Die Frau ohne Verwandtschaft

NOVELLE VON IDA BOCK

Die schöne Frau Tony Ingram saß auf der Terrasse ihres Landhauses. Von ihrem Platze unter Palmen sah sie gerade auf die breite Treppe, die in den Garten führte. Zu ihren Füßen lagen zwei Barsois, nicht weit davon in einem Streckfauteuil Otto, ihr Gatte. Er las. Plötzlich ließ er das Buch sinken, sah zu Tony hinüber und fragte: „Sag' mal, Tony, was ist mit Gustav? Kommt er heute auch nicht?"

Frau Tony zuckte die Achseln. „Warum frägst du just mich?"

„Du bist doch seine Vertraute!"

„Was noch lange nicht bedeutet, daß ich immer alles von Gustav weiß. Im übrigen kannst du ihn gleich selbst fragen, was mit ihm los ist — Lupus in fabula!" Sie wies mit der Hand nach dem Garten, in dem eben die schlanke Figur Gustav Rombergs auftauchte. Die Hunde waren unruhig geworden und liefen dem die Treppe Heraufkommenden bellend entgegen.

„Nun, Ungetreuer! Otto war schon besorgt um dich!" rief Tony ihm lustig entgegen.

„Besorgt? Warum?" Romberg küßte Tonys Hand, streichelte die Hunde und reichte Otto Ingram die Rechte.

Auf Otto Ingrams gutmütigem Gesicht lag ein leichter Zug von Verlegenheit, als er dem Freund auf die Schulter klopfte. „Wenn man es gewohnt ist, jemanden fast täglich zu sehen — aber da du ja nun hier bist, ist's gut! Im übrigen, entschuldigt mich einen Augenblick, ich — ich glaube, ich habe einen wichtigen Notizzettel auf meinem Schreibtisch liegenlassen, fürchte, der könnte mir verräumt werden. Wir sehen uns nachher beim Tee, nicht wahr?"

Ohne eine Entgegnung abzuwarten, ging er mit seinen kurzen, zappligen Schritten hastig davon und verschwand im Hausflur.

Tony ließ sich wieder in ihren bequemen Korbstuhl sinken und sah hinüber zu Romberg, der gedankenverloren mit den beiden Hunden tändelte. Sie entzündete sich eine Zigarette, tat ein paar Züge und sagte dann fragend: „Nun, Gustav?"

Der Mann schrak auf, kam zu ihr und schob sich einen Stuhl heran:

„Ja, Tony?"

„Du kamst. Also hast du mir doch etwas zu beichten?"

„Beichte — ist es noch nicht!"

„Immer noch nicht? Ich denke, du bist verliebt, Gustl."

„Bin ich, Tony!"

„Und die Kleine?"

„Tut, als könnte sie ohne mich nicht leben!"

„Also, dann ist doch alles in schönster Ordnung!"

„Doch nicht, Tony! Wenn man so üble Erfahrungen gemacht hat wie ich, in meiner ersten Ehe. Du weißt doch, ich hatte noch nicht den Mut —"

„Zu fragen, wen du eventuell mitheiraten würdest?" Tony lachte hellauf. „O Gustl, bist du komisch mit deiner fixen Idee!"

„Fixe Idee nennst du meine leider nur zu begründete Angst vor all den fürchterlichen Menschen, die man unter Umständen nicht mehr loswird, wenn man sich in ein Weib verliebt!"

„Aber, lieber Freund, jede Frau muß doch nicht, wie deine verflossene erste, eine Xantippe zur Mutter und sieben Schwestern besitzen!"

„Eine immer scheußlicher als die andere! Das ist es doch eben, wenn man schon mal Pech hat."

„Suggeriere dir doch den Unsinn nicht, Gustav. Frage die Kleine einfach."

„Tat ich. Verblümt natürlich. Sie ist Waise, gestern einundzwanzig Jahre geworden."

„Aha, darum warst du nicht hier!"

„Wieso?"

„Weil ihr doch wahrscheinlich Geburtstag gefeiert habt!"

„Geburtstag gefeiert? Auf dem Detektivbureau war ich und wollte mich genauer informieren. Aber das sind ja Trottel, die nichts wissen. Es war auch nichts herauszubekommen!"

„Also?"

„Also wollte ich dich bitten, mit der jungen Dame zu sprechen. Du bist klug, du hast Erfahrung."

„Aber herausbekommen, ob da am Ende irgendwelche Verwandte im Hintergrunde lauern, kann ich doch nur, wenn mir die Wahrheit gesagt wird, Gustl, und an der zweifelst du dann am Ende doch wieder!"

„Nicht, wenn **du** sie dafür hältst, Tony!" Er stand auf, trat vor sie hin und faßte ihre beiden Hände: „Du weißt ja, du bist für mich die beste und klügste Frau, und wenn wir uns nicht so gut kennen würden — wir beide — würde ich wohl nur dich zur Frau genommen haben!"

Tony lachte. „Sehr gnädig! Bist du ganz sicher, daß ich ‚ja' gesagt haben würde?"

„Kann man da je sicher sein?" Er zog ihre Hand an seine Lippen. In der Tür erschien Otto Ingram, wollte sich aber gleich wieder zurückziehen, doch Tony, die ihn sah, winkte ihm lustig zu. „Komm nur, komm nur! Klingle, bitte! Wir wollen Tee trinken. Gustl hat schon gebeichtet!"

Otto Ingram trat langsam näher, in seinen Augen, die den Ausdruck eines treuen Hundes hatten, lag etwas wie geheime Angst. — —

Tony Ingram saß an ihrem Flügel und spielte, so daß sie das Klopfen des Stubenmädchens überhörte und erst aufschrak, als dieses eintrat und ihr eine Visitenkarte überreichte. „Eine Dame wünscht gnädige Frau zu sprechen!" sagte sie dabei.

Tony nahm die Karte: „Grete Zurlinden." Sie sah das Mädchen fragend an: „Wer ist es denn? Ich entsinne mich doch gar nicht."

„Ich habe die Dame noch nie gesehen!"

„Jedenfalls lasse ich bitten!"

Wenige Augenblicke später trat Grete Zurlinden ein. Tony hatte sich erhoben und sah forschend auf die schlanke, elegante junge Dame, deren feines Gesicht ihr angenehm auffiel. Sie trat vor und sagte liebenswürdig: „Was verschafft mir das Vergnügen?"

„Ich weiß nicht, ob es Ihnen ein Vergnügen sein wird, gnädige Frau. Ich — ich wollte Sie kennenlernen!" Auf dem jungen Gesicht lag jetzt ein leichtes Rot, die schönen dunklen Augen hefteten sich forschend auf Tonys Gesicht. „Ja, ich wollte die Frau kennenlernen, die Gustav Romberg als Ideal vorschwebt."

„Gustav Romberg! Ah! Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen, Fräulein Zurlinden!" Tony wies auf einen der tiefen Klubfauteuils und schob den zweiten näher, in dem sie selbst Platz nahm. „Das ist ja eine sehr angenehme Überraschung. Wie Sie sich wohl denken werden, sind Sie mir keine Fremde mehr. Wenn Gustav mir Ihren Namen auch bisher nicht verriet, gesprochen hat er von Ihnen!"

„Selbstverständlich, daran zweifelte ich gar nicht. Er — er weiß nicht, daß ich zu Ihnen fuhr — aber, ich liebe ihn, und darum wollte ich **Sie** kennenlernen!" In der jungen Stimme klang es wie Trotz.

Tony Ingram strich ganz leicht über die nervöse kleine Hand, die unruhig auf der Stuhllehne umhergriff: „Ich freue mich, Fräulein Zurlinden, daß Sie so rasch den Weg zu der besten Freundin Gustav Rombergs gefunden haben. Das bin ich nämlich wirklich, seine älteste, ehrliche Freundin!" sagte Tony langsam.

„Ich — ich bin durchaus vorurteilsfrei, gnädige Frau!"

„Warum betonen Sie das so ausdrücklich, liebes Kind?"

„Weil — weil Sie — die Freundschaft betonen, gnädige Frau!"

Einen Augenblick lang kämpfte Tony gegen ein Gefühl des Unwillens, das heiß in ihr hochquoll, dann drängte sie das heftige Wort zurück, das schon recht lose saß, und sagte mit einem leisen Lachen: „Sie sind sehr deutlich, Fräulein Zurlinden! Aber ich hoffe, gerade gegenseitige Ehrlichkeit räumt am schnellsten jedes Mißverständnis zwischen uns aus dem Wege, und Sie übertragen etwas von dem Gefühl, das Sie für Gustav hegen, wenn Sie einmal seine Frau sind, auch auf mich, seine älteste und, wie ich schon erwähnte, beste Freundin — nur seine Freundin, Fräulein Zurlinden!"

„Er hat ja noch gar nicht um mich angehalten!" sagte Grete da so ehrlich kindlich-unglücklich, daß Tony wider Willen laut auflachte.

„Vielleicht wollte er Ihnen nur Zeit lassen, auch seine üblen Eigenschaften kennenzulernen. Das ist sehr klug."

„Er hat ja gar keine!" sagte Grete energisch.

„Meinen Sie? Kindchen, das glaubt man im Anfang immer. Sehen Sie, **eine** besitzt er bestimmt: er verträgt keinerlei Verwandtschaft!"

„Kann ich ihm gar nicht verübeln! Bei den Erfahrungen, die er in seiner ersten Ehe gemacht hat!"

„Ach, davon hat er Ihnen erzählt! Sehen Sie, diese Scheu wird er nun nicht los."

„Aber er weiß doch, daß ich Waise bin! Meine Eltern sind schon lange tot, ich lebe ganz allein mit meiner Gesellschafterin."

Tony stutzte. War die Kleine raffinierter, als sie dachte, und zu ihr gekommen, um ihr dies zu sagen, hoffend, daß Gustav dann ihren Angaben leichter Glauben schenken würde? Immerhin, sie war reizend, diese Grete, und wenn sie wirklich allein stand — Gustav sollte sich die Sache nicht zu lange überlegen. Die Kleine war aller-

liebst und eigentlich ein tapferer Kerl, daß sie so energisch zu einem Ziele zu kommen strebte.

Tony faßte Gretes beide Hände. „Fräulein Zurlinden, Sie sagten vorhin, Sie seien vorurteilsfrei. Ich bin es auch und kann daher verstehen, daß Sie sich den Mann erringen wollen, den Sie lieben. Ganz ehrlich, ich will Ihnen helfen!"

„O gnädige Frau —"

„Ja, ja, ich weiß, Sie sahen etwas anderes in mir — das tut nichts. Nun aber reine Wahrheit: Darf ich Ihnen helfen?"

Grete sah Tony fragend an. „Wie meinen Sie das?"

„Ich bin Gustavs Freundin. Er heiratet nur eine Frau ohne Verwandtschaft. Sind Sie das wirklich? Darf ich ihn darüber beruhigen? Werden nicht hinterher, Gott weiß, woher, alle möglichen Tanten und Basen auftauchen?"

Einen Augenblick lang stockte Grete der Atem, ihre Augen weiteten sich angstvoll, dann atmete sie tief auf und streckte mit einem befreiten Auflachen Tony beide Hände entgegen. „Nein — weder Tanten noch Basen. Wirklich nicht, gnädige Frau. Darüber dürfen Sie ihn beruhigen."

„Um so besser! Also, liebes Kind, ich halte mein Wort. Ich helfe Ihnen, und wir bleiben gute Freunde alle drei — das heißt, alle vier. Meinen guten Mann darf ich nicht vergessen!"

Grete nickte mit einem glücklichen Lächeln, und bald plauderten die beiden Frauen, als hätten sie sich nicht erst vor einer halben Stunde kennengelernt. — — —

Grete Zurlinden saß am Abend desselben Tages an ihrem hübschen Schreibtisch. Nachdem sie eine ganze Weile an ihrem Federstil gesogen, neigte sie sich endlich energisch über das vorbereitete Briefblatt, das sich bald darauf mit ihren steilen Schriftzügen bedeckte. Mittendrin hielt sie inne und überlegte: Es war gemein, daß sie diesen lieben, guten Onkel Philipp einfach „absetzte" und ihn vor Tony und Gustav verleugnete, diesen einzigen Verwandten, den sie besaß, und der doch immer so gut zu ihr gewesen. Am Ende würde ihr Gustav den auch verziehen haben, und es wäre nicht nötig gewesen, daß sie ihn Tony heute verschwiegen. Aber schließlich — Tony hatte nur von Tanten und Basen gesprochen, und die besaß sie ja wirklich nicht! Und Onkel Philipp war ein so guter, kluger Mensch, daß er begreifen würde, warum sie diesen Brief geschrieben, der ihr höllisch schwergefallen. Er ließ ja an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, dieser Brief, dachte sie, während ihre Augen über das Geschriebene hinglitten. Es klang so herzlos, dieses

„... Ich muß mich von Dir loslösen, Onkel. Du darfst mich in Zukunft nicht mehr kennen, mir nicht schreiben, Dich überhaupt nicht mehr um mich kümmern, denn der Mann, den ich liebe, ohne den ich nicht mehr leben kann, hat, hervorgerufen durch üble Erfahrungen in seiner ersten Ehe, die fixe Idee, nur eine Frau ohne alle Verwandtschaft zu heiraten. Du verstehst also? Gustav Romberg ist ein Ehrenmann, Du kannst vollkommen beruhigt sein — und im übrigen bin ich ja auch großjährig, kann tun, was ich will! Sei also nicht böse und finde Dich damit ab, daß wenigstens einstweilen Du nicht mehr besitzest

Deine sonst sehr glückliche
Nichte Grete."

*

Drei Monate später kehrten Gustav Romberg und Grete von der Hochzeitsreise zurück und verbrachten den ersten Abend in ihrem reizenden Heim. Gustav hatte eine Menge Post auf seinem Schreibtisch vorgefunden, und Grete schien es, als läge über der Heiterkeit, die er ihr vorzutäuschen suchte, ein leichter Schleier. Da er aber bemüht war, hierauf bezügliche Fragen mit einem Scherzwort abzuwehren, drang sie nicht weiter in ihn.

Am nächsten Tag, als Tony Ingram mit ihrem Manne wie gewöhnlich nach dem Mittagessen am Kamin saß, meldete das Mädchen Gustav Romberg. Nach der herzlichen Begrüßung wollte Otto, wie das ja seine Art war, sich unter einem Vorwand zurückziehen, aber Gustav faßte seinen Arm und hielt ihn fest. „Nein, nein, du. Ich komme heute ja zu euch beiden. Ihr sollt mir helfen!"

„Ich — ich auch? Ich denke, das versteht nur Tony —"

„Ich brauche euch beide. Es ist sehr ernst —" Romberg stockte und sagte dann überstürzt: „Herumreden hilft doch nichts. Also, ich bin ruiniert!"

„Gustav!"

„Romberg!"

„Ja, ja, es ist so! Ich habe zu Anfang des Jahres enorme Warenabschlüsse gemacht. Importware zu ziemlich ansehnlichen Preisen, die jedoch nach geschäftlichem Kalkul noch erheblich steigen mußten."

„Und nun sind die Preise gefallen?" fragte Ingram unruhig.

„Katastrophal! Ich stehe vor dem Zusammenbruch!"

„Und das Vermögen deiner Frau?"

„Das kommt natürlich gar nicht in Betracht!"

„Aber, Gustl!"

„Nein, nein, Tony, daran ist nicht zu rühren! Die Kleine sieht zu mir auf. Ich könnte es nicht ertragen. Ich sehe nur den einen Ausweg — ich muß Grete freigeben!"

„Aber, Gustav, welcher Wahnsinn!"

„Begreift ihr denn nicht? Das sorglose Leben, das sie an meiner Seite finden sollte, das kann ich ihr nicht bieten! Für mich wird es jetzt nur Sorgen, Kämpfe und Arbeit geben. Und sie, das verwöhnte, junge Geschöpf, was hätte sie denn von mir? Sie ist reich genug, um sich jeden Wunsch erfüllen zu können."

„Bis auf den einen — heißesten, deine Frau sein zu dürfen", unterbrach ihn Tony. „Darfst du eigentlich deine junge Frau so — verzeih — niedrig einschätzen, Gustav?"

„Ich weiß keinen Rat, Tony! Grete ist ein Kind, sie liebt mich, sie will mich meinen Geschäften nicht lassen, und ich muß jetzt meine ganze Zeit meiner Arbeit widmen."

„Darum ist es vor allem deine Pflicht, Grete über die Situation aufzuklären, Gustl!"

„Nein — o nein! Ich kann vor ihr nicht als Leichtsinniger dastehen!"

„Schäme dich, Gustav! So kleinlich eitel bist du! Vor allem hast du das Gefühl deiner Frau zu schützen!"

„Tony hat recht. Gustav! Schließlich: gut — du liquidierst — und was weiter? Eben von vorn anfangen. Grete ist ein famoses kleines Menschenkind, wäre traurig, wenn sie deine Beweggründe nicht verstünde, die dich abhalten, dir von ihr helfen zu lassen!"

„Ihr meint also wirklich...?"

„Daß wir jetzt erst einmal beraten wollen, wie es am besten anzufangen wäre. Vor allem wollen wir einmal Grete herbitten!" Otto Ingram stand auf und ging zum Telephon. Nachdem er die Verbindung bekommen hatte, wandte er sich an Romberg: „Grete ist nicht zu Hause!"

„Um diese Zeit? — Frage doch, ob das Mädchen weiß, wohin sie gegangen ist? Oder — warte — ich werde gleich selbst!" Romberg hatte schon den Hörer ergriffen und sagte etwas irritiert: „Hella — gnädige Frau ist ausgegangen? Wissen Sie nicht, wohin? Was? Ein Telegramm hat sie erhalten? Von wem? Es liegt auf dem Schreibtisch? Also rasch — lesen Sie es mir vor!"

Tony und Otto Ingram sahen ganz entsetzt, wie Romberg erschrak, die Farbe wechselte, unterdrückte Worte ausstieß, dann völlig entgeistert den Hörer auflegte und in einen Stuhl sank.

„Gustl! Was ist denn nur?"

Er sah verständnislos von einem zum andern. „Grete — im Hotel ‚Kaiserhof' — bei Philipp Darring. Aber zum Donnerwetter, das ist doch der Kerl, der an meinem Unglück Schuld trägt!" fuhr er plötzlich los. „Was hat meine Frau — meine Frau bei dem zu schaffen? Es ist, um den Verstand zu verlieren!"

„Tu das lieber nicht, Gustl. Nimm dir mal jetzt schleunigst ein Auto und fahre in den ‚Kaiserhof'! Ich bin dafür, unklare Dinge immer möglichst zu klären, ehe man sich den Kopf unnötig zerbricht. Irgendeinen Zusammenhang wird es schon geben! Vielleicht weiß Grete mehr von deinen geschäftlichen Unannehmlichkeiten, als du ahnst, wollte hinter deinem Rücken die Sache zurechtrücken —"

Romberg war schon aus der Tür, ehe Ingram noch zu Ende sprechen konnte.

*

Ja, Grete Romberg hatte, kaum daß ihr Gatte das Haus verlassen, ein Telegramm erhalten, in dem Onkel Philipp, wirklich und wahrhaftig Onkel Philipp Darring, der „Abgesetzte", ihr lakonisch telegraphierte: „Erwarte dich sofort Hotel Kaiserhof, komme sonst zu dir!" Da sie es auf diese Eventualität nicht ankommen lassen durfte, den guten Onkel Darring aber als einen Menschen kannte, der immer tat, was er sich vornahm, war ihr nichts anderes übriggeblieben, als sich schleunigst in ein Auto zu setzen und in das Hotel „Kaiserhof" zu fahren. Fünf Minuten später lag Grete in den Armen des Onkels, der nach der ersten zärtlichen Begrüßung sie von sich hielt, angstvoll ansah und schließlich hervorstieß:

„Du verdrehtes Frauenzimmer — hoffentlich ist das Unglück nicht gar zu groß!"

„Unglück? Welches Unglück denn, Onkel Philipp? Und vor allem, warum bist du hier? Du weißt doch —"

„Ja, ich weiß, daß du mir einen ganz verrückten Brief geschrieben hast, und solange alles glatt ging, sagte ich mir: Schön, sie soll ihren Willen haben! Gibt sie mich so leicht auf! Hol' sie der Teufel!"

„Onkel Philipp, was wollte ich machen?"

„Natürlich, selbstverständlich. Frauenzimmer sind ja immer toll, wenn man ihnen den Kopf verdreht, aber schließlich habe ich doch ernste Pflichten gegen das einzige Kind meines Bruders, und wenn es sich um mein Gewissen handelt, da lasse ich mir nichts vorschreiben!"

„Aber, Onkel, ich verstehe kein Wort!"

„Vor allem — steckt richtig auch dein ganzes Geld im Geschäft deines Mannes, ja?"

# Der gut angezogene Herr

Spezial-Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek. (Phot.: Edith Glogau, Wien.)

Der Wiener Schauspieler Camillo Triembacher in graukariertem Sommeranzug.

Die richtige Bekleidung für regnerische Tage. Träger: Solotänzer Willi Fränzl.

In der Mitte: Willi Fränzl, Solotänzer der Wiener Staatsoper, in hellgrauem Hochsommeranzug.

Kammersänger Alfred Piccaver, Mitglied der Staatsoper in Wien, in graukariertem Sakko für den Sommer.

Links nebenstehend:
Grauer Sommerpaletot mit Samtkragen, dazu grauer Hut. Getragen von Alfred Piccaver.

„Das weiß ich nicht, und es geht mich auch gar nichts an! Was mein ist, ist doch auch sein. Aber, er wollte das gar nicht!"

„Was — was, also dein Vermögen ist nicht — Dem Himmel sei Dank!" sagte der alte Herr merklich erleichtert. „Das wäre ja auch zu schrecklich gewesen."

„Onkel, bitte, sprich doch endlich deutlich, ich verstehe ja kein Wort!"

„Also, paß' auf! Dein Mann hat schon vor eurer Verheiratung sich in etwas gewagte Spekulationen eingelassen. Selbstverständlich wußte ich anfangs ja gar nicht, um wen es sich handelte, als ich so gewissermaßen der Widerpart deines Mannes wurde. Er hat in der Hoffnung auf das Steigen der Preise viel und teuer eingekauft, und ich habe konterminiert und die Preise heruntergedrückt — so daß er vor der Pleite steht."

„Aber, Onkel, das ist ja fürchterlich! Der arme Gustl! Darum war er in den letzten Tagen so bedrückt. Das darf nicht sein! Du mußt ihm helfen, Onkel! Wozu hätte ich denn mein Geld?"

„Natürlich, das willst du auch noch riskieren! Unsinn! Wenn mit deinem verrückten Mann zu sprechen wäre, gäbe es ja einen Ausweg."

„Welchen, Onkel, welchen?"

„Wenn wir uns vereinigen, ich und dein Mann, unsere Waren zusammenlegen, seine teuere und meine billige, dann kommen wir zu einem guten Mittelpreis, der uns noch beiden einen ganz netten Nutzen abwerfen kann!"

„Das versteh' ich nicht, Onkel. Ich weiß nur, Gustl darf nicht erfahren —"

„Was darf er nicht erfahren?" tönte es da von der Tür her, die aufgerissen wurde. Entgeistert starrte Grete auf ihren Gatten, der mit totenblassem Gesicht dastand und mit flammenden Augen von ihr auf Onkel Philipp sah. „Was darf er nicht erfahren, frage ich!"

„Daß Sie ein Narr sind, mein lieber Neffe!" sagte der dicke Onkel Philipp seelenruhig und brannte sich eine Zigarre an.

„Was erlauben Sie sich, Herr!"

„Ich erlaube mir nur, mich Ihnen hiermit ergebenst vorzustellen. Ich bin nämlich der Onkel Ihrer kleinen Frau und nebenbei der verdammte Kerl, der Ihnen Ihre Preise so höllisch verdorben hat. Also Ihnen in zweifacher Gestalt recht unangenehm ist, wie ich mir denken kann!" Der alte Herr lachte vergnügt.

„Grete, was soll das bedeuten?"

„Gustl, lieber, guter Gustl — sei nicht böse! Ich hatte nun einmal den einen Onkel —"

„Ja — armes Kind — ermorden konnte sie mich doch um Ihretwillen nicht gut! Und da Sie nun einmal an der fixen Idee litten, nur eine Frau ganz ohne alle Verwandtschaft zu heiraten, hat sie mir ganz ehrlich einen Abschiedsbrief geschrieben, die arme Kleine!"

„Grete, wie konntest du ...?"

„Dich belügen? Lieber, Liebster, was sollte ich tun! Dich verlieren —"

„Nein, da schon lieber den alten Onkel pensionieren, natürlich! Und er ließ sich die Verrücktheit ja auch ganz ruhig gefallen. Verehrtester! Sie interessierten mich gar nicht! Schließlich war meine Nichte ja großjährig. Verbieten konnte ich ihr also nichts, und die Überzeugung habe ich längst, daß junge Menschen immer durch eigenen Schaden erst klug werden müssen! Nur jetzt, als ich plötzlich erfuhr, wer dieser Herr Gustav Romberg eigentlich war, dem ich die Suppe so arg versalzen hatte —"

„Schlug Ihnen das Gewissen, Herr Darring —"

„Gewissen? Nein! Aber ich sagte mir, um die Kleine muß ich mich nun kümmern, ob sie will oder nicht. Das ist meine Pflicht! — Und so kam ich her —"

„Gustl, lieber einziger Gustl, sei nicht böse. Onkel Philipp ist doch keine Tante und keine Base, und nur nach solchen hat mich Tony gefragt, und jetzt ist er hier und will uns helfen!"

„Er — uns?"

„Wenn Sie so gnädig sein wollen und es mir als Verwandtem dieses armen kleinen Wurms gestatten — allerdings! Also hören Sie mal, Verehrtester, wir sind doch Männer und keine kleinen Jungen!"

Der alte Herr war näher getreten und schob seinen Arm unter den des immer noch fassungslosen Romberg und zwang ihn so, mit ihm auf und ab zu schreiten. „Das beruhigt nämlich," sagte er vergnügt, „und Sie sollen mich jetzt mit möglichster Ruhe anhören, lieber Gegner und Neffe! Wir wollen uns nicht mehr bekämpfen, sondern gemeinsame Sache machen."

„Aber, Herr Darring!"

„Sie dürfen ruhig Onkel Philipp zu mir sagen. Ich bin's nun mal. Daran müssen Sie sich gewöhnen! Den Luxus fixer Ideen dürfen Sie sich für 'ne Weile wenigstens nicht gestatten, denn Darring & Romberg — das klingt ganz gut und ist der einzige Ausweg, der Ihnen vernünftigermaßen bleibt!"

„Sie meinen —"

„Natürlich meine ich! Obwohl ich der Onkel dieser dummen kleinen Frau bin und ihr ein solches Prachtexemplar von Verwandten beide nicht verdient!"

„Onkel Philipp —"

„Dein Armensündergesicht hilft dir nichts, Gretel. Aber ich verzeihe euch, und taktvoll, wie ich mich habe, lasse ich euch jetzt sogar allein, damit ihr wieder zu euch kommen könnt!" Er näherte sich lachend der Tür und nickte den beiden Fassungslosen zu. „Versöhnt euch, und dann trinken wir ein nettes Glas Wein auf die Frau ohne Verwandtschaft!"

Als der alte Herr das Zimmer verlassen hatte, flog Grete auf Gustav zu und schmiegte sich leidenschaftlich an ihn. „Gustl, kannst du mir denn verzeihen?"

„Aber, du Liebes, Liebes, Dummes du! Ich bin ja an allem schuld."

„Nein, nein, ich war feig. Ich hätte dich nicht belügen dürfen!" Sie preßte ihre frischen Lippen fest auf die seinen. „Ich werde es nie wieder tun, Gustl — wenn du mich liebst — trotz meiner Verwandtschaft! Mehr davon als den Onkel habe ich wirklich nicht!"

„Hoffentlich bedauern Sie es, daß von so 'nem Prachtexemplar nicht mehr vorhanden ist!" sagte Onkel Philipp, der eben eingetreten war und die letzten Worte gehört hatte. Hinter ihm kam der Kellner mit dem blanken Eiskübel, aus dem verräterisch goldene Flaschenhälse lugten. Und dann saßen drei glückliche Menschen zusammen und tranken vergnügt auf ein fröhliches, gemeinsames Zusammenleben in gedeihlicher Arbeit.

Gustav Romberg hatte die Freunde telephonisch von der überraschenden glücklichen Lösung der mysteriösen Angelegenheit unterrichtet. Nun saßen Ingrams schon geraume Weile schweigend in ihrem behaglichen kleinen Salon. Otto lief auf und ab und sah von Zeit zu Zeit auf Tony, die in ihrem Schaukelstuhl lag und, eine Zigarette rauchend, nachdenklich in die Flamme der Stehlampe blickte, die ihr schönes Gesicht mit ihrem warmen Schein übergoß. Nach einigen Dauerläufen blieb er plötzlich neben ihr stehen und neigte sich leicht über sie.

„Tony!" sagte er dabei leise.

Sie schrak zusammen und sah fragend in seine Augen, die den guten Blick eines treuen Hundes hatten, und in denen jetzt wieder die geheime Angst lag. „Ja, Otto?"

„Ich bin so froh, daß es zwischen Grete und Gustav nun wieder richtig ist, Tony!"

„Ich freue mich auch, Otto!"

„Ist — ist das auch wahr, Tony?"

Sie sah ihn an mit einem seltsam ernsten Gesicht, in dem dann ein weiches, gutes Lächeln die Herbheit verdrängte. „Warum zweifelst du an meinen Worten?"

„Weil — es ja begreiflich gewesen wäre —" Er stockte.

„Nun?"

„Wenn auch Gustavs zweite Ehe Schiffbruch gelitten hätte!"

„Begreiflich?"

„Tony, einmal darfst du schon ehrlich sein. Ich weiß ja doch —"

„Was weißt du? Otto, du Dummer, Dummer, du!" Tony war aufgestanden, umschränkte sein Gesicht mit ihren beiden Händen und neigte sich ihm ganz nahe zu. „Wie lange quälst du dich denn schon mit der unsinnigen Idee, daß Gustav und ich —"

Er legte ihr die Hand auf den Mund. „Nicht, Tony, nicht — aussprechen sollst du es nicht! Begriffen habe ich's immer, daß eine Frau wie du — und ich — ein solcher Tölpel — und Gustav, dieser famose Mensch — es mußte ja kommen! Und ich habe es euch gedankt, daß ihr dagegen ankämpftet, wolltet es euch ja auch leicht machen, brachte aber nicht die Kraft auf, mich völlig aus dem Wege zu räumen, weil — weil ich ja nichts bin ohne dich, Tony — gar nichts!" Seine Stimme war ganz leise geworden, er schlug die Hände vors Gesicht.

„Otto — aber, Otto — daß es dir so tief gehen konnte, das ahnte ich nicht!" sagte die Frau erschüttert und zog ihm die Hände vom Gesicht. „Daß du ein wenig eifersüchtig schienst, das merkten wir ja und ließen dich zappeln, weil du kein Vertrauen zu uns hattest."

„Mein Vertrauen war grenzenlos, Tony. Zu dir und zu Gustav. Sonst lebte ich heute nicht mehr!"

„So ernst hatten wir's nicht genommen, Otto, weil ja nichts zwischen mir und Gustav war als ehrliche Freundschaft! Darum kamen wir ja gar nicht auf den Gedanken — und wollten dich nur noch ein bißchen quälen — dich, den immer Diskreten. Herrgott, Otto, was bist du für ein Prachtmensch! Und wie unnötig hast du dich gequält!" Sie preßte sich an ihn, der ihr Gesicht gegen das Licht wandte und ihr in die Augen sah, die jetzt voll Tränen standen.

„Du liebst ihn nicht, Tony, hast ihn nie geliebt?"

„Nie, Otto — nie!"

„Ja — aber kann das denn sein? Er — und ich. Ihr tatet mir ja so leid — beide — und ich verwünschte meine Schwäche, die sich nicht von dir losreißen konnte —"

„Otto, ich habe nie einen andern geliebt als meinen dummen Mann, der nicht den Mut hatte, ehrlich mit mir zu sprechen!"

„O du, wie ich dir danke!" Fast andächtig zog er ihre beiden Hände an die Lippen, und dann riß er sie an sich mit einer Leidenschaft, die Tony Ingram verriet, was dieser feine, ruhige Mann innerlich gelitten in dem Gefühl, sie zu verlieren, die für ihn alles war — sie an den Menschen zu verlieren, der ihm nächst ihr am teuersten gewesen.

Und dann perlte auch in dem entzückenden kleinen Salon feuriger Wein in blanken Gläsern, und zwei Glückliche, die sich neu gefunden, tranken auf die kleine Frau ohne Verwandtschaft, die auch ihnen zu einer Stunde so reiner Seligkeit verholfen hatte.

# Wissen und Leben

**Hören und Behorchen in der Krankenuntersuchung.** Am 13. August 1826 starb in einem kleinen Ort in der Bretagne René Théophile Hyacinthe Laënnec. Er muß mit Recht der Begründer der Lehre vom Behorchen und Hören in der Krankenuntersuchung genannt werden. Als Entdecker der sog. Auskultation (des Behorchens) darf er füglich nicht bezeichnet werden. Verfolgt man nämlich die Geschichte dieser Untersuchungsmethode am menschlichen Körper, so findet man bereits in den ägyptischen Papyris den Satz: „Das Ohr hört darunter.“ Sicherlich hat Laënnec nichts von diesem denkwürdigen Satz gehört. Aber als Laënnec — geboren den 17. Februar 1781 — als Neunzehnjähriger (1800) nach Paris ging, um seine medizinischen Studien zu vollenden, schloß er sich an Corvisart, den großen Kliniker und Leibarzt Napoleons I., an und konnte 1804 zum Doktor promovieren mit einer Dissertation: „Propositions sur la doctrine d'Hippocrate relativement à la Médicine pratique.“ In dieser Arbeit zieht Laënnec Parallelen zwischen der Betrachtungsweise des Hippokrates und der seines Lehrers Bichat und bekennt sich offen als Anhänger der Hippokratischen Fieberlehre. Durch diese Arbeit wurde der junge Arzt Laënnec sicherlich ein genauer Kenner der Hippokratischen Schriften. Dort wird Laënnec auf Stellen gestoßen sein wie folgende: „Wenn man lange Zeit das Ohr an die Brustwand drückt und horcht, kocht es drinnen wie Essig“, oder: „Es knirscht wie von einem Lederriemen.“ Zwei und einhalb Jahrtausend — oder mehr, wenn man die eben genannte Stelle aus dem Papyrus dazu rechnet — haben die Lehren der Hippokratischen Schriftensammlung geschlummert, bis sie durch Laënnecs erneute Untersuchungen zu einem neuen Leben erwachten. Laënnec hat uns selbst die Geschichte der Entdeckung seines Hörrohrs erzählt, mit dem er einmal besser horchen konnte und sich des anderen — da es reichlich lang war — vor Ansteckungen bei Lungenschwindsüchtigen zu schützen hoffte. Das letztere ist ihm leider nicht gelungen. Jedenfalls fiel der große Pfadfinder, der der Heilkunde mit dem Ausbau der Lehre von der Behorchung bis in unsere Tage neue Wege gewiesen hat, der Krankheit zum Opfer, deren Erforschung ein wesentlicher Teil seiner Lebensarbeit gewidmet war. Ehe Laënnec das endgültige Modell seines Hörrohres ausgearbeitet hatte, das er in seinem 1819 erschienenen Hauptwerk: „Traité de l'auscultation médiate et des maladies des poumons et du cœur“ zuerst abbildete, hörte er anfangs mit einem zusammengerollten Blatt Papier. Er benutzte es bei einer ihn konsultierenden Dame, bei der ihm das unmittelbare Auflegen des Ohres auf die Brust unpassend erschien. Es kann hier nicht der Ort sein, die Entwicklung der Lehre von der Auskultation zu schildern, die Laënnec im Verein mit seinen Schülern mit wunderbarer Kunst zu einem Lehrgebäude vereinigte. Man kann sich vielleicht keine richtige Vorstellung davon machen, welche Revolution die neue Entdeckung unter den Ärzten hervorrief. Denn es war dadurch möglich geworden, nicht nur eine Lungenentzündung, Lungenschwindsucht, sondern auch Herzkrankheiten zu erkennen. Es strömten nun zwar Ärzte aus aller Herren Ländern nach Paris, um die neuen Lehren zu vernehmen und die neue Krankenuntersuchungsmethode kennenzulernen. Aber wer zu Hause blieb und von da aus urteilte — wie der Heidelberger Kliniker Conradi — sah in Laënnec nur einen oberflächlichen Schwätzer, einen unwissenden Renommisten. Als aber Conradis Schüler, Pagenstecher, 1820 trotz dieser Warnungen die Laënnecsche Klinik in Paris besuchte, wie war er „erstaunt über alles, was er hier fand. Nicht ein Schwätzer, nicht ein ruhmsüchtiger Großtuer, nein, ein klarer besonnener, unermüdlicher Forscher lehrte hier und begeisterte seine Zuhörer für eine Entdeckung, die in ihrer Weise ebenso neu wie in ihren Resultaten, weil auf akustische Gesetze gegründet, untrüglich war.“ Diesem Urteil eines zeitgenössischen Arztes müssen wir uns noch heute anschließen. Laënnec wird in allen Zeiten als Pfadfinder und Bahnbrecher auf dem Gebiete der Brustkrankheiten genannt werden. Deshalb dürfen wir seiner an seinem 100. Todestag gedenken.

Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

Ein Gedenktag der inneren Medizin: H. Th. H. Laënnec, der vor 100 Jahren am 13. August verstorbene Erfinder des Hörrohrs (Stethoskops), bei der Untersuchung eines Schwindsüchtigen in dem Pariser Hospital Neckar (1816). Nach einer Zeichnung von T. Chartran.

**Das Flugzeug im Dienste der Hochtouristik.** Der Zustrom der Wanderer ins Hochgebirge hat seit dem Kriegsende wesentlich zugenommen. Zählte man doch 1910 bei einem Bestande von 775 Hütten 228500 Besucher, während 1924 die Zahl der Hüttenbesucher auf 963880 stieg. Dabei ist zu berücksichtigen, daß durch den Kriegsausgang dem Deutschen und Österreichischen Alpenverein 105 Hütten verlorengegangen sind, also der Friedensbestand von 775 Hütten auf 670 gefallen ist. Dazu kommt noch, daß die Besucherzahl weiterhin ansteigt. Es macht sich daher der Bau neuer Hochgebirgshütten notwendig. Einem Neubau standen nun besondere Schwierigkeiten hinsichtlich des Transports von Baumaterial bisher entgegen, weil dieser nur durch Tragtiere und Lastenträger möglich war. Es ist darum zu begrüßen, daß seit einiger Zeit Versuche unternommen wurden, mit einem Spezialflugzeugtyp den Hüttenbauten in hochalpinen Gegenden Baumaterial und Verpflegung zuzuführen sowie bereits fertige Hütten mit Proviant, Kohle und Post zu versorgen. Der Ge-

danke, durch Abwurf aus Flugzeugen den Alpenvereinshütten Material und Proviant zuzuführen, stammt vom Leiter der Süddeutschen Lufthansa in München und wurde bereits praktisch in den letzten Monaten durchgeführt von dem Innsbrucker Flugleiter, dem Major a. D. Stoisavlievic, und dem Piloten Dr. Attsam. Die Versorgung unserer Hochgebirgshütten kann auf folgende Weise geschehen: 1. durch Abwurf unempfindlicher Lasten auf einen verabredeten Platz, 2. durch Abwurf empfindlicher Lasten mittels Materialfallschirms am verabredeten Platz, 3. durch Landung auf hochgelegenen vorbereiteten Punkten, wie Hochplateaus und flachen Gletschern, 4. durch Versorgung mittels des Patentanspruches Angermund in München, nämlich Aufnahme und Ablegen von Lasten mittels Flugzeugs ohne Zwischenlandung. Bei diesem Angermundschen Verfahren ist das Flugzeug mit einer hierfür besonders konstruierten Luftlastenwechselanlage versehen. Die Versuche haben sich in diesem Jahr bereits auf einige bekannte Hütten des Tiroler Gebiets erstreckt. So wurde der bekannte Patscherkofel 17 mal mit Flaschenbier versorgt, die Kühtaihütte 11 mal mit Fleisch und Kohle, des weiteren die Franz-Senn-Hütte, die Solstein-Hütte, die Frischmannhütte und der Ranggerkofel. Der im Bau begriffenen Peter-Anich-Hütte wurden durch Flugzeug Zement in Drahtsäcken, Bretter, Dachpappe, Werkzeug und Kohle 16 mal zugeführt. Leider steht für diese eigenartigen Versuche nur eine fast ausgediente Albatrosmaschine zur Verfügung, welche die Mitnahme von Traglasten von nur 80 kg ermöglicht. Selbstverständlich ist es bei diesen Versuchen nicht möglich, den Betrieb wirtschaftlich zu gestalten. Verkehrsmaschinen sind für diese hochalpine Versorgung nicht geeignet und auch im Betriebe wie auch im Anschaffungspreis zu teuer. Ein geeigneter Typ mit auffallend kurzem Start für hochalpine Versorgung wäre der Udet-Flamingo, der wie die L. V. G.-Maschine die Mitnahme von 300 kg Lasten glatt ermöglicht. Allerdings müßte der „Flamingo“ mit einem wassergekühlten Motor ausgestattet werden. Da die Bauzeit in den Hochalpen außergewöhnlich kurz ist, könnte dadurch der Bau weiterer Hütten in wesentlich kürzerer Zeit als bisher ermöglicht werden. So wäre es möglich, in 50 Flügen den Baubedarf einer Hütte an Ort und Stelle abzulegen. Der Verpflegungsbedarf einer kleinen Hütte beträgt pro Jahr etwa 3000 kg, wozu 10 Flüge benötigt werden, der einer größeren Hütte 6000 bis 9000 kg, wozu 20 bis 30 Flüge notwendig wären. Da der Udet-Doppeldecker „Flamingo“ infolge seines unerreicht kurzen An- und Auslaufes sowie wegen seines Steigvermögens selbst von Hochtälern aus zu starten vermag, könnte die Arbeitsbasis für die hochalpine Versorgung nahe an das Arbeitsgebiet gelegt und dadurch lange Anflugwege vermieden werden. Für vorläufig dürfte sich Innsbruck als Arbeitsbasis besonders eignen. Da man pro Jahr mindestens im Tiroler Gebiet mit 100 Flugtagen rechnen kann und pro Tag 3 bis 5 Flüge glatt möglich wären, so dürfte die wirtschaftliche Tragbarkeit dieses neuen Zweiges der Luftfahrt gesichert sein. Das Flugzeug, unabhängig von Felsstürzen, Lawinen und von verschütteten Pfaden, vermag in wenigen Flügen allen Bedarf da oben zu decken. Nicht ausgeschlossen ist außerdem, daß bei Anlage von geeigneten Landeplätzen auf Gletscherfeldern auch die Personenbeförderung in Zukunft möglich ist. Darum also schafft neue Wege diesem neuen Flugzeugbetrieb, damit deutscher Jugendkraft und deutscher Wanderlust neue Wege und Stätten im Hochgebirge bereitet und arbeitsmüden Menschen hoch oben zu neuer Arbeitskraft verholfen wird. Maxim Kreißel.

**Das Frühtreiben der Pflanzen.** Es ist eine in der Gärtnerei schon längst bekannte Tatsache, daß man den Schlaf, insbesondere den Winterschlaf, der Pflanzen unterbrechen kann. Daß dies allerdings nicht leicht geschieht, kann man gut daran erkennen, daß Zweige, die wir im Winter in der freien Natur gepflückt haben und dann ins warme Zimmer bringen, nur in den seltensten Fällen ihr Laub entfalten. Auch wird man selbst schon die Erfahrung gemacht haben, daß die Samen häufig nicht zur beliebigen Zeit auskeimen, obwohl ihnen die Bedingungen dazu geboten waren. Man hat bei den meisten unserer Pflanzen feststellen können, daß der Klima-Rhythmus sich tief in ihr Wesen eingegraben hat, so daß unsere Pflanzen auch dann in ihrer Belaubung und Blütezeit jenen Rhythmus genau verfolgen, wenn er einmal gar nicht den jeweiligen äußeren Verhältnissen entspricht. Andere Pflanzen lassen einen eigenen Rhythmus von Ruhe und Leben erkennen, der einem äußeren Wechsel der Lebensbedingungen durchaus nicht parallel geht. Hier liegt noch manches Geheimnis vor, das tief in das Innere der Lebewesen hineinführt. Wir können heute kaum jenen inneren Rhythmus der Organismen erklären, wir können ihn höchstens ein wenig ändern oder stören. Und ein solches Stören — nicht mehr — ist eben das Frühtreiben. Nicht in jedem Stadium der Ruhezeit ist es möglich; auch in der Ruhe gibt es verschiedene Etappen. Alle die empfohlenen Frühtreibe-Methoden lassen sich auf die Formel bringen: kurze energische Eingriffe in die ruhende Pflanze. Je nach der betreffenden Pflanzenart behandelt man die Ruheknospen oder Samen mit heißem Wasser, Alkohol, Äther, starken Säuren oder Laugen. Wie neuere Beobachtungen zeigen, leisten Röntgenstrahlen, elektrische Schläge, Verwundungen und verschiedenartige Gifte oft das gleiche. So beobachtete man jüngst bei Valencia in Spanien, daß die Bäume großer Apfelsinenplantagen früher austrieben, nachdem sie mit Blausäure in Berührung gekommen waren. Man hatte dort zum Zwecke einer durchgreifenden Schädlingsbekämpfung eine Blausäurebegasung der Kulturanlagen vorgenommen. Der Erfolg war nicht nur der erwartete, sondern auch ein Frühtreiben. Planmäßige Untersuchungen haben diese Wirkung der Blausäure bestätigt. — Die Frage nun, wie wir uns jenes Aufwecken aus der Ruhe zu erklären haben, wird vielleicht einer Antwort näher gebracht durch Arbeiten, die einem ganz anderen biologischen Untersuchungsgebiet entspringen. Viele Forscher glauben nachgewiesen zu haben, daß die Anregung zu besonders intensiver Lebenstätigkeit hervorgerufen wird durch bestimmte Stoffe, die wir Hormone nennen. Solche die Lebensfunktionen steigernde Hormone werden gebildet, wenn eine Pflanze verwundet wird; es sind

vielleicht nur die Zersetzungsprodukte der normalen Pflanzenzellen. Diese Wundhormone wirken nun auf das gesunde Gewebe lebensbeschleunigend, d. h. jenes Gewebe wächst und bildet dadurch einen Wundverschluß. Ja, in manchen Fällen konnte man feststellen, daß die Pflanze von sich aus dazu übergeht, gewisse Teile in ihrem Inneren absterben zu lassen, um jene hierbei entstehenden Zersetzungsprodukte — eben die Wundhormone — als Mobilisatoren für andere Lebensvorgänge zu verwenden. Das Frühtreiben scheint nun dadurch zustande zu kommen, daß durch die energische Behandlung, die jene Pflanzen erfahren, gewisse Zellen abgetötet werden, und daß die dabei entstehenden Stoffe die ruhende Pflanze zu intensiver Lebenstätigkeit anregen. Dr. Magdeburg, Leipzig.

**Wo gibt es das schlimmste Klima auf der Erde?** Diese Frage ist so allgemein nicht zu beantworten, denn ein Neger wird die Polargegenden nennen und ein Eskimo die Tropen. Wir können daher nur die Frage stellen: Wo findet der Mensch der gemäßigten Zonen ein ihm besonders unerträgliches Klima. Solche Stellen gibt es mehrere auf der Erde, und sie alle gehören den Tropen an. Meist werden Kundige auf eine derartige Frage auf das Death Valley (Totental) in Südkalifornien hinweisen, wo das Monatsmittel vom Mai bis zum September zwischen 29° und 39° schwankt und die höchste Temperatur zwischen 40° und 50°; es sollen dort Leute schon wahnsinnig geworden sein. In den anderen Monaten wird das Klima als gesund bezeichnet, da es dann wesentlich kühler ist. Würde dort im Sommer auch noch feuchte Luft herrschen, so wäre das Klima mörderisch. So, wenn auch nicht mit so hohen Temperaturen, muß man aber das Klima der Kamaraninseln, einer 130 qkm großen Inselgruppe in britischem Besitz als Stützpunkt des Kabels nach Bombay, im südlichen Teil des Roten Meeres, vor der arabischen Küste nennen. Die niedrigste Temperatur in den letzten vier Jahren betrug hier immer noch 20° und die höchste 40°, ein Betrag, der allerdings auch im Mittelmeergebiet öfters erreicht wird, jedoch niemals in Verbindung mit einem so hohen Minimum von 20°, oder mit anderen Worten: schlimm ist, daß die Temperatur im Laufe aller vier Jahre um nur 20° geschwankt hat gegen reichlich 65° bei uns in Norddeutschland. Schlimmer aber ist, daß vom Mai bis zum Oktober das Thermometer stets über 28° stand, und verschlimmernd wirkt überdies die hohe Luftfeuchtigkeit, wodurch eine drückende Schwüle erzeugt wird, die keinen erquickenden Schlaf gestattet. Dazu brennt die Sonne wochen- und monatelang mitleidlos herab. Und wenn auch der Wind oft lebhaft weht, so bringt er doch keine Linderung, da er entweder heiße, feuchte Luft herbeiführt oder als Sandsturm auftritt. Nur dreimal hat es in der ganzen Beobachtungszeit stärker geregnet und auch nur in kurzen Regenschauern. Donner hört man wohl vom Festland herüber, aber selten kommt das Gewitter bis zu den Inseln. Bei solchem Klima ist es begreiflich, daß dort nur ein armseliges Fischervolk von kaum 100 Köpfen in elenden Dörfern wohnt. Prof. Dr. C. Kaßner.

**Leuchtendes Fleisch.** Die ersten sicheren Nachrichten über diese Erscheinung gehen bis in das 16. Jahrhundert zurück. Besonders schön beobachtete man das Leuchten an frischem Seefischfleisch. Aber auch an Kartoffeln, die in Salzwasser gekocht wurden, konnte man dieses eigenartige blasse Leuchten wahrnehmen. Wir können aber, um einer Zufallsbeobachtung vorzugreifen, diese Erscheinung experimentell hervorrufen. Zu diesem Zwecke legen wir ein Stück frischen Fleisches in 3 prozentiges Salzwasser so ein, daß ein Teil desselben aus dem Wasser herausragt. In den meisten Fällen zeigt sich nach 2—3 Tagen im Dunkeln ein eigenartiges kaltes Leuchten, das ungleich über die Fleischoberfläche verteilt ist. Besonders schön tritt das Leuchten beim Schütteln des Wassers, in dem das Fleisch gelegen hat, auf. Diese Erscheinung ist auf das massenhafte Auftreten von Bakterien, den sog. Leuchtbakterien, zurückzuführen. Vielfach ist man der Ansicht, daß das Leuchten im engsten Zusammenhang mit Fäulnisprozessen stehe. Demgegenüber möchte ich ausdrücklich betonen, daß Leuchtbakterien nur dort auftreten, wo für die Fäulnisbakterien die Existenzbedingungen entweder überhaupt oder zumindest zum Großteil fehlen. Das Fleisch beispielsweise, das zu derartigen Versuchen verwendet wird, darf im strengsten Falle einen kaum merklichen Fäulnisgeruch aufweisen. Treten aber einmal Fäulnisbakterien, wenn auch nur sehr vereinzelt, auf, dann nimmt auch schon das Leuchten zusehends ab, da den Bakterien dadurch ein Teil der Existenzbedingungen bereits geraubt wurde. Das Leuchten ist stets an das Vorhandensein von Sauerstoff gebunden. Wenn wir, wie ich vorhin erwähnte, das Salzwasser, in dem das Fleisch aufbewahrt wurde, schütteln, leuchtet es intensiv auf. Durch das Schütteln werden nämlich die sauerstoffreichen Schichten der Oberfläche der Flüssigkeit mit den sauerstoffärmeren, tiefer gelegenen Schichten vermengt; obendrein wird durch die Bewegung selbst reichlich atmosphärische Luft mitgerissen und auf diese Art den Bakterien plötzlich reichlich Sauerstoff zugeführt, was das momentane Aufleuchten des Wassers zur Folge hat. Von den Leuchtbakterien kann man auch durch wiederholtes Überimpfen Reinkulturen herstellen, wobei alle Instrumente, Gläser und Flüssigkeiten, die dazu verwendet werden, vorerst keimfrei (steril) gemacht werden müssen. Reinkulturen leuchten im Dunkeln besonders intensiv, so daß man das Leuchten auch photographisch festhalten kann. Dieses geheimnisvolle Glimmen, dessen Urheber man allerdings kennt, wird aber der Wissenschaft noch manch harte Nuß zu knacken geben, bis das Geheimnis vollkommen enträtselt ist. Karl Kroneker, Wien.

**Die ernsteste der Gesundheitsfragen** ist die Darmfrage, weil ohne die Ausscheidungstätigkeit des Darmes auch die anderen Ausscheidungsorgane (Nieren, Leber, Drüsen usw.) nicht normal funktionieren können und weil durch Stockung dieser lebenserhaltenden Ausscheidungsfunktionen die allermeisten Krankheiten entstehen. Die Forderung des Tages ist darum: Darmpflege, Darmhygiene, Darmkultur. Mit dem Darm steht und fällt der ganze Körper. Von der Arbeitsleistung von Magen und Darm, von Verdauung und Stoffwechsel sind Körperbetrieb und Körperaufbau in allererster Linie abhängig. Es ist das große Verdienst einer modernen Forschung, den Darmfaktor als Achse des menschlichen Lebens und Leidens richtig erkannt zu haben. Prof. Dr. Gewedes „Brotella" ist das erste Bekenntnis zu der Idee, durch eine natürliche Darmdiät (reine Früchtenahrung) ein Volksnahrungs- und Volkserziehungsmittel zur Darmkultur zu schaffen. Unsere „angegessenen" Krankheiten müssen wieder „abgegessen" werden. Mit Pillen, Pulvern und Abführmitteln betreibt man keine Darmkultur und „heilt" keine Krankheiten! Prof. Dr. Gewedes „Brotella" ist eine Darmdiät statt schädlicher Abführmittel, die den trägen Darm neu trainiert, den verstopften Darm reinigt, den trockenen Darm fettet und schleimt. „Brotella" ist eine Diät, die den schwachen Darm kräftigt und durch Erziehung zur Arbeit die Kraft des Darmes wieder belebt. Dabei ist „Brotella" eine Delikatesse auch für verwöhnteste Ansprüche und ein billiges, nahrhaftes Frühstück und Abendessen: ein Teller stellt sich auf nur 10 bis 15 Pfennig.

**Ein weiches, zartes Aussehen,** ein diskreter feiner Duft machen die Damenwelt zum Mittelpunkt allgemeiner Bewunderung und Zuneigung. Die kluge Frau, die Wert auf sympathischen Eindruck ihrer Erscheinung legt, pflegt ihre Haut mit „Kaloderma-Weiß". Diese Hautcreme, hergestellt von der bekannten Firma F. Wolff & Sohn, Karlsruhe ist von hervorragend gutem Einfluß auf die Gesichtshaut, läßt sich vollständig einreiben, hinterläßt keine Fettglanzstellen. Sie macht die Haut weich, geschmeidig und widerstandsfähig gegen jeglichen Witterungseinfluß. Ihr zarter, vornehmer Duft macht sich als eigener persönlicher Reiz angenehm bemerkbar.

**Ernähren Sie Ihr Kind richtig.** Die von führenden Ärzten und erfahrenen Müttern bevorzugte Säuglingsnahrung ist „Kufeke" und frische Milch. Die Kinder entwickeln sich dabei glänzend und leiden nicht an Verdauungsstörungen. Präparate mit Konserven-Milch und einem Übermaß an Süßstoff entsprechen den zu stellenden Anforderungen weniger. „Kufeke" ist billig, die Portion für ein Kind bis zum 6. Monat kostet nur 3 Pfg.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

# Illustrirte Zeitung

KNABE

ZUM BRÜCKENFEST IN FRANKFURT a. M. / AUGUST 1926

Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4250. 167. BAND A. A. PREIS DIESER SONDER-NUMMER 1.50 REICHSMARK 26. AUGUST 1926

# Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4250. 167. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.50 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 26. August 1926.


Phot. M. Jacobs, Frankfurt a. M.

## HOTELS IN FRANKFURT AM MAIN

### FAHRIG'S HOTEL — BRISTOL
gegenüber dem Hauptbahnhof
110 Zimmer mit fliessendem Wasser und Telefon
22 Bäder
Telefon: Hansa 7086—90, Fernzimmer 86 und 87

### CARLTON-HOTEL
gegenüber dem Hauptbahnhof (linker Ausgang)
Direktion: Alfred Petry
150 Zimmer mit fliessendem Wasser und Ferntelefon
50 Privatbäder
Telefon: Hansa 7160—7168, Fernzimmer 27 und 28
Telegrammadresse: Carltonhotel Frankfurtmain

### HOTEL ENGLISCHER HOF
gegenüber dem Hauptbahnhof
Generaldirektion: G. Gottlob :: Direktion: A. Ahlburg
100 Zimmer mit fliessendem Wasser und Ferntelefon
50 Privatbäder
Telefon: Fernzimmer 51/52
Telegrammadresse: Englischerhof Frankfurtmain

### HOTEL EXCELSIOR
gegenüber dem Hauptbahnhof (linker Ausgang)
350 Zimmer mit fliessendem Wasser und Telefon
50 Bäder
Telefon: Maingau 5470—5475
Telegrammadresse: Excelsiorhotel Frankfurtmain
Direktion: R. Bretschneider

### HOTEL FRANKFURTER HOF
im Zentrum am Kaiserplatz
Generaldirektion: G. Gottlob
Direktion: C. Schmoll und F. Wangemann
250 Zimmer mit fliessendem Wasser und Ferntelefon
100 Privatbäder — Telefon: Fernzimmer 32/33
Telegrammadresse: Frankhof Frankfurtmain

### HOTEL KOELNER HOF
am Hauptbahnhof (rechts)
über 100 Zimmer mit fliessendem Wasser und Telefon
20 Privatbäder
Telefon: Spessart 2575
Telegrammadresse: Kölner Hof Frankfurtmain
Besitzer: Hermann Laass

### HOTEL MONOPOL-METROPOLE
am Hauptbahnhof (Südausgang)
120 Zimmer mit fliessendem Wasser und Ferntelefon
30 Privatbäder
Telefon: Spessart 1193—1197, Fernzimmer 25
Telegrammadresse: Monopolhotel Frankfurtmain
Besitzer: F. Herrlein

### PARK-HOTEL KAISERHOF
Wiesenhüttenplatz 36/38 — 1 Minute vom Bahnhof
100 Zimmer mit fliessendem Wasser und Staatstelefon
40 Privatbäder
Telefon: Fernzimmer 59
Telegrammadresse: Parkhotel Frankfurtmain
Besitzer: F. und F. Gömöri

### HOTEL PRINZ HEINRICH
Scharnhorststrasse 50 (rechts am Hauptbahnhof)
110 Zimmer mit fliessendem Wasser und Telefon
Zimmer mit anschliessenden Bädern
Telefon: Hansa 7466—69
Telegrammadresse: Prinz Heinrichhotel Frankfurtmain
Besitzer: Otto Schäfer

### HOTEL ROYAL & HANSA HOTEL
Kronprinzenstrasse 56/58 (gegenüber dem Hauptbahnhof)
100 Zimmer mit fliessendem Wasser und Telefon
Zimmer mit Bad
Telefon: Hansa 110—117
Telegrammadresse: Hansa Royalhotel Frankfurtmain
Inhaber: Ludwig Reinhardt

## Allgemeine Notizen.

**25 deutsche Hochschullehrerinnen** amtieren zur Zeit an deutschen Hochschulen. Sie sind über die Habilitation in den Besitz der venia legendi gelangt, davon je zwei an technischen, landwirtschaftlichen und Handelshochschulen, die übrigen an Universitäten. Die fachliche Verteilung ist folgende: Medizin, Mathematik und Naturwissenschaften 14; Geschichte und philologische Fächer 8; Wirtschaftswissenschaften 3. Die Mehrzahl dieser Dozentinnen hat sich zwischen 1919 und 1923 habilitiert.

**Der argentinische Universitätsverband** „Asociacion Universitaria", der auf der Universität La Plata gegründet worden ist und auf die übrigen argentinischen Universitäten von Buenos Aires, Rosario, Cordoba und Havanna ausgedehnt werden soll, ist mit akademischen Verbänden deutscher Universitäten in Fühlung getreten, um gegenseitige Reisen und Studentenaustausch in die Wege zu leiten. Die argentinische Organisation wird die erste dieser Austauschreisen bereits Ende dieses Jahres ausführen. Eine deutsche Schiffahrtsgesellschaft wird das Unternehmen erleichtern. In Deutschland ist unter Begleitung deutscher Kommilitonen in Verbindung mit gleichartigen deutschen Studentenverbänden der Besuch verschiedener Städte vorgesehen. Daran anschließend soll Wien und vielleicht auch die Schweiz besucht werden.

**An der Handels-Hochschule Mannheim** beginnt das Winter-Semester am 2. November. Das Vorlesungsverzeichnis ist erschienen und vom Sekretariat der Handels-Hochschule (Mannheim A 4, 1) gegen Voreinsendung von 30 Pfennig erhältlich. Der Vorlesungsplan enthält eine Reihe neuer Vorlesungen. Betreffs der Einzelheiten sei auf das Vorlesungsverzeichnis selbst verwiesen.

**Die fünfte Reichsschulmusikwoche,** veranstaltet vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin und dem Hessischen Landesamt für das Bildungswesen, soll vom 11. bis zum 16. Oktober in Darmstadt stattfinden. Es werden dabei Referate bedeutender Schulmänner und Schulpädagogen über den Musikunterricht in den Volksschulen gehalten und das Verhältnis des Musiklehrers zum Chorgesangwesen und zur Kirchenmusik behandelt.

**Beethoven-Feier in Wien.** Anläßlich der hundertsten Wiederkehr des Todestages von Ludwig van Beethoven findet in Wien in der Zeit vom 26. bis zum 30. März 1927 eine große Feier unter dem Schutz der obersten

Bundesbehörden und der Stadt Wien statt. Sämtliche beglaubigten Vertreter ausländischer Regierungen sind eingeladen worden, dem Ehren-Komitee beizutreten.

**Eine neue Thermalquelle in Bad Oeynhausen** ist in einer Tiefe von 725 Metern in außerordentlicher Ergiebigkeit gefunden worden. Die Temperatur dieser neuen, stark kohlensäurehaltigen Thermalquelle beträgt am Ausfluß 35 bis 36 Grad Celsius; die Schüttung ist fünfmal größer als die der bisher ergiebigsten Oeynhausener Quelle.

**Bad Schandau an der Elbe,** wegen der Naturschönheiten mit Recht die Perle der Sächsischen Schweiz genannt, hat in den letzten Jahren eine immer größere Anziehungskraft nicht nur auf Freunde schöner Natur, sondern vor allem auch auf Leidende und Erholungsuchende ausgeübt. Ganz besonders ist das neuerdings der Fall, weil die Stadtverwaltung mit sehr großem Kostenaufwand ihre altberühmte Eisenquelle unter Berücksichtigung aller balneotechnischen Errungenschaften völlig neu hat fassen lassen, so daß man jetzt Bad Schandau den neuzeitlichst eingerichteten Bädern an die Seite zu stellen hat. Die Eisenquelle ist auch an die ebenfalls vollständig erneuerte städtische Kuranstalt zur Verabreichung natürlicher Stahlbäder angeschlossen. Werbeschriften und nähere Auskunft unentgeltlich durch den Stadtrat.

**Deutsche Verkehrswerbung in London.** Die Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung in Berlin, die vor Jahresfrist in Neuyork eine Verkehrswerbestelle eingerichtet hat, wird Anfang September auch in London ein Werbe- und Auskunftsbureau eröffnen. Die Räume befinden sich in bester Verkehrslage in der Regent Street (Plaza Building) Piccadilly Circus. Die Aufgabe des Bureaus wird in der Werbung für den Reiseverkehr von England nach Deutschland und in sachgemäßer Auskunftserteilung über Deutschland als Reiseland bestehen.

**Eine Automobilversuchsstraße** ist jetzt von Swinemünde nach Zirchow gebaut worden, um die beste Bauart für Landstraßen mit großem Automobilverkehr festzustellen. Es sind dabei nicht weniger als dreizehn verschiedene Verfahren zur Anwendung gekommen. Die einzelnen Abschnitte bestehen aus Spezialteer und Quarzkies, Steinschlagasphalt, Topekadecke, Basaltschotterdecke, Teerbeton, Klinkpflaster verschiedener Ausführung usw. Ferner ist zwischen Stargard und Altdamm nach Stettin eine Asphaltstraße im Bau, die eine Kunststraße modernster Art für den Automobilverkehr werden soll.



BÜSSING

Beförderung von Ersatzteilen der Automobilwerke H. Büssing A.-G., **Braunschweig.**

EHRENPFLICHT
im In- und Ausland ist es,
die wichtigste Trägerin deutscher Kultur, die
Leipziger „Illustrirte Zeitung"
Verlag von J. J. Weber in Leipzig
nicht bloß zu lesen, sondern sie gegen die verhältnismäßig geringfügige Bezugsgebühr von vierteljährlich 13.50 Mark bezw. monatlich 4.50 Mark zuzüglich Zustellungsgebühr vor allem auch ständig zu halten.

# ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Die Weihe der neuen „Alten Brücke“ in Frankfurt a. M. am 15. August:
Oberbürgermeister Dr. Landmann beim Durchschneiden des Brückenbandes als Symbol der Freigabe der Brücke für den Verkehr

Nach einer Zeichnung für die „Jllustrirte Zeitung“ von Rudolf Lipus

# Die Mainlinie

Von Oberbürgermeister Dr. Landmann • Frankfurt a. M.

Über Wolken nährten seine Jugend gute Geister zwischen Klippen im Gebüsch." Goethe, Frankfurts, des Abendlandes größter Sohn, hat diese Worte geprägt. Sie passen auf den Fluß, an dessen Ufern dieser Genius sein Sonnenauge zur Welt aufschlug. In der Tat sind es gute Geister, die an den beiden Wiegen unseres Maines stehen, am kühlen, tannenbestandenen Ochsenkopf des Fichtelgebirges, am Ostrand des fränkischen Juras im Rotmainbrunnen. Diese guten Geister zeigen dem Fluß den richtigen Weg, begleiten ihn in Treue talwärts an waldumrauschten Bergen, an rebenbegränzten Hängen vorbei durch fruchtbare Ebenen, ergiebiges Acker- und Wiesenland, an rauchenden Schloten und hämmernden Werken vorüber, bis ihn sein großer Bruder Rhein in seine Arme aufnimmt. Rund 500 km lang, doppelt so groß wie die Luftlinie von der Quelle bis zur Mündung, ist sein natürlicher Lauf. Er fließt durch Ober- und Unterfranken, an kulturgesättigten Städten vorüber, bildet eine Strecke die Grenze gegen Baden und Hessen, scheidet dann den preußischen Regierungsbezirk Kassel von Hessen, drängt sich mitten durch die alte Kaiserstadt Frankfurt, um alsdann wiederum scheidend und bindend zugleich zwischen den Regierungsbezirk Wiesbaden und Hessen zu treten und mehr als 200 m breit gegenüber Mainz in den Rhein zu münden.

Man hört oft sagen, Rhein und Donau seien die landschaftlich schönsten und die schicksalbestimmenden deutschen Ströme, seien die von der Natur gefertigten Achsen innerhalb des deutschen Binnenwasserstraßensystems, die seit Jahrhunderten das deutsche geschichtliche und kulturelle wirtschaftliche und verkehrliche Leben beeinflußten, und vergißt hierbei, als Mittler zwischen beiden den Main zu nennen. Wessen Herz schlägt nicht höher, wenn er die Namen jener Länder hört, die er in besinnlichem Laufe durchquert! „Ich will zur frohen Sommerzeit ins Land der Franken fahren." — Scheffel hat so gesungen. Heute noch in unserer von tausend Problemen zerrissenen, der Natur entfremdeten Zeit tragen Text und Melodie dieses Liedes Frische und Ursprünglichkeit in sich. Das Reich der Mainfranken, daß unser Fluß im oberen Lauf durchströmt, gehört landschaftlich zu den am reichhaltigsten und mannigfaltigsten geformten deutschen Stammesgebieten. Es erstreckt sich nicht nur auf das Maingebiet, es reicht hinüber bis zu den Ländern der Donau und der Saale. Gewiß hat, von Krieg und Politik künstlich konstruiert, die Mainlinie oft die Scheidelinie zwischen Norden und Süden Deutschlands gebildet. Glücklicherweise ist dieser Standpunkt durch die Triebkräfte der Wirtschaft, die als Mutter aller Dinge schon so manches politisch Unsinnige reguliert hat, völlig überwunden. Denn von Natur aus ist das Maintal, das in mächtigen Ausmaßen sich durch den Norden des Frankenlandes von Osten nach Westen windet und in breitester Lagerung alsdann bis zum Rheine sich dehnt, die natürlichste Brücke zwischen dem Norden und Süden nicht nur des Franken-, sondern auch des deutschen Landes.

Betrachtet man die Mainlinie und das Gelände, das sie umsäumt, vom Blickpunkt der Wirtschaft und Kultur aus, so bietet sich uns ein Land ergiebigen Ackerbaues und da, wo die Sonne die Hänge bestrahlt, ein Land der Reben und des Weinbaues. Wo der Fluß pulsierendem Leben näher kommt, ist er die gegebene Siedlungsstraße für Industrie und Fabriken, für Hafen- und Umschlagsverkehr. Nördlich der Mainlinie nach der Rhön zu ausstrahlend, fließen Mineralquellen, im weiteren Zuge nach dem Osten grüßen uns waldbestandene Höhenabhänge, bis weiter westwärts eine weite Ebene den Main bis zur Mündung begleitet und je nach Natur und Tradition den Landwirt nährt oder die Industrie an den natürlichen Transportweg zur Siedlung und zu produktiver Arbeit drängt.

Ein geistig bewegliches, musisch veranlagtes, heiterer Lebensauffassung zugängliches Volk wohnt hüben und drüben der Mainlinie. Als Klodwig 496 die Alemannen unterworfen hatte, wanderten die Franken zum großen Teil in das durch Natur für Landwirtschaft begünstigte Gebiet zwischen Odenwald, Spessart und Rhön und zwischen Haßbergen, Steigerwald und Frankenhöhe. Die dort noch seßhaften Alemannen und Thüringer, zuwandernde Slawen vermengten sich mit ihnen, die Franken aber gaben diesem Gemisch vermöge ihrer führenden Stellung das Gepräge. Den von Karl dem Großen gegründeten Gaugrafschaften folgten in der politischen Macht die Bischöfe. Nur wenige Grafschaften und Freie Reichsstädte konnten sich dieser Herrschaft entziehen und die Reichsunmittelbarkeit erringen. In den Jahren 1802 und 1806 wurde die politische Vielgestaltigkeit beseitigt und die geistlichen Fürstentümer und die kleinen weltlichen Reichsstände Bayern einverleibt.

So hat im Auf und Ab der Geschichte der Main seine eigene Kultur geschaffen. Die Kunstliebe der Kirche schuf prächtige Gotteshäuser, der Stolz und das Selbstbewußtsein des freien Bürgertums edle Profanbauten. Natur und Kultur klangen harmonisch ineinander und arbeiteten ein Landschafts- und Städtebild heraus voll von lebendigem Rhythmus und Stil. In Malerei und Plastik, in Haus und Hof, in Stadt und Dorf tritt uns das Gesicht fränkischer Volksart beseelt entgegen. Man lüfte den Hut, wenn man Namen edelsten deutschen Klanges hört: A. Dürer, Riemenschneider, Grünewald, Stoß, J. Balthas. Neumann, Goethe.

Ausschnitt aus dem sog. Belagerungsplan von 1552 mit der ältesten bildlichen Darstellung der alten Brücke. (Städtisches Historisches Museum, Frankfurt a. M.)

Kampf der Bayern und Franzosen um die alte Brücke am 31. Oktober 1813. (Städt. Hist. Museum, Frankfurt a. M.)

Ausblick von der alten Brücke im Jahre 1828. Steindruck nach Karl Morgenstern. (Städtisches Historisches Museum, Frankfurt a. M.)

**Zum Bilde oben:**

Der Belagerungsplan wurde nach einer Zeichnung des Conrad Faber von Creuznach von Hans Grave in Holz geschnitten und von Christian Egenolph in Frankfurt gedruckt. Die protestantischen Fürsten Moritz von Sachsen, Wilhelm von Hessen, Albrecht von Brandenburg u. a. belagerten im Sommer 1552 Frankfurt, das von dem kaiserlichen Obristen Conrad v. Hanstein verteidigt wurde.

**Zum Bilde in der Mitte:**

Nach dem für Napoleon günstigen Ausgang der Schlacht bei Hanau versuchten die französischen Truppen auf ihrem Rückzug nach Frankreich die alte Brücke in Frankfurt gegen die auf dem linken Mainufer stehenden Bayern zu stürmen. Bei diesem mit größter Erbitterung geführten Kampf waren die Verluste auf beiden Seiten, besonders bei den Franzosen, sehr schwer

Die Frankfurter Mainbrücke um 1800. Aquatintablatt von U. M. Prestel (1777—1848) nach einem Gemälde von Anton Radl (1774—1852).

Aber auch wirtschaftlich spielt der Main von jeher als Schiffahrts-, Verkehrs- und Siedlungsstraße eine bedeutende Rolle. Das Freiheitsprinzip der Mainhandelsschiffahrt war in früheren Zeiten durch keinen Stapel gestört. Schon 1820 erreichte diese Handelsschiffahrt einen bedeutenden Umfang, und bereits 1829 erwog die bayrische Kommission in Verfolgung des von Karl dem Großen gefaßten und dem bayrischen Reichstage wiederaufgenommenen Planes eine Verbindung des Mains mit der Donau durch einen Kanal. Dieser schon längst gedachte, auch von Goethe sympatisch aufgenommene tausendjährige Gedanke des Rhein-Main-Donau-Kanals als einer Großschiffahrts- und Kraftstraße rückt den Main als Verbindungsstück zwischen Donau und Rhein für unsere moderne menschheitsverbindende Zeit in ein helles Licht. „Gottes ist der Orient, Gottes ist der Okzident." Daß sich beide einander gewinnen, dieser Gedanke muß immer mehr Gemeingut des deutschen Volkes und darüber hinaus aller europäischen Völker werden. Wird doch der Rhein-Main-Donau-Kanal nach seiner Vollendung als Trans-Europa-Kanal und direkte Verbindung zwischen dem Schwarzen Meer und der Nordsee eine der wichtigsten Binnenschiffahrtsstraßen unseres Kontinents und, wie es bereits Goethe bezeichnet hat, das „bedeutendste wirtschaftliche Ereignis Europas". Er gewinnt internationale Bedeutung für die gesamte europäische Verkehrs- und Wirtschaftspolitik und rückt damit auch unseren Main in den Bereich der Weltgeltung; dieser wird zu einem wichtigen Verbindungs- und Gelenkstück des Kanals, der als Brennpunkt europäischer Politik in größtem Ausmaß Handel, Industrie und Landwirtschaft fördern und darüber hinaus aber auch die oberste Zukunftsaufgabe einer engeren politischen Verständigung zwischen Ost- und Mitteleuropa zur Förderung der gesamten Weltwirtschaft und Kultur, zum Heile Deutschlands und jedes anderen einzelnen europäischen Staates, erfüllen wird.

Römerberg mit Blick durch den Alten Markt zum Dom. Nach einem Gemälde von Anton Burger aus dem Jahre 1873. (Original im Besitz des Städtischen Historischen Museums zu Frankfurt a. M.)

Als diese Zeilen niedergeschrieben wurden, rüstete sich die süddeutsche Mainmetropole Frankfurt zur Weihe des Neubaues der Frankfurter alten Brücke, die als eine der vier berühmtesten Brücken des Mittelalters den ältesten festen Übergang über den Untermain und das durch Geschichte geheiligte Symbol der Vereinigung zwischen Nord und Süd darstellt. Dem unaufhaltsam vorwärtsstrebenden Verkehr mußte sie in ihrem alten Gefüge weichen. Im Jahre 1912, zu einer Zeit höchster wirtschaftlicher und kultureller Wohlfahrt, wurde der Grundstein zum Neubau gelegt; den 15. August dieses Jahres krönte der Schlußstein das vollendete Werk. Reich an Tragik und Martyrium war die Zeit dazwischen. Die Nöte und Folgen des Kriegs zehrten am Mark unseres Volkes, das, ungebeugt von Mißgeschick, im festen Vertrauen auf seine Kraft wieder den Pfad ins Helle findet. Unter den Bogen dieses Brückenübergangs drängen sich die Wasser des Mains seit grauer Vorzeit nach langem Lauf westwärts Deutschlands Schicksalsstrome, dem Rhein, entgegen. Allen Gewalten zum Trotz ist die Brücke am alten Ort, dem alten Vorbild getreu, aber in größeren, dem modernen Schiffsverkehr Rechnung tragenden Maßen neu erstanden, als Mal des Dankes an die Vergangenheit, vor allem an die Helden des Krieges, als steinerne Devise: „Über Gräber vorwärts!" Sei sie uns Ansporn zur Beherzigung des Wortes „Wer fest auf seinem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich", sei sie uns Mahnung zur Einigkeit, auf daß wir den großen deutschen Zusammenhang nicht verlieren, in den wir alle eingeschlossen sind auf Gedeih und Verderb. Möge der günstige Stern, der trotz widriger Zeitumstände über dem Bau dieser Brücke leuchtete, auch über der Fortführung all der großen Arbeiten walten, die dazu bestimmt sind, aus dem Main eine stark pulsierende Lebensader und vielbenutzte Straße zu machen, wozu er durch Natur und Geschichte bestimmt ist.

# Die Wiedergeburt der Frankfurter Altstadt

Von Dr. Fried Lübbecke, Erstem Vorsitzenden des Bundes tätiger Altstadtfreunde zu Frankfurt a. M.

Die Hauptwache mit Katharinenpforte im alten Frankfurt. Nach einem farbigen Guckkastenbild von Georg Balthasar Probst.

An der Hauptwache im heutigen Frankfurt. (Phot. Südwestdeutsche Luftverkehrs-A.-G., Frankfurt a. M.)

Blick vom Domturm auf Rathaus (links) und Paulskirche. (Phot. Dr. P. Wolff, Frankfurt a. M.)

Die Altstadt, über den Main hinweg gesehen. Rechts: Der Dom. (Phot. Dr. P. Wolff, Frankfurt a. M.)

Die Denkmalpflege ist ein Kind der Romantik. Frühere Jahrhunderte waren zu stark im eigenen Willen um die Kunst, als daß sie Vergangenes groß geschätzt hätten. Sie zerstörten rücksichtslos selbst berühmte Bauten, wie z. B. Papst Julius II. die herrliche frühchristliche Petersbasilika, wenn sie ihre eigene Schöpfung an die Stelle setzen wollten. Allerdings rechtfertigte die neue künstlerische Leistung fast immer die vorausgegangene Zerstörung. Das stilschwache 19. Jahrhundert hat das Verdienst, die Meisterleistungen früherer Bauepochen in ihrem absoluten Werte erkannt und sie zum großen Teil vor der ihnen häufig drohenden Vernichtung bewahrt zu haben. Dieses edle Streben unterlag leider oft den Forderungen des Verkehrs und einem oft üblen Business-Geist. Nur in ganz wenigen Fällen sind die in der Zeit nach 1870 an Stelle oft sehr wertvoller älterer Bauten entstandenen Neubauten den geopferten ebenbürtig. Überall wucherte eine geile Stilwildnis empor, die unsere alten Städte zu zerstören pflegte, wenn sie sich zu Großstädten auswuchsen. So vertauschten Städte wie Hamburg, Berlin, Köln, Leipzig und viele andere ihre wundervollen Altstädte gegen meist gleichgültige Straßen. Die Denkmalpflege beschränkte sich meistens nur darauf, den Bestand einzelner besonders wertvoller Baulichkeiten möglichst zu sichern, wobei ihr die wichtigste gesetzliche Handhabe fehlte. Es kann wohl dem Eigentümer eines unter Denkmalschutz stehenden Gebäudes irgendeine Veränderung gesetzlich verwehrt werden, wenn sie geeignet ist, das Bauwerk gröblich zu verschandeln. Das Denkmalschutzgesetz vermag ihn aber nicht an der völligen Zerstörung seines Besitzes zu verhindern. Viel zu wenig trachtete die staatliche Denkmalpflege nach der Erhaltung ganzer Altstädte. Schöne Bauten pflegen in moderner Umgebung ihren Hauptreiz zu verlieren.

Frankfurt hat durch einen besonders glücklichen Entwicklungsprozeß den inneren Kern seiner Altstadt sich erhalten, nicht weil die Frankfurter besonders kunstliebende Leute waren, sondern weil sie es geschäftlich für unrentabel hielten, den eigentlichen, engverbauten Kern wirtschaftlich zu erschließen. Schonungslos zerstörten sie dagegen alles das, was an alten Bauten jenseits dieses inneren Ringes lag. Vor allem die Zeil und den Roßmarkt, die noch vor 50 Jahren die herrlichste Palaststraße Deutschlands bildeten. Betritt man jedoch vom Roßmarkt aus, etwa auf dem Wege zum Goethehaus am Großen Hirschgraben, die von dem neuen großstädtischen Frankfurt umkapselte Altstadt, so ist man plötzlich in eine Welt vor 200 Jahren versetzt, in die Welt des jungen Goethe. Dieser Gassen Stille, dieser Märkte Betriebsamkeit, dieser Kirchen weiches Geläut umfingen einst auch den jungen Genius. Dieser Altstadt Frankfurts verdankt die Welt den „Faust“. Sätze, wie Goethe sie in seinem Weihnachtsbriefe an seinen Freund Kestner im Jahre 1772 niederschrieb, könnten genau so noch heute am Großen Hirschgraben

Huldigung der Frankfurter Bürgerschaft auf dem Römer für Kaiser Joseph I. am 26. Oktober 1705, entgegengenommen von Friedrich Ernst Graf von Solms-Tecklenburg.

Nach dem Gemälde von Willem Minderhout (1680–1752) im Besitz des Städtischen Historischen Museums zu Frankfurt a. M.

Hinter dem Lämmchen. Nach einer Radierung von A. Versel.

zu Papier gebracht werden. „Auf der Brücke hielt ich still. Die düstere Stadt zu beiden Seiten, der still leuchtende Horizont, der Widerschein im Fluß machte einen köstlichen Eindruck in meine Seele, den ich mit beiden Armen umfaßte. Ich lief zu den Geroks (Freunden des Dichters) lies mir Bleystifft geben und Papier, und zeichnete zu meiner großen Freude das ganze Bild so dämmernd warm als es in meiner Seele stand . . . Als ich über den Marckt ging und die vielen Lichter und Spielsachen sah, dachte ich an euch . . . Das erste Grau des Tages kommt über des Nachbars Haus und die Glocken läuten einer christlichen Gemeinde zusammen. Wohl ich bin erbaut hier oben auf meiner Stube die ich lange nicht so lieb hatte als jetzt . . . "

Ein wahrhaft kleinstädtisches Idyll, wie wir es in den Schwindschen und Richterschen Bildern uns als typisch altdeutsch zu sehen gewöhnt haben, hat sich in Alt-Frankfurt erhalten. Auch Spitzwegscher Humor ist nicht selten in diesem seltsamen Gassengewirr mit seinen vielgefältelten Dächern, von Kakteen überwucherten Fensterchen und knarrenden Windfahnen. Über alles reckt sich der Dom: die Krönungsstätte der alten deutschen Kaiser. Gern gedenkt man des Festzuges am Krönungstage, wenn in der Morgenfrühe der Schatten der ungeheueren gotischen Turmpyramide die enggewundene Straße des Alten Marktes in violettem Dämmerlicht durchwandert, fast hin bis zum Römerberg, dem lieblichsten unter allen deutschen Marktplätzen. An ihm steht das bekannte Dreigiebelhaus des Rathauses. Die granitenen Hallen seines Erdgeschosses bargen einst die kostbarsten Güter der alten Frankfurter Reichsmessen; der Kaisersaal darüber durfte Feste erlesenster Art erleben. Hier hielt das neugekrönte Haupt des alten Deutschen Reiches, der Kaiser, umgeben und bedient von den sieben Kurfürsten, sein erstes feierliches Mahl und zeigte sich auf dem Altan dem nicht nur von Festfreude berauschten Volk. Wer dieses alte noch heute bestehende Frankfurt recht kennenlernen will, braucht nur Goethes hinreißende Schilderung in „Dichtung und Wahrheit" nachzulesen. Allerdings kannte dieser noch nicht die Paulskirche, die an der Stelle des alten Barfüßerklosters, der Wohnung seines Lehrers Albrecht, um die Wende zum 19. Jahrhundert erbaut wurde. Hier in der geheimen Hauptstadt des alten Deutschen Reiches versammelten sich 1848 die edelsten Männer des deutschen Volkes in der ersten deutschen Nationalversammlung, um über ein einiges, freies Deutschland zu beraten und zu beschließen.

Trotz all dieser historischen Herrlichkeit, trotz entzückender Idylle darf nicht verschwiegen werden, daß noch vor wenigen Jahren sich hinter den gleichen Mauern auch ein tiefer Sumpf verbarg. Die nicht mehr zeitgemäße Altstdt ward seit drei Menschenaltern immer mehr von den kräftigsten Geschlechtern Frankfurts verlassen. In die leer gewordenen Häuser rückten geringere Leute ein. Je tiefer der Wert der Wohnungen sank, desto stärker vermehrte sich die Mieterzahl, bis eine teilweise grauenhafte Übervölkerung erreicht war. Übles Gesindel machte sich breit, zahllose Kneipen schlimmster Art taten ihr übriges für den sozialen Verfall der Altstadt. Ähnlich ging es den Häusern, die besonders in den letzten 20 Jahren infolge ihrer mangelnden Rentabilität nicht selten schwer vernachlässigt wurden. Trotz der steigenden Wohnungsnot mußte gar manches Haus durch die Baupolizei wegen Einsturzgefahr geräumt werden. So standen die Dinge, als sich im Jahre 1922 der Bund der tätigen Altstadtfreunde zur Rettung der Altstadt zusammenschloß. Ihm erschien die Sanieruug der Altstadt nicht nur als ein künstlerisches, sondern vor allem als soziales Problem. In enger Zusammenarbeit von Bund, Stadtverwaltung und Polizei war das Wohnungsamt um möglichste Auflockerung der viel zu dichten Altstadtbevölkerung bemüht. Ganz besonders nahmen der Bund und die Stadt sich der gesundheitlich und ethisch gefährdeten Altstadtjugend an. In diesem Jahre gab es in Alt-Frankfurt wohl kaum ein Kind, das nicht für mindestens vier Wochen in die Ferien geschickt oder in den Kinderheimen der Stadt und des Bundes draußen im Freien aufgenommen wurde. Ferner nahmen Bund und Stadt zunächst alle gefährdeten Häuser in werktätige Pflege und konnten bisher mit verhältnismäßig geringen Mitteln fast 500 Häuser — etwa ein Drittel des Gesamtbestandes — in eine baulich gesicherte Verfassung zurückbringen. Von dieser Arbeit pflegt der Fremde nur den fröhlichen neuen Anstrich zu sehen, der bereits ganze Straßenzüge in ein sauberes, farbiges Gewand kleidete. Nachts sorgt eine besonders gute Beleuchtung aller Gassen und Winkel buchstäblich dafür, daß das lichtscheue Gesindel nicht zum Genuß seiner ehemals liebsten Stunden kommt. Der Wandel zum Guten in der Frankfurter Altstadt ist bereits unverkennbar. Wiederum wurde es zu einem Stück des Deutschlands, von dem die Königin Luise schrieb, daß es sie „gut mache". Sicher hat die hohe Frau hierbei auch an Frankfurt gedacht. Sie verlebte ihre Jugend im nahen Darmstadt bei ihrer Tante, kam oft und gern zu Messen und Festen nach Frankfurt herüber, wo sie in den schlichten Häusern der Frankfurter Kaufleute wohnte, darunter auch bei Frau Geheimrat Goethe, Mutter Aja. In Frankfurt lernte sie den stillen Kronprinzen von Preußen kennen und verlobte sich dort mit ihm. Wie oft mag sie in den schweren Tagen des Leids an die heitere alte Reichsstadt Frankfurt am Main zurückgedacht haben!

Turm zu den drei Sauköpfen im Hofe des „Fürsteneck" in der Fahrgasse. Nach einem Holzschnitt von Adolf Weber-Scheld.

Mansardenzimmer im Goethehaus. Nach einer Radierung von Paul Prött. (Mit Erlaubnis des Verlags Ackerman & Sauerwein, Frankfurt a. M.)

Apfelweinschänke in Sachsenhausen. Nach einer Lithographie von R. Werner.

Anton Burger: Die alte Schirn (1883). (Original im Besitz des Städtischen Historischen Museums zu Frankfurt a. M.)
Die auf der bereits im 14. Jahrhundert erwähnten, in der Nähe des Alten Marktes gelegenen alten Schirn (= Fleischbank) noch heute abgehaltenen Wochenmärkte bilden für die Fremden eine große Anziehung.

Johann Heinrich Hasselhorst: Wäldchestag. (Original im Besitz des Städtischen Historischen Museums zu Frankfurt a. M.)
Das Frankfurter Volksfest „Der Wäldchestag" wurde bis zum Kriege alljährlich am 3. Pfingstfeiertag begangen. Es sind Bestrebungen im Gange, dieses Fest in alter Form wiederaufleben zu lassen.

Im Luft- und Sonnenbad des Stadions zu Frankfurt a. M. / Nach einem Aquarell von Rudolf Lipus.

# Das neue Frankfurt

Von Dr. Wiederspahn, Wirtschaftlichem Referenten beim Wirtschaftsamt Frankfurt a. M.

Was könnte den Gegensatz zwischen dem alten und dem neuen Frankfurt sinnfälliger vor Augen führen als die historische „Alte Brücke", die in ihren Raumverhältnissen Anforderungen von Jahrhunderten genügte, in der Neuzeit aber niedergerissen und in weit größeren Ausmaßen, wenn auch im alten Gewande, wiedererrichtet wurde, um den Bedürfnissen des modernen Verkehrs gerecht zu werden. Dem neuen Frankfurt gibt, wie überall, die Raum und Zeit überwindende Tendenz moderner Entwicklung Gehalt und Gepräge. Nicht minder hat aber auch die Entwicklung zum neuen Frankfurt ihre Ursache in der starken Vermehrung der Bevölkerung seit dem Verluste der staatlichen Selbständigkeit. Zählte Frankfurt noch 1866 etwa 75000 Einwohner, so waren es bereits 1900 290000 und ist es heute nahezu eine halbe Million.

Die in den letzten Jahrzehnten erfolgte Entwicklung Deutschlands zum Industriestaat ist auch auf die Entwicklung der wirtschaftlichen Struktur Frankfurts nicht ohne Einfluß geblieben. Während die Freie Stadt ganz überwiegend Handels- und Bankplatz von Weltgeltung war, hat sich das neue Frankfurt, wenn auch reichlich spät, zum Träger bedeutender Industrieunternehmungen entwickelt, so daß in Frankfurt heute etwa 54000 Industriearbeiter Beschäftigung finden. Trotz dieser industriellen Entwicklung gilt auch heute noch Frankfurt als ein Handels- und Bankzentrum, dessen Bedeutung weit über seine Grenzen hinausreicht. Seine Börse hat auch heute internationalen Ruf. In der Nachkriegszeit hat Frankfurt aus seiner Warenmesse des Mittelalters eine moderne internationale Mustermesse entwikkelt, die alle Aufgaben eines Großmarktes von Weltbedeutung erfüllt.

Den Anstoß zu dieser glänzenden neuzeitlichen Entwicklung Frankfurts gab die in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts durchgeführte Kanalisation des Mains unterhalb Frankfurt. Der um dieselbe Zeit geschaffene Westhafen wies bereits 1905 einen Verkehr von 1600000 t auf, so daß an den Bau umfangreicher neuer Hafenanlagen im Osten der Stadt herangegangen werden mußte. Der Osthafen wurde 1912 dem Verkehr übergeben. Gefördert durch diese weitausschauende Hafenpolitik konnte sich der Frankfurter Hafenverkehr bereits 1913 auf 2¼ Mill. t entwickeln. Das Hafen- und Industriegebiet im Osten ist heute bereits zu 80% ausgebaut. Gegen anfänglich 12 Großunternehmungen sind dort heute 300 Firmen ansässig, unter ihnen viele der Metallindustrie, elektrotechnischen, Nahrungsmittel- und chemischen Industrie. Wenn auch infolge der derzeitigen wirtschaftlichen Depression der Frankfurter Hafenverkehr wie an anderen Hafenplätzen zurückgegangen ist, so gilt es doch schon jetzt, weit vorausblickend Vorsorge für die Zukunftsentwicklung zu treffen. Das hierfür innerhalb des eigenen Stadtgebietes fehlende Gelände wird durch die in greifbare Nähe gerückte Eingemeindung einer Reihe von Nachbargemeinden gewonnen werden.

Blick auf das Stadion. (Luftbild der Südwestdeutschen Luftverkehrs-A.-G., Frankfurt a. M.)

Nebenstehend: Festhalle. (Luftbild der Südwestdeutschen Luftverkehrs-A.-G., Frankfurt a. M.)

Der Frankfurter Flugplatz Rebstock. (Luftbild der Südwestdeutschen Luftverkehrs-A.-G., Frankfurt a. M.)

Unter den vielen Fragen, die im Hinblick auf diese schnellebige Entwicklung und die Einwirkung der Kriegs- und Nachkriegszeit auf rascheste und großzügige Lösung in dem neuen Frankfurt drängen, beanspruchen in erster Linie die Siedlungs- und die Verkehrsfrage besondere Aufmerksamkeit, die Siedlungsfrage deswegen, weil während etwa zehn Jahre seit Beginn des Krieges das ganze Siedlungsproblem vernachlässigt werden mußte, die Verkehrsfrage vornehmlich im Hinblick auf die neuzeitliche Entwicklung des Kraftwagenverkehrs und die dadurch bedingte Verkehrsumwälzung.

Die wachsende Dichte der Bevölkerung und die starke Zusammenziehung des Geschäftslebens haben auch im Herzen Frankfurts eine derartige Massierung des Verkehrs mit den unvermeidlichen Kongestions- und Verstopfungszuständen der Straßen herbeigeführt, daß nur eine gesunde Dezentralisationsbewegung, eine Auflockerung der Stadt in horizontaler Richtung, dem heute kaum zu steuernden Übel abzuhelfen imstande ist. Nur so können auch die aus den ungesunden Wohnungsverhältnissen entspringenden unermeßlichen gesundheitlichen Gefahren für die Frankfurter Bevölkerung gebannt werden.

In der Erkenntnis, daß nur eine zielbewußte und der Zukunftsentwicklung Rechnung tragende Neugestaltung des Stadtbildes der äußerst nachteiligen Entwicklung Einhalt zu gebieten vermag, hat Frank-

Senckenberg-Museum. (Phot. Dr. P. Wolff, Frankfurt a. M.)

Physikalisches Institut der Universität. (Phot. Dr. P. Wolff, Frankfurt a. M.)

Opernhaus. (Phot. Dr. P. Wolff, Frankfurt a. M.)

Dr. Landmann, Oberbürgermeister von Frankfurt a. M. (Phot. Kunstanstalt Rembrandt van Ryn, Frankfurt a. M.)

furt neuerdings einen Generalbebauungsplan geschaffen, der nicht nur die unmittelbaren Frankfurter Bedürfnisse berücksichtigt, sondern darüber hinaus die Wesenseinheit des rhein-mainischen Gebiets in hervorragendem Maße beachtet. Durch diesen Plan wird nicht nur neues Gelände für Industrie- und Verkehrsanlagen bereitgestellt, sondern auch Vorsorge dafür getroffen, daß die zahlreichen Arbeiter und Angestellten möglichst nahe an ihrer Arbeitsstätte, aber trotzdem in gesundheitlich einwandfreier Weise angesiedelt werden. Innerhalb des Siedlungsgeländes sind Frei- und Grünflächen sowie Sport- und Spielflächen in ausgiebigstem Maße ausgespart.

Zur Verbesserung seines innerstädtischen Verkehrs hat Frankfurt im vergangenen Jahre neben der Erweiterung seines Straßenbahnnetzes eine Reihe von Autobuslinien geschaffen, die vornehmlich dem Bedürfnis des schon lange gewünschten Ringverkehrs dienen. Darüber hinaus bleibt die dringendste Aufgabe, schnellstens durch Vorort- und Schnellbahnen, die zum Teil auch schon in den neuen Eingemeindungsverträgen vorgesehen sind, den wesentlich rascheren Anschluß Frankfurts an die Städte Höchst, Mainz, Wiesbaden, Hanau, Offenbach und Darmstadt zu suchen; denn es gibt in Deutschland wohl keinen ähnlich gelagerten Siedlungsbereich, dessen wirtschaftliche Verbundenheit so gebieterisch eine schnelle Lösung der auf wesentliche Verbesserung der Verkehrsbeziehungen hinzielenden Aufgaben erfordert.

An der neuzeitlichen Entwicklung und Ausgestaltung des deutschen Wasserstraßennetzes, so der Großschiffahrtsstraße Rhein-Main-Donau, und dem geplanten Neuausbau des Untermains durch Verminderung der zur Zeit vorhandenen fünf Staustufen auf drei unter Ausnutzung der anfallenden Wasserkräfte in drei großen Kraftwerken ist Frankfurt a. M. in hervorragender Weise beteiligt.

Auch den Bestrebungen um die Förderung des modernen Flugverkehrs hat es sein stärkstes Interesse zugewandt. Im Westen der Stadt wurde ein Zentralflughafen mit einer Gesamtfläche von 108 ha geschaffen, der als Zielpunkt zahlreicher europäischer Luftverkehrsverbindungen angesteuert wird.

Bei aller Inanspruchnahme durch diese bedeutenden Wirtschaftsaufgaben ist Frankfurt doch stets seiner Mission treu geblieben, Mittelpunkt stärkster geistiger und kultureller Interessen zu sein. Wie könnte die Stadt Goethes auch anders handeln! Wohl das beste Zeugnis des Opfersinns seiner Bürgerschaft hat Frankfurt zu Beginn des Krieges durch die Gründung seiner Universität abgelegt, deren Bestand damals ausschließlich aus Stiftungsmitteln gesichert ward. Bereits nach wenigen Jahren hatte diese junge Alma mater 6000 Studierende und Hörer aufzuweisen. In der Nachkriegszeit hat Frankfurt bedeutende Forschungsinstitute wie das China - Institut, das Institut für Sozial-Forschung, das Elsaß-Lothringische Institut, das Afrika-Archiv u. a. seiner Universität angegliedert. Unter den vielen sonstigen Stätten wissenschaftlicher Forschung seien das in der Neuzeit in einem prächtigen Universitätsbau untergebrachte Senckenbergische naturhistorische Museum, verbunden mit dem physikalisch - chemischen Institut, das Städtische Historische Museum, das Völkermuseum, das Stadtarchiv, das Institut für experimentelle Therapie, das Georg - Speyer-Haus besonders genannt. Ebenso hohes Ansehen genießen die weltbekannten Sammel- und Forschungsstätten der Kunst wie das in der neueren Zeit wesentlich erweiterte Städelsche Kunstinstitut, das Liebieg-Haus und das Kunstgewerbemuseum. Erstklassig geleitete Theater (Städtisches Opern- und Schauspielhaus, Neues Theater) pflegen auf musikalischem und bühnendramatischem Gebiet das bewährte Alte und das gute Neue. Palmengarten und Zoologischer Garten, jener mit herrlichem Palmenhaus und Blütengalerie, dieser mit seinen Tiersammlungen, wie sie in ihrer Reichhaltigkeit auf dem europäischen Kontinent kaum wieder anzutreffen sind, genießen Weltruf.

Daß auch die Körperkultur in Frankfurt a. M. eine seltene Pflegstätte gefunden hat, beweist das mitten in der Einsamkeit des Stadtwaldes, aber dicht vor den Toren der Stadt angelegte Stadion, das in seiner natürlichen Schönheit und seiner zweckvollen Anordnung wohl die hervorragendste Anlage dieser Art in Deutschland darstellt.

Trotz seiner Entwicklung zur modernen Großstadt hat Frankfurt in keiner Weise etwas von seinen alten Reizen und Annehmlichkeiten als menschliche Siedlungsstätte eingebüßt. In das Grün der fruchtbaren Ebene eingebettet, aus der der Main wie ein breiter Silberstreifen aufleuchtet, umrahmt von herrlichen Wäldern und Mittelgebirgen, ist Frankfurt auch heute noch der Ort, wo man sich jederzeit wohl fühlen kann.

Der Kuhhirtenturm, Paul Hindemiths Wohnung.

Der Rententurm, die Wohnstätte Fritz v. Unruhs.

# Aus dem geistigen Frankfurt

Von Rudolf Geck.

Vom geistigen Frankfurt, soweit das Künstlertum in Frage kommt, soll hier die Rede sein, und auch aus der Künstlerwelt kann nur eine Gruppe vorgestellt werden: Dichter, Maler, Musiker. Die weiche schöne Main-Metropole mit ihrer ehrwürdigen Altstadt und dem vornehmen Westend, die Nähe des Rheins und der Taunus-Landschaft locken zum Aufenthalt. Die Verwaltung Frankfurts ist sich bebewußt, daß große Künstler seltene Vögel sind, und sucht sie zu halten. In diesen Zeiten der Wohnungsnöte ließ sie einige der alten Stadttürme wohnlich herrichten und bot sie Künstlern als Behausung an. Gegen die alten Mauern dröhnen nun die Verse Fritz v. Unruhs und tönen die Melodien Hindemiths, im alten Karmeliterkloster, das aus seiner Verschollenheit geweckt wurde, und das mit den Fresken Jörg Ratgebs wie ein Juwel im Lärm der Altstadt liegt, wohnen heute Schauspieler und andere Künstler, so auch Hermann Scherchen, Dirigent und Musikant.

Einige der Frankfurter Künstler begegnen uns an jeder Straßenecke. So Alfons Paquet. Der blauäugige Mann, ein Wiesbadener, ist dem Rhein, dem er ein Buch gewidmet hat, und zwar das beste, das über ihn geschrieben wurde, zugeschworen. Er steht fest und sachlich im Leben, kennt den Puls der Zeit und hat den Blick für die großen Zusammenhänge. Er versteht sich auf technische Fragen und schreibt Novellen, er hält heute einen Vortrag über die Neckarkanalisierung und dichtet morgen den ersten Akt eines Dramas, zwischendurch schreibt er eine Ballade. Und schreibt immer gut.

Rudolf G. Binding ist ein Frankfurter und wohnt im nahen Buchschlag. Er hat studiert und war sächsischer Garde-Offizier. Als Offizier hat er auch den Krieg mitgemacht. Ein schmaler Band Gedichte, die reifsten und tiefstleuchtenden wohl, die ein Kriegsteilnehmer heimgebracht, gehören uns. Und es gehört uns die gleichfalls dem Kriegserleben entflossene Novelle „Unsterblichkeit“, ein edles Werk, das den Weg des neuen Menschen zeigt, und sein „Kriegstagebuch“, eine Chronik der inneren Schau, gedankenschwer und tief erregend. Wie Binding die Sprache, das edelste Blut unseres Volkes, verwaltet, ist bekannt. Einst hatte der Dichter eine Gemeinde, die seine Novellen und Legenden liebte, diese Kostbarkeiten eines bedächtig Schaffenden; heute ist er uns auch ein Rufer in die Zeit, Wegweiser zu fernen Zielen.

Auch Fritz v. Unruh, Sproß eines alten Geschlechts, war Offizier. Auch er gab ein Kriegsbuch „Opfergang“, das sein Erleben ungeheuer verdichtet, ein hartes und heroisches Buch. Weithin kennt man den Dramatiker Unruh. Eines seiner ersten Stücke, „Prinz Louis Ferdinand“, das die Gewitterstimmung von 1806 mit einer schier nachtwandlerischen Sicherheit bannt, ist über die meisten Bühnen gegangen. Später verließ Unruh den historischen Stoff und die Fabel. Seine Helden der Kriegsdramen „Vor der Entscheidung“, „Ein Geschlecht“ drängen zur Revolution. In „Platz“ vollzieht sich der Zusammenbruch. Das Geschehen wird in seinen Dichtungen symbolisch, die Sprache hymnisch, prophetisch, ekstatisch, oft von hinreißender Wucht und wundervollem Schmelz. Unruhs Werk steht im Dienst des neuen Menschen, wird Anschauung, Gestalt gewordene Idee.

Auch den Maler Beckmann hat der Krieg gehämmert, auch er hat ihn erlebt. Man nennt ihn kalt, weil er unerbittlich ist. Beckmann kommt dem Beschauer nicht entgegen, und was Liliencron von sich sagte: „Unaussprechlich schnuppe ist für mich der Leser“, gilt auch für ihn. Er ist ein Wahrheitsfanatiker und gibt Köpfe von mitunter grausamer Charakteristik, Szenen aus den menschlichen Abgründen von unheimlicher Gewalt, eine „Kreuzabnahme“, die das übliche fromme Gefühl verletzt, verrenkt, mit Leichentönen. Unter dem Einfluß der beruhigenden Züge der letzten Jahre ist auch seine Härte einer sanfteren Stimmung gewichen und hat ihn zu freundlicher Gestaltung geführt. Er malt nun schöne Frauen, Stilleben und das alte Frankfurt.

Der Dichter Rudolf G. Binding. Nach einer Zeichnung von Jakob Best.

Unsere Stadt hat, man weiß es, seit alters ein reiches Musikleben; sie hat ihre Lieblinge und feiert sie enthusiastisch. Einer der charakteristischesten Köpfe ist der erst 31 jährige Paul Hindemith. Schüler des Hochschen Konservatoriums, wo Bernhard Sekles sein Lehrer war, wurde er Erster Konzertmeister der Oper und lebt jetzt hauptsächlich seinen kompositorischen Arbeiten. Er gilt als Führer der neuen Musik, die der von Einfällen überströmte Künster durch Opern, Lieder und Kammermusikwerke bereichert hat.

Der inner- und äußerlich elegante Intendant der Oper und künstlerische Leiter unserer Museums-Gesellschaft, der vornehmsten Vereinigung, Clemens Kraus, ist ein Wiener. Er verleugnet den Österreicher nicht und darf als der typische Wiener Musikant in der sicheren, überlegenen Spielart des Orchester-Virtuosen gelten. Die Leitung der Museums-Konzerte hat ihm viel Erfolg gebracht. Wiener Versuche, ihn zurückzuholen, sind mißlungen.

Hermann Scherchen, ein Berliner, ist der resolute Anwalt zeitgenössischer Musik in unserer Stadt. Zugleich muß angemerkt werden, daß er einer der bemerkenswertesten Vertreter des neuen, des sogenannten „sozialen“ Dirigententyps ist. Allem Werdenden weit aufgetan, macht er es sich nicht leicht und schwimmt, wenn es sein muß, gegen den Strom.

Der Schriftsteller Alfons Paquet. (Phot. Transocean, Berlin.)

Der Dichter Fritz v. Unruh. (Phot. H. Martinic, Paris.)

Der Maler Max Beckmann.

Prof. Clemens Kraus, Intendant der Oper. (Phot. Vajda M. Pál, Budapest.)

Der Dirigent Hermann Scherchen. (Phot. Lendvai-Dircksen, Charlottenburg.)

Der Komponist Paul Hindemith. (Phot. Suse Byk.)

Kreuzgang im Karmeliterkloster. (Phot. Kunstanstalt Rembrandt van Ryn, Frankfurt a. M.)

# Der Bäderkranz um Frankfurt

Von Alfons Paquet

Wiesbaden: Blick auf das Kurhaus.

Es gibt kaum eine Gegend unseres Erdteils, die an sinterführenden Sprudeln, an prickelnden Sauerbrunnen so reich wäre wie der Landstrich, den das Rheinische Schiefergebirge in seiner ganzen Ausdehnung bedeckt. Dieses Gebirge wird im Einschnitt von Bingen vom Rhein durchflossen, der sich quer über seine Schwelle eingegraben hat. Aber ein geheimnisvolles Aderwerk von Gewässern fließt in der Tiefe. Aus ihm treten die mineralischen Quellen an das Tageslicht. Zuweilen sind es starke milchweiße Strahlen. Manchmal auch dampfende, bräunlich gefärbte kleine Flüsse oder klare kalte Rinnsale, die in Streuung auftreten, als ob eine Garbe von Wasserfäden raketengleich emporstiege, um das Wiesengelände mit Quellen auszufüllen.

Das Rheinische Schiefergebirge reicht von den Ardenen bis weit in die Wetterau. Die vielen saueren, eisenhaltigen, schwefligen oder auch mit Salz vermischten Wässer dieses Gebietes sind durch ihre Heilkräfte so bedeutungsvoll geworden, daß Badehäuser, Trinkhallen, ganze Bäderstädte über ihnen entstanden. Von Aachen bis Tönnisstein in der Eifel, von Remagen über Namedy, Bad Bertrich, Rhens, Salzig bis Aßmannshausen am Rhein, von Oberlahnstein über Ems, Fachingen, Niederselters im Lahngebiet, von Kreuznach bis nach Langenschwalbach im Hintergrund des Rheingaues und von dort bis nach Soden-Salmünster, Orb, Wildungen, Salzhausen und Salzungen in den anmutigen Tälern der thüringischen Grenze, ist alter vulkanischer, alter neptunischer Boden. Die Feuer erloschen, die Meere verschwanden, eine unerschöpfliche Abwechslung heilkräftiger Quellen ist geblieben. Selbst die kleinen, kaum bekannten Mineralquellen der Eifel und des Hunsrücks, die aus Wäldern und Wiesentälern ihre Wässer zu den Bächen entsenden, sind nicht zu verachten.

Aber besonders zahlreich und besucht sind die Heilquellen am Südabhang des Taunus, des schön geflochtenen und bewaldeten Gebirgszuges. Die meisten von ihnen sind schon den Römern bekannt gewesen; man zeigt noch die Röhren, die mit Mosaiken bedeckten Böden ihrer Thermen, die aufgedeckt wurden, wo heute wieder die Kurhäuser sich erheben. Niemand kann erklären, wie es kommt, daß der hohe Sprudel auf der Rheininsel bei Andernach wie nach der Uhr in regelmäßigen Zeitabständen aufspringt und zusammensinkt, während der Wiesbadener Kochbrunnen seit Menschengedenken in Wassermenge und Temperatur sich immer gleichgeblieben ist. Über dieser besonders starken, brodelnden Quelle, die einst in sumpfigen Wiesen verdampfte, hat sich längst die glänzende Weltkurstadt erhoben. Über den granitnen Rand des Brunnens beugen sich die Wasserschöpferinnen mit den Gläsern der in täglicher Prozession vorüberziehenden Besucher.

Wenige Großstädte haben eine solche Menge und Auswahl heilkräftiger Quellen in ihrer unmittelbaren Nähe wie Frankfurt. Heute in der Zeit der Kraftwagen ist es eine Kleinigkeit, an einem Tage die wichtigsten dieser Bäder zu besuchen, die Frankfurt im weiten Bogen umgeben. Nach einer Stunde auf der Landstraße biegt der Wagen in die herrliche Wilhelmstraße von Wiesbaden. Man trinkt noch beim Morgenkonzert ein paar Gläser Kochbrunnen, man erfreut sich an den immer von frischer Blumenpracht umgebenen Kaskaden, man tritt aus den gleißenden Sälen des Kurhauses in die wohligen Schattenpfade hinaus. Und schon nach einer kurzen Fahrt durch sonnig gesprenkelte Buchenwälder wird man über Schneisen und breitere Rodungen hinweg das noch in Morgennebeln blinkende Rheintal erblicken, man wird nun sogleich in die Wälderkessel von Schlangenbad und Langenschwalbach hinuntertauchen. Die Fahrt im Taunus führt durch die vielen, durch Wälderstrecken, Wiesenweg, Kastanienhaine und Obstgärten voneinandergeschiedenen Luftkurorte, an Burgruinen, Bauerndörfern und versteckten alten Mühlen vorüber. Man rastet in dem sauberen Städtchen Soden, dessen schnurgerade Landstraße gleichsam in dichten Nelken- und Rosengärten wurzelt und wieder bis zum Main hin vorstößt. Dem alten Herzogtum Nassau, dem es angehörte, verdankt Soden noch sein reizendes kleines Kurhaus. Seine nun mit Parkgebüsch bepflanzten und von Fußpfaden durchschlungenen Wiesen sind mit nicht weniger als sechsundzwanzig Quellen gesegnet. Die Nachbardörfer sind bekannt durch ihre Erdbeeranlagen, durch ihre ungeheuren Ernten von Äpfeln, Mirabellen, Aprikosen, Edelkastanien und Nüssen. Nicht fern ist Kronthal, dessen Baumgruppen noch vor kurzem ein kleines Kurhaus und einen Weiher beschatteten, die nun verschwunden sind, um einer industriemäßigen Ausnutzung seiner Sauerbrunnen Platz zu machen; sie liefern in der Regie der Stadt Frankfurt ein weitverbreitetes Tafelwasser. Vom höher gelegenen Kronberg geht der Ausblick weit über die Mainebene. Außerhalb der winkeligen Gassen zu Füßen der Burg liegen die in Parkmauern eingeschlossenen

Nebenstehend: Königstein im Taunus. (Phot. Franz Schilling, Königstein i. T.)

Cronberg im Taunus: Gesamtansicht. (Phot. Franz Schilling, Königstein i. T.)

Sommersitze der Hochfinanz des ganzen Frankfurter Bank- und Industriebereichs. Es ist nur ein Wald- und Wiesenspaziergang nach Königstein und Falkenstein hinüber. Die friedlichen Außenstraßen der beiden Städtchen verschwinden wie Rampen in die Buchenwälder. Überall sind die Zugänge zu den windfrischen Gipfeln des Gebirges; auch Oberursel und das türmereiche Homburg in der Ebene sind nur wie Pforten in den Taunus. Dort aus dem Hardtwald, der der vergrößerte Park von Homburg ist, führt die Straße dann durch die schattenlosen Felder und die satten Dörfer der Wetterau. Die altertümliche, belebte Hauptstraße der einstigen Reichsstadt Friedberg mündet in das Tor der wohlerhaltenen Burg, sie senkt sich zu der nach Nauheim führenden Allee. Wer würde es wagen, zwischen dem eleganten, in Zerstreuungen ewig erfinderischen Wiesbaden, dem exquisiten, ganz in Grün gebetteten Homburg und dem großzügig angelegten Nauheim eine Wahl zu treffen, wenn nicht der Arzt es tut? Doch kann ja auch, wer am Morgen noch bei Wiesbaden die große Landschaft des Rheines begrüßte und am Nachmittag durch die märchenhaft versteckten Schluchten, um die Rondelle im Park des alten Homburger Schlosses ging und auf der Terrasse des Homburger Kursaales den ruhevollen Anblick des neuen Parkes und des Springbrunnens genoß, den frühen Abend im lieblichen Nauheimer Park verbringen. Dort säumen den Weiher die abendlich beglänzten Bäume; wie ein Stück Gold erstrahlt auf dem hellen Wasser ein Kahn mit tropfendem Ruder. Wir atmen noch vor der Rückkehr in die Großstadt den frischen Salzhauch der Gradierwerke, die die Heime, die blumengeschmückten Landhäuser von Nauheim wie dunkle Schanzen umsäumen. Wir halten auf der Heimfahrt ein paar Minuten in dem uralten Städtchen Vilbel. Selbst der alte Brunnen vor dem Rathaus dort führt kohlensaures Wasser. Im engen Hof des Badehauses steigt der Sprudel bis zum ersten Stockwerk auf. Wir vergleichen die Analysen dieses ländlichen Privatbades, seinen Gehalt an Kalk, Natron, Natrium und freier Kohlensäure mit denen der berühmteren Quellen von Wildungen, Ems oder Birresborn und fahren weiter. Vielen Frankfurter Bewohnern ist das Vilbeler Wasser ältester Haustrank neben dem Kronthaler oder dem milden Flaschenwasser, das die Friedrichsquelle in Offenbach jenseits des Maines spendet. Schließlich hat auch Frankfurt an seinem Mainufer mitten in der Stadt sein eigenes schwefelhaltiges Wasser, das in der luftigen Halle am Grindbrunnen täglich von treuen Besuchern getrunken wird.

Frankfurt selbst genießt eifrig die Bäder seines Umkreises, die die Ärzte empfehlen. Es ist eine Stadt der Arbeit, aber auch der Lebenskunst. Es zeigt gern sein zur Welt gewandtes Gesicht, doch es hat deswegen die guten Dinge der Nähe niemals vernachlässigt. Das Gesicht von Frankfurt setzt sich aus vielen Zügen zusammen, aber diese Züge sind ausgeglichen wie die Höhen des Gebirges in seinem Hintergrunde. Ein Ausdruck des heiteren und weisen Behagens überlagert den Ernst der Aufgaben und das Ahnen der Urzusammenhänge.

Friedberg in der Wetterau (Hessen): Vorderes Tor der Burg. (Phot. Albert Schmidt.)

Im Oval:
Bad Homburg v. d. Höhe: Kurhaus. (Phot. T. H. Voigt, Bad Homburg v. d. Höhe.)

Bad Nauheim: Blick in den Sprudelhof.

## Die Weihe der neuen „Alten Brücke“ in Frankfurt.

Die Alte Brücke, der älteste feste Übergang am unteren Main, die im Jahre 1914 abgebrochen worden war, ist am selben Orte nach manchen Hemmnissen neu erstanden. Mächtiger und in größeren Bogen überspannt sie jetzt den Main, aber doch ist sie in Form und Farbe dem alten Wahrzeichen der Stadt Frankfurt ähnlich geblieben. Das Einweihungsfest am 15. August begann mit der feierlichen Schlußsteinlegung. Danach wurden nach einer Rede des Oberbürgermeisters Dr. Landmann, in der er das Bauwerk als ein Sinnbild des deutschen Zusammenschlusses hinstellte, die Brücke mit der symbolischen Durchschneidung des Brückenbandes eröffnet. In diesem Augenblicke setzte unter dem Jubel der Bevölkerung das Läuten der Glocken auf beiden Ufern ein, Böllerschüsse krachten, die Sirenen der Mainschiffe ertönten, und die Menge sang das Deutschlandlied. Abordnungen sämtlicher deutschen Landsmannschaften, teilweise in Tracht, schritten über die Brücke. Darauf zog der große, aus sieben Gruppen mit 69 Fahrzeugen bestehende Schiffs-Festkorso in seinem prächtigen Schmuck vorüber. Am Nachmittag veranstaltete der Frankfurter Rennklub auf der Rennbahn ein Jubiläumsrennen. Ein Mahl im Römer versammelte dann am Abend die Gäste, und ein Festspiel in der Festhalle beendete die denkwürdigen Feierlichkeiten der Frankfurter Brückenweihe.

Die im Festschmuck prangende Brücke nach ihrer Freigabe für den Verkehr.
Links nebenstehend: Oberbürgermeister Dr. Landmann vollführt die Schlußsteinlegung.

Der Inhalt des Schlußsteins: Ein „Bembel" Apfelwein, zwei Flaschen Wein, Zeichnungen und Urkunden.

Niederschlesien mit Rübezahl im Festzug der Landsmännischen Vereinigungen.

Gruppe der Landsmannschaften im Festzug.

VON DER EINWEIHUNG DER NEUEN „ALTEN BRÜCKE" IN FRANKFURT A. M. AM 15. AUGUST

Von den Festlichkeiten zur Weihe der neuen „Alten Brücke" in Frankfurt a. M. am 15. August: Der Schiffsfestzug auf dem Main nach der Einweihungsfeier.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.

Vom 7. Fußballstädtekampf Berlin-Budapest in Berlin am 15. August: Das siegbringende dritte Tor der Berliner Mannschaft.

Von den Meisterschaften der Deutschen Turnerschaft, die am 14. und 15. August im Düsseldorfer Rheinstadion ausgetragen wurden: Grelack (Berlin), der Sieger im 800-m-Lauf, am Ziel.

# TAGESGESCHICHTE

**Reichspräsident v. Hindenburg** stattete auf dem Wege nach Weitenhagen in Pommern, wo am 17. August die Hochzeit seines ältesten Enkels, Herrn v. Brockhusen, mit Fräulein v. Bandemer gefeiert wurde, am 15. August der Stadt Stolp einen Besuch ab. Bei seiner Ankunft empfingen ihn die vaterländischen Vereinigungen der Stadt und ihrer Umgebung und 120 Veteranen aus den Kriegen 1864, 1866, 1870/71. Zuerst begab sich Hindenburg zum Rathaus, wo ihm vom Oberbürgermeister Hasenjäger mit einer Ansprache die Urkunde über die Ernennung zum Ehrenbürger der Stadt Stolp überreicht wurde, worauf Hindenburg nach einer warmen Dankesrede seine Eintragung in das Goldene Buch der Stadt vollzog. Darauf trat der Reichspräsident die Fahrt nach der Hindenburg-Kampfbahn, in der die Turn- und Sportvereine Aufstellung genommen hatten, an, wo die Weihe des Platzes vollzogen wurde. Nach einem kurzen Aufenthalt im Kasino des Reiterregiments Nr. 5 setzte Hindenburg seine Reise fort.

Das zweitägige Fest der **Jahrhundertfeier der Karlsquelle des Bades Mergentheim** am 13. und 14. August brachte zuerst die Gedenkfeier in der alten Karlsquelle, zu der zahlreiche Fest- und Ehrengäste aus dem ganze Reiche sowie der verdienstvolle Schirmherr des Bades, der Exkönig Ferdinand von Bulgarien, erschienen waren. Den zweiten Festakt bildete die Einweihung der neuerbohrten zweiten Karlsquelle, und als dritter Teil des Festes schloß sich die Grundsteinlegung des neuen Kursaales an.

Zum zweiten Male innerhalb einer Woche wurde Deutschland am 19. August von einem gewaltigen Eisenbahnunglück betroffen. Der Nachtschnellzug Berlin-Köln entgleiste bei Leiferde zwischen den Stationen Isenbüttel und Lehrte. Der ganze Anschein sprach für einen verbrecherischen Anschlag. Der Katastrophe fielen 24 Personen zum Opfer, ferner wurde eine große Anzahl von Fahrgästen schwer verletzt.

Bei der **19. Weltkonferenz christlicher Jungmännervereine** kamen 1500 Vertreter aller Völker, einschließlich Chinesen, Inder, Neger, Ägypter Anfang August in Helsingfors (Finnland) zusammen. Ihre Beratungen ergaben starke Eindrücke gemeinschaftlicher Aufgaben der christlichen Jugend in der ganzen Welt. An der Spitze der deutschen Abordnung, die mit 300 Mann die stärkste der Konferenz war,

Die Internationalen Tennismeisterschaften von Deutschland, die vom 11. bis zum 16. August in Hamburg zur Entscheidung kamen: Während des Herrendoppelspiels v. Kehrling-Rahe gegen Gottlieb-Dr. Dessart am 15. August.

Das Reiterfest in Frohnau bei Berlin am 15. August: Die Hundemeute des Parforce-Jagdklubs. — **Links:** Vom Bauernreiten des Reitervereins Berlin-Buckow am 15. August: Der Sprung durch ein lebendes Hindernis, ein gewagtes Reiterkunststück.

Von der Vermählung des ältesten Enkels des Reichspräsidenten v. Hindenburg, Herrn v. Brockhusen, mit Fräulein v. Bandemer in Weitenhagen (Kreis Stolp i. P.) am 17. August: Der Hochzeitszug.

Die Jahrhundertfeier des Bades Mergentheim am 13. und 14. August: Der frühere bulgarische König Ferdinand (×), ein besonderer Gönner des Bades, als Gast bei den Feierlichkeiten im Gespräch mit den Vertretern der Behörden. — **Mitte links:** Der Hindenburgtag in Pommern: Begrüßung des Reichspräsidenten nach seiner Ankunft in Stolp am 15. August.

**Links:** Von dem kürzlich erfolgten Besuch des holländischen Prinzgemahls auf der „Gesolei" in Düsseldorf: Prinz Heinrich der Niederlande beim Rundgang mit Prof. Dr. W. Kreis (links) und Geheimrat Prof. Dr. Schloßmann, Vorstandsmitgliedern der Ausstellung. — **Rechts:** Vom Unglück des Berlin-Kölner Nachtschnellzuges bei Leiferde (Hannover) am 19. August: Die beiden ineinandergeschobenen Wagen an der Unglücksstätte; 24 Tote und zahlreiche Verwundete forderte die Katastrophe.

Eine Sommernacht an der Alster: Feuerwerkszauber bei dem hellerleuchteten Uhlenhorster Fährhaus in Hamburg.

stand Fritz Humburg-Barmen, der Vorsitzende des Reichsverbandes evangelischer Jungmännerbünde Deutschlands.

Bei dem Städtekampf gegen Budapest konnte im Berliner Stadion die Berliner Mannschaft mit einem Siege 4:2 abschneiden, nachdem die Hauptzeit mit 2:0 für Budapest wenig Aussichten auf einen Sieg der Berliner geweckt hatte. Ein hervorragender Endspurt Berlins vermochte die technische Spielkunst der Ungarn wettzumachen.

Im Düsseldorfer Rheinstadion kamen am 14. und 15. August die Meisterschaftswettbewerbe der Deutschen Turnerschaft in der Leichtathletik und im Schwimmen zum Austrag. Bei den Kämpfen wurden hervorragende Höchstleistungen erzielt.

Vom 11. bis zum 16. August fanden in Hamburg die Internationalen Tennismeisterschaften von Deutschland statt. Deutscher Meister im Herreneinzelspiel wurde Moldenhauer, die Meisterschaft im Damen- und Herrendoppelspiel gewannen Fräulein Außem und Moldenhauer, als deutsche Doppelmeister gingen v. Kehrling und Nahe hervor, während Frau Friedleben zum sechsten Male deutsche Meisterin wurde.

Einen vollen Erfolg konnte die Sonntagsveranstaltung des Reitervereins „Frohnau“ (Berlin) am 15. August verzeichnen. In Rennen und Gymkhanas, in Polo und Jagdspringen wurde guter Sport geboten. Auch fand die Vorführung der Frohnauer Meute lebhaften Beifall.

**Anna v. Bonin,**
geb. v. Zanthier, unter dem Decknamen Hans Werder bekannte, beliebte Schriftstellerin, Verfasserin vaterländischer und historischer Romane, feiert am 8. September ihren 70. Geburtstag.

## Die größte Hängebrücke der Welt.

(Vgl. hierzu die Abbildung auf der gegenüberstehenden Seite.)

Die neue Hängebrücke, die Amerikas drittgrößte Stadt, Philadelphia, über den Delaware-Fluß hinweg mit der gleichfalls rasch wachsenden Industriestadt Camden verbindet, übertrifft in ihren Hauptabmessungen alle anderen Riesenhängebrücken. Das neue Bauwerk hat einschließlich der Auffahrten eine Gesamtlänge von 3 km. Die Hauptspannweite beträgt 534 m, die Länge von Verankerung zu Verankerung 690 m. Im Gegensatz zu den anderen Riesenhängebrücken wird die Last von nur zwei Kabeln getragen, die dafür ungewöhnliche Abmessungen erhalten haben. Jedes der beiden Tragkabel hat 76 cm Durchmesser, während das bisher stärkste Kabel der Manhattan-Brücke in Neuyork nur 52 cm Durchmesser besitzt. Jedes Kabel besteht aus 18666 verzinkten Einzeldrähten, die zu 61 Litzen von je 306 Drähten zusammengefaßt sind. Die beiden Stahltürme, auf denen die Kabel ruhen, sind 120 m hoch und erheben sich auf Betonfundamenten, die auf festen Fels gegründet sind. Von beachtenswerten Abmessungen sind naturgemäß auch die Verankerungen, die dem enormen Kabelzug zu widerstehen haben, und von deren unverrückbarer Standfestigkeit die Sicherheit der Brücke in entscheidendem Maße abhängt. Es sind riesige, auf Fels gegründete Betonbauwerke von 66 m Länge, 58 m Breite und 53 m Höhe. Das vereinigte Gewicht beider Verankerungen ist mehr als siebenmal so groß wie die gesamte von den Kabeln getragene Last von 54000 t, wovon 70 Proz. auf das Brückengewicht und 30 Proz. auf das Gewicht des Verkehrs entfallen. Die Brückenbahn ist 38 m breit und bietet Raum für sechs Reihen Fahrzeuge, zwei Straßenbahn- und zwei Schnellbahngeleise. Dem Fußgängerverkehr dienen zwei erhöhte Fußgängerwege. Während gegenwärtig mit einem Höchstverkehr von stündlich 2000 Fahrzeugen zu rechnen ist, vermag die Brücke 6000 Automobile pro Stunde spielend zu bewältigen. Die Kosten dieses gewaltigen Bauwerks belaufen sich auf 37 Mill. Dollar oder 155 Mill. Reichsmark, wovon jedoch nur 7½ Mill. Dollar auf den Überbau entfallen, während der weitaus größere Teil für den Unterbau sowie für Grunderwerbungen und Anlage neuer Straßen und Plätze im Bereiche der Brückenköpfe ausgegeben worden ist.

Ing. Karl Möhringer.

**Professor Dr. Ludwig Spiegel,**
Rektor der Deutschen Universität in Prag, ein hervorragender Führer der Sudetendeutschen, Verfasser von rechts- und staatswissenschaftlichen Schriften, † am 14. August, 62 Jahre alt.

Der Mainzer Dom als Patient: Das durch starke Mauerrisse gefährdete, jetzt mit Gerüsten umkleidete altberühmte Bauwerk, an dem die Wiederherstellungsarbeiten in vollem Gange sind.

Links: Ein wiederhergestelltes altägyptisches Kunstwerk: Der gewaltige Sphinx bei den Pyramiden von Gizeh, der auf Veranlassung des Altertumsinstituts in Kairo aus dem angewehten Sand bloßgelegt und von den im Laufe der seit der Errichtung verflossenen 5000 Jahre entstandenen Schäden befreit wurde. — Rechts: Von der Anfang August in Helsingfors (Finnland) abgehaltenen 19. Weltkonferenz christlicher Jungmännervereine: Während des Eröffnungsgottesdienstes in der Johanniskirche. Auf der Kanzel Bischof Dr. Gummerus, Finnland.

Die größte Hängebrücke der Welt: Die Delaware-River-Brücke in Philadelphia (Flugzeugaufnahme).

Links: Das immer weiter greifende Eindringen der Technik in das Heerwesen: Eine englische Batterie, die statt von Pferden durch Motorschlepper fortbewegt wird, auf dem Marsche. — Rechts: Neuzeitlicher Schulunterricht in der Türkei: Die Zöglinge einer Knabenschule während des Bastelunterrichts, wobei sie Spielzeug und andere Handarbeiten anfertigen.

# AUFRUHR IM KOSMOS

VON Dr. H. H. KRITZINGER / MIT ZEICHNUNGEN VON A. HÜCKEL

Entstehung der gegenwärtigen Dämmerungsstörungen.
Staubmassen von Vulkanausbrüchen werden bis an eine Schichtgrenze der Erdatmosphäre emporgerissen und verstärken das dort in der Dämmerung beobachtete Purpurlicht.

Es ist dieses Mal wahrhaftig keine Redensart, daß sich die ältesten Leute nicht mehr erinnern können, einen Katastrophensommer wie den heurigen erlebt zu haben. Denken wir besonders an die Überschwemmungen infolge ungeheurer Niederschläge, so muß man in Sachsen feststellen, daß sich so gewaltige Niederschlagsmengen, die das Dreifache des Normalen überschreiten, auf Grund des früheren Materials überhaupt noch nicht nachweisen lassen. Zugleich erfahren wir von der Beobachtung von Nordlichtern, die nicht nur bis nach Mitteldeutschland herunter, sondern selbst in der Schweiz und in Österreich gelungen ist. Daß dieses Phänomen so ungewöhnliche Ausdehnung erlangte, ist ebenfalls recht selten. Aus dem fernen Osten trifft uns die Kunde, daß im März und April erhebliche Vulkanausbrüche stattgefunden haben, in deren Gefolge man im Juni-Juli auch bei uns mit dem Eintreffen von Dämmerungsstörungen rechnete. Ende Juni haben diese in der Tat eingesetzt. Nicht nur in wissenschaftlichen Fachzeitschriften, sondern auch in der Tagespresse lesen wir schließlich wiederholt von dem Auftreten großer Sonnenflecken, und vielfach findet man die Auffassung vertreten, daß dieser Aufruhr im Kosmos durch gemeinsame höhere Ursachen hervorgerufen sei.

Von vornherein müssen wir jedoch vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus in unserer wundersüchtigen Zeit Besonnenheit im Urteil üben. Das Zusammenvorkommen von katastrophalen Ereignissen braucht noch nicht auf einen engen ursächlichen Zusammenhang zurückzuführen zu sein, der sich auf eine einfache Kette von einzelnen, bereits erforschten Beziehungen zurückführen ließe. Ganz besonders vorsichtig müssen wir in der Anerkennung der Behauptung von Sterndeutern sein, welche die gegenwärtig am Himmel eingetretene Konstellation damit in Verbindung bringen, bei der sich Mars und Saturn einerseits sowie Jupiter und Neptun andererseits auf einem rechtwinkligen Kreuz paarweise gegenüberstehen. Die Erforschung kosmobiologischer Zusammenhänge mag hierin eine Beziehung auf den einzelnen Menschen gelegentlich nachweisen können, für die erwähnten Naturerscheinungen auf dem Erdplaneten als Ganzem dürften aber solche Behauptungen im Kreise der Wissenschaft wenig Glauben finden. An dieser Stelle wollen wir uns nur auf dem Boden des Gesicherten bewegen und werden daher nicht verfehlen, schwach begründete Beziehungen als solche zu kennzeichnen, um zugleich den hochinteressanten Kreis neuer Aufgaben für den künftigen Forscher um so deutlicher hervortreten zu lassen. Wir beginnen mit den Sonnenflecken, deren Beobachtung in den letzten dreihundert Jahren sehr wichtige Ergebnisse gezeitigt hat. Wir fassen sie als riesige elektromagnetisch wirksame Wirbel in den oberen Gasschichten des Tagesgestirns auf. In neuester Zeit hat man auf spektroskopischem Wege gerade den elektromagnetischen Charakter dieser Wirbel genauer erforschen können und dabei festgestellt, daß die Hauptperiode der Schwankung der Häufigkeit der Sonnenflecken von elf und ein Fünftel Jahren nur die Hälfte des eigentlichen Zyklus darstellt, da, statistisch betrachtet, die magnetische Wirkung sich erst nach zweiundzwanzig Jahren im gleichen Sinne zu wiederholen scheint. Wir leben gerade in einer Zeit maximaler Häufigkeit. Diese Wirbelgebiete der Sonne sind so groß, daß oft Dutzende von Erdkugeln darin untergebracht werden könnten. Das Störungsbereich einer Sonnenfleckengruppe ist durch den leicht sichtbaren Fleck nur teilweise gekennzeichnet, denn das Spektroskop verrät uns, daß aus dieser Gegend auch ungeheure Flammenzungen von Wasserstoffgas (Protuberanzen) emporschießen, die bei vollständigen Sonnenfinsternissen wie blutrote Tropfen an dem verfinsternden Monde zu kleben scheinen. Hauptsächlich im Bereiche der Sonnenflecken wird die Strahlung des Tagesgestirns durch Zusatz von zertrümmerten Atomen, durch eine sogenannte Körperstrahlung, ergänzt, die weit in den Weltenraum hineingeschleudert wird. Wir haben versucht, den Vorgang im Bilde zu erläutern, obwohl strenggenommen diese Körperstrahlung nicht direkt im Raume sichtbar ist. Bei einer Schematisierung des Wesentlichen geht dem Leser leicht der Maßstab verloren, wir dürfen daher bemerken, daß die Sonne hundertundneunmal so groß ist wie die Erde. Im Bereiche der magnetischen Erdpole entstehen beim Auftreffen dieser Körperstrahlung prachtvolle elektrische Entladungen, die hauptsächlich als Nordlichter eingehend erforscht wurden. Der Zusammenhang zwischen Sonnenflecken und Nordlichtern ist recht eng. Es ruft jedoch nicht jeder Sonnenfleck Nordlichter hervor, und nur an Hand einiger Erfahrung ist es möglich, nach dem Auftreten von Sonnenflecken das Erscheinen von Nordlichtern vorherzusagen, wie es mir z. B. für den 5. März dieses Jahres gelang. Durch die Körperstrahlung der Sonne erfährt die Leitfähigkeit der Luft eine gewisse Veränderung, die man auch mit der Zunahme der Häufigkeit der Gewitter in Verbindung gebracht hat, wenn auch diese Beziehung noch nicht durchaus geklärt ist. Den Erdbewohner interessiert noch mehr die Tatsache, daß mit der Zunahme der Leitfähigkeit — man verzeihe ein als Gedächtnishilfe wichtiges Wortspiel — auch die Leidfähigkeit des Menschen zunimmt: die Häufigkeit epileptischer Anfälle, die Häufigkeit von Schlaganfällen und wohl auch rheumatischer Störungen steigt mit den Sonnenflecken! In noch ungeklärter Weise ändert sich weiter mit der Häufigkeit der Sonnenflecken die Durchlässigkeit der Erdatmosphäre für die Sonnenstrahlung und damit die für uns wirksame Heizkraft des Tagesgestirns. Weiterhin hat die Statistik der Erdbeben, die allerdings erst in den Anfängen steht, gezeigt, daß drei Viertel aller großen Beben mit dem Spielraum von ungefähr einem Tag zeitlich auf den Durchgang eines großen Sonnenfleckes durch den Zentralmeridian des Tagesgestirns fielen. Der reizauslösende Zusammenhang ist noch ungeklärt. Im einzelnen sind die großen Vulkanausbrüche dieses Frühjahrs auf Kamtschatka, weiter in Japan und des Mauna Loa auf Hawai in diesem Sinne noch nicht untersucht. Nach den Vulkanausbrüchen früherer Jahrzehnte war zu schließen, daß deren feinste Staubmassen bis in Höhe von etwa 70 km emporgeschleudert werden können, wo sich eine sog. Schichtgrenze in unserer Atmosphäre befindet. Die Zurückwerfung des Sonnenlichtes an dieser Schichtgrenze ist während eines besonderen Abschnittes im Verlauf der Dämmerung, als erstes Purpurlicht, zu erkennen. Werden Staubteilchen bis in diese Höhe emporgetrieben, so vertiefen sich die Dämmerungsfarben merklich. Die gebräuchliche Bezeichnung „Purpurlicht“ ist etwas übertrieben, denn nur gegenwärtig kommt der Purpur zur Geltung, sonst beobachtet man bloß ein rötlich getöntes Gelb. Die Schichtgrenze des eigentlichen „ersten Purpurlichtes“ liegt etwa elf Kilometer hoch, bis hierher sind die Staubmassen also schon vorgedrungen. Eine zweite Schichtgrenze, bis zu der früher Dämmerungsstörungen ebenfalls als „zweites Purpurlicht“ emporstiegen, liegt etwa siebzig Kilometer hoch. Eine Andeutung dafür, daß die Störung auch schon dahin gelangt sei, liegt zwar vor. Immerhin wären Wahrnehmungen, die das zweite, sehr schwache Purpurlicht betreffen, wegen seiner Seltenheit von wissenschaftlichem Interesse.

Wirkungen der Sonnenflecken auf unsere Erde.
Links in weiter Ferne die Sonne mit ihrem Strahlenkranz (Korona) und Flecken (Eckzeichnung: Fleckengruppe vergrößert). Vorn rechts die Erde mit Nordlichtern, die durch die Sonnenflecken hervorgerufen werden.

# Japanisches Papier.

Von Ludwig Frank.

Trotz der aufstrebenden Industrie Japans wird die Erzeugung des altbekannten Papiers in diesem Lande noch nach Handwerksart ausgeübt. Eine gute Beschreibung und einen Einblick in die alte japanische Papierfabrikation gibt uns das Buch „Kamisuki chohoki“, d. h. „Bequemstes Handbuch für Papierherstellung“, von Kunihigashi - Jibei. Von diesem im Jahre 1789 in Osaka erschienenen Buch, dem unsere Abbildungen entnommen sind, und von dem ein Exemplar sich im Deutschen Buchmuseum zu Leipzig befindet, hat die Leipziger Anstalt C. G. Röder in letzter Zeit eine ausgezeichnete Faksimile-Reproduktion herausgegeben. Die Schilderung der alten Papierherstellung paßt noch vielfach auf die heutigen Verhältnisse. Die Erzeugung von Papier hat sich in Japan im sechsten Jahrhundert eingebürgert, und die Kenntnisse dazu kamen über China aus Korea. Obwohl die Chinesen, die den Japanern das Papiermachen beibrachten, gute Erzeugnisse lieferten, wurden sie doch bald von ihren Schülern übertroffen. Übrigens läßt sich auch in Japan bereits im Jahre 1260 das erste Papiergeld nachweisen.

Die Ernte des zur Papierherstellung verwendeten Strauchwerkes.

In Japan dient das Papier nicht nur zum Schreiben, Packen, Malen, Drucken usw., sondern es wird auch zu allen möglichen Dingen gebraucht. So sind im Innern Japans die Fenster der Häuser nicht aus Glas, sondern aus geöltem Papier, das auf Rahmen gespannt ist. Die Zwischenwände in den Häusern sind Schiebewände aus Papier. Regnet es, so trägt man einen geölten Papierschirm; ist es heiß, wird ein Papierfächer benutzt. Statt des Taschentuches braucht groß und klein ein Stück Papier. Natürlich hat sich in den Großstädten viel geändert, und der europäische und amerikanische Einfluß haben viele alte Bräuche verdrängt.

Damit nun das Papier allen Anforderungen entspricht, gehört zu seiner Fabrikation ein vorzüglicher Rohstoff. Japan hat in seiner Pflanzenwelt so ausgezeichnete Faserstoffe wie kaum ein anderes Land. Es sind hauptsächlich drei Straucharten, die sich zur Papierherstellung eignen, und zwar Mitsumata (Dreigabel), Gampi und Kodzu (Papiermaulbeerbaum). Brauchbar als Papierrohstoff ist aber nur die Rinde der einzelnen Sträucher. Beim Mitsumata-Strauch findet die Ernte der Rinde im Winter statt, wenn der Strauch vollkommen entlaubt ist. In der Papiermacherwerkstatt wird das abgeschnittene Strauchwerk erst gedämpft; die zusammengeschnürten Bündel werden aufrecht in einen mit Wasser gefüllten Kessel gestellt. Dieses Dämpfen dauert etwa vier Stunden. Erkennt man an herausgezogenen Probezweigen, daß sich der Bast gut abschälen läßt, werden die Zweige herausgenommen; darauf wird am oberen Ende ein Einschnitt gemacht und mit einem Ruck dem Ast die Haut abgezogen. Scheinbar wird durch die Dampfwirkung das Fasergefüge inniger, gleichzeitig aber auch die Faser fester und zäher. Wo es möglich ist, benutzt man die in Japan häufigen heißen Quellen zum Kochen dieses Fasergutes. Die Rinde wird mehrere Tage in fließendes Wasser gebracht, wonach sich die äußere braune Rindenschale abschaben läßt. Der so geweichte und gereinigte Bast wird getrocknet und dann der endgültigen Verarbeitung zugeführt. Es folgt wieder ein Kochprozeß, und zwar wird der Bast in einem offenen Gefäß mit Soda gekocht. Früher gebrauchte man dazu hauptsächlich die Asche einheimischer Pflanzen (Soba). Nach diesem Kochen wird der erhaltene Rindenbrei sehr sorgfältig ausgewaschen und die noch zusammenhängenden Bündel durch Schlagen mit einer Keule oder durch ein Stampfwerk zerteilt. Nach erneutem Waschen wird der Faserstoff durchgeknetet und ist so zur Papierbereitung fertig.

Abziehen der Rinde von den Ästen nach dem Dämpfen.

Da ein solches Papier ziemlich dunkel aussieht, wurde früher eine sehr primitive Bleichung durch langes Wässern und Sonnenbestrahlung vorgenommen. Heute kommt man durch die Anwendung von Chlorkalk schneller zum Ziel. Der Faserbrei gelangt dann in die sog. Schöpferei, in der das Papier mittels Schöpfrahmens aus den Schöpfbütten, einfachen hölzernen Wannen, geschöpft wird, nachdem der Stoff gehörig durchgerührt und bei Erfordernis geleimt worden ist. Nemety berichtet auch von einer Leimung mit einem aus der Tororo-Wurzel gewonnenen Extrakt, der heute noch angewendet werden soll. Zur eigentlichen Papierblattbildung benutzt man Formen, die den bei uns gebräuchlichen Schöpfrahmen recht ähnlich sehen. Es sind dies mit einem feinen Kupfersieb überzogene Rahmen, auf die ein breiter Rahmen aufgestülpt werden kann. — Bei den einheimischen Formen ist das Drahtgewebe durch ein feines Seidengeflecht ersetzt. Als Größe gebraucht man vielfach eine Form von etwa 70 × 140 cm. Trockenfilze, wie sie sonst bei der Papierfabrikation gebraucht werden, kennt man hier nicht. Das Abheben des Papierblattes auf diesen Trockenfilz wird in der Papiermachersprache das Abgautschen genannt. Es erfolgt in der Weise, daß man die Form mit der Papierseite auf ein glattes Brett legt und abzieht. Der zweite Bogen folgt, und der dritte, vierte und weitere Bogen kommen dazu, so daß ein Stoß von feuchten aufeinanderliegenden Bogen entsteht. Durch einfaches Beschweren oder mittels einer einfachen Hebelpresse wird der erste Teil überflüssigen Wassers entfernt. Dann wird Bogen für Bogen wieder abgezogen und mit einer weichen Bürste auf glatte Bretter gestrichen. Diese werden in Horden, nach der Sonne zu, ins Freie gesetzt, und man überläßt sie da dem Licht und der freien Luft.

Abschaben der braunen Rindenschale.

Das Kochen der Rinde.

Das Schlagen des Faserbreies.

Heute wird leider durch ungeeignete Beimischungen die Qualität der Papiere herabgesetzt. Auch in Deutschland wird das echte japanische Papier vielfach zu Luxusdrucken gebraucht und erfreut sich infolge seines feinen Aussehens ganz besonderer Beliebtheit bei den Graphikern, die ihre Radierungen darauf wiedergeben.

**Das Schöpfen des Papiers.**

**Gesamtansicht einer japanischen Papierwerkstatt.**

**Streichen der aufgegautschten Bogen auf Bretter zum Trocknen in der Sonne.**

# Der See

Roman von Gustav Renker

(13. Fortsetzung.)

Wir saßen unter einer Wettertanne eines Bergsattels und sahen in ein jenseitiges Tal hinab, das sich schmal und schattig zwischen Felswände zwang. Höhenwind kam von Eisfeldern und fauchte über uns im Gezweige. Ich löste spielerisch Evas Haarkrone. Nun fielen die Flechten schwer und schillernd bis zu den Kniekehlen nieder, aber im Nu packte sie der Wind, riß sie auf, schwenkte sie wie eine Fahne hin und her. Das Mädel stand unbeweglich da, und ihre Gestalt hob sich stolz und groß vom Berggrat ab.

„Ja, wie Kinder!" wiederholte sie und strich verirrte Flechten aus dem Gesicht. „Oder vielmehr — du bist ein Kind, das heimzu läuft, und hast dir auf den Weg ein artiges Spielzeug mitgenommen."

„Spielzeug — nein! Eine Führerin hab ich. Du führst mich, Eva. Du hast mich aus der Enge gelöst und führst mich in die Weite meiner Heimat."

„Du herzallerliebster Narr! Ich trab dir nach, wohin du gehst. Weil ich dich liebhab. Schau, so dumm bin ich. Nur weil ich dich liebhab. Der Herkules war in mich vernarrt und hätt mir zulieb den Kampf um eine sichere Stelle sofort wiederaufgenommen. Zum Schluß hätt er mich wohl gar geheiratet."

Da lachten wir beide. Es klang wie helle Musik in diesen ernsten Felsbergen. Der Klang flog zur Höhe, ziellos, erdenleicht, wie mein Wesen in diesen Tagen war.

Niedersteigend kamen wir an einen kleinen Waldteich. Sein grünes Wasser war von Bäumen umstanden, deren Zweige sich bis zum schillernden Wellenspiegel senkten. Nur eine Lichtung war da, an welcher der Teich sanft in eine beblumte Wiese überging. Über ihr funkelten Falter hin, und blaue Libellen standen wie glitzernde Edelsteine in der Luft. Ringsum war es still, nur aus weiter Ferne kam Herdenglockenton herüber.

Eva stand still und sagte: „Wir sind frei, und die Zeit kann uns nichts anhaben." Damit streifte sie ihre leichte Kleidung ab und schritt langsam, das kühle, schmeichlerische Emporsteigen des Wassers genießend, in den Teich hinein. Dann schwamm sie mit ruhigen, sicheren Bewegungen dem andern Ufer zu, wo der Grund zum tiefen, unsichtbaren Rätsel wurde. Man sah nur noch das schöne Haupt und die hellen Arme; der Körper unter der Wasseroberfläche glitzerte verschwommen und silbern herauf, als ende er in einer schuppenbedeckten Spindel. Drüben, wo die braunen Wurzeln wie Schlangen in die Tiefe wirbelten, hob sich Eva auf einem unter dem Wasserspiegel befindlichen Felsvorsprung halben Körpers aus der Flut. So stand sie lange und ohne Bewegung, als sei sie selbst eine seltsam schöne Pflanze, deren Wurzeln an den unterseeischen Felsen hafteten. Unterdessen hatte ich selbst die letzte meiner Hüllen abgeworfen, stieg vom Ufer nieder und der Mitte zu. Als ich den Boden unter den Füßen verlor, griff ich in starken Stößen weitaus, um Eva zu erreichen. Ich hatte, von dem leuchtenden Ziel gebannt, den Waldsee und seinen Grund nicht näher betrachtet; plötzlich fühlte ich, wie glitschige, dünne Stricke sich um meine nach unten stoßenden Beine wanden, unsichtbare Arme nach mir griffen und mich hielten. Ich wußte augenblicks, was das war: Schlingpflanzen wucherten vom Grunde empor, lösten sich von ihren Wurzeln und trieben in einem tückisch grünen Feld der Oberfläche zu. Jäh entsann ich mich: in der Hochsommerzeit war das an meinem See stets so gewesen. Schon als Bub hatte ich die Schlingpflanzenfelder an der dunkleren, spiegellosen Farbe, die der See an einzelnen Flecken aufwies, gekannt und mich vor ihnen gehütet. Das zähe, schlammnasse Geflecht hatte schon manchen unvorsichtigen Schwimmer gefesselt und in die Tiefe gezogen. Denn so behaupteten die Leute am See: die Schlingpflanzen, in die ein fremder Körper gerät, ziehen und ballen sich zusammen und sinken, an ihre Beute geklammert, wieder in die Tiefe.

Ich stieß und hieb um mich, versuchte vor allem, die Füße zu befreien, und spürte doch, wie mich die Pflanzen festhielten, wie sich jetzt ein grausam langsamer Zug dem Grunde zu bemerkbar machte, dem mein in Fesseln geschlagener Körper unerbittlich folgen mußte. Ich dachte noch: So also! Hierher hat sie mich aus meiner trägen Sicherheit geführt, um mich zu morden. Den Knaben, der ihr folgt, zieht das Wasserweib zum Grunde! — Ein erschreckend kühler, glatter Körper streifte mich, legte sich eng an mich, als sei ein ungeheurer Fisch aus der Tiefe gestiegen. Dann fühlte ich eine kleine, starke Hand um meinen Nacken — auf einmal war die Sonne wieder da, und die Bäume am Ufer tanzten einen wirren Reigen. Die unsichtbaren Pflanzen fielen von mir ab, als hätte sie eine Schere zerschnitten. Mit fünf, sechs Schwimmbewegungen war ich am Ufer, und als ich nach den festen Baumwurzeln griff, tauchte auch Eva neben mir auf. Lange saß ich, schweratmend und das Sonderbare des Erlebnisses sammelnd und ordnend, auf einem feuchtmoosigen Felsblock. Dann: „Hast du mich aus den Schlingpflanzen gezogen?"

„Bist du in Schlingpflanzen geraten?" Ihr Staunen war echt.

„Ja, ich wäre beinahe ertrunken. Da fühlte ich deinen Arm um meinen Nacken, und mit einem Male war ich wieder frei."

„Ich bin dir eine Strecke entgegengeschwommen. Das war alles. Wie könnte ich schwaches Ding dich aus den Pflanzen reißen! Du hast dich wohl selbst freigemacht."

Sie spielte mit einem großen Seerosenblatt und hielt die Augen nach der Tiefe zu gesenkt. Mir war, als zittere ein feines, kaum merkbares Lächeln um ihren Mund. Lächeln des Rätsels!

Unter den Bäumen war es schwül und dunstig, zudringliche Mücken wölbten eine Wolke um uns und griffen blutlüstern an. Eva glitt rasch wieder ins Wasser und schwamm dem Wiesenufer zu. Auf meinen Ruf, wir wollten zu Fuß unseren Rastplatz erreichen und die gefährliche Stelle meiden, schien sie nicht zu hören. Deutlich sah ich jetzt, von überhöhtem Standpunkt aus, die eiförmige graugrüne Stelle in dem sonst leuchtenden Wasser, wo, einige Handbreit unter der Oberfläche, die Schlingpflanzen standen. Des Weibes Körper glitt darüber, dazwischen hindurch wie ein fahlweißer Blitz. Als ich, das Ufer entlanglaufend, unseren Platz erreichte, stieg Eva eben aus dem Wasser.

Ich zwang mich trotz meiner ahnungsvollen Erregung zu beiläufig hingeworfenen Worten: „Das war unvorsichtig von dir. Aber du bist noch gut davongekommen."

Wieder lächelte sie, doch so, als sei dieses Lächeln nicht für mich bestimmt. Sie legte sich auf den Rücken in die Sonne, faltete die Hände unter dem Haupt und dehnte den wundervollen Körper in der Sonnenglut.

Ich hatte das Gefühl, als müßte ich nun diesen der Wassertiefe entstiegenen, menschgewordenen Leib mit Gaben schmücken, die mir die Bergerde bot. Ich schritt zum Berghang hin, der einen Feuermantel von Almrosen trug, und brach mir ihrer einen Armvoll. Aus dem Wiesenboden raffte ich die unsagbar süß duftenden Kohlröserln, die feingliedrigen Federnelken und die keuschen Kinderaugen des Vergißmeinnichts. Und nun begann ich ganz ernsthaft, als gäbe es jetzt keine wichtigere Aufgabe für mich, den Frauenkörper mit Blumen zu beladen. Als ich mein zärtlich spielendes Werk vollendet hatte, war Eva eingeschlummert. Unter ihrem ruhigen Atmen hob und senkte sich der Blütengarten, als striche ein heißer Wind durch Alpwiesen.

Da war es mir, als dürfe ich diesen Schlaf nicht stören. Ich legte mich unweit von meiner Gefährtin in das Gras und zwang mich gleichfalls zum Schlafe. Als ich erwachte, geschah es vom Kälteschauer eines Nachmittagswindes. Eva war schon angekleidet, hatte einen kleinen Herd aus Steinen aufgerichtet und bereitete eben eine Mahlzeit aus den Vorräten unseres Wandersackes.

Wir gingen talwärts, als die Schatten an den Hängen emporstiegen. Ein enger Graben wand sich wie ein langer Sack aus den Bergen in eine Niederung hinaus. Es war auf diesem Sommerweg der Heimat zu stets unser Wunsch, die Vielheit großer Siedlungen zu meiden. Das geschah aus keinem anderen Grunde als dem, allein zu sein in uns und in unserem Sichgenießen. Diesmal sah es fast so aus, als ob uns die Abseitigkeit nicht erfüllt werden würde, denn der Graben, soweit überblickbar, wies keine Ausbuchtung und Verbreiterung auf, die einer Alm oder gar einem kleinen Dörflein Platz geben konnte.

„Es wird heute wohl doch so sein, daß wir geradeswegs in ein Haupttal kommen und dort als ehrbare Reisende in einem großen Gasthof Quartier nehmen müssen", meinte ich.

„Wenn wir es nicht einmal wagen wollen, uns auf Moos zu betten und unter dem Schutz einer großen Fichte zu schlafen. Die Nacht wird lind und schön sein."

Das beschlossen wir. Langsam stiegen wir auf dem holprigen Wildheuerpfad nieder und sahen uns nach einem geeigneten Platz um. Dazwischen wieder standen wir still, sahen die Nacht heranschweben und am Himmel die Sterne aufflammen. Die Wälder waren schwarz und ungestalt wie wuchtige Brocken vom Himmel gefallener Dunkelheit, nur auf den Kämmen standen vereinzelte Bäume gleich Schattenbildern im amethyst-violetten Abendhimmel. An einer Stelle, wo ein Seitengraben seinen grünlich schimmernden Wildbach in den Hauptgraben warf, hob sich eine graublaue Rauchwolke als lange, dünne Feder in die Luft. Da wir uns dem Feuerplatze nahten, scholl zwischen den sich lichtenden Baumstämmen lautes Sprechen hervor. Eine grobe Stimme in der hiesigen Mundart wehrte unbeholfen gestammeltem, fremdländischem Deutsch ab, das dringlich zu bitten schien. Die Bäume traten auseinander, auf kleinem Wiesengrund stand ein Kohlenmeiler, dem bleicher Rauch entwirbelte, unweit davon eine Hütte aus braunem Gebälk, an die eine schmalgestreckte Stallung angebaut war.

Die Urmenschgestalt des Köhlers, überrußt und groß, lehnte sich auf die halbverkohlte Schürstange. Vor ihm aber standen zwei elend verlumpte Menschen, ein alter Mann mit weißem Bart und seltsam leeren Augen und ein etwa fünfzehnjähriger Bub mit schwarzem, wildzerstrubeltem Haar. Der Alte hatte auf dem Rücken einen Sack, auf dem mit verschlafen nachdenklichem Gesicht ein Äfflein hockte, während sich auf der Schulter des Buben ein grellgrüner Papagei festgeklammert hatte. Der Junge sprach, wirbelte erklärend mit den Händen in der Luft herum und suchte nach verständlichen Worten.

BADENDE AM SEE / NACH EINER RADIERUNG VON E. L. EULER

(Mit Genehmigung des Bavaria-Verlags, München)

# Haartracht und Kopfschmuck der Spanierin

Elegante Spanierin mit der typischen Blume im Haar und dem traditionellen Hut (Sombrero).

Spanierin mit der bei Festlichkeiten getragenen weißen Mantilla.

Kopfputz in der Provinz Valencia.
Links und rechts nebenstehend: Haartrachten der spanischen Zigeunerinnen.

Eigenartige Frisur einer Frau aus Fraga (Provinz Huesca): Das lange Haar wird zu einem breiten Band verflochten und dann aufgesteckt.
Links und rechts nebenstehend: Frisur aus der Provinz Huesca. Das in zwei Stränge geteilte Haar wird, in Seidenbänder eingerollt, wulstartig um den Kopf gelegt.

„Sie uns mussen behalten seulement pour la nuit. Der Vater très malade, nicht mehr kann er weitergehen."

„Unten in der Ramsau sind genug Wirtshäuser. Ist noch eine Stunde bis dahin."

„Wenn der Vater aber nicht können gehen."

„Une carte — votre vie!" schnarrte der Papagei.

Der Köhler prallte zurück. „Was sagt der? Saubere Gäst das, mit so einem Teufelsvogel."

„Merrrkwürrrdig!" rasselte der Papagei.

„Fort geht's mir!" wütete der Rußige. „Da könnt einer grad in die Höll kommen, wenn er so einem Zauberviech Herberg gibt."

„Der Vogel", erklärte der Junge, „ist dressiert zum Sprechen. Zieht eine Zettel — voila!" — er wies auf ein mit Papieren gefülltes Kästlein, das er um den Hals trug — „eine Zettel, wo voraus wird gesagt Ihr Leben, Monsieur!"

„Serrr merrrkwürrrdig!" der Vogel dazwischen.

Ich trat vor und erklärte, daß auch wir ein Nachtlager im Heu heischten.

„Ist heut der ganze Einödgraben lebendig. Da kommen noch zwei solchene Stromer."

„Wenn Euch die Stromer aber fünfzig Kreuzer Münz für die Herberg geben?"

„Zehn is was anders. Aber die da...!"

„Für die da zahl ich auch."

„Merci, mille merci, monsieur", sagte der Knabe zu mir.

„Das wird sich noch weisen, ob ich die zwei auch für Geld da schlafen laß. Ich möcht nicht um mein Seelenheil kommen", knurrte der Köhler.

„Seid kein Narr, Mann! Die zwei sind arme Teufel. Savoyarden, nicht wahr?" Der Bub nickte.

„Was ist das?" mißtraute der Köhler.

„Aus Frankreich. Und der Vogel da ist ein dressierter Papagei, der sprechen gelernt hat."

„Ich hab den ganzen Winter Meisen im Hüttenfenster, aber nie hat eine gesprochen. Das geht nicht mit rechten Dingen zu."

„Une carte — votre vie!"

„Sind halt afrikanische Vögel; die lernen das. Also abgemacht!" Ich hielt ihm vier Fünfzigkreuzerstücke hin.

„Und für jedes von die Viecher zehn Kreuzer", forderte er.

„Gut! Aber dafür schnell Feuer machen in der Hütte. Der alte Mann ist ja schwerkrank."

Das sah man dem Greise deutlich an. Er zitterte in abwechselnden Frost- und Hitzeschauern, und als ich mich nach beendetem Handel zu ihm wandte, bemerkte ich, daß er sich auf Eva stützte, fast in ihren Armen lag.

„Er wär beinahe umgefallen", erklärte sie.

Der Bub und ich führten den Alten in die Hütte. Da stieß mein Fuß in der Dunkelheit an einen Gegenstand, der, von mir bisher unbemerkt, im Gras gelegen hatte. Es gab einen schwirrenden, vollen Klang, ein Summen und Singen von vielen Tönen, verhauchendes Ausklingen. Eine Harfe, die den zitternden Händen des Mannes entfallen war.

In der Hütte prasselte das Feuer auf offenem Herde auf; wir saßen ringsum, und im schwarzverräucherten Kessel wallte die Mehlsuppe auf. Der Köhler schob sich nun, durch die Sicherheit von uns beiden gleichfalls sicherer, heran und ließ sich das Geheimnis des sprechenden Vogels erklären. Der Papagei saß jetzt auf Evas Schulter, die sich ihres im Wohnwagen zurückgelassenen Gesellen erinnerte. Die Frau kraute dem Vogel leicht das Köpfchen, so daß dieser wollüstig die Augen schloß und nur hier und da einen schnalzenden Laut der Befriedigung ausstieß. Der Alte, der nur wenige französische Worte mit mir gewechselt hatte, hielt die dürren, rötlich durchscheinenden Hände an das Feuer. In seinen Augen war kein Widerschein der flackernden Glut zu erkennen; jetzt erst sah ich, daß er blind war.

Plötzlich begann er unvermittelt und in leidlichem Deutsch zu sprechen. Da er uns nicht sehen konnte, lief der gläserne Blick hemmungslos und frei durch mich, über mich, der ich ihm gegenübersaß, hinweg und tauchte in das lastende, schwere Dunkel, das an den Wänden der Hütte niederrann, drang durch dieses in rätselvolle Fernen, die nur den unselig begnadeten Menschen mit den toten Augen sichtbar sind. Seine Stimme hatte einen eintönig leiernden Tonfall, der eine Ähnlichkeit mit dem hemmungslos vordringenden Blick hatte: auch er band sich nicht, da oder dort bei scheinbar Bedeutungsvollem verweilend, an Einzelheiten des Satzes, sondern machte die Rede gleichsam schwerelos und ließ sie zu großen Höhen aufschwingen, in denen besondere Betonung und Hervorheben einzelner Worte unerkennbar werden.

„Wir dürfen sehr froh sein, Silvain, mein Enkelkind, daß wir nun glücklich am Ziel angelangt sind. Ich weiß schon, mein Bub, was du sagen willst — wir sind noch lange nicht in Les Jardins, unserem Heimatsdorfe. Ich weiß das wohl — ja, ich wüßte es sofort, wenn wir in Les Jardins wären. Ich kann unser Tal hören aus dem Winde, der um die Felsecken streicht, und ich schmecke es aus dem Duft seiner Wiesen, deren vielen Blumen es seinen Namen verdankt. Ich weiß, Les Jardins ist noch weit. Wir sind hier in einem sehr fremden Lande. Wir sind über Berge gegangen, die anders sind als die Gipfel der Dauphiné, und sind vielen fremden Menschen begegnet. Aber nun sind

wir doch an einem Ziel. Ich bin sehr glücklich darüber, Silvain, mein Enkelkind. Sind wir unser alle beisammen?"

„Maurice ist da, Großvater", sagte der Bub in welscher Sprache. „Er sitzt auf dem Bettrand. Und Gogo hat den Kopf unter den Flügeln und schläft."

„Ninette aber, Silvain, wo ist Ninette? Ich hörte sie vordem klagen. Hat man ihr weh getan?"

Ich sah mich um, ob noch ein drittes Tier da wäre. Aber da plustete sich nur Gogo, der Papagei, und Maurice, der Affe, kaute an einer Brotrinde.

„Auch Ninette ist da. Der gute fremde Herr stieß vorhin etwas an sie, und da schwirrten die Saiten leise. Sie ist unbeschädigt."

Er meinte die Harfe, der er seltsamerweise einen Frauennamen gegeben hatte.

„Ich glaube," sagte der Alte, „Ninette wird heute singen, noch einmal singen. Dann — nun ja, ihr werdet es ja sehen." Jäh gewann sein Blick Form und Farbe, als würde er plötzlich sehend, und richtete sich auf mich. „Sie haben Ninette auch gekannt, mein Herr?"

„Ich — weiß wirklich nicht", antwortete ich verwirrt.

„Aber doch — Sie haben sie gekannt. Freilich, der Name war vielleicht anders. Ich nannte sie Ninette. Und sie war aus Les Jardins, zuhinderst im Dorfe, wo der Wald beginnt. Ihr Vater war Holzschnitzer. Doch das alles will nichts besagen. Wird bei Ihnen vielleicht anders sein. Aber gekannt haben Sie Ninette."

Der alte Mann sprach offensichtlich wirr, und ich mußte vermeiden, ihn irgendwie in seinem Wahn zu betrüben.

„Erzählen Sie doch von Ninette."

Das war eine Frage, die zugleich vorsichtiges Ausweichen war und zu nichts verpflichtete.

Er zuckte lächelnd die Achseln. „Was soll ich erzählen? Die Erscheinungsform ist natürlich stets verschieden, auch der Name ist anders. Ich fand sie, als sie auf der Waldwiese die Ziegen weidete. Von da an war sie immer bei mir. War mir Sehnsucht und Erfüllung zugleich, Unglück und Glück, Irren und Finden. Sie gab mir die Unrast, so daß ich ein Wanderer wurde, und die Rast, so daß ich Bleibender wurde. Sie trug den Duft von Les Jardins im Haar und das Rauschen unserer Wälder in der Stimme. Einmal starb ihr Körper — das war unten in der Türkei. Aber ihre Stimme ist mit mir gegangen. Die Menschen sagen, ich trage eine Harfe auf dem Rücken, und wissen nicht, daß Ninette bei mir ist."

Ich begann zu verstehen. In dem Unsinn war rührender Sinn. Er wähnte, die tiefste Wesenheit einer geliebten Frau, die als Ninette sein Wandern geteilt hatte, in den Saiten der Harfe bei sich zu tragen.

„Sie sind gut zu uns gewesen, Herr!" fuhr der Alte fort. „Ich könnte Ihnen dafür einen billigen Dank geben. Dem Manne, der uns auf Ihre Vermittlung hin aufgenommen hat, würde das sogar Freude machen. Gogo könnte Ihnen die Marseillaise vorsingen, und Maurice könnte Grimassen schneiden, ein Kanönlein abfeuern und durch einen feurigen Reifen springen. Silvain, mein Enkelkind, kann auch vielerlei — es ist gänzlich belanglos, was er kann. Ich aber, ich bin Tiresias, der Seher..."

„Der homerische Weissager", unterbrach ich rasch.

„Mein Herr," meinte er streng, „gewöhnen Sie sich doch ab, die Dinge immer nur in einer einzigen Form zu sehen. Sie wissen, wie sich in der Natur alles wandelt. Warum soll sich gerade der Mensch nur stets in einer einzigen vergänglichen Gestaltung zeigen und mit ihr wieder verschwinden? Es ist Torheit, so etwas zu glauben, und ich habe die Beweise des Gegenteils in der Hand. Ich kenne das große Gesetz nicht. Niemand kennt es. Aber ich weiß, daß das Geheimnis der Verwandlung lebt."

„Das Geheimnis der Verwandlung! Das Wort hab ich schon einmal gehört", sagte ich betroffen.

„Von Ninette wohl", lächelte er ruhig. „Von der Erscheinung, die Ihnen Ninette war. Sehen Sie, ich hatte recht, als ich annahm, daß Sie sie kennen."

Da geschah etwas, das ich heute noch nicht recht in Zufall oder Wirklichkeit einzuteilen weiß. Aus der halbdunklen Ecke, in der Eva saß, kam deren Stimme, grell, fast angstvoll.

„Zerreiß den Schleier nicht!"

Ich wandte mich zu ihr. Sie saß mit angstvoll aufgerissenen Augen da, an allen Gliedern zitternd. Auf meine Frage meinte sie verwirrt, sie habe geschlafen, sei etwas eingenickt und hätte aus einem Traum heraus gesprochen. Es war eine Erklärung, die ich vorderhand annehmen mußte. Was hätte auch Forschen und Fragen genützt? Gleich darauf versank Eva wieder in unruhvollen Schlaf. Der Köhler hockte, die ausgebrannte Pfeife zwischen den Zähnen, schlafend auf der Bank; der Knabe hatte sich im Hintergrunde auf ein Streulager gelegt und schlief gleichfalls.

Das Feuer sank mählich in sich zusammen. Nur ein rotes Glutauge war von dem ehemals prasselnden Flammenhaufen noch da und warf einen sich verbreitenden Strahl in das Dunkel der Hütte. Je breiter der Strahl wurde, desto schwächer ward sein Licht, um zuletzt von der Finsternis gänzlich aufgesogen zu werden. Draußen stand die schwere, blausamtene Nacht um die Hütte, und nur der Wildbach polterte, warf bergentrissene Felsblöcke widereinander.

(Fortsetzung folgt.)

# Wissen und Leben

**Eskimomoral.** Wir Menschen sind zu sehr geneigt, die in unserer Heimat bestehenden Sitten und moralischen Anschauungen für so selbstverständlich zu halten, als ob sie ein natürliches Gemeingut aller Menschen wären. Es ist daher stets lehrreich, die Gebräuche unter ganz anderen Verhältnissen lebender Völker zu studieren, die von dem, was bei uns für sittlich gilt, in entscheidenden Punkten abweichen. Zu diesen Völkern gehören die in dieser Hinsicht noch wenig erforschten Eskimos, über deren moralische Anschauungen wir jetzt durch die unter der Redaktion des bekannten Anthropologen Jennes erschienenen Veröffentlichungen der kanadischen Nordpolexpedition viele neue Einzelheiten erfahren haben. Vor allen Dingen gelten bei den Eskimos die Tötung und der Ehebruch in vielen Fällen als erlaubt. Als erlaubt gilt sowohl der Eltern- als auch der Kindermord. Der Elternmord gilt als zulässig, wenn die Eltern infolge hohen Alters zu hinfällig geworden sind, um sich selbst ernähren zu können, vor allem, wenn die Familie an bedrohlichem Nahrungsmittel leidet und nicht die Möglichkeit sieht, diesem in absehbarer Zeit abzuhelfen. Hierbei läßt sich noch als Entschuldigung für diese barbarische Sitte anführen, daß die Eskimos, wenn sie an einem Orte keine Nahrung finden, gezwungen sind, weite Strecken mit ihren halbverhungerten Hunden auf ihren Schlitten zurückzulegen und dabei die hilflosen Eltern als unnützen Ballast mitzunehmen. Aber auch ohne diese Notlage kommt die Tötung hilflos gewordener Eltern bei den Eskimos oft genug vor. In diesen Fällen wirft man sie während einer Reise aus dem Schlitten oder mauert sie bei der Abfahrt in der Eishütte, dem sogenannten Iglo, ein. Auch dann rechnet niemand den Kindern ihre Handlungsweise zum Vorwurf an. Es ist aber zu beachten, daß auch bei den Eskimos die Tötung hilfloser Eltern nicht etwa die Regel bildet. Häufiger ist der Kindermord. Von Zwillingen wird grundsätzlich der eine getötet, bei Verschiedenheit des Geschlechts in der Regel das Mädchen. In den ersten vier Tagen nach der Geburt haben die Eltern unter allen Umständen das Recht, die Kinder zu töten. Vom fünften Tage an wagen sie es nicht mehr, weil sie glauben, daß an diesem Tage eine Seele in das Kind fährt, die sich an ihnen rächen könnte. Als Gründe der Tötung geben die Eskimofrauen teils an, daß sie nicht genug Nahrungsmittel hätten, teils, daß sie noch zu jung seien, um Kinder aufzuziehen. Die Eskimoeltern empfinden diese Kindertötungen so wenig als unsittlich, daß sie ohne Scheu davon erzählen. Diese Sitte ist um so erstaunlicher, als die Eskimomütter die Kinder, die sie nicht töten, mit zärtlicher Liebe und Fürsorge zu umgeben pflegen. Gegenüber dem Ehebruch und überhaupt gegenüber der sexuellen Promiskuität sind die Eskimos, bei denen die ganze Familie samt ihren etwaigen Gästen in dem einzigen großen Bett der Eishütte schläft, noch unempfindlicher. Zwei Männer, die sich ihre Freundschaft bezeigen wollen, pflegen geradezu ihre Frauen auf längere oder kürzere Zeit auszutauschen, worauf diese auch bereitwilligst eingehen. Überhaupt gilt die Ehe den Eskimos nicht als dauernder Lebensbund, sondern nur als eine jederzeit auflösbare Verbindung, wovon auch in sehr vielen Fällen Gebrauch gemacht wird. Prof. Dr. W. Anderssen.

**Verlängert der Sport das Leben?** Eine ausgedehnte Untersuchung in Amerika sollte die Frage klären, ob Sportsleute früher sterben als andere Menschen. Es ließe sich ja denken, daß das Streben nach Rekordleistungen die inneren Organe zu früh erschöpfe. In Wirklichkeit ist das nicht der Fall. Die amerikanischen Untersuchungen ergaben, daß Sportsleute großenteils sogar länger leben als andere Menschen. Die Untersuchungen wurden namentlich an den Rekordsiegern früherer Jahrzehnte bei Fußball, Rudern, Vierkampf, Ringen, Boxen, Baseball usw. vorgenommen. Es wurde festgestellt, wie viele frühere Rekordsieger noch lebten; von den gestorbenen wurden das erreichte Lebensalter und die Todesursache ausfindig gemacht. In Amerika wird eine Zunahme der Herzerkrankungen beobachtet; deshalb wurde besonders darauf geachtet, ob etwa ein „Sportherz“ oder „Athletenherz“, d. h. ein durch sportliche Anstrengung vergrößertes und überbürdetes Herz, bei den alten Sportsleuten zur Todesursache wurde. Für eine solche Annahme fanden sich keine Anhaltspunkte. Unter 808 Sportsleuten, die zwischen den Jahren 1855 und 1905 Sportsiege davongetragen haben, waren 46 Proz. (statt 100 Proz.) der Anzahl gestorben, die nach den allgemeinen amerikanischen Sterblichkeitstafeln während dieser Zeit hätten sterben sollen. Die Zunahme der Herztodesfälle bei Sportsleuten ist nicht größer als bei den Nichtsportsleuten gleichen Alters. Wichtig ist es für die Sportsleute, sich rechtzeitig daran zu erinnern, daß sie nicht ewig jung bleiben können. Nach dem 40. Lebensjahr muß der Sport mit Maß und Ziel betrieben werden. Die Mäßigung also muß eintreten, ehe es zu einer Schädigung des Körpers kommt. Am meisten scheinen Schädigungen der Lunge nach den amerikanischen Zahlen den Sportsmann zu bedrohen. Dr. W. Schweisheimer.

**Neuer Rachitisschutz durch Bestrahlung von Nahrungsmitteln und Cholesterin.** Daß Tiere und Kinder vor der englischen Krankheit (Rachitis) durch ultraviolette Strahlung geschützt werden können, ist längst bekannt. A. Heß, Neuyork, berichtet jetzt über neue Versuche verschiedener Forscher, die in der Absicht angestellt wurden, die Heilwirkung der ultravioletten Strahlen näher zu studieren. Da man weiß, daß die Sonnenstrahlen einen starken Einfluß auf Leben und Stoffwechsel der Pflanzen ausüben, suchte A. Heß zu ermitteln, ob die Bestrahlung an und für sich unwirksamer (inaktiver) pflanzlicher Substanzen sie mit antirachitischen (d. i. Rachitis heilenden oder Rachitis verhütenden) Eigenschaften ausstatten könne. Zu diesem Zwecke wurden verschiedene Flüssigkeiten mit dem ultravioletten Licht einer Quecksilberdampfquarzlampe bestrahlt; es ergab sich, daß Baumwollsamenöl und Leinsamenöl durch diese Bestrahlung spezifisch wirksam (aktiviert) wurden, denn die tägliche Beigabe von nur 0,1 ccm des bestrahlten Öles zu einer Rachitis erzeugenden Diät (mit niedrigem Phosphorgehalt) genügte, die Versuchstiere (Ratten) vor Rachitis zu bewahren. Während des letzten Jahres wurde von verschiedenen Forschern in diesem Sinne weitergearbeitet; man fand, daß bestrahltes pflanzliches Öl seine erworbene Schutzfähigkeit lange Zeit beibehielt; es wurde nach einem Jahre nachgeprüft und noch wirksam gefunden. Auch Trockenmilch, die drei Monate vorher bestrahlt worden war, verlieh noch deutlichen Rachitisschutz. Bestrahlungsexperimente mit gereinigtem Cholesterin (einwertiger, sekundärer Alkohol; enthalten in Galle, Blut, Fett, Gehirnsubstanz usw.) ergaben ebenfalls sehr gute Resultate. Durch eine Reihe von Versuchen mit besonderen Filtern wurde festgestellt, daß die das Cholesterin aktivierenden Strahlen dieselbe Wellenlänge haben wie die, die sich bei der direkten Bestrahlung der Versuchstiere als besonders wirksam erwiesen hatten — nämlich etwa 300 Millimikron (1 Millimikron ist gleich 1 Millionstel Millimeter). Merkwürdig erschien, daß die gegen Rachitis wirksamen ultravioletten Strahlen ihre Wirkung entfalten können, ohne durch die Haut zu dringen. Die Haut ist aber besonders reich an Cholesterin; sie enthält nächst dem Gehirn den größten Prozentsatz dieser Substanz. Man machte deshalb den Versuch, die vom Körper gelöste Haut zu aktivieren. Es wurden menschliche Haut und Kalbshaut bestrahlt und täglich in geringen Mengen von 1 g pro Kopf an Ratten verfüttert, die daneben eine Rachitis erzeugende Diät erhielten; eine Anzahl von Kontrolltieren bekam bei gleicher Diät eine Beigabe von unbestrahlter Haut. Wie erwartet, wurden die mit bestrahlter Haut gefütterten Ratten wirklich vor der Rachitis bewahrt, während die Kontrolltiere an Rachitis erkrankten.

Selbstverständlich hat man schon versucht, die antirachitische Kraft, die durch ultraviolette Strahlen im Cholesterin und in pflanzlicher und tierischer Nahrung geweckt werden kann, bei Behandlung rachitischer Kinder zu verwerten; nach bisher vorliegenden Berichten erreichte man in 10 Proz. drei Fälle völligen, in 30 Proz. guten, in 40 Proz. geringen und in 20 Proz. keinen Heilerfolg. Jetzt ist nun, nachdem schon seit Jahren sehr günstige Ergebnisse beim Tierexperiment mit bestrahlter frischer Milch erreicht worden waren, diese Behandlungsart auch auf Säuglinge angewandt worden. Im Waisenhaus und Kinderasyl der Stadt Berlin haben Dr. Halac und Dr. Nassau geradezu überraschende Erfolge erzielen können. Sie setzten die Milch in einem von Oberingenieur Scheidt konstruierten Apparat dem Ultraviolettlicht aus, das durch hochgespannten Strom in langen Vakuumquarzröhren erzeugt wird. Während man bisher mit einer Bestrahlungsdauer von ein bis zwei Stunden rechnete, genügt bei dieser Methode bereits eine Bestrahlungszeit von nur 45 Sekunden, um der Milch die gewünschten Rachitis heilenden Eigenschaften zu verleihen. Da durch diese Bestrahlung die Milch fast völlig keimfrei gemacht wird, konnte sie den Säuglingen roh gegeben werden. Das ist ein wesentlicher Fortschritt, da bestrahlte Milch nach dem Kochen einen unangenehmen Geschmack und Geruch anzunehmen pflegt. Schon nach zwei bis drei Wochen wurde damit die Heilung der rachitischen Knochenveränderungen erzielt, was auch durch Röntgenbilder bestätigt wurde. Gleichzeitig machte auch die geistige und körperliche Entwicklung der so behandelten Kinder erstaunliche Fortschritte, ebenso besserte sich die Blutbeschaffenheit auffallend. Durch den Genuß bestrahlter Milch wurde gleichzeitig eine häufig mit der Rachitis vergesellschaftete Krankheit, die Tetanie, die sich in Übererregbarkeit und Krampfzuständen äußert, völlig beseitigt. Man hat bisher die Milch vielfach als Ursache der Entstehung der Tetanie angesehen. Bei der Ernährung mit bestrahlter Milch scheint nun der Tetanie fördernde Faktor der Kuhmilch durch die Bestrahlung unschädlich gemacht zu werden. Jedenfalls hat diese neue Behandlungsmethode eine große Bedeutung in der Bekämpfung der Rachitis und ihrer Begleiterscheinungen. H.-F.

**Neue Holzveredlungsverfahren.** Die Saiten unserer Musikinstrumente erzeugen bekanntlich an und für sich bloß schwache Töne, weil sie sich bei ihrer geringen eigenen Oberfläche nur schlecht dazu eignen, ihre Schwingungen, die den Ton verursachen, an die umgebende Luft zu übertragen, durch deren Vermittlung sie an unser Ohr gelangen. Die Saiteninstrumente, die Streichinstrumente, wie Geige, Cello, Kontrabaß (Baßgeige), oder auch das Klavier werden deshalb mit sogenannten Resonanzböden, auch Resonanzkästen genannt, versehen, die dank der Eigenschaften ihres Holzmaterials, aus denen sie hergestellt werden, in gleicher Weise mit den Saiten mitzuschwingen vermögen und so deren Ton verstärkt an unser Ohr gelangen lassen. Aus dem eben erklärten Grunde ist es deshalb ersichtlich, daß, je elastischer die Faser des Holzes, aus dem ein Resonanzkasten gebaut wird, ist, um so edler der Ton des betreffenden Instrumentes klingt, weil ja das Mitschwingen des Resonanzkastens mit den Saiten vollkommener wird. Die Art des Holzes scheint dabei keinerlei Rolle zu spielen, denn nach den Untersuchungen des bekannten deutschen Chemikers Prof. Dr. Schwalbe wurden die berühmten alten, kostbaren Amatigeigen aus gewöhnlichem Fichtenholz gebaut, das nach einem bis jetzt noch unbekannten Geheimverfahren präpariert wurde. Ein zum Bau solcher Resonanzkästen hervorragend geeignetes Holz soll nun nach einem neuen österreichischen Patent derart hergestellt werden können, daß gut ausgetrocknetes Holz in eine mit Glyzerin vermischte Kautschukmilchlösung gelegt wird. Diese Lösung durchdringt die Poren des Holzes und macht seine Fasern wasserfest und elastisch. — Eine sehr unangenehme Eigenschaft des Holzes ist bei seiner längeren Benutzung seine allmählich eintretende Formveränderung, das Verziehen und das Springen besonders dann, wenn das Holz zu dünnen Platten verarbeitet wurde. Dem will nun ein neues Patent französischen Ursprungs abhelfen. Schuld an der Formveränderung des Holzes sind nämlich seine Poren, feinste Löcher im Holze, die beim allmählichen Eintrocknen dem Zusammenziehen der Holzfaser geringen Widerstand entgegensetzen. Füllt man nun diese Poren durch feste Körper aus — und das ist die Grundidee der Erfindung — so entstehen natürlich lückenlose Holzfasern, die sich beim Eintrocknen nicht mehr verziehen, da dann die Holzfasern vollkommen gleichmäßig einschrumpfen. Zu diesem Zwecke werden vor der Verarbeitung des Holzes seine Poren unter einem größeren Druck durch Zusammentreffen von je zwei Lösungen chemischer Körper, die einen sogenannten Niederschlag, also einen festen Körper bilden können, verstopft. Man behandelt also z. B. das Holz zuerst mit einer Leim-, sodann mit einer Bichromatlösung, wodurch der Leim in den Poren unlöslich wird, oder man tränkt das Holz zuerst mit einer Bariumsulfid-, dann mit einer Zinkvitriollösung, wodurch der bekannte in Wasser unlösliche Farbstoff Lithopone entsteht. Karl Schwarz.

**Die Vögel in der Heilkunde der alten Kulturvölker.** Bei den alten Kulturvölkern, von den Ägyptern an bis zu den Altamerikanern, spielten die Vögel in der Behandlung von Krankheiten, wie jüngst Walther Arndt in dem „Journal für Ornithologie" gezeigt hat, eine große Rolle. So war es nach der antiken Vorstellung bei den Griechen nur notwendig, daß ein an Gelbsucht Leidender zu seiner Heilung einen Goldregenpfeifer — den gelben oder vielmehr den oberwärts goldgrün gesprenkelten Vogel — ansah! Dann sollte die Gallensucht in diesen übergehen, was man daran erkennen wollte, daß der Vogel seine Augen schließe. In der heutigen Heilkunde stammt der Ausdruck Ikterus (Gelbsucht) vielleicht auch von einem gelben Vogel, der Goldamsel. Ein Erklärer der „Vögel" des Aristophanes, die oft aufgeführt wurden und einer reichlichen Kommentierung bedurften, behauptete sogar, daß die auf dem Markt

zu Athen lebend feilgehaltenen Regenpfeifer von den Verkäufern sorgfältig zugedeckt wurden, damit sich die Kranken nicht etwa durch deren Anblick unentgeltlich behandelten. Die Verwendung gelber Vögel zur Gelbsuchtsbehandlung galt aber auch in Indien, ebenso wie in Griechenland, und damit überhaupt im Abendland. Die Landbevölkerung im Rheinland bezeichnet die Gelbsüchtigen scherzhaft als Kanarienvögel. Aber nicht nur bei dieser Krankheit, sondern auch als Gegengift bei Vergiftungen verordnete man Entenblut; und zwecks Behebung mangelhafter Verdauung gab man den Hühnermagen. Als Kost für Rekonvaleszenten verabreichte man — wie heute noch — Geflügelfleisch, Eier und Brühe. Diese therapeutischen Maßnahmen scheinen wiederholt entdeckt und verwandt worden zu sein. An eine „Wanderung" braucht man, wie Arndt annimmt, nicht zu denken; man faßt sie als ethnographische Parallelen auf. Anders lehren die mannigfachen Vogelheilmittel, daß z. B. zwischen arabischer und indischer Heilkunde enge Beziehungen bestanden haben. Was sich in dieser Beziehung bis heute als hygienisch und drogentechnisch wichtig von seiten der Zoologie erhalten hat — man denke nur an das aus den Bauchspeicheldrüsen der Rinder, Kälber und Schweine usw. hergestellte Insulin — hat der Osloer Zoologe H. Broch in dem kurzgefaßten, inhaltreichen Buche: „Die Tierwelt in Heilkunde und Drogenkunde" (J. Springer, Berlin) gezeigt. Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

**Hohlspiegel zur Erzeugung sehr hoher Temperaturen.** Um seltene Metalle und ihre Legierungen, wie Uran, Vanadium, Titan, Wolfram, Zirkon, zu vollständig homogenen Massen zusammenzuschmelzen, wird von der bekannten optischen Fabrik Carl Zeiß ein Apparat verwendet, der im wesentlichen aus einer elektrischen Bogenlampe und einem darüber befindlichen Glashohlspiegel besteht. Die positive Kohle der Bogenlampe ist senkrecht, die negative Kohle horizontal angeordnet. Seitlich der Lampe befindet sich auf einer Unterlage der zu erhitzende Körper, dessen Oberfläche mit dem Lichtbogen in gleicher Höhe liegt. Die Rotationsachse der Spiegelflächen (Rotationsellipsoide) fällt mit der Verbindungslinie der Lichtquelle und der zu erwärmenden Stelle des Körpers zusammen, und der Spiegelmittelpunkt liegt in der Mitte dieser Verbindungslinie. Man erhält auf diese Weise Temperaturen von mehr als 1500° C. Sch.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel: beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

# Illustrirte Zeitung

KNABE

Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4251. 167. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 2. SEPTEMBER 1926

# ALLIANZ

ALLIANZ-KONZERN

**Prämieneinnahme .... 133 131 392 RM**
**Kapital und Reserven .. 128 000 000 RM**
der vereinigten Gesellschaften im Jahre 1925

## Allianz Lebensversicherungsbank A.-G.

**Versicherungsbestand Ende 1925 424 Millionen RM**
**29 % Versichertendividende**

**Badische** Pferdeversicherungsanstalt A.-G. in Karlsruhe i. B.
**Brandenburger** Spiegelglas-Versicherungs-A.-G. in Berlin
**Globus** Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in Hamburg / / /
**Hermes** Kreditversicherungsbank Aktien-Gesellschaft in Berlin
**Kraft** Versich.-A.-G. des Automobilclubs v. Deutschland in Berlin
**Union** Allgemeine Deutsche Hagel-Versicherungs-Ges. in Weimar

**Versicherungen aller Art.**

# 100 Hag-Rezepte

Einhundert besonders gute Rezepte aus den Tausenden von Einsendungen, die wir auf unser Preisausschreiben für Küchenrezepte, zu denen Kaffee Hag zu verwenden ist, erhalten haben, werden demnächst als praktisches Rezeptbuch für die Hausfrau veröffentlicht werden. — Nachstehend bringen wir die Namen der fünfzig Preisträger des Wettbewerbes. Es erhalten

## je einhundert Reichsmark

Margarethe Trapp, Mainz a. Rh.
Elisabeth Engelter, Gladbeck i. W.
Frau Roth, München
Frau Dr. E. Lithotzky, Wetzlar (Lahn)
Anna Lammert, Bitterfeld
Else Falk, Rüstringen
Paula Sontzer, Gleiwitz, O.-Schles.
Margarethe Hilgenberg, Leipzig-E.
Therese Mella, Magdeburg
M. Utler, Beuthen, Ober-Schlesien
M. Fricke, Bremervörde Bez. Stade
Fritz Schrader, Dresden-Blasewitz
Marie Biehl, München
Hilde Kegel, Radebeul
Ludwig Thomas, Osnabrück
Gretemarie Weber, Reinerz-Schles.
Elsa Sebastianie, Guben
Emma Mackels, Hannover
Hete Pilaczek, Berlin-Steglitz
Elisabeth Trepte, Leipzig-Paunsdf.
Irma Wiesen, Osnabrück
Schwester Paula, Münster i. Westf.
Bertha Straußmann, Berlin-W.
Leoni Chostert, Koblenz
Luise Jakob, Tübingen, Württembg.
E. Hertmann, Hagen i. W.
Marie Schulz, Frankfurt a. O.
Hertha Fehl, Rüstringen
Rosa Wölfle, München
Lisbeth Kotzschke, Dresden-Altst.
Frieda Dietz, Windheim (Bayern)
Max Mörschburger, Bad Salzbrunn
Rose Cramer, Erfurt
L. Zimmermann, Bickenbach, Hessen
Frau Dr. med. A. Otto, Quedlinburg
Maria Perlwitz, Seelow/Mark
Anna Zastrow, Bremen
E. Berger, Lübeck
A. Olschewski, Spandau
Elsa Brandl, München 19
Ph. Fassbender, Wiesbaden
Margarethe Kleezowsky, Berlin
Hans Anschütz, Hamburg 25
Charlotte Schiever, Berlin W. 15
Martha Voß-Zietz, Bad Schwartau
Clara Grotrian, Essen
Adele Goßmann, Hörde i. W.
Erna Meyer, Detmold-Lippe
Agnes Meidinger, Stuttgart
Auguste Schmidtmöller, München

**Außerdem sind**
**560 Bücher als Trostpreise verteilt**
**Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, Bremen**

Beste Wirkung auf Blut und Nerven, bei Blutarmut und Bleichsucht erzielt man durch Krewel's altbekannte durchaus wohlbekömmliche, appetitanregende

# Sanguinal-Pillen

Zu haben in allen Apotheken.
Prospekte kostenfrei

**Chem. Fabrik Krewel & Co.**
**G. m. b. H., Köln a. Rhein**

# Mauser

**6/24 P. S. Viersitzer**
offen und geschlossen.

Der führende deutsche Wagen seiner Klasse.

Im Schwarzwald geboren,
als **Bergsteiger** geschaffen!

*Automobil-Katalog Nr. A 198 kostenlos.*

**MAUSER-WERKE A.-G.,**
OBERNDORF A. NECKAR (WÜRTTBG.)

# NIROSTA

ESS-BESTECKE
AUS KRUPP'SCHEM
NICHTROSTENDEN STAHL

ALLEINIGER FABRIKANT
**GOTTLIEB HAMMESFAHR**
STAHLWARENFABRIK
SOLINGEN-FOCHE.

# Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4251. 167. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 2. September 1926.

## Allgemeine Notizen.

**Zur Erschließung der deutschen Nordsee** und ihrer Küsten auch in touristischer Hinsicht wurde von führenden Persönlichkeiten des Wirtschaftslebens die gemeinnützige Nordseegesellschaft e. V. mit dem Sitz in Berlin gegründet. Zum Präsidenten der Gesellschaft wurde der Professor an der Technischen Hochschule zu Berlin Geh. Reg.-Rat Dr. Flamm gewählt; die Direktion wurde dem Syndikus Dr. E. R. Uderstädt in Berlin übertragen. Unter anderm bezweckt die Gesellschaft auch die Schaffung einer besonderen Nordsee-Bücherei, die Förderung aller künstlerischen, schöngeistigen und sportlichen Bestrebungen, die mit dem deutschen Meer zusammenhängen, und die Pflege des Zusammenhanges aller, denen die Nordsee liebgeworden ist, auch während des Winters. Sie erstrebt ferner Reiseerleichterungen. Die Gründung von Zweigorganisationen in allen größeren deutschen Städten ist vorgesehen. Beitrittserklärungen sind zu richten an Dr. E. R. Uderstädt, Berlin SW. 68. Dieser erteilt auf Anfrage kostenlos jede gewünschte Auskunft.

**Bad-Elster** hat vor einigen Jahren zwei neue kohlensaure Stahlquellen erbohrt, von denen die eine im Frühjahr 1925 zu Badezwecken in Betrieb genommen worden ist. Diese in einer Tiefe von 53 Metern erbohrte Quelle hat eine Ergiebigkeit von mindestens 270 Kubikmetern Mineralwasser in 24 Stunden mit 1620 Milligramm freier Kohlensäure im Liter und reicht täglich für wenigstens tausend Bäder. Bad-Elster besitzt seit Frühjahr 1925 hinreichend natürliche kohlensaure Stahlbäder, die nach gründlichen Untersuchungen den wissenschaftlichen Anforderungen vollauf gerecht werden.

**Eine neue Jodheilquelle** in dem an Bodenschätzen reichen Österreich ist in Wels erbohrt worden. Ihre Hochwertigkeit findet nur eine Parallele an den seit tausend Jahren bekannten und weltberühmten Jodheilquellen von Bad Hall, denen sie nach dem Urteil und Gutachten erster Autoritäten vollkommen gleichwertig ist.

**Eine neue Seilbahn** plant eine österreichische Gesellschaft mit Hilfe einer englischen Finanzgruppe von Langen am Arlberg über Stuben und den Flexenpaß nach Zürs im Lechtal. Die Finanzierung ist bereits gesichert.

**Die Schutzhüttenversorgung durch Flugzeuge in Tirol.** Im Lauf dieses Sommers wurden von der Deutschen Lufthansa, die vom Innsbrucker Flughafen aus Tiroler

Schutzhütten mit Lebensmitteln, Baumaterialien usw. versorgt, 45 Transportflüge durchgeführt, bei denen hauptsächlich Bier, Wein, Kohlen, Zement, Dachpappe und Kurzholz befördert worden ist. Nunmehr ist für die Höhen-Transportflüge eine neue Maschine mit 220 PS. sichergestellt, die eine Abwurfslast von 300 kg mit sich führen kann, und mit der jede Höhe zuverlässig erreichbar ist. Mit diesem neuen Flugzeug werden die Versuche in großem Maßstab fortgesetzt und die Transportflüge alsdann auch auf das Gletschergebiet ausgedehnt.

**Von den Ala-Sonderkatalogen** ist jetzt derjenige über die Presse Finnlands herausgegeben worden. Dieser und alle vorherigen Ala-Sonderkataloge sind von der Ala-Anzeigen-Aktiengesellschaft, Berlin W 35, Potsdamer Str. 24 zum Preis von je 3 R.-M. zu beziehen.

**Eine Sicherheits-Eisenbahnschranke** wurde vom Obersteuersekretär Stahn in Gemeinschaft mit Schmiedemeister König in Wiesbaden erfunden. Es ist eine elektrisch betriebene Eisenbahnschranke mit hörbarem und aufleuchtendem Signal. Die sinnreiche, zudem sehr einfache Vorrichtung löst sich beim Herannahen eines Zuges selbsttätig aus, schließt und öffnet selbsttätig die Schranken. Ferner wird bei Tag gleichzeitig ein Glockensignal, bei Nacht ein Glocken- und Lichtsignal gegeben.

**Eine besonders wertvolle Orgel** besitzt, wie wenig bekannt sein dürfte, das Barock-Münster in dem württembergischen Städtchen Weingarten. Diese Orgel wurde von dem Orgelbauer Josef Gabler, gebürtig aus Ochsenhausen bei Biberach, also von einem Schwaben, in den Jahren 1737 bis 1750 erbaut. Der Meister arbeitete mit zwölf Gehilfen vierzehn Jahre lang an diesem Werk. Die Orgel hatte ursprünglich 6602 Pfeifen, die auf über 7000 erweitert worden sind. Die größte dieser Pfeifen ist eine nahezu zehn m hohe Contrabaß-Pfeife mit einem Zinngewicht von über sechs Zentnern, die kleinste, ein Elfenbeinpfeifchen, mißt 4$^1/_2$ cm und wiegt 60 gr. Auf dem Spieltisch staffeln sich vier Manuale, die rechts und links von 84 Registerzügen auf sieben Staffeln, von denen 77 klingend sind, flankiert werden. Besonders zu erwähnen sind zwei Carillons (Glockenspiele) mit 55 Glocken, die Vox humana (Menschenstimme), Cucullus (Kuckuckruf), Rossignol (Nachtigall), Tympan (Pauke, Donner) und La Force (Kraft). Bevor diese Orgel mit einem elektrischen Ventilator versehen wurde, waren zwölf Blasebälge notwendig.

Illustrirte Zeitung

IN SCHWESTERLICHER EINTRACHT

NACH EINEM GEMÄLDE VON ALEXANDER JAKOWLEW

Die beiden im Vordergrunde des Bildes hockenden Negerinnen sind Titi und Narange, die Töchter des Hauptmanns Eki Bondo, von denen die Mutter der einen der Mangbatu-Rasse, die der anderen der Mantschaga-Rasse angehört. Das Gemälde ist eines der vielen, die die Frucht der Afrikareise des russischen Künstlers bilden. (Vgl. hierzu den Beitrag „Der schwarze Erdteil im Auge eines modernen Künstlers“ auf den Seiten 318 und 319.)

Links oben: Vom 1. Pommerschen Pionier- und Verkehrstruppentag in Stettin am 21. und 22. August: Während der Vorführungen auf Pontons durch das 2. Reichswehr-Pionier-Bataillon vor den aus ganz Deutschland erschienenen Gästen. — Im Kreis: Von dem Urlaubsaufenthalt des Reichspräsidenten in Bayern: v. Hindenburg beim Besuch der Kreuzeckbahn. — Im Oval: Die Ankunft des neuen japanischen Botschafters Haruichi Nagaoka in Berlin am 25. August: Der Botschafter nach dem Empfang auf dem Bahnhof Friedrichstraße.

Vom Katholikentag in Breslau, der vom 22. bis zum 24. August abgehalten wurde: Einzug durch das Festtor auf dem Gelände der Jahrhundert-Ausstellung zum Festgottesdienst am 22. August.

Der neue Rundfunksender in Breslau: Links: Die beiden je 100 m hohen Funktürme in Breslau-Hartlieb mit dem Maschinenhaus (links) und dem Hauptgebäude. Rechts: Der große Aufnahmeraum der Schlesischen Funkstunde. (Phot. F. Krapp, Breslau.)

# KULTURKAMPF UND BÜRGERKRIEG IN MEXIKO

Der Kulturkampf in Mexiko ist nur eine Phase in der ununterbrochenen Kette von Bürgerkriegen, die dieses Land seit fast einem Jahrhundert erschüttern. Der derzeitige Präsident Calles, der vor Antritt seiner Amtstätigkeit auch Deutschland einen vielbeachteten Höflichkeitsbesuch machte, stützt sich auf die Mehrheit des besitzlosen Volkes, namentlich auf die seit Jahrhunderten ihres Bodens beraubten, nach Millionen zählenden indianischen Ureinwohner. Am 30. Juli lief die Frist ab, die seine Regierung den kirchlichen Institutionen gewährt hatte, um die neuen Bestimmungen einiger Artikel des verfassungsmäßigen Gesetzes über das öffentliche Unterrichts- und Kirchenwesen durchzuführen. Diese Artikel fußen, nach Auffassung der Regierung, auf der im Jahre 1857 durch die Verfassung verfügten Trennung von Kirche und Staat und den wenige Jahre später durch den damaligen Präsidenten Benito Juarez erlassenen Reformgesetzen, nach denen die Kirchen, Klöster und sonstigen Besitzungen der „Toten Hand" als nationales Eigentum erklärt und die Aufhebung zahlreicher geistlicher Orden beschlossen wurde. Der damals bevorstehende Kulturkampf wurde nicht ausgetragen; die Dekrete sind niemals durchgeführt worden. Im Jahre 1917 erhielt Mexiko seine heutige Verfassung, die aus der vorhergehenden die grundsätzlichen Bestimmungen über die Trennung von Kirche und Staat übernahm und in gewissem Sinne erweiterte durch einige Artikel, in denen unter anderm auch die kirchliche Tätigkeit der Priester „nationalisiert" werden sollte. Damit war der Versuch gemacht, den fremdländischen, vorherrschend spanischen Klerus auszumerzen und den Kirchendienst in die Hände mexikanischer Geistlicher zu legen. Wie in allen lateinamerikanischen Verfassungen wurde den Priestern eine Einmischung in die Regierungsgeschäfte und die Politik untersagt. Trotz dieser kulturkämpferischen Erlasse blieb das kirchliche Leben Mexikos bis in die jüngste Zeit von Erschütterungen frei. Die katholische Kirche konnte nach wie vor ihren Einfluß in wachsendem Maße ausdehnen. Sie bedeutet heute einen Machtfaktor im staatlichen Leben Mexikos, der den Kampf gegen die Regierung Calles nicht zu scheuen braucht.

Trotzdem hat Calles der Kirche den Fehdehandschuh hingeworfen und das bestehende Gesetz am 30. Juli in Kraft treten lassen. Die wesentlichsten Bestimmungen sind nach den offiziellen Kundgebungen der mexikanischen Regierung kurz folgende: Verbot der Abhaltung außeramtlicher oder geheimer religiöser Handlungen, des ausländischen Gottesdienstes und der Ausübung kirchlicher Tätigkeit durch ausländische Geistliche, gleichgültig, welchem Bekenntnis sie angehören. Es wurden Strafen angedroht für alle Geistlichen, die sich in die Politik des Landes mischen. Das dem Staate gehörende Kirchengut wurde zurückgefordert, sequestriert, eine große Zahl Klöster, Kirchen und Schulen von ausländischem Charakter geschlossen und für alle außerstaatlichen Schulen dasselbe Unterrichtsprogramm festgesetzt wie für die staatlichen Bildungsanstalten. Die Regierungsmaßnahmen wurden begründet mit der Tatsache, daß der Klerus sich nicht an die gesetzlichen Bestimmungen gehalten habe, sich den Maßnahmen der Regierung Calles in staatsfeindlichem Sinne in den Weg stelle und ihre Autorität untergrabe. Im Grunde also handelt es sich rein politisch um eine Machtprobe der liberalistisch demokratischen, offenkundig kirchenfeindlichen Staatsgewalt gegen die „antibolschewistischen", konservativ kirchlichen Elemente, die, wie aus den Hirtenbriefen einiger Bischöfe hervorgeht, das Primat der Kirche den staatlich zivilen Gewalten überordnen, eine Haltung, die nicht unerwartet kommt und ihre Begründung in der grundsätzlichen Auffassung aller positiven, katholischen wie protestantischen Kirchenpolitiker findet. Die Kirche nahm den Kampf auf, verfügte die Schließung der Gottesdienste, den Kirchenstreik und den Boykott gegen die Regierung, der in erster Linie von den Frauen der besitzenden Stände gestützt wird. Die Abführung von Steuern und öffentlichen Abgaben an die Regierung wurde von den kirchlichen Organen ihren Gläubigen untersagt, die Zurückziehung von Bankguthaben aus dem öffentlichen Geldumlauf angeordnet. Sie nahm erheblichen Umfang an und drohte eine finanzielle Katastrophe herbeizuführen. Das Anathema des Papstes war die Antwort auf die Ausweisung einiger fremdländischer Kirchenfürsten. Über Priester, die den Regierungspflichterlaß unterzeichneten, wurde die Exkommunikation verhängt. Es kam zu den aus der Presse bekannten Zusammenstößen mit der Polizei und den Regierungstruppen, die zahlreiche Opfer forderten. Der unerwartet heftige Kulturkampf hat sich in wenigen Tagen zum Bürgerkrieg entwickelt, dessen Flamme wieder einmal durch das unglückliche Land loht, das keine Ruhe finden soll.

So weit der tatsächliche Verlauf der Ereignisse. Über die tiefer liegenden Ursachen vermag man aus der europäischen Presse nur ein von der Parteien Gunst und Haß verzerrtes Bild zu gewinnen. Für den Kenner der mexikanischen Geschichte und Politik handelt es sich auch in diesem Kulturkampf um das mexikanische Problem überhaupt, den tragischen Befreiungskampf des mexikanischen Indios, der nicht erst seit heute und gestern zäh und erfolglos, bald friedlich, bald revolutionär um den entrissenen Boden und die Erträge seiner Arbeitskraft ringt, sondern seit Jahrhunderten, ja, einem vollen Jahrtausend das fürchterliche Joch des Entrechteten zerbrechen möchte.

Die Riesenpyramiden der mexikanischen Tempelstädte mit ihren Jahrtausende alten Kulturschichtungen schleudern dieselben stummen Anklagen des Indios gegen seine Unterdrücker von damals, die Azteken und Mayas, wie die durch den Kulturkampf in unseren Tagen entfesselte Volksleidenschaft. Als aus dem Osten dann die Überfremdungswelle der spanischen Konquistadore ins Land rauschte, wurde das Schicksal des Indios nur unerbittlicher, hoffnungsloser. Das dichtbevölkerte, hochkultivierte Land fiel dank der Überlegenheit europäischer Waffen, Energie, Feldherrnkunst dem eroberungslüsternen Abenteurer- und Ausbeutertum zum Opfer. Der bodenständige Indiobauer wurde noch stärker entwurzelt als zuvor. Er sah seinen Grund und Boden in den Latifundien und Besitztümern der Toten Hand verschwinden, seine kargen Erzeugnisse unter der Steuerlast zerfließen und Kasernen, Paläste, Kirchen und Klöster sich auf seinem geheiligten Boden häufen, ohne daß ihm die Segnungen der von christlicher Ethik durchdrungenen Zivilisation verständlich geworden wären. Zu all diesen unheilvollen Folgen gesellte sich noch die Zerstörung des Blutcharakters, der Rassereinheit, die an Stelle der hochwertigen, blutreinen Träger alter Kulturkräfte ein physisch wie geistig und vor allem ethisch minderwertiges Mestizentum ins Leben rief. Wir verstehen, warum die Woge der Französischen Revolution gerade den mexikanischen Indio mit solcher Urgewalt ergriff und sein Land auf Jahrzehnte hinaus in die furchtbare Selbstzerfleischung der Bruderkämpfe stürzte.

Die tiefere Ursache aller mexikanischen Revolutionen bis in die jüngste Zeit hinein, die auch im Kulturkampf dieser Tage in dem von der Regierung erhobenen Kampfruf gegen den unfruchtbaren Großgrundbesitz und das Eigentum der Toten Hand nachklingt, ist die Entwurzelung des mexikanischen Indios aus seinem angestammten Boden. Es ist ganz universell der Wesenszug des mexikanischen Lebensproblems, das auch nach der Befreiung vom spanischen Joch keine Erfüllung fand. Denn auch da blieben die einstigen fremden Eroberer Besitzer der Latifundien; sie wurden zu „hacendados", obgleich sie Machtbefugnisse nicht mehr ausüben konnten. So erlosch der Kampf um den Boden auch in dieser Periode in einer fruchtlosen „Amortisation". Land und Geld blieben nach wie vor in den Händen weniger fremdländischer Besitzer. Welche erschütternde Sprache redet allein die Tatsache, daß von 150 Millionen Hektar anbaufähigen Landes kaum 10 Millionen bebaut sind! Man wird auch die heutige Bewegung niemals ganz begreifen, wenn man das Moment des Kulturkampfes als ausschließlichen Impuls in den Vordergrund stellt. Es geht nicht um die Sprengung der Kirchenfesseln, nicht nur um Sequestrierung von Klosterbesitz, es geht im Grunde um die große Frage der Wiedererlangung der Bodenständigkeit, um den Versuch, die organische Verbindung von Arbeitskraft und Nährboden, die allein genügende Fruchterzeugung schaffen kann, zu verwirklichen, eine gebieterische Forderung des Nationalismus rein mexikanischer Wesenheit. Daher die schroffe Haltung der Regierung gegen fremdländischen Besitz, gleichgültig, ob er weltlichen oder kirchlichen Inhabern eigen ist. Dieser nationale Zug drückt sich besonders deutlich in der Ablehnung aller fremdländischen Einflüsse aus, vor allem auch der in den letzten Jahrzehnten übermächtigen amerikanisch-englischen Ausbeutung der Minen und Petroleumquellen.

Mit derselben Sicherheit und Unerbittlichkeit wie die spanischen Eroberer hat dieses fremdländische Kapital die Hand auf die wertvollsten Schätze des mexikanischen Bodens gelegt und schleppt die Reichtümer aus dem Lande weg. Jeder Versuch der Regierung, sie zurückzuerlangen oder höhere Anteile an der Förderung zu erzielen, schlug fehl. Die neuere Geschichte Mexikos ist ein ununterbrochener Kampf um diese mineralischen Produkte, die sein Schicksal bestimmen. Das großmächtige Kapital der Fremden ließ Mexiko nicht mehr zur Ruhe kommen. Mit ihm, dem Kapital der Fremden, drang die Industrie ein und schuf das Fabrikproletariat. Es ist von anderer Art als der entwurzelte Indio, aber nicht weniger gedrückt, nicht minder revolutionär. Die Industrie bringt dabei ein Arbeitstempo ins Land, dem die langsame Arbeitskraft des Indianers nicht gewachsen ist. Er ist nicht faul, nicht arbeitsscheu, aber er will die Hand nicht an Maschinen legen, will sich nicht mechanisieren lassen. Seit Jahrhunderten bearbeitet er die fußbreiten Flächen eigenen Bodens, wo sie ihm geblieben sind, mit eiszeitlichem Pflug und Hackgerät. Aber er arbeitet. Nur der Mestize, der Mischling, neigt zum Müßiggang, der in der Politikasterei des Landes noch am besten gesichert ist. So bringt auch die neue Überfremdungswelle des technischen Zeitalters dem mexikanischen Indio alles andere denn die ersehnte und so oft umkämpfte Freiheit und Bodenständigkeit. Das Gefährliche ist, daß die neue fremdländische Einwanderung des Industriekapitals ihn mit den verlockenden modernen Ideen des Sozialismus und Kommunismus bekannt macht, die erfahrungsgemäß in proletarisierten Seelen tiefer Wurzel schlagen. Durch diese Strömung wird Calles auf den Schild gehoben. Seine Gegner verdächtigen ihn, er sei Bolschewist, zum mindesten Sozialist. Er ist keines von beiden, er ist Mexikaner, dem das Schicksal des geknechteten Indios auf der Seele brennt, und der ohne diplomatische Umschweife versucht, das Joch, das auf jenem lastet, zu brechen und ihn wieder auf eigene Scholle zu setzen. Er will die Überfremdung radikal beseitigen, die Nationalisierung im Sturmschritt durchführen. Der Kampf des staatlichen Nationalismus richtet sich nun nicht etwa gegen eine antinationale Bewegung, denn die mexikanische Kirche hat immer dem Staate gegeben, was des Staates ist, aber er wendet sich gegen die fremden Eindringlinge, die seit Jahrhunderten, wenigstens in der Anschauung des mexikanischen Volkes, auf fetten Pfründen sitzen. Der Zusammenstoß war aus diesen inneren Ursachen heraus ganz unvermeidlich, nachdem die konservativen und kirchlichen Elemente offen gegen die radikalen Reformen Calles' Stellung genommen hatten. Die Wucht des Zusammenpralls erklärt sich aus der schroffen Gegensätzlichkeit der Weltanschauung und der Auffassung des nationalen Problems.

Calles geht indessen einen gefährlichen Weg. Die Kirche ist auch in Mexiko eine Macht, die nicht nur für die Verfehlungen der Kolonialzeit mit verantwortlich gemacht werden darf, sondern die dem Lande mannigfache Segnungen gebracht hat. Und noch eines ist zu bedenken, was den mexikanischen Kulturkampf in Parallele zu dem deutschen Volksentscheid über die Fürstenenteignung stellt: das durch die Verfassung sanktionierte Gesetz schützt das Privateigentum nicht nur der Staatsbürger, sondern auch der Fremden gegen jeden Zugriff selbst von seiten der Staatsgewalt. Eine Enteignung des Kirchengutes auf ungesetzlichem Wege würde auch dort vor der Geschichte stets nur als Raub gelten.

Für den Kenner mexikanischer Verhältnisse besteht kein Zweifel darüber, daß das nordamerikanisch-angelsächsische Petroleum- und Minenkapital und seine politischen Hintermänner die Hände im Spiel haben und im trüben zu fischen versuchen. Die alte Taktik Wilsons, die er während des mexikanischen Konflikts im Weltkriege zynisch bekannte, die streitenden Parteien bis zur Selbstzerfleischung aufeinanderzuhetzen und erst im Erschöpfungsstadium sich für den noch Stärkeren zu erklären, wird auch heute wieder sichtbar. Der Ausgang dieses tragischen Kampfes, den Calles eingeleitet hat, ist nicht abzusehen. Wenn die letzten Nachrichten aber sich bewahrheiten, so sucht man die Lösung in einem Kompromiß, der die Härten beseitigen wird, dadurch, daß die gesamten Ansprüche des Staates wie der Kirche und des Großgrundbesitzes der Entscheidung der staatlichen Gerichte unterworfen werden. Noch aber steht zur Stunde die mexikanische Staatsgewalt im Kampfe mit einer Weltmacht, die über unerschöpfliche Reserven verfügt und nach alter, geschichtlicher Erfahrung niemals die Waffen vor der Entscheidung aus der Hand legt.

Dr. Ricardo Luis.

# DIESER KATASTROPHENSOMMER

In den täglichen Erläuterungen der Wetterkarte, in einer Reihe von Aufsätzen hervorragender Meteorologen und selbst durch den wissenschaftlichen Rundfunkvortrag sind weiteste Kreise heute darüber im Bilde, daß der gegenwärtige Sommer seit Mai an Wetterkatastrophen so reich ist, wie man sie vielleicht nicht einmal im Verlauf des letzten Jahrhunderts in diesem Maße schon berichtet findet. Wenn manchem auch die eigene Anschauung der furchtbaren Auswirkungen der Wetterstürze fehlt, wenn besonders der Sommerfrischler von der See verhältnismäßig wenig davon verspürt hat, so ist doch das durch die Tagespresse vermittelte Gesamtbild erschütternd.

Die unmittelbaren Ursachen dieses Katastrophensommers sind durch die meteorologischen Beobachtungen vollkommen klar aufgedeckt worden. Die südöstliche Luftströmung, die uns viel wasserdampfreiche Luft über das Mittelmeer heranführte, stieß hauptsächlich in dem gefährlichen Gebiet der Klimascheide von Oder und Weichsel mit den Kaltluftmassen zusammen, die der Nordwestmonsun heranführte. Diese nüchterne Feststellung des Tatbestandes bedarf im einzelnen der Erläuterung. Unsere umstehende Abbildung führt dem Leser seine eigene Beobachtung an der Küste vor, wo er während des Tages die angenehm kühlende Brise des „Seewindes" erfrischend empfand, während nachts der „Landwind" die dort infolge der rascheren Ausstrahlung mehr abgekühlte Luft wieder dem Meere zuwehte. Diese so einfache und alltägliche Feststellung des Aufsteigens erwärmter Luft spielt sich auch in jährlicher Periode im gleichen Sinne ab und ruft dabei die sog. Monsunwinde hervor. Bei diesen Monsunwinden ist zu beachten, daß nicht nur an der Küste der eben erwähnte Ausgleich zwischen aufsteigender warmer und nachströmender kühler Luft stattfindet, sondern daß hier auch Ozean und Kontinent im ganzen zusammenarbeiten. Bei uns in Europa ist dieses Wechselspiel wegen der Kleinheit des Erdteiles nicht so deutlich zu erkennen wie anderswo; wir müssen uns daher Europa und Asien als den eurasischen Kontinent zusammengefaßt denken. Immerhin läßt sich der Nordwestmonsun, der Deutschland hauptsächlich von der Nordsee

her trifft, deutlich nachweisen. Man hat daher mit Recht festgestellt, daß ein ziemlich verregneter Sommer eigentlich unser normales Deputat sein sollte. Ein trockener Sommer ist also ein außergewöhnliches Geschenk des Wettergottes.

Zu der täglichen und jährlichen Zirkulation, die wir eben erwähnten, kommt schließlich die dauernde Zirkulation der Luftmassen im sog. planetaren Windsystem. Durch die Abwechselung von Land und Wasser ist dieses besonders auf der Nordhalbkugel der Erde einigermaßen gestört, und wir können es besser auf der Südhalbkugel der Erde nachweisen. Im meteorologischen Sinne geradezu ideal dürften die Verhältnisse auf dem Wüstenplaneten Mars sein, den wir in der Mitte unseres Bildes eingezeichnet haben. Das Studium dieses planetaren Windsystems, dessen Grundgedanke schon von dem berühmten Astronomen Halley herrührt, ist bis zu unseren Tagen weiterentwickelt und heute durch Bjerknes zu einer praktischen Verwendbarkeit fortentwickelt worden, die in erstaunlicher Weise die verwickelten Vorgänge an der sog. Polarfront, wonach diese Theorie benannt worden ist, geklärt hat. Im planetaren Windsystem steigt die Luft im Bereich der stärksten Erwärmung am Äquator oder Gleicher auf, längs dessen wir den Umdrehungssinn des Planeten angedeutet haben, während aus den tropischen Zonen die Luft nachströmt. Die Darstellung zeigt im einzelnen die dabei entstehenden Wirbel, die sich ringartig um unseren Planeten legen. Der Kreislauf führt die am Gleicher aufgestiegenen Luftmassen wieder herunter, wodurch im Gebiet der sog. Roßbreiten längs eines Hochdruckgürtels das schönste Wetter auf der Erde entsteht. In ähnlicher Weise entwickelt sich von den Polen aus ein Zirkulationssystem nach niederen Breiten herunter, und dessen „Polarfront" sorgt durch die an seinem Rand entstehenden Wirbel für die reiche Abwechslung des Wetters in unseren Breiten.

Wenn wir diesen Umriß der allgemeinen Witterungsvorgänge auf der Erde im Auge behalten, wird uns das Verständnis der gegenwärtigen Wetterkatastrophen nicht schwerfallen. Über den Wüstengebieten Nordafrikas steigt die stark geheizte Luft empor und fließt in größeren Höhen, wie wir das schon bei dem Seewind an der Küste zeichnerisch andeuteten, wieder zum Meere, in unserem besonderen Falle zum Mittelmeer zurück. Hier tritt nun durch einen verwickelten Vorgang starke Durchmischung mit Wasserdampf ein, den die warme Luft begierig aufsaugt. Befindet sich nun gerade einer der Tiefdruckwirbel auf seiner Wanderung in der Nähe von Triest, so kann es leicht eintreten, daß er seinen Weg auf der berüchtigten „Vb-Bahn" fortsetzt, die seit Jahrzehnten wegen ihrer Wetterkatastrophen gefürchtet wird. Die sehr wasserdampfreichen Luftmassen vom Mittelmeer, bei denen in diesem Jahre selbst bis in ungewöhnliche Höhen hinauf große Feuchtigkeit festgestellt wurde, stoßen dann mit dem Nordwestmonsun, d. h. mit etwas kühleren ozeanischen Luftmassen zusammen. Bei der eintretenden Abkühlung sind sie nicht mehr imstande, die Feuchtigkeitsmassen in Dampfform weiterzuführen; es treten heftige Niederschläge ein! Den Vorgang kann man im Sommer alle Tage an dem Beschlagen eines Glases mit kaltem Quellwasser im Kleinen studieren. Er dürfte allgemein bekannt sein.

Dr. H. H. Kritzinger.

Die Ursachen des Katastrophensommers 1926. Nach Skizzen von H. H. Kritzinger gezeichnet von A. Hückel.

# Tagesgeschichte

Vom 22. bis zum 24. August tagte in Breslau die 65. **Generalversammlung der deutschen Katholiken.** Am 22. August fand auf dem Platz der Jahrhunderthalle ein Festgottesdienst statt, dem gegen 80000 Katholiken beiwohnten. Kardinal Fürstbischof Bertram hielt die Festpredigt; nach ihm sprach der päpstliche Nuntius Pacelli. Am Nachmittag versammelten sich die katholischen Arbeitervereine im großen Saale des Messehofes, wo nach einer Begrüßungsansprache des Landeshauptmanns Horion, Düsseldorf, des Ersten Präsidenten des Katholikentages, auch Reichskanzler Dr. Marx das Wort ergriff.

**Der neue japanische Botschafter** für Deutschland, Haruichi Nagaoka, traf am 25. August in Berlin ein. Nagaoka war bereits im Jahre 1908 als Botschaftssekretär unter dem japanischen Botschafter Chinta in Berlin tätig und arbeitete damals mit am Zustandekommen des ersten deutsch-japanischen Handelsvertrages. Vor seiner Berufung zum Direktor der Vertragsabteilung des Auswärtigen Amtes in Tokio war er nach dem Weltkriege japanischer Gesandter in der Tschechoslowakei und im Haag. Er gilt als einer der fähigsten Diplomaten Japans.

**Der Konflikt zwischen Regierung und Kirche in Mexiko** hatte eine unerträgliche Schärfe angenommen, die schwere Bürgerkriege befürchten ließ. Nunmehr scheinen sich die beiden Parteien verständigt zu haben und den Streit dem mexikanischen Kongreß und den Gerichten überlassen zu wollen.

**Der Diktatur des Generals Pangalos in Griechenland** wurde durch den von General Kondylis geführten Aufstand ein Ende bereitet. Pangalos geriet in Gefangenschaft, und Admiral Konduriotis übernahm die Präsidentschaft des Landes, um den Parlamentarismus wiedereinzuführen. — Der jetzt gestürzte General Pangalos hatte sich am 25. Juni 1925 an die Spitze einer Revolution gestellt und zum Ministerpräsidenten und Kriegsminister gemacht. Am 4. Januar dieses Jahres hob er die Verfassung auf und rief die Militärdiktatur aus. Am 4. April wurde er dann zum Präsidenten gewählt, als der bisherige, nun wiedereingesetzte Präsident Konduriotis zurücktrat. Vor etwa sechs Wochen konnte er noch einem Mordanschlag entrinnen.

An der ersten offenen **Meisterschaft des deutschen Golfverbandes** beteiligten sich fünfzig Bewerber. Das am 21. August eröffnete und am folgenden Tage fortgesetzte Wettspiel auf dem Platze des Golf- und Landklubs in Berlin-Wannsee brachte hochwertigen Sport und war von internationaler Bedeutung. Sieger wurde P. Alliß, der englische Berufsspieler und Lehrer des Golfklubs Berlin-Wannsee.

Der deutsche Sport konnte in letzter Zeit große Erfolge im Ausland erzielen. So bei den **Europameisterschaften im Schwimmen in Budapest**, die am 22. August zum Abschluß gelangten. Deutschland gewann in der Länderklassifizierung den Europa-Pokal. Erich Rademacher wurde Meister im Brustschwimmen über 200 m (2 Min. 52,6 Sek.), Gustav Frölich im Rückenschwimmen über 100 m (1 Min. 19 Sek.); die Meisterschaft im Turmspringen errang Hans Luber, während sich Arthur Mund die Meisterschaft im Kunstspringen holte. Auch die Staffel über 4mal-200-m-Freistil um die Meisterschaften 1926 von Europa wurde am 22. August bei den Schlußwettkämpfen von der deutschen Mannschaft gewonnen. Wie beim Kunstspringen, wurde ebenso hier für die siegreiche deutsche Mannschaft die deutsche Flagge gehißt und die deutsche Nationalhymne gespielt. — Weiter siegte Deutschland überlegen im **Leichtathletik-Länderkampf Deutschland-Frankreich-Schweiz zu Basel** am 22. August. Von deutschen Vertretern wurden unter den fünfzehn Wettbewerben gewonnen: Der 100-m- sowie der 200-m-Lauf von Körnig; der 1500-m-Lauf von Dr. Peltzer; der 5000-m-Lauf von Diekmann; der 110-m-Hürdenlauf von Troßbach; ebenso siegte die deutsche Mannschaft im 4mal-100-m- und im 4mal-400-m-Staffellauf. Ferner wurde Dobermann im Weitspringen und Möbius im Stabhochsprung, Brechenbacher im Kugelstoßen, Hoffmeister im Diskus- und Molles im Speerwerfen Sieger. Das Endergebnis stellte sich für Deutschland auf 128,5 Punkte, für Frankreich auf 88,5 und für die Schweiz auf 68 Punkte.

**Der Schlesische Großfunksender in Breslau.** Obwohl an Teilnehmerzahl gegenüber den meisten der deutschen Schwestergesellschaften immer etwas zurück, ging die Schlesische Funkstunde, die als Hörquelle für eine große Schar von Deutschen in Polen und in der Tschechoslowakei eine dankbare Aufgabe zu erfüllen hat, als erste deutsche Sendestation an den Bau eines eigenen Gebäudes. Bereits im November 1925 eröffnete sie in Gleiwitz einen Zwischensender für den empfangsschwachen und für Detektorgerät bislang überhaupt nicht erschlossenen oberschlesischen Industriebezirk, und später bescherte sie ihren Hörern den starken Breslauer 10-KW-Großsender. Sechs im Betrieb taghell leuchtende, von zwei Hochspannungsumformern mit einer Anodenspannung von je 5000 Volt gespeiste Senderöhren verschaffen den Darbietungen weithin Gehör. Zwei je 100 m hohe Masten halten die Sendeantenne. Jeder Mast besitzt das stattliche Gewicht von 31 t. Das Haupt- und Verwaltungsgebäude beherbergt sämtliche Räume der Direktion, die Räume der künstlerischen und technischen Leitung, die Nachrichtenabteilung und alle Verwaltungsräume. Ein systematisch aufgebautes und fortschreitendes, durchaus stilreines Programm zeugt von dem gemeinsamen Zielen zustrebenden Zusammengehen der künstlerischen Leiter.

Links: George Henry Carter, Leiter des über 4000 Werksangehörige zählenden Governement Printing Office in Washington, der größten Staatsdruckerei der Welt, der gegenwärtig auf einer Studienreise in Deutschland weilt. — Rechts oben: Von der Ankunft des ersten englischen Großflugzeugs in Berlin am 25. August, mit dem die Sachverständigen der britischen Luftverkehrsgesellschaft zur internationalen Luftfahrt-Tagung in Berlin eintrafen: Das 18 Personen fassende Flugzeug auf dem Tempelhofer Flugplatz.

Vom Konflikt zwischen der Regierung und der katholischen Kirche in Mexiko: Massenandrang der Kirchgänger an dem Gotteshaus in Coyoacan, einer Vorstadt Mexikos. Rechts im Oval: Alarmbereite mexikanische Truppen zur Bekämpfung von Unruhen, die mit Weib und Kind im Hofe der Guadalup-Kirche in Mexiko lagern. — Rechts nebenstehend: Neue Verhörmethoden der Polizei in Amerika: Die „Schattenloge", eine Einrichtung zur besseren Beobachtung von Verbrechern während des Verhörs. Die Beschuldigten stehen dabei in hellem Lichte, während die Beamten sich im Dunklen befinden und so die leiseste Veränderung in den Gesichtszügen oder in der Haltung der Verhörten bemerken können.

Der Umsturz in Griechenland, der am 22. August in Athen vor sich ging: Das Präsidentenpalais in der Hauptstadt Griechenlands, das von dem bisherigen Diktator Pangalos verlassen und nun von dem neuen Präsidenten Konduriotis bezogen wurde. Im Oval: Konduriotis, der neue Präsident Griechenlands. Ganz rechts: General Kondylis, der Pangalos gestürzt hat.

Von den Schwimmwettkämpfen um die Europameisterschaften in Budapest, bei denen Deutschland in der Länder-Klassifizierung den Europa-Pokal gewinnen konnte: Links: Barany-Ungarn (Startziffer 2) besiegt den bekannten schwedischen Schwimmer Arne Borg (4) in der 100-m-Freistilmeisterschaft bei den Schlußkämpfen am 22. August. Im Kreis: Arthur Mund-Deutschland, der Sieger in der Europameisterschaft im Kunstspringen, bei einem hervorragenden Sprung.

Der Dreiländerkampf in der Leichtathletik zwischen Deutschland, Frankreich und der Schweiz in Basel am 22. August, in dem Deutschland überlegen siegte: Der deutsche Meisterläufer Körnig gewinnt den 100-m-Lauf. Nebenstehend: Die vom Verein Seglerhaus in Berlin-Wannsee am 21., 23. und 24. August veranstalteten Wettfahrten für den besten Steuermann im Jollensegeln von Deutschland: Moment aus den Wettkämpfen.

Links: Eine Rekordleistung im Segelflug: Max Kegel (rechts) und Fritz Paul vor ihrem selbsterbauten Segelflugzeug, mit dem der erstere bei dem im August veranstalteten Rhönsegelflug-Wettbewerb in 45 Minuten eine Strecke von 55 km zurücklegte und somit eine Stundengeschwindigkeit von fast 70 km erzielte. — Rechts: Die Golf-Meisterschaft von Deutschland 1926, die am 21. und 22. August auf dem Platz des Golf- und Landklubs Berlin-Wannsee zum Austrag kam und vom Berliner Trainer P. Alliß gewonnen wurde: Gregory, Salzbrunn (ganz links), und P. Boomer (Frankreich), die beiden Gewinner des fünften Preises, während des Wettspiels.

Des Großstädters Erholung im Freien: Nachmittagsbetrieb in einer Gaststätte des Scheitniger Parks in Breslau

Nach einer Zeichnung unseres Sonderzeichners Martin Frost

# ZUM 350. TODESTAGE TIZIANS

In einem Alter, in dem so viele Sterbliche schon Greise sind, einem Alter, das überhaupt nur ganz wenige Künstler erreicht haben, kann sich Tizian, der Malerfürst von Venedig, noch als rüstigen Mann porträtieren. Dieses Selbstporträt, das man im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum bewundert, spricht ebenso eine wirkungsvolle Repräsentation des Mannes aus, der sich des Wertes seiner Persönlichkeit stets bewußt gewesen ist, wie eine unbefangene momentane Natürlichkeit. Obwohl Tizian seine Bildnisse nicht aufs Dramatische anlegte, wohnte ihnen allen doch eine charakteristische spontane Haltung inne, wie sie auch hier aus der lebendigen Rechtsdrehung des mit einem Hauskäppchen bedeckten Hauptes und der Stellung von Armen und Händen zu beobachten ist, von denen die eine wie nervös auf dem Tisch zu trommeln scheint. Noch sprühen die Augen von Feuer und Geist, aus den energischen Zügen spricht, wie aus der ganzen machtvollen Erscheinung, ungebrochene Tatkraft und rastloser Arbeitsdrang. Die unmittelbare Würde dieses Großen der Kunst wird von der prunkvollen Pelzverbrämung des Rockes und von der Seide der Ärmel natürlich gerahmt; wie selbstverständlich ruht die vierfache goldene Ritterkette des von Papst und Kaiser und den oberitalienischen Herzögen Ausgezeichneten auf der Brust. In der Malerei ist dieses Bildnis eines der schönsten Beispiele für den breiten koloristischen Vortrag der Hauptperiode des Meisters. Es muß um 1550 gemalt sein, als er eben vom Augsburger Reichstag, wohin ihn Karl V. gerufen, zurückgekehrt war. Es dürfte also den damals etwa Siebzigjährigen darstellen, falls die Legende recht berichtet, daß Tizian, wie er auch selbst angab, 1478 geboren wurde. Eine Bestätigung dafür, etwa durch Kirchenbücher in Pieve di Cadore in Friaul, seinem Geburtsort, gibt es dafür nicht, und besonders der Vergleich mit Giorgione dürfte es nahelegen, sein Geburtsjahr doch in eine etwas spätere Zeit, etwa zwischen 1482 und 1485, einzusetzen. Es gehört aber zur großen Geschichte des Meisters, daß er ein fast Hundertjähriger wurde, und es mag sich auch in diesem Falle wieder bewähren, daß die Legende wahrer ist als die Wirklichkeit. Von Giovanni Bellini herkommend und auch durch die träumerische Poesie Giorgiones, mit dem er eine Zeitlang zusammenarbeitete, beeinflußt, hat sich Tizian nicht allzu rasch entwickelt. Er entfaltete sich in einer köstlichen ruhigen Reife, und es gelingt ihm, durch lange Jahrzehnte seine ganz einzigartige Machtstellung in der venezianischen Kunst zu behaupten. Er hat die von Giorgione begonnene, rein malerische Kultur der Lagunenstadt auf den Gipfel erhoben durch die Betonung der Farbe, gegenüber der festländischen Plastik, und durch das immer stärkere und persönlichere Herausarbeiten von Lichtproblemen. Sein Werk ist eine unendliche Verklärung der Farbe, und er läßt darin, schon von der „Assunta", der „Himmelfahrt Mariä", und den „Drei Lebensaltern" an, alle Zeitgenossen hinter sich zurück. Von den farbigen Werten, dem Goldton seiner ersten Reife, schreitet er fort zu einer bräunlich glühenden Tonmalerei von mystisch-visionärer Wirkung. Anstatt mit einem metrisch-schematischen Aufbau rechnet er mit einer Komposition farbiger Massen, mit einer in die Tiefe eilenden dramatischen Gestaltung mit oft pathetisch erhöhter Wucht, wie in „Petrus Martyr" oder der leider einer Feuersbrunst zum Opfer gefallenen „Schlacht bei Cadore". Vor allem war Tizian auch der Maler einer harmonischen Schönheit, wie in seinen liegenden Frauenfiguren und Mythologien, unter denen das Rätsel der sog. „himmlischen und irdischen Liebe" die Forscher noch lange beschäftigen dürfte. Selten auch ist eine künstlerische Laufbahn reicher an Ehren und Erfolg gewesen als die Tizians. In seinem prachtvollen Besitztum hielt er wie ein König Hof, umschmeichelt von den Großen seiner Zeit. Als den nie zu Ermüdenden, immer Tätigen der Tod dahinraffte — bei einer Pestepidemie, die Venedig ein Viertel des Volkes kostete — traf er ihn nach so gewaltigem Schaffen noch mitten in der Arbeit. Mit höchster Feierlichkeit wurde er in Santa Maria dei Frari bestattet; ein marmornes Grabmal erhebt sich über seiner Gruft.

Selbstbildnis Tizians. (Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin.)

Prof. Dr. Julius Zeitler.

# LITERARISCHE GEDENKTAGE

Anastasius Grüns (geb. am 11. April 1806 in Laibach, Krain) literarische Bedeutung liegt wohl weniger in seiner Dichtung als in der Stellung, die er in der Freiheitspoesie der vormärzlichen Zeit eingenommen hat. Er, der österreichische Graf, war einer der ersten, die in ihren Werken gegen das herrschende System Metternich auftraten; er gab der politischen Dichtung ein leuchtendes Vorbild. Seine Werke, der dem Preise Kaiser Maximilians I. gewidmete, im Nibelungen-Versmaß abgefaßte Romanzenkranz „Der letzte Ritter", die „Spaziergänge eines Wiener Poeten", der „Schutt" und seine humoristischen Dichtungen, haben im Volke kaum Nachhall gefunden, dennoch wird sein Name in der deutschen Literatur stets eingezeichnet bleiben. Auch ist ihm die Einführung der slowenischen Dichtung in die Weltliteratur durch seine Übersetzung der „Volkslieder aus Krain" zu danken.

Johann Peter Hebel.
Zum 100. Todestage des Dichters am 22. September.

Von Johann Peter Hebel (geb. am 11. Mai 1760 in Basel) darf man behaupten, daß er in deutschen Landen bekannter und verehrter ist als mancher „Klassiker". Sein „Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes", aus den von ihm herausgegebenen Jahrgängen des „Rheinländischen Hausfreundes", eines Volkskalenders, gesammelte Geschichten, ist mit seiner köstlichen, gesunden Frische, seiner naiven Schalthaftigkeit und der stillen, frommen Innigkeit ein wirkliches Schatzkästlein der deutschen Literatur. Sein dichterisch beachtlichstes Werk sind die „Alemannischen Gedichte", deren Herausgabe im Dialekt zu damaliger Zeit noch ein Wagnis bedeutete.

Ludwig Hölty (geb. am 21. Dezember 1748 in Mariensee, Hannover) ist der Dichter der Wehmut und der kindlich träumerischen Empfindsamkeit. Sein früher Tod — Hölty war ja erst 27 Jahre alt, als ihn die Schwindsucht dahinraffte — geht wie eine leise Ahnung durch seine Lieder. Wie Bürger, war er Mitglied der Göttinger Dichtervereinigung, des Hainbundes. Unvergessen ist sein „Üb' immer Treu und Redlichkeit" und das feine, vom Gedanken der Vergänglichkeit aller Freuden durchzogene Gedicht „Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen!"

Der Dichter Anastasius Grün (Anton Alexander von Auersperg), † am 12. September 1876 in Graz.

Der Dichter Ludwig Hölty, † am 1. September 1776.

# Der See

Roman von Gustav Renker

(14. Fortsetzung.)

Der Alte fuhr nach langer Pause fort: „Ich bin Tiresias, der Seher. Und ich weiß, daß die Stunde gekommen ist, da das Geheimnis der Verwandlung für mich neu beginnt. Ich habe es schon oft erlebt. Wir alle erleben es, aber nur wenige sind sich dessen bewußt. Am Ende des alten Pfades stehst du, fremder Mensch, und durch dich war das letzte, das ich in dieser vergehenden Form erlebt habe, Liebe und Mitgefühl. Das will ich dir lohnen. Gib mir deine Hand!“

Raum und Zeit waren wie ausgelöscht. Um uns war die Unendlichkeit des bestirnten Himmels, und aus fern und nah schwangen tausend Glocken mit mächtigem Klingen. Manchmal, wenn ich mich aus dem Zustand der Körperlosigkeit, der mich gepackt hatte, losriß, vermeinte ich, das Brausen des Wildbachs zu hören. Dann aber waren es doch wieder die dröhnend schwingenden Glocken. Die Vorgänge um mich wurden immer unwirklicher und traumhafter. Ich fühlte die Hand des Alten, der sich Tiresias, der Seher, nannte, um mein Gelenk. Es war eine schmale, lange Hand, von der eine eisige Kälte ausging, die aber keineswegs etwas grauenhaft Totes hatte. Es lag wie Marmor um meinen heiß hämmernden Puls.

Die aus Ewigkeiten herüberklingende Stimme kam wieder: „Ich sehe deinen Weg vor mir, der durch den Sommer führt. Und dich leitet die Sehnsucht. Du hast dich ihr unwissend verbunden und wirst sie wissend erkennen. Alle Sehnsucht kommt vom Weibe und geht zum Weibe. Alles, was wir ungelöst in uns tragen, ist der Wille zum Weibe. Ich sehe sie bei dir und in dir. Ich sehe ein großes leuchtendes Wasser, Wälder ringsum und Berge darüber. Dem gehörst du an, und das offenbart sich dir in immer neuer Gestalt als Weib. Darum wirst du nicht untergehen, weil du deine Sehnsucht an einen heiligen Boden gefesselt hast. Darum auch wird dir das Weib, das dir Erscheinung dieser Sehnsucht ist, nie unheilig werden. Du wirst den Becher der Frauenliebe bis zur Neige leeren und doch keinen schalen Geschmack auf der Zunge haben. Du bist unfrei und doch frei, du bist gebunden und doch ledig jeder Fessel. Ich sehe einen Ring in einer grün dämmernden Tiefe — laß ihn unten, zerbrich nicht den Bund! Denn siehe, es wird die Stunde kommen, da du noch einmal vor die Wahl gestellt wirst. Für uns alle kommt einmal die Stunde, da sich ungewisse Tore auftun. Laß den Ring in der Wassertiefe, laß ihn liegen! Tiresias rät dir das, der Seher. — Nein, nicht mehr Tiresias! Ich fühle, daß die Verwandlung beginnt. Ich kann dir nicht mehr raten. Ich habe dir mein Letztes gesagt. Ich gehöre nicht mehr mir — Ninette beginnt zu singen.“

Leise begann ein wundersames Tönen, und mit einem Schlage schwieg das Brausen der Glocken. Die Harfe klang, aus der Tiefe voller Akkorde wuchs eine Melodie auf, die fremd, ungewohnt und doch uralt bekannt schien. Manchmal war es, als seien es gar nicht schwirrende Metallsaiten, sondern als singe eine Frauenstimme dieses Lied ohne Worte. Ich hörte Romalda, wie sie in frühlingsfernen Tagen dazumal am Donau-Ufer ein Lied geträllert hatte, und hörte wieder Eva einen heißen, wilden Reigen anstimmen, zu dessen Takten die um des Weibes Körper gewundenen bunten Schlangen ihre feinen Köpfe wiegten. Immer deutlicher wurde das Bild auch meinem Auge. Mitten in der Nacht stand es auf kreisrund beleuchteter Fläche: der Wohnwagen der fahrenden Leute war da, auf der Treppe saß der Alte und spielte die Harfe, vor ihm aber tanzte und sang Eva.

So ging die Musik der Harfe, deren Saiten goldenes Frauenhaar waren, durch Stunden, die mir Ewigkeiten schienen.

Langsam verblaßte der bunte Kreis, die Gestalten wurden undeutlich, verschwammen ineinander. Und nun war nur noch eine matt beleuchtete Fläche da, von der sich immer deutlicher rissiges, rußgeschwärztes Holz abhob.

Das war der erwachende Morgen, der seinen Schein durch das Hüttenfenster an die jenseitige Wand warf. Der Köhler kauerte noch immer wie gestern abend auf der Bank, sogar die Pfeife hielt er noch zwischen den Zähnen. Eva lehnte im Herdwinkel, hatte einen Schal um den Oberkörper geschlungen und schlief, das Haupt an einen Wettermantel des Köhlers gebettet. Auf dem Streuhaufen lag neben dem schlummernden Silvain der Alte und hatte die Hände über der Brust gefaltet, im starren Gesicht aber ein eingefrorenes glückliches Lächeln. Ich erkannte augenblicks, daß er gestorben war. Die Harfe stand neben Eva an der Wand. Wenn wirklich aus ihren Saiten die letzten entschwebenden Töne gekommen waren, die ich erwachend noch zu hören glaubte, so konnten nur Evas Finger die Saiten lebendig gemacht haben. Alle aber, außer dem Weibe, hatten den Harfenklang in ihrem Schlafe gehört, der Köhler, der mit den Worten: „Wer tut denn da in der Nacht Musik machen?“ aufgewacht war, und der Knabe, der noch ahnungslos neben dem Toten schlief und im Traume sagte, noch nie habe Großvater so schön gespielt. Nur Eva, die ich aus dem Schlaf rütteln mußte, wußte von nichts. Sie war, wie sie sagte, eingeschlafen, als wir alle so nach und nach eingenickt seien. Auf etwas Besonderes des Gesprächs konnte weder sie noch der Köhler sich entsinnen. Der Alte habe etwas von einer Ninette erzählt, und darüber seien wir müde eingenickt.

Ich aber wußte die Grenze zwischen Wachen und Traum nicht zu finden und hielt es für das beste, über alles, was außerhalb meines eigenen Begreifens stand, zu schweigen.

Nur Tage später, nachdem wir den Alten unten im Tal bestattet, den Knaben aber mit Reisegeld nach seiner fernen Heimat hatten ziehen lassen, wagte ich, an Eva zwei Fragen zu stellen.

„Hast du in jener Nacht irgend etwas von Schleiern geträumt?“

„Das weiß ich nicht, Medard. Ich war sehr müde und habe traumlos und fest geschlafen.“

„Und noch eins sag: Kannst du Harfe spielen?“

„Nein, das hab ich nie gelernt. Wie kommst du darauf?“

Ich gab ihr keine Antwort. Denn in dem Walde, den wir vom Bergkamm her talab durchschritten, tat sich eine Lichtung auf, zwischen den Stämmen schimmerte es wie ein ungeheurer Smaragd. Da lag in der Tiefe, grünversponnen in seinen Schilfkränzen, mein See, und drüben am andern Ufer stand zwischen den würdevoll aufrechten Pappeln der weiße Würfel meines Vaterhauses. — — —

Ich hatte mein ganzes Sommerglück auf ein Vorderhand gebaut. Dieses niederträchtige, engbrüstige und kurzarmige Wörtlein stand als Mautschranke über meiner Straße. Ich hatte das Weggeld nicht, um die Schranke Vorderhand aufknarren zu lassen.

Denn die Tür des Vaterhauses durfte ich mit dem fahrenden Weib nicht durchschreiten. Darüber war ich mir klar. Mein jeder Romantik abgeneigter Vater hätte nichts von allem verstanden, ja, er war nicht einmal verpflichtet, irgend etwas zu verstehen. Ein Medardus von Lodron kehrt nicht mit einem Weibe, das er sich vom Straßenrand aufgelesen hat, heim. Das war ein ehernes Gesetz, das auch ich begriff. Und deshalb dieses wühlende, schleichende Vorderhand, das alle Liebesseligkeit zeitlich befristete. Je mehr ich darüber grübelte und nach einem Ausweg suchte, desto heller und freier schien Eva zu werden. Es war, als ob Vorderhand gar nicht bestünde und nur Jetzt als flammende Sonne über uns hinge. Ich sagte ihr: „Mit dir kann ich nicht zum Vater. Das weißt du.“

„Freilich, das sollst du gar nicht.“

„Ohne dich mag ich keinen Schritt weit laufen.“

„Das sollst du auch nicht.“

„Also wieder fort? Zu zweien in die Welt hinaus.“

„Du lieber Narr du! Wo wir gerade heimgekehrt sind.“

„Wir“, hatte sie gesagt. Später hab ich darüber oft nachdenken müssen. Jetzt aber: „Was also sollen wir beginnen?“

„Das weiß ich auch nicht.“ Hing gleich darauf an meinem Halse, als ob es nichts in der Welt gäbe als unsere Liebe. Aller schicksalsschwere Ernst, den Eva in den Tagen von Sankt Florian gezeigt hatte, war hier verschwunden. Es war, als ob ihr helle, glasschimmernde Flügel gewachsen wären, wie sie die Libellen tragen, die auf den Schilfrispen sitzen.

Wir waren vom Berge in das Seetal niedergestiegen und hatten fürs erste den Weg zu den großen Sumpf- und Schilfwildnissen genommen, mit denen der See ostwärts in das flache Land übergeht. Dort wußte ich eine Hütte, die auf einer kleinen Insel stand, und die ich mir seinerzeit hatte bauen lassen. Sie diente bei Aufenthalten anläßlich der Entenjagd und war auf das notdürftigste eingerichtet. Eine Feuerstelle, die man mit Torf heizen konnte, eine Liegestatt auf vier Pfosten, ein wackliger Tisch und eine Bank. Das Schilf und die Erlen ringsum waren so hoch, daß nur das graue Schindeldach der Hütte hervorragte.

Dort war es, wo wir uns nach den Wandertagen niederließen, wo mich das Bangen vor der Zukunft zeitweise aufschreckte, Eva aber elfenleicht und froh wurde, als hätte sie nun eine Ruhestätte für das ganze Leben gefunden. Einem Fischer am Ostufer hatte ich den morschen Flachkahn abgekauft, der uns in die Schilfwälder führte. Rauschend und prasselnd drang das Schiff in die grüne Wildnis ein, Halme und Binsen knickten unter dem Kiel zusammen und richteten sich hinter uns wieder auf. Der Vorhang schloß sich — da sah man nichts mehr von der Welt außer den hohen Bergen, die weit über die zitternden Schilfkronen in den Himmel ragten.

Die Hütte war noch in gutem Stand, sogar eine neue Tür war eingesetzt. Der Vater hatte wohl hier geweilt, als er auf Enten jagte. Das war gewohnheitsmäßig und nach dem Jagdgesetz im Herbst gewesen. Damals war wohl auch frisches Seegras auf die Pritsche gelegt worden — seither war es faul und feucht geworden, und bei unserem Eintritt glitt eine große Ringelnatter behend den Pfosten nieder und ins Freie hinaus. Ein Buch lag noch auf dem Tisch; die Blätter waren mürbe und klebten aneinander. Der Vater hatte es wohl vergessen, den Hubertuskalender des letzten Jahres. Aus Bleistifteinzeichnungen sah ich, daß er eine gute Jagd gehabt hatte — innerhalb dreier Tage vierzehn Enten, acht Wasserhühner, zwei Reiher und einen Fischotter. Jetzt war, da keine Jagdzeit im Schilf war, ein Besuch

kaum zu befürchten. Auch die Fischer gingen nicht bis hierher vor, da die engen Wasserstraßen das Legen von Netzen verhinderten. Draußen, wo das Schilfdickicht schütter wurde, zogen sich die Nachtangeln mit den qualvoll zappelnden Köderfischen hin, öffneten die Reusen ihren Schlund aus Weidenstäben und plätscherte der schwerfällige Fischerkahn.

Das alles sahen wir nicht. Wie ein Gitter mit unzähligen Stäben stand das Schilf vor uns und der Seeweite. Am Morgen, wenn die Sonne hinter dem Tauernkamm aufstieg, hingen die braunen Blütenwedel voll gleißender Tautropfen, und die zwischen den Binsen ausgespannten Spinnennetze trugen Wasserperlen an ihren Fäden. Die Enten hatten junge Brut; man hörte sie ringsum glucksen und schnattern. Auf den breiten Seerosenblättern hockten Frösche, und am Inselufer, wo etwas Sand angeschwemmt war, lag an sonnigen Tagen die aus der Hütte vertriebene Natter und gewöhnte sich so bald an uns, die wir ihr kein Leid antaten, daß sie nur, und dann sehr widerwillig, ins Wasser rutschte, wenn man sie berührte.

Wir fuhren mit unserem Kahn die schmalen, von Schlingpflanzen durchwucherten Kanäle entlang, die sich zwischen den Schilfwäldern hinzogen. Das Wasser stand schwer und brackig über dem algenüberzogenen Grund, der aus herbstgefällten Leichen zusammengesunkener Schilfhalme früherer Jahre gebildet war. Mein Mädel hielt die rechte Hand im Wasser, hatte Seerosen, langstielig aus dem Morastboden gerissen, im Schoß, während ich mit der Ruderstange das Boot vorwärtstrieb. An einer Stelle war es, daß in die Algen eine treibende, sachte Bewegung kam, als wehe ein unterseeischer Wind über den Grund hin. Das Wasser wurde heller, Kies leuchtete unter dem Schilf auf. Dann teilte sich der Vorhang, und wir stießen in einen breiteren Arm hinaus, dessen Oberfläche langsam zu strömen schien.

„Wir sind jetzt nicht mehr im See", erklärte ich.

Das bewegte Wasser war das Flüßlein, das östlich in den See strömte und hier die Tiebel hieß, am Westende aber seine Weiterwanderung zum fernen Meer unter dem Namen Seebach antrat.

„Von den Bergen kommt es, und der weiße Kiesgrund hat einmal auf freiem Grat zwischen Alpenrosen geleuchtet. Jetzt rollt er langsam dem Seetal zu und füllt das riesige Becken aus. Unmerklich, wie eine Sanduhr. Und in Tausenden von Jahren..."

„Wird Weideland sein, wo der See war, wie weithin da gegen Osten, wo einmal Wellen an ein Ufer geschlagen haben."

Ich sah nach Sonnenaufgang. Da dehnte sich grünes Land, der Boden wurde fester, Torfstiche dunkelten in dem milden Grün, und von den fernen Berghängen stießen Äcker in die Ebene nieder.

„Der See stirbt!" kam es klagend aus Evas Mund. Das klang so leiderfüllt, daß ich mich erstaunt nach ihr umwandte. „Der See stirbt, und er stirbt schneller als manch anderer See. Das macht das viele Schilf und die junge, niedergeschwemmte Erde der nahen Berge. Es gibt Seen, die zwischen hohen Granitmauern stehen, und deren Becken für Ewigkeiten aus den Bergen herausgemeißelt sind. Hier ist das anders, und die Zeitspanne ist kurz."

„Nun, Everl," meinte ich, „wir beide brauchen uns deshalb nicht zu grämen, denn von uns wird kein Stäubchen mehr übrig sein, wenn die erste Pflugschar über die Stelle fährt, wo dieser See einmal am tiefsten war."

„Bald, so bald!" sagte sie ganz leise. Das närrische Mädel, das tat, als seien für es zehntausend Jahre eine halbe Stunde.

„Bald!" wiederholte sie noch einmal, doch hatte dieser Ruf jetzt einen anderen Klang, als beziehe sich das Wort auf eine ganz andere Sache. „Wir wollen noch einmal glücklich, von Herzen und unvernünftig glücklich sein, Medard. Dort, die helle Sandbank, dort lege das Schiff an."

Während ich noch den Kahn gegen das merklich strömende Wasser ans Ufer trieb, begann sich Eva zu entkleiden. Und kaum daß der Kiel die weißen, bergentborenen Steine streifte, hüllte sich schon der lichtblaue Wassermantel um den leuchtenden Marmor der Glieder.

Wie Kinder tollten wir dann in dem seichten Berggewässer auf und nieder, glitten von sicherem Grunde in die blaufunkelnde Abgründigkeit der Tiefe hinaus und lagerten uns zum Ende auf der Sandbank. Da stand die Sonne im Mittag, und über die Fläche, die ehemals See gewesen war, schwang die Hitze ihre gläsernen Schleier.

Die Mündung der Tiebel in den See lag frei vor uns. Man sah das große, glitzernde Wasser, sah die Ufer im Halbkreis schwingen und weit drüben im Westen, wo der Berg mit dem Kirchlein des heiligen Oswald war, wieder zusammenstoßen. Halben Weges zwischen den beiden See-Enden aber baute sich das Ufer vor, das mir Jugenderde war. Die Pappeln stiegen wie eine Reihe träger Riesen zum Strande hinab, und darüber, an den Wald gelehnt, stand mein Vaterhaus.

„Ich komme mir", sagte ich, von jähem Leid gepackt, „wie ausgestoßen vor. Dort drüben liegt das Schlössel, davor der Obstgarten, seitwärts die Stallung. Und alles wird sein, wie es einst war. Wenn ich jetzt zur Tür hineintreten würde, stünde ich in der großen Halle mit den Waffen. Vor mir liefe sacht die breite Treppe empor, an deren Geländer der Bub so oft heruntergerutscht ist. Oben aber, durch die Glastür des Balkons, sieht der Wald herein. So nah bin ich all dem und doch so weit."

„Und unser stilles Heim im Schilf?" sagte sie leise.

„Nicht bös sein, Liebes! Das überfällt mich eben so, da ich das Schlössel seh."

„Ich versteh es recht wohl und hab es schon lange erwartet. Die Heimat ist im Menschen immer stärker als das Weib. Das wäre ein trauriger Mann, bei dem das nicht so wäre."

„Ich hab dich sehr lieb, Eva."

„Aber zwischen der Schilfinsel und dem Schlössel steh ich doch. — Medard!" fuhr sie plötzlich auf. „Sieh mich noch einmal an. Noch einmal! Wir werden uns lange nicht wiedersehen."

„Willst du fort, Eva? Hab ich dir weh getan?"

„Ich will gar nichts, mein Bub. Wir müssen — über uns ist ein Gesetz. Denk daran, wenn ich es sein sollte, die dir weh tun wird." —

„Noch eine Strecke stromaufwärts, ehe wir heimfahren", bat sie dann, als wir wieder angekleidet im Boot saßen.

Ich tat ihr den Willen, stemmte die Ruder wider das fließende Wasser und zwang das Boot nach Osten. Eva saß auf der Steuerbank und sah die Ufer auf und nieder, als suche sie etwas. Wieder war ihr Wesen verändert, glich der dunklen Schwere jenes Abends, da sie mir an der Treppe des Wanderwagens in Enns entgegengetreten war.

Die Landschaft war still und abendmüde. Torfgräber, die weit draußen im Moor gearbeitet hatten, gingen heimzu. Am Flußufer aber, unter einer tief hangenden Erle, stand ein Mensch. Der rief uns an, ehe ich seiner noch gewahr wurde.

„Für ein ‚Vergelt's Gott!' und ohne einen Kreuzer Geld tut mich über das Wasser setzen, ihr lieben Leut!"

Er hatte ein Ränzel auf dem Rücken, einen derben Knotenstock in der Hand und ein rundes Hütel auf. Darunter büschelten eigenwillig gekräuselte Braunhaare hervor, und dunkle Augen lachten aus wetterbraunem Gesicht.

„Unsereiner hat's nicht leicht", plauderte er und sprang in den Kahn, ehe dieser noch ganz am Ufer war. Ohne weiteres ließ er sich neben Eva, die ihn schweigend ansah, auf der Steuerbank nieder. „Damit ich mir die Kosten der Überfahrt spar, hab ich den See umgehen wollen. Jetzt kommt mir der vertrackte Fluß dazwischen und keine Brücke hin und hin."

„Eine Brücke ist da freilich nicht. Erst eine Stunde weiter oben."

„Ah, Sie sind von da. Vielleicht können Sie mir ein Nachtlager zum gleichen Preis wie diese Überfahrt sagen."

„Das wüßt ich kaum. Aber da Sie ein Wanderbursch zu sein scheinen, wird's Ihnen wohl gleich sein, irgendwo unter einem Baum zu schlafen."

„Natürlich ist mir das gleich. Wenn ich nur den Baum schon hätte. Aber von da bis zum Waldrand geht der Weg über das Moor."

„Und das ist etwas unsicher im Abenddämmern."

„Macht nichts. Jetzt sitz ich da im Schiff, und irgendwo werden Sie wohl auch landen."

„Wir wohnen auf einer Insel mitten im Schilf."

„Robinsonleben — fein! Ist vielleicht auf der Insel ein Grasplätzchen für einen müden Handwerksburschen?"

Seine kecke Selbsteinladung paßte mir eigentlich nicht gut in unsere Zweieinsamkeit. Aber einesteils konnte ich den Burschen nicht gut über das gefährliche Moor wandern lassen, anderenteils nicht ihm zuliebe eine weite Fahrt bis an eines der sicheren Ufer machen.

„So bleiben Sie halt diese eine Nacht auf der Insel", sagte ich wenig freundlich. So frei und ehrlich der Bursch auch schien — irgendein Widerwillen war in mir.

„Sie kommen von weither?" fragte Eva. In einer eifersüchtigen Wallung war mir, als ob sie mit diesen Worten dem Fremden plötzlich näherrückte.

„Von Weither, ja. Und nach Weithin. Aus dem Schlesierlande komm ich, und ins tiefste Italien will ich hinab. Dort soll ein Feuerberg sein, der Ätna. Von dem aus sei die afrikanische Küste zu sehen, hörte ich. Das steckt nun einmal in meinem Kopf: ich will Afrika sehen."

„Sehr schön," entgegnete ich mürrisch, „aber ein bissel weit."

„Ich hab Zeit."

Wir brachen durch das Schilf, schoben uns durch die schmalen Kanäle und fuhren am Sumpfufer der Insel auf.

„Schöne Gegend!" meinte der Handwerksbursch anerkennend. „Hier mit einem lieben Mädel so weltabseitig wohnen zu können, muß wirklich nett sein."

„Herr, mit wem ich da wohne, geht Sie gar nichts an!"

„Nur nicht so ungemütlich", lachte er, sprang aus dem Schiff und bot Eva die Hand zum Aussteigen, ehe ich noch mein Ruder hingelegt hatte.

Der Fremde war wie ein Wirbelwind in unserer stillen Häuslichkeit. Er brannte das Feuer an, setzte die von mir am Morgen geangelten Fische darüber und deckte den Tisch mit den wenigen Tontellern, die zur Ausstattung der Hütte gehörten. Dazwischen plauderte er immer und wandte sich fast nur an Eva. Sie gab ihm langsam und ruhig Antwort, nicht mehr, als die Höflichkeit erforderte. Trotzdem war schon ein Gemeinsames zwischen den beiden Menschen, dem fahrenden Weibe und dem in eine phantastische Ferne schweifenden Wanderer. In mir wühlte der Zorn über diese ahnende Erkenntnis, und doch fühlte ich, daß diese beiden einer anderen Welt angehörten als ich, der nahe von hier Boden und Haus besaß, dem ich untrennbar verwurzelt war.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Wege von Innsbruck zum Brenner:
Die alte Kirche St. Kathrein im Navistal bei seiner Einmündung in das Tal der Sill

Nach einem Aquarell von Alexander Liebmann

# Der schwarze Erdteil im Auge eines modernen Künstlers.

## Ausbeute einer Afrikareise des Malers Alexander Jakowlew.

Als Raoul Citroën seine so mit allem Komfort und aller Reklame der Neuzeit ausgestattete Afrikaexpedition organisierte, ahnte er wohl nicht, daß den Haupterfolg dieses pomphaften Unternehmens jene Ausbeute bilden würde, die Alexander Jakowlew heimbringen sollte, der russische Maler, der in letzter Stunde der Automobilkarawane beigeordnet wurde. War der Gedanke an sich schon gut, nicht einen Berichterstattungs-Zeichner mitzunehmen, sondern einen Malersmann von Ruf, so war die getroffene Wahl ein nicht zu überbietender Treffer.

Jakowlews Afrikabeute — die Expedition währte etwa drei Vierteljahre — betrug 280 Bilder und große Skizzen. Sie alle zeigen Jakowlews unerbittliche Art, seine Schwächen und all seine großen Qualitäten. Seine Schwächen sind: sein unbeugsames Verharren bei seiner eigenen Art, sein sicherer Instinkt, sein Talent nicht aufzureiben im Kampf um das Malerische im engsten Sinne — da er nun einmal nicht reiner Maler ist. Aber er vertieft seine große Meisterschaft: dieses schier unbegreifliche Können, darin er keinen Rivalen hat. Seine buchstäblich beispiellose Fähigkeit, Erscheinungen auf sich wirken zu lassen und sie festzuhalten mit einer seltenen Leichtigkeit, Raschheit und Anmut. Jakowlew ist als Könner zur Welt gekommen. Schon auf der Akademie setzte er alle in Erstaunen durch die große Sicherheit, man darf sagen, durch die raffinierte Technik seiner Zeichnung. Technischer Sinn und Können sind Jakowlew angeboren. Dazu kommen, was gar nicht hiermit zusammenhängt, seine reiche, beschwingte Phantasie und die heitere, freudige Leichtigkeit im Komponieren. Er fabuliert — er hat es durch seine zahlreichen Wandgemälde immer wieder bewiesen — unerschöpflich und sicher darauflos. Im kunstpolitischen Leben ist ihm oft der Vorwurf gemacht worden, daß seine Arbeiten — Photographien wären. Nichts ist verständnisloser als dies! Gerade das Gegenteil von Photographie ist sein Bild. Die Photographie ist sozusagen stupid, borniert. Man kann sagen, die photographische Linse sieht falsch (weil sie mechanisch sieht und nicht durch ein Gehirn). Aber indem Jakowlew mit pedantischer Genauigkeit, mit streng zuverlässiger Ähnlichkeit ein Stück Natur, d. h. nicht nur Landschaft, sondern auch Menschen, konterfeit, gibt er auch wirklich deren „Natur“ wieder. Er gibt den Charakter, das Wesen, das „spezifische Gewicht“, die Form und die Kraft wieder. Nirgends bei ihm ist dies so gut zu erkennen wie auf seinen Afrikabildern. Mit Recht wurde dem Afrikafilm, der aus derselben Expedition hervorgegangen ist, der Vorwurf gemacht: er, der Film, hätte Afrika wie ein amerikanischer Cook-Reisender durcheilt, wie ein Cook-Reisender hätte er die Afrikaner wie „Kaffern“ betrachtet, auf Kuriositäten hin, hätte sich, der Überheblichkeit voll, nicht die Mühe gegeben, die Landschaft mit Liebe anzusehen, die Menschen mit Ernst zu betrachten. Für das, was der Film, die Hauptaktion, das Paradestück des Unternehmens, schuldig geblieben, hat der Künstler Jakowlew reichlich entschädigt. Da dem Künstler keine Gelegenheit gegönnt war, zu betrachten, zu verweilen, zu notieren, was ihn alles fesselte, kann man die Leistung nicht hoch genug schätzen. Ganz besonders die landschaftlichen Skizzen und Bilder zeigen den Künstler und das Land. Nicht die Sehenswürdigkeiten, nicht das Anekdotische, nicht das Ethnographische sind das Wertvollste an seinem afrikanischen Werk, sondern die bescheidenen Tempera und Aquarelle, auf denen — als gehörte er selber mit dazu, als wäre er großgezogen in der jeweiligen Landschaft, als wären die Leute ihm wesensverwandt — er einen Ausschnitt aus dem Leben gibt. So überzeugend ist die Stimmung, so zu einer Harmonie verwoben sind Gelände, Tiere und Menschen, so ist alles in Wärme der Empfindung getaucht — dergestalt, daß es jeden überzeugen muß.

**Pawel Barchan.**

Maschemma, der Hauptmann der Reiterei des Sultans Serky-Mussa.

Daboa, ein Saramädchen (Französisch-Äquatorialafrika).

Links: Jao, ein Weib des Tuba, mit ihrem Kind (Niangara, Belgisch-Kongo). — Mitte: Knaben an einem Bach (Französisch-Äquatorialafrika). — Rechts: **Eins der Weiber des Hauptmanns Tuba.**

Aua, ein Banda-Weib (Yalinga, Französisch-Äquatorial-afrika).

Rechts oben:

Siedlung Peubl am Tschadsee.

Unten:

Der Pygmäe Masua, Tike Tik Carebi (Belgisch-Kongo).

Gadem, ein Elefantenjäger (Birao, Französisch-Äquatorial-afrika).

Links nebenstehend:

Barma Mata, Sultan von Sinder (Sudan).

Ein Banda-Kind (Wogbo, Französisch-Äquatorialafrika).

Die Gan'sa, der rituelle Tanz bei den Banda (Bambari, Französisch-Äquatorialafrika).

Von der Afrikareise des russischen Malers Alexander Jakowlew: Charakteristische Werke aus dem künstlerischen Ergebnis dieser Reise.

# WENN MÄNNER MIT FRAUEN DIE KLEIDER VERTAUSCHEN

Um das Jahr 1911 drang in die Tracht des Mannes ein typisch verweiblichender Zug ein. Die Taille verengerte sich von oben her, um nach unten in eine weite Glockenform auszumünden. Im Jahre 1913 versuchten die weiten, geschlitzten Beinkleider sich durchzusetzen. Diese Mode kam aus den Vereinigten Staaten von Amerika über England zu uns. Sie bildete ein Gegenstück zu dem geschlitzten weiblichen Rock. Seither hat die Verweiblichung des männlichen Kostüms und entsprechend die Vermännlichung der weiblichen Mode beträchtliche Fortschritte gemacht. Die Geschlechtervertauschung in der Mode hat sich im Laufe der Jahrhunderte schon öfters eingestellt. Sie kam jedesmal, wenn die Ordnung innerhalb eines Staatswesens sich aufzulösen begann, wenn sich die Autorität von Recht und Sitte lockerte. Hauptsächlich waren es die Kriege und ihre entsittlichenden Nachwirkungen, die an den Grundnormen und Grundformen der Geschlechtertrachten rüttelten, und zwar so stark, daß man seiner Kleidung nach oft ein Geschlecht kaum vom andern unterscheiden konnte.

Schon im frühesten Mittelalter begegnen uns Trachten-Eigentümlichkeiten, die eine weitgehende Verweiblichung des männlichen Anzugs zeigen. Die Tracht der Ritter im 9. und 10. Jahrhundert kommt der des Frauenkleides in Schnitt, Form und Farbe sehr nahe. Die Ritter tragen glatt rasierte Gesichter, ihre Haare fallen in langen, kunstvoll gekräuselten Locken über Schultern und Nacken herab. Selbst in den aus jener Zeit uns erhaltenen Holzschnitzwerken ist es kaum möglich, den männlichen Ritter von der vornehmen Dame zu unterscheiden, so sehr ähneln sich beide in ihrem Gewande.

Im 14. und 15. Jahrhundert war wiederum die Dekadenz so weit vorgeschritten, daß die Herren der bevorrechteten Klassen sich nicht scheuten, Schultern, Nacken und Arme nach Frauenart zu entblößen. Der Unsinn nahm solche Ausmaße an, daß die Männer sogar — falsche Brüste trugen.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts schlug Eros ähnliche Purzelbäume. Frauenhaft gebärdeten und kleideten sich die Männer. Die Behörden machten hier und dort den Versuch, den kleidlichen Unsitten zu steuern, doch mit wenig Erfolg. So wendet sich eine im Jahre 1628 erschienene Kleiderverordnung der Stadt Straßburg gegen die weibische Tracht der Männer, „die ihr Haupthaar gleich den Weibern zieren, seidene bendelringlein und anders an Zöpffen einflechten, und andere weibliche Phantasie damit vornehmen“.

Der sittenverwildernde Dreißigjährige Krieg konnte naturgemäß nicht spurlos an der Tracht der Geschlechter vorübergehen. An die Frauenkleidung gingen die kriegerischen Abzeichen der Soldateska über. Parallel damit gewann die Männerkleidung ein weibliches Gepräge. Man sah die Männer in Rockhosen herumspazieren, die aufs Haar einem kurzen Frauenrock glichen. Weiblich waren an der männlichen Tracht die vielen seidenen Schleifchen und Schleifen auf Hut und Ärmeln, die spitzenbesetzten Aufschläge und Kragen, die Ringellocken der mächtigen Perücken, die Stickereien, dazu das bartlose Gesicht. Dem Mann im frauenhaften Kleide entsprachen seine gezierten Bewegungen, seine affektierte Stimme, sein ganzes weibisches Wesen. Die famosen Stiche Abraham Bosses haben diese Kultur-Eigentümlichkeiten für spätere Geschlechter im Bilde festgehalten. Man könnte meinen, die Landsknechts-Offiziere jener Zeit hätten alle Wäscheschränke der Damen geplündert, so reich war ihre Tracht von weiblichen Spitzen überrieselt.

Spitzen, Schleifen, Bänder, Busenkrausen und andere kokette Bestandteile der weiblichen Mode haben einander fast ohne Unterbrechung in den Moden des starken Geschlechts bis zur Französischen Revolution abgelöst. Puder, Wohlgerüche, Seidenbänder, seidene Strümpfe, gekräuselte Haare, Schönheitspflästerchen, geziertes Benehmen schmücken und kennzeichnen zugleich den eroberungslustigen Elegant der damaligen Zeit. Wir sehen, wenn wir gegenüber den Tatsachen die Augen nicht verschließen wollen, daß die Begriffe „Mann“ und „starkes“ Geschlecht nicht immer das waren, wozu sie von männlichen Geschichtschreibern und Kulturrichtern gemacht worden sind. Den Feminismus im männlichen Geschlecht hat noch kein Zeitalter auslöschen können. Es wird dies wohl auch nie möglich sein. Zurückgedrängt kann er zeitweise werden. Kriegerische Stimmungen, Bürgerkriege und auswärtige Kriege haben dies stets erreicht. Sind die männlichen Kriege aber beendigt, dann sucht sich die Autorität des Femininen wieder der Gefolgschaft des Mannes zu versichern.

Lange Zeiten der ungefährdeten Sicherheit haben in der Regel die Macht des Weiblichen gestärkt, bis es vorherrschend wurde. Es brauchte dabei keine Sittenlosigkeit einzureißen, wie unter dem weibischen König Heinrich III. von Frankreich, der selbst oft in Frauenkleidern ging, und an dessen Hofe die Geschlechter ihre Rollen und ihre Kleider vertauschten. Auf Bällen und bei Ringelstechen erschien dieser Fürst als Amazone gekleidet, ein Halsband aus Perlen umhängend, die Brust offen, mit dem weiblichen Ausschnitt des Medicikragens.

Typisch weiblich erscheint die Männerkleidung zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Männer bedeckten sich mit Frauenschmuck, behängten sich mit dem weiblichen Zopf, trugen Perücken aus Frauenhaaren, ihre Kleidung wies die Farbenbuntheit des Frauenkostüms auf. Empfindlichkeit und Rührseligkeit hießen die Dominanten des männlichen Gefühlslebens. Fürsten, Militärs, Beamte, die verschiedenen Klassen und Stände, sie alle waren von dem betäubenden Rausch einer kraftlosen Werther-Stimmung eingenommen.

In den letzten Jahren hat Amerika über England hinweg einen großen Einfluß auf die männliche Kleidung des europäischen Kontinents gewonnen. Im Jahre 1912 tagte in Neuyork der Nationale Kongreß amerikanischer Herrenschneider. Dabei faßte man den Beschluß, kein Mittel unversucht zu lassen, in der Herrenmode ein rascheres Tempo der Abwechslung zu erregen. Dies ist bis zu einem gewissen Grade erreicht worden. Die Herrenmode hat seit jener Zeit ein in sich vielgestaltigeres Gepräge erhalten. Ihre strengen Formen haben sich gelockert. Die Farbe hat ihre graublauschwarze Zurückhaltung aufgegeben und sich in Lichtheit und Buntheit aufgelöst. Mannigfache Nähte und Falten trugen das leicht geschürzte Ornament in die einst so schüchterne Form des Herrenanzugs. Die weibliche Koketterie eroberte sich mehr und mehr die männliche Tracht.

Die Zeiten ändern sich, die Menschen nicht. Wenn Mars regiert, dann herrscht das Strenge an der Männerkleidung vor. Hat aber Venus ihre Herrschaft angetreten, dann durchlöchern Amors Pfeile alle graue Nüchternheit, und Farbenrausch und Formenwechsel führen das Wort, auch in der Herrenmode. Jede Kulturepoche hat ihren eigenen Willen, ihren eigenen Kleidausdruck, und die Zeit schreitet selbstherrlich hinweg über alle persönlichen Bedenken.

Dr. Norbert Stern, München.

Augsburger Trachtenbild vom Jahre 1500.

Sittenbild aus der Mitte des 17. Jahrhunderts.

Kostümbilder aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Trachten aus dem zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts.

Die moderne Mode am Badestrand: Damen und Herren im Pyjama am Lido bei Venedig.

Trachten aus dem zweiten Drittel des 18. Jahrhunderts.

**Ein alter Hochzeitsbrauch auf Sardinien: Das junge Paar auf dem Ritt zum neuen Heim / Nach einer Zeichnung von Edmondo Abbo**

Auf der zu Italien gehörigen Insel Sardinien haben sich auf dem Lande noch viele alte, uns fremdartig und rauh erscheinende Sitten und Gebräuche erhalten. Unser Bild zeigt im Gegensatz hierzu, daß die Sarden sich auch die romantischen Erinnerungen vergangener Zeit bewahrt haben. Unter dem Jubel der Bevölkerung, begleitet von den Eltern und Freunden, reitet die junge Frau mit ihrem eben angetrauten Gatten auf dessen Pferd in ihr neues Heim. Der festliche Aufputz der Teilnehmer erhöht den malerischen Anblick.

Pointer und Gordon-Setter vor Hühnern. Nach einer Zeichnung von Heinrich Schütz.

# MÜCKENPLAGE – MÜCKENBEKÄMPFUNG

Daß die Mücken höchst überflüssige Plagegeister sind, die zu nichts anderem berufen zu sein scheinen, als die Menschheit zu quälen, die kurzen Sommerfreuden der Erholung zu vergällen und bei aller gesundheitlichen Gefährdung auch noch obendrein ihre Seelenstimmung zu verwüsten, erfahren die Bewohner von Stadt und Land in diesen feuchten Sommertagen im Übermaß. Sie sind zur Landplage geworden und bedrohen in manchen Gegenden, wo sie Fieber, wie Malaria, verbreiten, ernstlich die Bevölkerung. Außerdem führen ihre Stiche, auch wenn keine Übertragung stattfindet und das so begreifliche Kratzen unterlassen wird, zu bedenklichen Schwellungen und gefährlichen Abszeßbildungen. Man ist erstaunt, mit welcher fatalistischen Gleichgültigkeit die öffentliche Meinung diese Tatsachen hinnimmt, wie wenig Behörden und einzelne gegen die Volksplage unternehmen, die in anderen Ländern, z. B. in den Tropen, schon seit Jahren erfolgreich eingedämmt oder gar beseitigt wurde.

Der Kampf gegen die Mücken ist verhältnismäßig einfach und bringt immer dann sicheren Erfolg, wenn er gründlich, sachgemäß und ohne allzu ängstliche Rücksicht auf die erforderlichen Mittel durchgeführt wird. Man kann auch mit geringen Kosten Erfolge erzielen, und jeder einzelne sollte die Pflicht fühlen, an diesem Kampfe sich zu beteiligen. Dazu aber ist erforderlich, daß man die Lebensgeschichte der Mücken und ihre Gebräuche kennt.

Sie treten bei uns in Deutschland in zwei Hauptarten auf, Culex und Anopheles, deren jede zahlreiche Spezies hat. Die Anopheliden übertragen in vielen Teilen Deutschlands eine mehr oder minder schwer verlaufende Malaria, während die weit häufigeren Culexarten in erster Linie als Quälgeister sich bemerkbar machen, obgleich sie in Einzelfällen auch oft recht bedenkliche Erkrankungen sekundärer Art herbeiführen. Bei beiden Hauptarten ist es nur das „schöne Geschlecht“, das Blut saugt. Die befruchteten Weibchen brauchen es zur Eireife und holen es, fast ausschließlich in den Nachtstunden, von schlafenden Menschen und Tieren, während die Männchen sich von Pflanzensäften nähren. Da beide Mückenarten, Anopheles wie Culex, zusammen an denselben Orten auftreten, lohnt es sich, ihre Unterschiede kennenzulernen. Am Fenster oder an der hellen Zimmerwand sitzen die Culex-Mücken mit dem Leib am hinteren Ende der Unterlage zugekehrt; die Anopheles-Mücken strecken den Körper in gerader Linie ab. Auch in ihrem Körperbau zeigen sie Abweichungen. Die Anopheles ist im allgemeinen dunkler getönt und robuster gebaut, während die hellbräunliche Culex zarter erscheint. Noch deutlicher aber werden die Unterschiede im Larvenstadium und in der Eiform. Die Larven der Culex heften sich beim Atmen mit der am After befindlichen Atemröhre fast senkrecht oder unter einem Winkel von 45°, den Kopf nach unten gekehrt, an den Wasserspiegel, während die Anopheles-Larven wagrecht liegen. Die Eier werden von der letztgenannten Art einzeln abgelegt. Culex ordnet sie in schwimmenden, 200 bis 300 Einzeleier zählenden Paketchen an, die wie kleine Gondeln auf der Oberfläche umhertreiben. Schon nach 2 bis 3 Tagen schlüpfen die Larven aus, die im Verlauf von 3 bis 7 Wochen in den Puppen- oder Nymphenzustand übergehen und dann dickköpfigen, beschwänzten Gebilden gleichen. Sie machen also ihre Entwicklung im Wasser durch. Die ausgeschlüpften Insekten erheben sich bei Einbruch der Dunkelheit zum Flug. Die Weibchen schwärmen in die menschlichen Behausungen, in Stallungen und andere Gebäude, um während der Nacht Blut zu saugen. Wenige Arten üben diesen lästigen Brauch auch am Tage aus. Während der Tagesstunden halten sie sich an dunklen Stellen verborgen. Anopheles sucht mit Vorliebe dunkle Stoffe, Tapeten, geschwärzte Wände auf. Culex findet sich überall, besonders häufig an oder zwischen den Fenstern. Des Morgens entdeckt man sie vor allem an Wassergefäßen, feuchten Lappen, Fenstervorhängen. Daß das Licht sie des Abends anlockt, weiß jeder. Daß sie aber in den Wasseransammlungen in und außerhalb der Wohnung ihre Eier ablegen, ist weniger bekannt, denn sonst würde die elementare Schutzmaßnahme, solche Ansammlungen zu verhindern, mehr beachtet.

Eipakete. Einzeleier.

Wasserbewohnende Larven. Haltung beim Atmen am Wasserspiegel.

Culex-Mücke. Anopheles-Mücke.

Haltung der Insekten beim Sitzen.

Unterschiede zwischen der Culex-Mücke (links) und Anopheles-Mücke (rechts).

Damit eröffnen wir den Reigen der Bekämpfungsmaßnahmen, die als Selbsthilfe des einzelnen zunächst einmal für das Haus in Frage kommen. Es empfiehlt sich, gegen Abend, vor Sonnenuntergang, die Fenster der Schlafräume sorgfältig zu schließen und die Wände abzusuchen. Tagsüber sorge man für gute Durchlüftung, da die Mücken Durchzug nicht vertragen. Jede lebende Mücke muß schonungslos getötet werden, mit Fliegenwedel, Fangglas, Staubsauger oder sonstwie. Alle Wasseransammlungen in Blumentöpfen, Blumenvasen, Waschbecken und anderen Behältern sind zu vermeiden. Wo man des Wassers bedarf, hole man es stets frisch. Regenwassertonnen in Höfen und Gärten auf dem Lande sollten, da sie bevorzugte Brutplätze sind, mit feinmaschigem Metalldrahtgewebe überdeckt werden. Überall, wo Wasseransammlungen aus irgendwelchen Gründen unvermeidlich sind, kontrolliere man sie täglich einmal auf das Vorhandensein von Mückenlarven. Besondere Aufmerksamkeit ist den Dachrinnen, in denen sich leicht das Wasser staut, und den Klosettanlagen zu schenken. Wenn die Mücken gewisse Räume in Schwärmen heimsuchen, so kann Abhilfe nur dadurch geschaffen werden, daß die Wände mit betäubenden Flüssigkeiten abgespritzt oder die Mücken mit Schwefel und anderen Räuchermitteln erstickt und dann sorgfältig aufgelesen und verbrannt werden. Sollte aber trotzdem infolge der Nähe von größeren Brutplätzen ihre Zahl sich nicht mindern, so greife man zum Moskitonetz, das die sicherste vorbeugende Maßnahme vor allem in den Tropen bildet. Dort hat man auch die Häuser vollständig mit feinmaschigem Metalldrahtgewebe umgeben und dadurch den Mücken den Zutritt

Auffinden von Mücken-Brutplätzen. Die Larven steigen zwischen den auf den Grund gedrückten, gespreizten Fingern an die Oberfläche.

verwehrt. Wer besonders stark unter Mückenstichen zu leiden hat und auch am Tage gequält wird, sollte weiße Kleidung und Strümpfe tragen, an die die gefährlichen Anopheliden erfahrungsgemäß sich nicht gern setzen. Ebenso gewährt das Einreiben mit 10proz. Kreosotsalbe häufig genügenden Schutz. Für die Landbevölkerung, die besonders stark unter der Mückenplage leidet und ohnehin im Sommer durch Feldarbeiten voll in Anspruch genommen ist, wird freilich die Beachtung dieser Regeln viel schwieriger sein als für den Stadtmenschen.

Mit diesem Kampf der einzelnen aber ist dem Übel keineswegs gesteuert, wenn nicht Behörden und Gemeinden die Umgebung der menschlichen Niederlassungen von der Brut der Blutsauger befreien. Die harmloseren Culex-Mücken brüten in Wasseransammlungen dicht bei den Häusern und verlassen das einmal befallene Quartier im ausgeschlüpften Zustand selten. Sie sind schlechte Flieger, während die Anopheles, die vorherrschend in natürlichen Wasseransammlungen, wie Lachen, Sümpfen, ruhigen Flußläufen, Baumhöhlen u. a., ihre Eier ablegt, ziemlich weite Entfernungen (1 bis 5 km) zu durchmessen vermag. Daher muß in Gegenden mit solchen Wasseransammlungen eine Reihe von Maßnahmen zum Teil technischer Art durchgeführt werden. So sind Tümpel und Lachen zuzuschütten, zu reinigen oder mit Abfluß zu versehen. In versumpften Niederungen wird durch ein Dränagesystem der erforderliche Wasserabzug erreicht. Allgemein können alle Wasseransammlungen, die kein Nutzwasser enthalten, mit Rohpetroleum, Larvizid, Kresollösungen und anderen desinfizierenden Mitteln übergossen werden. Man spritze diese Flüssigkeiten, namentlich das Öl, zwecks gleichmäßiger Verteilung am besten mit den im Obst- und Rebenbau verwandten Spritzen auf die Oberfläche. Ein weiteres ausgezeichnetes Mittel ist die Bepflanzung der Wasserspiegel mit Linsenarten, die einen so dichten Abschluß bilden, daß die Larven ersticken. In derselben Weise wirkt ein Aufguß von Rohpetroleum.

In Gegenden, die von Malaria heimgesucht sind, sollte jeder, auch der Gesunde, sich an den Genuß von Chinin gewöhnen, wenigstens während der gefährlichen Zeit im Sommer, und sich sofort in ärztliche Behandlung begeben, wenn Schüttelfröste und andere Anzeichen dieses Fiebers auftreten.

Die Malaria ist in zahlreichen Gegenden Deutschlands eine Volkskrankheit, die bedenkliche Wirkungen ausübt, auch ohne die verheerenden Folgen der tropischen Malaria zu zeigen. Die Anopheliden saugen durch ihren Stich die Fieberkeime aus dem Blut des Erkrankten, beherbergen sie dann eine gewisse Zeit in ihrem Körper, wobei sie eine merkwürdige Umbildung erfahren. Sie werden Organismen, die sich im Körper des Insekts auf geschlechtlichem Wege fortpflanzen. Die Keime aus dieser Vermehrung gelangen in die Blutbahnen des gesunden Menschen, wenn er von einem infizierten Insekt gestochen wird. Dort vermehren sie sich durch einfache Teilung, also auf ungeschlechtlichem Wege, innerhalb drei Wochen so stark, daß sie den Zerfall der roten Blutkörperchen bewirken, der die Fieberanfälle herbeiführt. Dieser Generationswechsel bildet eine gewisse natürliche Schutzmaßnahme gegen die sonst unbegrenzte Verbreitung der Fieberkeime. Dadurch, daß diese nur dann wirksam werden, wenn sie in ihrer Entwicklung die „Ansteckungsform“ erreicht haben, führt nicht jeder Stich zu einer Übertragung. Immerhin ist ihre Vermehrung so ungeheuer, daß zahlreiche Menschen in fieberverseuchten Gegenden befallen werden. Die Sanierung weiter Gebiete in den Tropen durch die Nordamerikaner, die erfolgreiche Bekämpfung der Malaria in unseren früheren Kolonien, die Eindämmung dieser Seuche in Italien, auf dem Balkan beweisen, daß die moderne Hygiene der Mückengefahr zu steuern vermag. Die Erfolge auch in unseren Städten und Dörfern würden dann um so augenscheinlicher sein, wenn jeder einzelne sich an dem Vernichtungskampfe beteiligte.

Dr. O. L.

Kontrolle moskitoverseuchter Gewässer mit Algenvegetation, in die das zur Bekämpfung der Mücken ausgegossene Öl nicht eingedrungen ist. Das Licht wird dabei mit dem Hut abgeblendet und das Wasser mit einem Stock aufgerührt.

Mückenverseuchtes Gelände am Panamakanal (im Hintergrund). Vorn Gräberfelder von Franzosen, die während der Bauzeit zu Tausenden an Malaria und gelbem Fieber starben.

Nist- und Brutstätten der Anopheles-Mücke in versumpften Urwäldern der neuweltlichen Tropen. Die Larven befinden sich in Baumhöhlen und in den auf den Ästen sichtbaren Blattkelchen der Scheinschmarotzer (Epiphyten).

Wirksamer Schutz gegen Moskitos an Wohnhäusern in Gatun (Panamakanal-Zone). Die Gebäude sind durch feinmaschiges Metalldrahtgewebe gegen den Zutritt der Mücken abgeschlossen. Links im Vordergrunde Papayabäume (Melonenbäume).

Badeleben an der Ostsee: Am Strande von Hiddensee
Nach einem Aquarell von Julie Wolfthorn

Schlafende
Nach einem Gemälde von Julie Wolfthorn

# Dominik und Gregor

Erzählung von K. K. Schefter

Viele hunderttausend Menschen wohnen in der Stadt. In einem Hause, das fünf Stockwerke hoch und zwei tief ist, hinter der Tür 78, führt seit mehreren Jahrzehnten ein Herr Hofrat Dominik als einer von den Hunderttausenden ein recht beschauliches Dasein. Er ist Pensionist, Witwer und kinderlos, ein gebildeter Mann mit äußerst bescheidenem Auftreten und bestem Leumund. In seiner Gasse kennt den Hofrat jeder Bettler, denn keiner klopft vergeblich an seine Tür. Und alle Kinder haben ihn gern, weil er für jedes einen freundlichen Blick und mitunter auch ein Zuckerl übrig hat.

Dominiks einziger Freund war Herr Gregor, ein ehemaliger Kollege von dem Amte, in dem der Hofrat fünfunddreißig Jahre lang geduldig auf seine volle Pension gewartet hatte. Der gleichfalls pensionierte Freund war nicht Hofrat geworden, weil ihn sein starker Ehrgeiz wiederholt zu Unvorsichtigkeiten und Intrigen verleitet und ihm dadurch Feinde geschaffen hatte. — Die beiden Alten verbrachten täglich viele Stunden gemeinsam in ihrem kleinen Stammkaffee, ohne mehr als ein paar Worte miteinander zu sprechen. Auch der Dialog eines Vormittags, wenn sie zusammen ihre Promenade machten, bestand nur aus zwei Fragen und einer Antwort.

„Haben Sie gut geschlafen?"

„Und Sie?"

„Danke."

Sie grüßten einander längst nicht mehr, wenn sie zusammentrafen, und verabschiedeten sich auch nicht beim Nachhausegehen. Alle Förmlichkeiten blieben auf den dreisätzigen Dialog beschränkt.

Aber wenn sie gemeinsam durch die Straßen spazierten oder, scheinbar in die Zeitung vertieft, im Kaffeehaus einander gegenübersaßen und sich ihren Gedanken überließen, dann fühlte jeder, wie er mit dem anderen sprach. Ein Frage- und Antwortspiel ohne Worte, im vertraulichen „du", mitunter bis zur Heftigkeit gesteigert, entwickelte sich oft zwischen ihnen, und sie konnten böse aufeinander werden, wenn sie verschiedener Meinung waren und kein einigendes Kompromiß fanden.

Die „Leute" pflegten zu sagen: „Der Hofrat und sein Freund sind alte Narren, die längst unter die Erde gehören, denn Menschen, die nicht mehr sprechen, sind auf der Welt gänzlich überflüssig."

Die beiden hörten nicht auf das Geschwätz ihrer Umgebung, ihnen genügte ihre Freundschaft und gedankliche Aussprache, und sie stellten gelegentlich mit Genugtuung fest, daß niemand mehr von ihrer Existenz Kenntnis nahm. Sie waren für die anderen sozusagen gestorben.

Nach Ausbruch der Revolution trat in der Freundschaft der beiden eine gewisse Mißstimmung ein. Während sich der Hofrat nach wie vor zum Monarchismus bekannte, begeisterte sich Gregor für die eben proklamierte Republik, las revolutionäre Zeitungen und kaufte sich ein Stoffähnchen mit den republikanischen Farben. Der Hofrat empörte sich gegen den gesinnungsungetreuen Freund in solchem Grade, daß er die gebräuchliche erste Frage nicht an ihn richtete, als sie sich eines Tages, nach heftiger Auseinandersetzung, zum gemeinsamen Spaziergang trafen. Dadurch kam der übliche Dialog nicht zustande.

Gregor dachte trotzig: „Warum soll ich nachgeben? Ich habe keine Veranlassung dazu: ich bin in der Monarchie nicht Hofrat geworden! Weshalb soll ich ihr nachtrauern?"

Ärgerlich dachte Dominik, dem der Gedankengang des Freundes die Zornesröte ins Gesicht trieb: „Du warst selbst schuld, daß dein Avancement ausblieb! Das hat nichts mit dem politischen System zu tun — bin ich nicht in monarchistischen Zeiten Hofrat geworden?"

Wütend nahm der andere dazu Stellung: „In der Republik hättest du das niemals werden können!"

Der Betroffene erbleichte und blieb stehen. Er dachte mit grimmigem Ernste: „Willst du diese Behauptung sofort zurücknehmen?"

Gregor zog die Brauen zusammen und überlegte: „Soll ich — soll ich nicht? Wir waren Freunde bisher. Wir wollen Freunde bleiben — auch in der Republik."

Dominik wackelte mit dem Kopf und dachte: „Wenn du unsere Freundschaft erhalten willst, nimm deine Behauptung zurück! Sonst gehe ich keinen Schritt weiter an deiner Seite!"

Der andere schien verlegen. „Du sollst nicht drohen. Übrigens — ich muß nichts zurücknehmen, denn was ich sagte, ist doch logisch: In einer Republik gibt es keinen Hof, und deshalb braucht sie auch keine Hofräte."

Herr Dominik atmete erleichtert auf, denn er mußte sich im stillen sagen: „Du verstehst deinen Kopf geschickt aus der Schlinge zu ziehen, mein Freund! Aber ganz ehrlich ist dein Gedanke nicht!"

Gregor dachte: „Ich bleibe Republikaner und du Monarchist. Deshalb ist es am vernünftigsten, wir denken nicht an Politik, wenn wir beisammen sind. Wir wollen uns die schönen Stunden der Erholung nicht vergällen."

„In letzterem stimmen wir überein," sagte sich der Hofrat, „aber ich bringe meiner Überzeugung ein großes Opfer, indem ich mich über deine politische Gegnerschaft hinwegsetze."

„Ich auch", gab ihm der Freund still zurück.

„Meine politische Anschauung ist so alt wie ich — aber deine ist blutjung. Deshalb ist das Opfer, das du bringst, viel geringer als das meinige."

Sie stritten miteinander, bis es Mittag wurde — und schieden nicht wie sonst ohne Gruß, denn sie trugen einen stillen Groll im Herzen. Zum erstenmal seit vielen Jahren zogen sie unwillkürlich den Hut voreinander, ohne dieser Förmlichkeit, die bewies, daß die alte Freundschaft rissig geworden war, zu achten. — — —

Die Macht der Gewohnheit trieb Dominik und Gregor nach dem Mittagessen in ihr Stammkaffee. Sie sprachen kein Wort miteinander, beugten sich über die Tageszeitung und lasen mit solchem Eifer, daß ihre Gedanken völlig in Anspruch genommen waren und nicht Zwiesprache mit dem Nächsten führen konnten. Auf diese Weise blieben beide stumm und ein jeder für sich in einer Abwehrstellung, in der er länger als der andere auszuharren hoffte.

Aber schon nach ein paar Minuten empfand der Hofrat, daß Gregor dachte: „Du kannst lange warten. Wenn du nicht nachgeben willst und die Hand zur Versöhnung reichst, wie es sich gehört, wenn man einen Freund beleidigt hat —" Hier brach der Gedanke ab, denn Gregor vertiefte sich in die Rubrik der Lokalereignisse.

Dominik legte die Zeitung weg und dachte: „Du bist an allem schuld. Lebten wir nicht friedlich bis zu deinem Gesinnungswechsel?"

Gregor unterbrach die spannende Lektüre und räusperte sich. Dann faßte er den einstmaligen Freund scharf ins Auge und schrie in sich hinein: „Du wirfst mir vor, ich sei ein Gesinnungslump? Pfui! Habe ich solche Beschimpfungen um dich verdient? War ich dir nicht immer ein treuer Freund? Und du weißt, wie ich schon vor vierzig Jahren meine demokratischen Ideen in alle Welt posaunte und deshalb beim Avancement sitzenblieb!"

„Nein, das weiß ich nicht," lächelte der Hofrat höhnisch, „ich kann mich nicht mehr daran erinnern. Ich weiß nur, daß du immer neidig gewesen bist und deshalb bei allen Kollegen unbeliebt."

„Jetzt weiß ich endlich, wie du von mir denkst!" brüllte es in Gregor, dessen Glieder wie Espenlaub zitterten. „Jahrzehntelang habe ich Freundschaft an dich verschwendet! Ich schäme mich, daß ich deine Falschheit nicht rechtzeitig erkannte! Du gehörst gewiß zu jenen, die wühlten und hetzten, bis man mich knapp vor dem Hofratstitel plötzlich in Pension geschickt hat — so wie man einen Schulbuben nach Hause schickt, wenn er nicht brav gewesen ist!"

Erbarmungslos dachte Dominik: „Du wärst auch in zwanzig weiteren Dienstjahren nicht Hofrat geworden, das weißt du so gut wie ich. Und daß man dich weggeschickt hat, kam daher, weil du nicht freiwillig gegangen bist, obzwar du die Altersgrenze bereits überschritten hattest."

Wütend sprang Gregor auf und fuchtelte mit den Fäusten vor Dominiks Nase herum. „Willst du etwa behaupten, ich wäre niemals Hofrat geworden... auch... wenn ich... nicht hätte gehen müssen?"

Dominik hielt die Zeitung schützend vor seinen Kopf. „Das ist doch zu dumm," dachte er, „was werden sich die Leute von uns denken? Aber ich lasse meine Meinung nicht durch deine revolutionären Fäuste vergewaltigen. Ich will der Wahrheit die Ehre geben: du hättest niemals mehr werden können, als du geworden bist!"

Der Hofrat erwartete von seinem Gegenüber einen Wutausbruch, aber er vernahm keinen Gedanken. Deshalb blickte er vorsichtig über die Zeitung — — — Gregor saß bleich und dem Anscheine nach bewußtlos auf seinem Sessel. Der Oberkellner hatte den Alten aufspringen und dann zusammensinken gesehen. Nun lief er herbei und stützte ihn. — Ein zufällig anwesender Arzt stellte sofort den Tod und als Todesursache Herzschlag fest.

*

Viele hunderttausend Menschen wohnen in der Stadt, aber der Hofrat Dominik findet keinen mehr, mit dem er den Morgenspaziergang machen oder in seinem Stammkaffee zusammensitzen und Gedanken austauschen kann. Die meisten Menschen bedürfen, um sich miteinander zu verständigen, der Worte und Gesten. Nur sehr wenigen sind jene anderen, seltenen Ausdrucksmittel eigen wie dem Hofrat Dominik und seinem toten Freunde Gregor. Solche Sprache erlernen, erfordert nebst einer Kraft der Einfühlung, die Begabung sein muß, unendliche Geduld — mehr, als nötig ist, auf die volle Pension zu warten.

Der Hofrat lebt in dem großen Hause, hinter der Tür 78, einsam als altersschwacher Sonderling. Sein täglicher Ausgang führt ihn auf den Friedhof. Und wenn Dominik betend an dem Grabhügel steht, der den Leichnam seines Freundes birgt, dann glaubt er mitunter eine Stimme zu hören, die ihn ruft.

Es sind wohl nur seine eigenen Gedanken, die Dominik wahrnimmt, wenn er vermeint, mit dem Freunde zu sprechen. Aber er vermeidet dennoch ängstlich jede gedankliche Berührung mit den verhängnisvollen Themen Politik und Avancement.

# Der Geburtstag

VON WILHELM LICHTENBERG

Niemand im Hause wußte, daß Frau Stella bereits aus dem Bette war. Ganz zeitig und so still, daß sie niemand gewahr werden konnte, hatte sie ihr Zimmer verlassen und sich in das letzte, ganz entlegene zurückgezogen, wo sie hoffen durfte, von keinem erreicht zu werden. Sie fühlte das Bedürfnis, völlig allein mit sich zu bleiben, und hoffte bei sich, auf diese Weise allen konventionellen Förmlichkeiten aus dem Wege gehen zu können. Hier vermutete sie niemand, und wenn man sie nicht fand, würde man sich auch kaum die Mühe nehmen, sie zu suchen. Gatte und Sohn eilten frühmorgens, mit tausend persönlichen Sorgen beladen, aus dem Hause, kaum daß ein Wort in der kleinen Familie gewechselt wurde. Man vermied das schon seit langen Jahren. Was sollte man sich auch nach einem neunzehnjährigen Beisammensein noch viel zu sagen haben? Jedes Wort erzeugte nur immer wieder eine gereizte Stimmung. Und einer solchen wich man gern aus — wo es nur anging.

Heute freilich, an diesem Morgen, hielt es Stella für angezeigt, sich durch diese kleine Flucht ihrer Familie zu entziehen. Sie feierte ihren Geburtstag. Den vierzigsten. Von diesem Tag nahm man nun alljährlich Notiz. Sie kannte das. Der Gatte stellte sich mit einem kostbaren Geschenk, der Sohn mit ein paar Blumen ein. Ehe sie beide das Haus verließen, kamen sie zu Stella, sagten ein paar gezwungene Worte her, taten ein bißchen feierlich und gingen dann. Das war für die Frau immer schon sehr qualvoll gewesen — heute bangte ihr aber besonders davor! Sie fühlte, daß es einen Abschied zu feiern galt. Einen Abschied — gleichsam von sich selbst — und da bleibt man gern mit sich allein.

Sie hörte die tiefe, etwas verärgerte Stimme des Gatten, wie sie der Dienerschaft Befehle erteilte. Sie kannte diesen Klang. Es war die letzte Nervosität, ehe er die Wohnung verließ. Jedes Wort, jeder Ton, jede Miene stellte sich fast nach der Uhr ein. Seit zehn Jahren ging es so. Zum Abschied ein flüchtiger, etwas gezwungener Gruß — und dann bis zum späten Abend nichts.

Stella horchte aufmerksam hinaus. Jeden seiner Schritte konnte sie, obwohl sie ihn nicht sah, verfolgen. Und nun hatte er Mantel und Hut genommen. Nun die Zigarre in Brand gesteckt. Und jetzt schnappte auch schon das Türschloß hinter ihm ein. Stella atmete auf. Er hatte vergessen oder sie vergeblich gesucht — jedenfalls hatte sie sich der leeren und nichtssagenden Gratulation auf gute Art entzogen.

Eine Weile saß sie so, nun schon etwas ruhiger geworden. Da — ein Schlüssel sperrte das Schloß, gleich darauf Viktors, des Gatten, Stimme: „Ja, sagen Sie zum Teufel, wo steckt denn eigentlich meine Frau? Beinahe wäre ich fortgegangen, ohne ..."

Käte, das Mädchen, antwortete: „Ich habe die gnädige Frau heute morgen noch nicht gesehen, Herr Direktor. In ihrem Zimmer ist sie nicht. Wahrscheinlich im Erkerzimmer. Soll ich nachsehen?"

„Nein, lassen Sie nur, ich sehe schon selbst nach! Verdammt, es ist schon spät, und alles wartet auf mich!"

Viktors Schritte kamen näher, gleich darauf klinkte er die Tür zum Erkerzimmer auf. Stella sah ihn hilflos, bittend an. Er merkte das nicht. Nun war er schon völlig nervös geworden. Stella wußte, am liebsten wäre er losgefahren. Weil das aber heute, zu dieser Gelegenheit nicht gut ging, legte er eine unverhohlene Beherrschung an den Tag. Sie sollte es nur merken, wie eilig er es hatte, wie er so ganz von anderen, wichtigeren Dingen ausgefüllt war — aber immerhin noch wußte, was heute nun einmal seine Pflicht war!

„Ach, da bist du ja", rief er ihr entgegen und ging auf sie zu. „Beinahe wäre ich aus dem Hause gegangen, ohne dir ein paar Worte zu sagen. Aber du hättest selbst die Schuld gehabt. Glücklicherweise habe ich mich noch im Treppenhause erinnert!"

Stella sagte nichts. Noch immer bat ihr Blick um Schonung, um Schweigen.

Viktor nahm ihre Hand.

„Ja, also — meine allerherzlichste Gratulation. Noch viele, viele ... und so weiter. Mein Geschenk kommt noch nach. Der Juwelier hat schon Auftrag. Du wirst dich freuen. Vielleicht einen besonderen Wunsch? Nein? Na, wirst schon mit mir zufrieden sein. Du weißt ja! Hier hast du auch deinen Kuß — sei nicht böse, wenn ich's diesmal ein wenig kurz mache — aber die verfluchten Geschäfte! Man versklavt von Jahr zu Jahr immer mehr! — Übrigens, was ist denn mit dir? Fühlst du dich nicht wohl?"

„Nein, nein, danke. Du irrst dich. Mir ist nichts! Vielleicht eine gewisse Erregung ..."

„Warum denn Erregung? Ein Geburtstag ist doch etwas sehr Schönes. Wie? Kein Grund. — Na, also leb' wohl!"

Viktor schickte sich eilig zum Gehen an. An der Tür aber machte er noch einmal halt. Die Frage, die er noch stellen wollte, siegte sogar über sein Pflichtbewußtsein.

„Entschuldige — aber ich bin so vergeßlich! Kein Wunder bei dieser Sturmflut von Geschäften! Der wievielte ist das heute eigentlich?"

Einen Augenblick wartete er auf Stellas Antwort, die nicht kommen wollte. Dann lachte er hell auf:

„Verzeih — natürlich — eine Dame soll man ja nie nach so was fragen! Aber da wir doch Mann und Frau sind, ist meine Neugierde vielleicht nicht gar so ungalant. Also, sag's doch! Mich interessiert das natürlich!"

Stella antwortete: „Erschrick nicht — es ist der vierzigste!"

Viktor hörte das mit einer gewissen Befriedigung.

„Na, bravo! Der vierzigste! Ist schon gut so! Jetzt nähern wir uns einander schon schön langsam. Mir war das immer peinlich, dich um zehn Jahre jünger zu wissen. Die dummen Menschen mokieren sich ja auch über so was — und vielleicht haben sie nicht einmal so ganz unrecht ... Aber — ob vierzig oder fünfzig — das ist im Grunde genommen schon kein Unterschied mehr. Alte Leute beginnen wir ja beide zu werden. — Hab' ich nicht recht?"

Der Mann sah sie scharf und mit einem vergnügten Schmunzeln an, das sie an ihm noch nie gesehen hatte. Seine Freude, seine Genugtuung waren offenbar echt. In dieser Stimmung vergaß er auch, daß eine Fülle von unerledigten Geschäften seiner wartete. Als von ihr keine Antwort kam, fragte er noch einmal:

„Bitte, sag' doch, Stella, hab' ich nicht recht?"

Die Frau versuchte ihn ruhig anzusehen.

„Natürlich hast du recht, Viktor! Jetzt werden wir uns wirklich immer näherkommen. Jedenfalls im Alter."

Er widersprach heftig: „Nein, nicht nur im Alter! Ich denke auch sonst. Denn jetzt haben wir eigentlich nicht mehr so getrennte Interessen. Wenn wir beide schon ein wenig müde sind, müssen wir uns doch irgendwo treffen. Das ist doch ganz natürlich!"

„Nimmst du ohne weiteres an, daß ich müde bin, Viktor?"

„Ja, natürlich. Ihr Frauen bleibt ja immer ein wenig frischer, weil ihr doch nicht diese Sorgen und diesen aufreibenden Kampf habt! Das weiß ich schon. Aber trotzdem — glaub' es mir nur, liebes Kind — mit vierzig Jahren fängt es an. Ich wünsche es dir ja nicht, aber auch dich wird es natürlich nicht ganz verschonen. Es scheint, daß dich der Gedanke traurig macht?"

„Du mußt verstehen, daß es mir doch nicht so ganz gleichgültig ist. Beinahe fühle ich ja alles das, was du mir prophezeist. Aber so leicht nimmt man doch nicht Abschied."

„Sei doch nicht kindisch", warf Viktor etwas unwillig ein. „Abschied nennst du das? Wovon denn?"

Zaghaft, jede Silbe überlegend, antwortete Stella: „Nun — Abschied von der Jugend. Ein Abschied in gewissem Sinne ist es doch."

„Unsinn! Man ist solange jung, als man sich jung fühlt! Ich fühle mich deshalb noch nicht alt. Durchaus nicht. Das bitte ich mir aus. Im übrigen nützt es uns nichts. Alles Philosophieren hilft uns nicht über die Tatsache hinweg, daß die Jahre vor unserem Willen nicht haltmachen. Ob wir nun wollen oder nicht — alt werden wir. Die klugen Menschen klammern sich nicht an die Jugend."

In diesem Augenblick fiel es Viktor ein, daß er sich schon viel zu lange verweilt hatte. Rasch griff er nach seinem Hut und streckte seiner Gattin die Hand hin: „Nochmals — alles Beste — und nicht kindisch sein! Kopf hoch!"

Als er sich zum Gehen wendete, stürmte Fritz, der achtzehnjährige Sohn, ein frischer und gerader Junge, zur Tür herein. Wie all die Jahre hatte er einen mächtigen Blumenstrauß bei sich, den er der Mutter fast in den Schoß warf. Dann sagte er: „Mama, herzlichste Gratulation — ich hab' dich lieb — gib mir einen Kuß!"

Stella lächelte über den Jungen, der seine Gefühle aus innerer Verlegenheit heraus immer so äußerte. Zärtlich nahm sie ihn an sich.

„Hier, mein Junge, hier hast du deinen Kuß! Und ich dank' dir auch schön. Ganz besonders für deine Liebe."

Viktor war noch nicht gegangen. Die Szene zwischen Mutter und Sohn hatte ihn noch eine Weile zurückgehalten. Jetzt lachte er in der Erinnerung an das eben erfolgte Gespräch hell auf. Und zu Fritz gewendet, sagte er: „Denk dir nur — Mama ist traurig, weil sie fürchtet, alt zu werden. Ist das nicht komisch? — Nun sag' mal, Fritz, findest du Mama eigentlich alt?"

Fritz wurde einen Augenblick sehr verlegen, sah zuerst nach der Mutter und dann wieder an ihr vorbei, weil er nicht wußte, wie er diese Frage beantworten solle. Dann aber sagte er: „Weißt du, Papa, mich darfst du eigentlich nicht fragen. Ich weiß ja gar nicht, ob Mama jemals jung gewesen ist. Wenn ich ehrlich sein soll, so ist mir Mama immer schon uralt erschienen. Ich glaube, jede Mutter erscheint den Kindern uralt. Und daran ändert sich eigentlich im Laufe der Jahre nichts."

Der Vater gab dem Jungen einen leichten Klaps auf die Schulter, und dann sagte er lachend: „Nun komm aber, du frecher Bengel! Es ist schon spät genug!"

Beide grüßten noch einmal. Und dann blieb Frau Stella allein.

# Hüte für Spätherbst und Winter.

Hoher Hut aus schwarzem Antilopenfilz mit grellroter seitlicher Samtgarnierung, getragen von Frau Berteaux, Wien (eigenes Modell).

Roter Samthut mit nach rückwärts gezogenen Arrangements. Vorn ist der Hut weinrot, hinten brennrot; die Federrüschen sind in den gleichen Farben gehalten.

Margarete Hruby in sandfarbenem Filzhut von ganz gerader Form mit eingequetschtem Kopf und dunklem Grosgrainband.

Im Oval: Die Opernsängerin Jolanthe Garda in einem roten Samtturban. (Modell: Berteaux, Wien.)

Hoher Winterhut in Samt mit Filzrand und nach rückwärts gezogenem Arrangement. Trägerin: Die Opernsängerin Jolanthe Garda.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Modekorrespondentin Claire Patek. (Phot. Edith Glogau, Wien.)

# ELEKTRIZITÄT IM HAUSHALT

Der elektrische Ofen. In ihm brennt nichts an, denn er meldet sogar an, wann die Gerichte fertig sind. — Im Oval: Ein geradezu idealer Apparat: Er schlägt Creme, Eier, Mayonnaisen, mahlt Kaffee, klopft Fleisch usw. — alles elektrisch.

Wenn auch die Elektrizität in unserem Haushalt schon manche Anwendung gefunden hat, so ist es doch bisher nicht in der Großzügigkeit geschehen, mit der der Amerikaner dieses technische Hilfsmittel gebraucht, um an Arbeit und Zeit zu sparen und gegenüber der Verwendung von Kohle an Sauberkeit zu gewinnen. Hierfür geben unsere Bilder aus einem amerikanischen Haushalt den besten Beweis. Daß dabei die bisherige „Romantik“ der Tätigkeit der Hausfrau verlorengeht, ficht den aufs Praktische eingestellten Amerikaner wenig an.

Eine für viele Haushaltzwecke verwendbare Quirlmaschine.

Aufbügeln der Beinkleider im elektrischen Apparat.

Elektrischer Backapparat, der den Kuchen immer geraten läßt.

Ein elektrischer Röstofen.

# Wissen und Leben

**Großherzog Friedrich I. von Baden.** Am 9. September 1826 wurde dem Großherzog Leopold von Baden und seiner Gemahlin Sophie, einer geborenen Prinzessin von Schweden, zu Karlsruhe der zweite Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Friedrich erhielt. Wohl niemand ahnte, daß dieser Prinz dereinst berufen sein würde, das badische Land fünfundfünfzig Jahre segensreich zu regieren. Inmitten einer stattlichen Anzahl Geschwister wuchs der Prinz heran und entwickelte sich unter den Händen mit größtem Bedacht ausgesuchter Erzieher prächtig. Als jüngerer Prinz des Hauses entschloß sich Prinz Friedrich für die militärische Laufbahn, neben der jedoch weiter eifrige Studien in Heidelberg und Bonn herliefen. Bereits Ende der vierziger Jahre erkrankte der ältere Bruder Ludwig, und bald entwickelte sich ein Leiden, das nur wenig Aussicht gewährte, daß dieser Prinz jemals die Regierung würde ausüben können. So begannen ernste Tage für Prinz Friedrich, die durch die politischen Ereignisse noch verschärft wurden. Infolge der allgemeinen Bewegung in den angrenzenden Landen brach 1849 in Baden der Aufstand aus, der schließlich durch den Prinzen Wilhelm von Preußen mit seinen Truppen blutig niedergerungen wurde. Die großherzogliche Familie hatte sogar das Land verlassen müssen und kehrte erst nach einigen Monaten zurück. Drei Jahre später verschied Großherzog Leopold, und Prinz Friedrich wurde an Stelle seines kranken Bruders zur Regentschaft berufen. Ein dornenvoller Weg lag vor ihm, denn das Land litt im Innern schwer unter den Folgen der Revolution. Es ist seinen eifrigen Bemühungen gelungen, in verhältnismäßig kurzer Zeit alle diese Wunden zu heilen und dem Lande auf allen Gebieten eine Verfassung zu geben, die einen friedlichen Aufstieg gewährleistete. Von besonderer Bedeutung war das Jahr 1856, in dessen Septembertagen der Regent die großherzogliche Würde annahm (der kranke Großherzog Ludwig II. starb allerdings erst 1858) und wenige Tage später die anmutige Prinzessin Luise von Preußen, die Tochter des späteren Kaisers Wilhelm I., als seine Gemahlin ins Land führte. Aus dieser Verbindung erwuchs dem Lande reicher Segen, denn auch die Großherzogin hat unendlich viel dazu beigetragen, Not zu lindern und Tränen zu trocknen. Im nächsten Jahre wurde dem großherzoglichen Paar der erste Sohn, dem Lande der Thronfolger geschenkt. In den folgenden Jahren wurden noch eine Prinzessin und ein Prinz geboren. Prinzessin Viktoria ist die heutige Königin von Schweden, der Prinz, Ludwig Wilhelm, wurde zum größten Schmerze der Eltern im Februar 1888 in der herrlichsten Blüte seiner Jahre ihnen entrissen. Im französisch-österreichischen Krieg mußte Baden mobil machen, kam aber nicht zum Schlagen. Nach dem Kriege von 1866, in dem wir es an Österreichs Seite finden, schloß es ein Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen. Schon immer war Großherzog Friedrich für die Einheit eines Deutschen Reiches besonders eingetreten, bald sollte sich sein Wunsch erfüllen, denn nur vier Jahre später wurde Frankreich zu Boden gerungen, und während vor Paris die Belagerungsgeschütze donnerten, versammelten sich die deutschen Fürsten in Versailles, um den ehrwürdigen Preußenkönig zum Deutschen Kaiser zu proklamieren. Friedrich war es vergönnt, das erste Hoch auf diesen auszubringen. Noch 37 Jahre war es ihm beschieden, zum Segen seines Landes zu wirken, für alles, was deutsch sein heißt, einzutreten und drei Kaisern als treuer Bundesfürst zu dienen und mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Seit 1877 führte der Großherzog, der allerdings schon seit vielen Jahren dem preußischen Heere als General und Chef des Ulanen-Regiments Nr. 7 angehört hatte, auch ein hohes Kommando, er war Generalinspekteur der V. Armeeinspektion, die die Truppen Badens und der so wichtigen Reichslande umfaßte. Im Jahre 1888 wurde er in dieser Stellung Generaloberst mit dem Range als Generalfeldmarschall. Seltene Ehrentage hat ein gütiges Geschick dem würdigen Fürsten beschieden: das 50. und sogar 60. Militärdienst-, das 50. Regierungsjubiläum und das seltene Fest der goldenen Hochzeit. Am 28. September 1907 schlummerte Großherzog Friedrich, als einer der letzten Paladine aus großer Zeit, in eine bessere Welt hinüber. Doch unvergessen leben die Segnungen seines Wirkens im badischen Lande, und dankbar wird man stets seiner als des Urbilds eines wahrhaft deutschen Fürsten im ganzen Reich gedenken, der freudig persönliche Vorrechte preisgab, wenn er dadurch der Erstarkung und der fortschreitenden Einigung Deutschlands von Nutzen sein konnte.

Rittmeister a. D. Fiebig.

Großherzog Friedrich I. von Baden.
Zur 100. Wiederkehr seines Geburtstags am 9. September.

**Der „Pollopas" als elastisch-biegsames Kunstglas in seinen bedeutendsten Verwendungsmöglichkeiten.** Wir dürfen es wohl als einen alt gehegten Wunsch der verschiedensten technischen Industrien bezeichnen, endlich über ein Rohmaterial zu verfügen, das mit dem gewöhnlichen natürlichen Glase nicht nur die charakteristischen Eigenschaften der Farblosigkeit und Durchsichtigkeit teilt, sondern darüber hinaus auch unempfindlich gegen Stoß und Erschütterungen, gewissermaßen also unzerbrechlich ist. Der neue Kunststoff „Pollopas", aus Karbamid und Formaldehyd bestehend, kommt diesem Bedürfnis nun tatsächlich entgegen, ist aber als ein organisches Kolloid anzusprechen, als Produkt, das ohne Aschenrückstände verbrennt und in der Glassynthese eine bisher unerreichte Vervollkommnung darstellt. Unter Kolloid versteht bekanntlich der Chemiker eine leimartige, gelatinöse Substanz, die keinerlei Neigung zur Kristallisation zeigt. Während aber beispielsweise der Leim nach seiner Trocknung wieder in Wasser gelöst werden kann, haben wir im Pollopas ein Kolloid, das nach seiner Abscheidung in Wasser unlöslich, technisch bezeichnet: irreversibel ist. Dies finden wir allerdings auch bei dem

Wasserglas bzw. der kolloidalen Kieselsäure, wie sie z. B. im Opal vorkommt. Hieraus dürfen wir auch die Benennung des „Pollopas" ableiten, richtiger noch in der Buchstabenaufeinanderfolge einer Reihe natürlicher Halbedelsteine, wie Opal, Topas, Chrysopras usw. Bei der Pollopaserfindung der österreichischen Chemiker Dr. Fritz Pollak und Dr. Kurt Ripper handelt es sich aber nicht allein um die Herstellung eines neuen farblosen Kolloids, sondern vielmehr um die fehlerlose, gleichmäßige Formgestaltung und die Erzielung beliebig großer Stücke als durchsichtiges, vollkommen glasartiges Material, das sich auch auf der Drehbank und im Walz- und Schleifverfahren entsprechend verarbeiten läßt. Das neue organische Kunstglas kann poliert und geschliffen, geätzt und mit organischen Farbstoffen wunderbar gefärbt werden. Bis etwa 280 Grad Celsius temperaturbeständig, wird es bei höheren Graden nur verkohlen. Ein ganz besonderer Vorzug sind die Widerstandsfähigkeit des Pollopasglases gegen die verschiedensten Lösungsmittel, selbst gegen verdünnte Säuren und Alkalien, und sein spezifisches Gewicht von 0,8, das ungefähr nur der Hälfte des natürlichen Silikatglases entspricht. Außerdem gleicht es in seinem Streckungsvermögen dem Flintglas, von dem es sich noch weiter dadurch auszeichnet, daß es z. B. für die so außerordentlich physiologisch-wirksamen ultravioletten Strahlen in ganz bedeutend höherem Maße durchlässig ist. Das organische Glas wird infolgedessen für die Bedachung von Hospitälern, von Liegehallen in Lungenheilstätten, für die Höhensonnenbestrahlung und sogar für Glashäuser in Gärtnereianlagen eine ganz hervorragende Rolle spielen. Infolge seiner größeren Weichheit splittert Pollopas im Bruche niemals so wie Naturglas, und es ist bezüglich seines Elastizitätsvermögens als der bisher überhaupt bekannte höchst elastische Körper anzusprechen. Die ungewöhnliche Bruchsicherheit und Stoßfestigkeit allein schon werden die gesamte Automobilindustrie, für die der Pollopas zur Herstellung von Automobilscheiben, Windschutzvorrichtungen usw. in Betracht kommt, geradezu umwälzend beeinflussen. Aber auch für Schutzbrillen und für Rundgläser zur Aufbewahrung von trockenen Substanzen usw. ist Pollopas in Aussicht gestellt. 50 Proz. leichter als Naturglas, wird dieses neue Glas des weiteren für die Herstellung bzw. Ausrüstung von Reiseapotheken, Toilettengarnituren, für durchsichtige, stets kontrollierbare Füllfederhalter, für Kinderspielzeuge und die verschiedensten Erzeugnisse der Galanteriewarenindustrie zu verwerten sein. Uhrengläser, Türbelagplatten, Schmuck- und Kunstgegenstände aller Art, Nippes und Rauchrequisiten sollen künftig aus Pollopas hergestellt werden, wobei es nicht allzu schwierig ist, schon infolge des Lichtbrechungsvermögens und des geringen Gewichtes das Kunstglas vom Silikatglas zu unterscheiden. Pollopas läßt sich ferner mit Farbstoffen wissenschaftlich genau abtönen, was zugunsten der Verwendung in der Farbenphotographie spricht, da es auf diesem Gebiete wie in der Biologie und Optik bisher nicht möglich war, auf bestimmte Wellenlängen eingestellte Farbstoffe anzuwenden. Die bekannten Glassorten mußten immer bei Temperaturen hergestellt werden, denen nur die wenigstens organischen Farbkörper widerstanden. Hier kommt also Pollopas hauptsächlich als eintrocknende gelatinierte Kolloidhaut in Betracht. Die Gelatinierung und Trocknung kann aber auch bemerkenswerterweise in Mischung mit anderen Substanzen oder auf vollkommen fremden Unterlagen erreicht werden. Deshalb ist Pollopas ebenso flüssig (dicklich-sirupös) wie in festem Zustande zu gewinnen, so daß die Pollopaslösungen vor der Abscheidung auch als vorzügliche Klebe-, Binde- und Appreturmittel benutzen werden können, die wir unter dem Namen „Schellanlösungen als Klebestoffe für alle erdenklichen Zwecke im Handel finden. Auf Holz und Metall stellt das Produkt Lacke dar, die das Aussehen und die Eigenschaften von Emaille haben und darum auch für den Boots-, Schiffs- und Karosseriebau Bedeutung gewinnen. Bilder und Photos können mit einer vollkommen durchsichtigen, harten Pollopashaut überzogen werden, die gegen Seife und Wasser unempfindlich ist. Weiche Baumwollgewebe erhalten durch Schellanlösungen (flüssige Form der Pollopasprodukte) griffige Steife, die auch in der Wäsche beibehalten wird, und selbst als Bindemittel für Druckfarben in der Textil- und Papierindustrie lassen diese Lösungen, gerade infolge ihrer Farblosigkeit, schöne Effekte erzielen. Aus dieser Vielseitigkeit der Verwendungsgebiete, die mit unseren Ausführungen noch lange nicht erschöpft sind, dürfte zur Genüge die Bedeutung dieses neuen Kunstglases bewiesen sein, um so mehr, wenn die Widerstandsfähigkeit gegen jegliche Temperatureinflüsse, die erschwerte Unempfindlichkeit und das Elastizitäts- und Biegungsvermögen des festen Pollopasglases in Platten und Stäben noch weiter erwogen werden. Die Reißfestigkeit der Kunstglasplatten hat sich bei gewöhnlicher Belastung gegen Verbiegungen und Verbeulungen vollkommen hinlänglich erwiesen, so daß für eine ganze Reihe von Industrien in Ausnützung dieser Erfindungen eine umwälzende Ära zu erwarten ist.

Ing. H. A. Kirsch.

Die Erfinder des Kunstglases „Pollopas", Dr. Fritz Pollak und Dr. Kurt Ripper, in ihrem Laboratorium: Prüfung einer „Pollopas"-Glasplatte durch Dr. Pollak in bezug auf Durchsichtigkeit und Elastizitätsvermögen.

**Reindarstellung des Insulins.** Insulin ist bekanntlich das Hormon (innere Sekretionsprodukt) der menschlichen und tierischen Bauchspeicheldrüse. Vor noch nicht allzu langer Zeit wurde es entdeckt und in die Therapie der Zuckerkrankheit eingeführt, die dadurch umwälzend beeinflußt wurde. Wohl selten ist in kurzer Zeit ein Heilmittel so populär geworden, vielleicht außer dem wohl jedem bekannten Salvarsan. Was nun bisher unter dem Namen Insulin im Handel war und arzneilich verwendet wurde, stellte bei weitem nicht den reinen Stoff dar, und es schien anfänglich, daß die Abscheidung des reinen Insulins aussichtslos wäre. — Dem Pharmakologen J. J. Abel von der Universität Baltimore ist es nun nach langen Versuchen gelungen, Insulin in chemisch reiner Form darzustellen. Das jetzt rein gewonnene Insulin zeigt wohlausgebildete hexagonal-rhomboedrische Kristalle, die scharf bei 233° schmelzen. Zwar ist es noch nicht gelungen, die chemische Natur des Insulins aufzuklären, jedoch kann jetzt, nachdem das Produkt zum erstenmal rein dargestellt wurde, die chemische Forschung einsetzen. Es handelt sich aller Wahrscheinlichkeit nach um eine eiweißähnliche Verbindung, die leicht abspaltbaren Schwefel enthält. Die physiologische Wirksamkeit des reinen Insulins ist nahezu beispiellos. Ein Milligramm (tausendstel Gramm) genügt, bei einer Kaninchenherde im Gesamtgewicht von etwa anderthalb Zentnern binnen einundeinhalb Stunden den Blutzuckerwert auf weniger als 0,05 Prozent herabzusetzen, wodurch schon sogenannte Insulinkrämpfe ausgelöst werden. Trotzdem ist die gesamte Menge des in der Bauchspeicheldrüse vorhandenen und aus dieser gewinnbaren Insulins recht gering. In einem Kilogramm Trockengewicht sind etwa 0,2 Gramm Reininsulin vorhanden. Jedenfalls muß man die Reindarstellung eines derart komplizierten Körpers als einen ganz außergewöhnlichen Erfolg der chemischen Forschung buchen, entwickelt sich doch daraus erst die Möglichkeit, daß es in absehbarer Zeit gelingt, das Insulin auch im chemischen Laboratorium synthetisch herzustellen, so daß man dann nicht mehr auf die tierischen Bauchspeicheldrüsen als Lieferanten des Insulins zurückzugreifen braucht. Bisher hat man wohl nur eines der im menschlichen Körper abgesonderten inneren Sekretionsprodukte synthetisch aufbauen können. Es ist dies das Sekretionsprodukt der Nebennieren, das Blutdruck regulierende Adre-

nalin, für dessen Gewinnung man heute nicht mehr auf die tierischen Nebennieren angewiesen ist.

Dr. Fr.

**Ein zuckererzeugender Nadelbaum.** Die kanadische Douglastanne, ein auch bei uns nicht gerade unbekannter Baum, hat die Fähigkeit, Zucker zu erzeugen, und noch dazu eine besondere Art, deren Moleküle um die Hälfte kleiner sind als die Moleküle des Rübenzuckers. Der Vorgang dabei ist folgender: Die Säfte steigen im Stamme der Tanne vermöge der Haarröhrchenwirkung (Kapillarität) aufwärts und verteilen sich allmählich in die Äste, Zweige und Nadeln. Auf jene Nadeln, die mehr oder weniger nach abwärts gerichtet sind, wirkt nun außer der Kapillarität auch noch im gleichen Sinne die Schwerkraft der Erde. Als Folge davon treten in ihnen Säfteansammlungen (Säftestauungen) auf, die in erster Linie eine Vergrößerung des Flüssigkeitsdruckes hervorrufen. Die Zellwände können nun auf die Dauer diesem verstärkten Drucke nicht standhalten, geben nach und lassen die angestaute Flüssigkeit allmählich in Tropfenform durchtreten. Diese Tropfen bezeichnet man als Tränen. Derartige Gebilde kann man übrigens auch an heimischen Nadelhölzern des öfteren beobachten. Allerdings sind sie weniger zahlreich, kleiner und, was das wichtigste ist, stofflich von ihnen verschieden. Der anfänglich mehr flüssige Inhalt der Douglastannen-Tränen dickt, infolge Verdunstung, langsam ein. Da nun aber stetig Flüssigkeit in den Stämmen nach den Zweigen und Nadeln aufsteigt und sich ununterbrochen Flüssigkeit unter erhöhtem Drucke in den nach abwärts gerichteten Nadeln ansammelt, durch die Zellwände durchdringt und eindickt, ist es eigentlich gar nicht verwunderlich, ja, direkt selbstverständlich, wenn diese ursprünglich kleinen Tropfen langsam immer größer und größer werden. Es spielen sich da, wenn man das Wachsen der Tropfen an und für sich betrachtet, Vorgänge ab, die denen bei der Bildung sogenannter hangender Tropfsteine ganz analog sind. Allerdings unterscheiden sich beide Gebilde wesentlich durch ihre Wachstumsgeschwindigkeit voneinander. — Genaue chemische Analysen dieser ausgeschiedenen Tränen haben ergeben, daß sie 50 Proz. Zucker — von der bereits beschriebenen Beschaffenheit — enthalten. Dieser Süßstoff soll obendrein noch besondere medizinische und hygienische Eigenschaften besitzen.

Karl Kroneker.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

# ILLUSTRIRTE ZEITUNG

VERLAG I. I. WEBER LEIPZIG

NR. 4252. 167. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 9. SEPTEMBER 1926

# Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4252. 167. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 9. September 1926.

## Allgemeine Notizen.

**Preisausschreiben.** Die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung, das Institut für Weltwirtschaft und Seeverkehr an der Universität Kiel und das Hamburgische Welt-Wirtschafts-Archiv und „Wirtschaftsdienst“ erlassen das folgende Preisausschreiben: Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umwälzungen des letzten Jahrzehnts haben die Grenzlinien zwischen staatlicher Verwaltung und privater Unternehmung verändert; ein neues Gleichgewicht der Kräfte ist noch nicht gefunden; sowohl die Einrichtungen wie die Gedanken sind im raschen Fluß begriffen. Da jeder Fortschritt in der Richtung auf eine vernünftige und dauerhafte Neuordnung die klare Erkenntnis der gegenwärtigen Zustände voraussetzt, und da es bisher an einer befriedigenden Gesamtdarstellung des heutigen Anteils des Staates an der Führung der deutschen Wirtschaft fehlt, ist die Preisaufgabe: „Art und Umfang der wirtschaftlichen Betätigung von Reich, Ländern und Kommunen in Deutschland“ umfassend und übersichtlich darzustellen. Für die besten Bearbeitungen des Gegenstandes sind ein erster Preis von 3000 R.-M., ein zweiter Preis von 2000 R.-M., zwei dritte Preise von je 1000 R.-M. ausgesetzt. Die Arbeiten sind in Schreibmaschinenschrift bis zum 1. Oktober 1927 an das Sekretariat der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung, Hamburg, Universität, einzureichen, von dem auch die näheren Bedingungen erhältlich sein werden.

**In Bad Ems** haben die bisherigen Frequenzzahlen die entsprechenden des Vorjahres nicht unerheblich überstiegen. Besonders seit Ende des Monats Juli ist ein weiterer Aufschwung des Kurlebens eingetreten. Heilung und Erholungsuchende aus allen Teilen der Erde haben sich an den weltberühmten Quellen eingefunden. Die Ausländer, vorwiegend Amerika, England und Holland entstammend, bilden mehr als 13 v. H. der bisherigen Kurgäste dieses Jahres: ein Beweis für den durch Kriegs- und Nachkriegszeit ungeschmälerten internationalen Ruf des alten traditionsreichen Badeorts. Daß Besucher — auch aus dem Ausland — bereits zum 30., 33., 36. und sogar 42. mal zum Kurgebrauch hier weilen, spricht am überzeugendsten für die einzigartige heilende, lebenverlängernde Kraft der Emser Thermen, ist aber auch nicht weniger ein hohes Lob für die in jeder Beziehung mustergültigen Kureinrichtungen.

**Aufruf des Deutschen Sängerbundes.** Der Deutsche Sängerbund hat beschlossen, in Nürnberg jedes zweite Jahr eine Sängerwoche zu veranstalten. Diese Sängerwoche hat zweierlei künstlerische Ziele. Sie soll dazu beitragen, den deutschen Tonsetzern auf dem Gebiete der Männerchorkomposition neue Anregungen zum Schaffen zu geben und dadurch eine Veredelung und Hebung der deutschen Männerchorliteratur bewirken. Der Deutsche Sängerbund erläßt an alle Tonsetzer und auch an die Komponisten aus anderen deutschen Sprachgebieten den Aufruf, Werke für begleiteten oder unbegleiteten Männerchor ohne Bindungen, Umfang und Gattung, deren Wert einer solchen Veranstaltung entspricht und die der Öffentlichkeit noch nicht oder nur wenig bekannt sind, der Verwaltung des Deutschen Sängermuseums Nürnberg zu übermitteln. Die erste Nürnberger Sängerwoche findet im Sommer 1927 statt. Die genauen Daten, die in die Reisezeit fallen sollen, werden später bekanntgegeben. Die Partituren zu den Werken müssen bis zum 1. Oktober d. J. bei der genannten Verwaltung eingereicht werden. Sie sollen nicht mit dem Namen des Komponisten, sondern nur mit einem Kennwort versehen sein. Das Stimmenmaterial (Partituren und Stimmen ohne Fehler, in gut lesbarer Ausführung) ist kostenfrei für die Aufführung zur Verfügung zu stellen. Das Recht der abgabefreien Aufführung für diese Veranstaltung ist zu gewähren. Zur Prüfung und zur Entscheidung über die eingereichten Werke ist ein fünfgliedriger Ausschuß vorgesehen. Mitteilungen von Vereinen über die Bereitwilligkeit, an der ersten Sängerwoche 1927 teilzunehmen, werden bis zum 1. November d. J. von der Verwaltung des Deutschen Sängermuseums Nürnberg, Katharinenbau, entgegengenommen.

**Die Kölner Technische Messe,** die bisher schon immer wichtige Einzelgebiete der Technik in Sonderfachausstellungen zur Darstellung gebracht hat, wird in diesem Herbst (12. bis zum 17. September) drei bemerkenswerte Gruppen in ihren Mittelpunkt stellen: „Fließarbeit", „Hochspannung" und „Lichttechnik". In der Ausstellung „Lichttechnik" haben sich die Reichsverbände des Einzelhandels, der Beleuchtungsgeschäfte, der Elektro-Installationsfirmen, der Reklamefachleute und der Schaufensterdekorateure mit der Abteilung „Lichtwirtschaft" der Osram-Gesellschaft in Berlin zusammengeschlossen, was auch in der Geschäftswelt großen Anklang finden wird.

Illustrirte Zeitung

Fischotterjagd in England: Otterhunde im Nadderfluß auf der Suche nach dem Fischotter

(Vgl. hierzu unsere Bildertafel auf Seite 355)

Der Ehrentag der deutschen Armee und Marine in Nürnberg am 28. und 29. August: **Links:** Die Fahnen der alten bayrischen Regimenter im Festzug. **Rechts:** Führer der alten Armee und Ehrengäste bei der Gedenktagfeier. Kronprinz Rupprecht von Bayern (links), Generalfeldmarschall v. Mackensen und Prinz Oskar von Preußen.

Die Gedächtnisfeier des Sieges von Tannenberg, die am 29. August bei Hohenstein (Ostpreußen) auf dem Schlachtfelde vor dem Denkmal abgehalten wurde. **Links:** Direktor Peter Harnisch, stellvertretendes Vorstandsmitglied der Schokoladenfabrik Gebr. Stollwerck, A.-G., Köln, der am 16. September sein 50jähriges Geschäftsjubiläum begehen kann.

Geheimrat Prof. Dr. Leo Graetz, bekannter Münchner Physiker, Verfasser vielverbreiteter physikalischer Werke, feiert am 26. September seinen 70. Geburtstag. (Phot. Elvira, München.)

**Nebenstehend:**
Vom 25jährigen Jubiläum des Berliner Sängerbundes am 29. August: Das Festkonzert in der neuen Automobilhalle am Kaiserdamm.

# GRIECHENLAND NACH DEM KRIEGE

Obwohl Griechenland während des Krieges mit allen Kräften versucht hat, sich neutral zu halten und außerhalb der Kriegswirren zu bleiben, gehört es doch zu den Ländern, die unter den Kriegswirkungen und Kriegsnachwirkungen mit am schwersten gelitten haben. Zwar hat die Entente zum Ausgleich der ungeheuren Schädigungen und Leiden, die sie dem Lande während des Krieges verursacht hat, ihm bei den Friedensschlüssen einen territorialen Gewinn zugewiesen, aber auch dieser territoriale Gewinn war und ist recht zweifelhaften Charakters, da die Gegensätze zwischen Griechenland auf der einen Seite, Bulgarien und der Türkei auf der anderen Seite dadurch nur noch mehr verschärft und dauerhafter gestaltet worden sind. Dazu gesellt sich die außerordentlich schwere innerpolitische Belastung, die gleichfalls durch das Verhalten der Ententemächte dem Lande aufgepackt wurde.

Während des größten Teiles der Kriegszeit hat die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung Griechenlands treu zum König gestanden, aber die Entente hat ihr den Diktator Venizelos aufgenötigt. Nach Beendigung des Krieges fühlten sich die von den Ententemächten auf den Schild erhobenen politischen Führer stark genug, über die ihnen in den Friedensschlüssen zugeschanzten räumlichen Machterweiterungen hinaus angriffsweise gegen die Türkei vorzugehen und sich in Kleinasien weiterauszubreiten. Griechenland wurde dabei in seiner außenpolitischen Haltung ein Spielball zwischen Frankreich und England, ein Staat, der von jeder der beiden Mächte abwechselnd gefördert und befehdet wurde, je nachdem sich das englisch-französische Spiel der Türkei gegenüber gestaltete. Der Endeffekt war nicht nur ein glatter türkischer Sieg, sondern auch die Ausweisung aller Griechen aus den von ihnen so zahlreich bevölkerten kleinasiatischen Küstenstädten, d. h. ein gewaltiger Zustrom mehr oder weniger mittellos gewordener Landsleute nach dem wirtschaftlich und finanziell hierfür so wenig tragfähigen Griechenland und ein vollständiger Verlust all jener wichtigen Handelsstützpunkte, die Griechenland in Kleinasien besessen hatte.

Neben der wirtschaftlichen Belastung lag hierin auch eine starke Vermehrung der innerpolitischen Schwierigkeiten. Auf der einen Seite belasteten die kleinasiatischen Flüchtlinge das Land, auf der anderen die unruhigen Mazedonier, teils im Lande selbst, teils von den bulgarischen Grenzgebieten aus. In Sofia erscheint eine Zeitschrift „La Mazédoine Libre", deren Titelblatt ständig eine mazedonische Landkarte aufweist, zu der sehr beträchtliche Gebietsteile von ganz Nordgriechenland gehören. Die mazedonischen Flüchtlinge, die in Bulgarien ihren Sitz haben, verursachen an der Grenze fortwährend Schwierigkeiten, durch die die politischen Gegensätze zwischen Griechenland und Bulgarien dauernd verschärft werden. Die mazedonische Bewegung übt auch unangenehme Rückwirkungen auf das Verhältnis zwischen Serbien und Griechenland aus; denn wenn Griechenland den Versuch unternimmt, die Mazedonier zu beruhigen und zu befriedigen, indem es ihnen gewisse Minderheitsrechte zuerkennt, so fühlt sich dadurch wieder Serbien beunruhigt, das seinen eigenen Mazedoniern gegenüber durchaus nicht gewillt ist, solche Rechte anzuerkennen, und verlangt nicht nur eine Änderung der griechischen Innenpolitik in bezug auf die Minderheitsrechte, sondern auch eine Erweiterung seiner Machtbefugnisse mit Bezug auf das Gebiet von Saloniki, das den natürlichen, aber unter griechischer Hoheit stehenden Ausgangspunkt Südslawiens nach dem Ägäischen Meer bildet.

So steht Griechenland nicht nur in seiner außerordentlich gefährlichen Rolle als Objekt bald der französischen, bald der englischen Politik in ihrem Verhältnis gegenüber der Türkei, sondern auch in der Rolle eines Objekts der Mussolinischen Politik gegenüber Südslawien. Die beiden Adriamächte Italien und Südslawien stehen einander von Natur gegensätzlich gegenüber. Sobald sie es aber für richtig halten, einen zeitweiligen Ausgleich ihrer Gegensätze zu suchen, geschieht es auf Kosten Griechenlands. Will Italien seine Adria-Aspirationen gegen Südslawien durchsetzen, so kann es dieses Ziel nur erreichen, wenn es den Serben dafür Kompensationen am Unterlauf des Wardar, in Saloniki und den staatsrechtlich heute zu Griechenland gehörigen mazedonischen Gebieten überhaupt in Aussicht stellt. Außenpolitisch schwebt über Griechenland in seiner heutigen Gestalt auch die Gefahr eines rumpfbalkanischen slawischen Staatenbundes unter Führung von Belgrad, der unter Beseitigung der alten serbisch-bulgarischen Gegensätze nicht nur das heutige Südslawien und das heutige Bulgarien vereinen, sondern diesen beiden Ländern auch die zur Zeit griechischen Küstengebiete im Norden des Ägäischen Meeres angliedern würde.

Zu dieser für das kleine und arme Land außerordentlichen Summe außenpolitischer Schwierigkeiten und Gefahren gesellen sich die fortgesetzten innerpolitischen Unruhen, die gleichfalls eine Frucht der während des Krieges gegen Griechenland betriebenen Ententepolitik sind. Die Ententepolitik hat damals nicht nur Keile getrieben zwischen das Königshaus und republikanisch aufgeputschte Bevölkerungsgruppen, sondern vor allen Dingen auch Keile in das Offizierskorps und die Armee. Unter der Einwirkung dieser innerpolitischen Spaltung und des gewaltigen äußeren Druckes hat seinerzeit König Konstantin gegen den Widerspruch der großen Volksmehrheit das Land verlassen müssen, und unter den weiteren Nachwirkungen ist es nicht bei dem Thronwechsel geblieben, sondern auch zum Sturz der Monarchie gekommen. König Georg II., der im Gegensatz zu seinem Bruder Alexander von Gnaden der Entente genehmigte Nachfolger König Konstantins, sah sich nach dem Scheitern der außenpolitisch hochfliegenden Pläne Griechenlands gezwungen, das Land zu verlassen, hinterließ aber 1923 aus eigener Machtvollkommenheit immerhin noch einen Regenten in der Person des Admirals Konduriotis. Die innerpolitische Gärung veranlaßte im Jahre 1925 den General Pangalos, politisch getragen von der mit den äußeren Mißerfolgen Griechenlands und der Behinderung weiterer Rüstungen durch die Finanzlage unzufriedenen Armee, die Regierung an sich zu reißen und unter dem beibehaltenen Scheinregiment von Konduriotis die Diktatur durchzuführen, indem er das Parlament auflöste. Seine tatsächliche Proklamierung zum Diktator gab jedoch auch Konduriotis das Zeichen, die Regentschaft niederzulegen.

Pangalos ließ sich unter vollständiger Knebelung der öffentlichen Meinung, die sowohl die Anhänger des Königshauses als auch die Anhänger des Republikaners Venizelos zur Stimmenthaltung zwang, mit großer Scheinmehrheit zum Staatspräsidenten wählen. Dem neuen Diktator aber waren weder innere noch äußere Erfolge beschieden. Zwar mochte er eine Rückendeckung nach Norden hin durch Anbahnung freundlicher Beziehungen zu Mussolini zu erreichen suchen, die ihm auch dazu verhelfen sollten, die Aspirationen Griechenlands gegenüber der kleinasiatischen Küste aufs neue zu betreiben, doch machte er sich durch diesen Versuch einer radikalen politischen Schwenkung sowohl Frankreich als auch England zum Gegner und sah sich bald genug genötigt, Verzicht auf die kleinasiatischen Pläne zu leisten, da England sich inzwischen über die Mosulfrage mit der Türkei verständigte und Griechenland auf keine praktische Unterstützung in einem etwaigen Kampfe gegen die Türkei zu rechnen hatte. Für den Augenblick war es den Engländern gerade recht, der Türkei gegenüber eine angeblich von Italien und Griechenland gemeinsam drohende Kriegsgefahr auszuspielen, um die Türken in der Mosulfrage gefügig zu machen. Als dieses Ziel aber erreicht war, hatte Griechenland auch diese Statistenrolle ausgespielt.

Pangalos' Mißerfolge stärkten die Gegengruppe in der Armee, die ihm schon durch eine Militärrevolte in dem stets revolutionär eingestellten Saloniki ein Warnungssignal gegeben hatte und schließlich den General Kondylis auf den Schild erhob. Damit ist nur die politische Spaltung der Armee verschärft zum Ausdruck gekommen und für die innere Einigung nichts erreicht, wenn Kondylis auch den Versuch macht, durch allerlei volkstümliche Versprechungen, wie Wiederwahl des Parlaments und dergleichen, sich eine breitere Basis zu schaffen. Außenpolitisch geblieben und sogar noch verschärft ist der Gegensatz gegen die Türken. Gegenüber Italien und Südslawien aber möchte Kondylis eine seinem Vorgänger entgegengesetzte Haltung einnehmen. Auf die Venizelisten kann er sich keinesfalls verlassen, da diese ihre eigenen Parteipläne verfolgen. Die Armee ist und bleibt gespalten und wird zu gegebener Zeit auch dem neuen Machthaber wieder einen Rivalen gegenüberstellen. Sollte er es wirklich zu Parlamentswahlen kommen lassen, was noch nicht gerade sehr wahrscheinlich ist, so wird auch im neuen Parlament die alte Korruption herrschen.

Das schwerbedrückte Land wird auch weiter zu leiden haben unter dem Kampfe zwischen Monarchisten und Republikanern, dem Kampfe zwischen den parteipolitisch zerspaltenen Gruppen der Armee und des Offizierskorps, dem außenpolitischen Druck und den innerpolitischen Wirren. Die Entente hat Griechenland dem Scheine nach bei den Friedensschlüssen bereichert, in Wahrheit aber das Land in eine unabsehbare Kette schwerer Konflikte gestürzt. Dr. Arthur Dix.

# Fehl- und Symptomhandlungen, ein Schlüssel zur Menschenkenntnis

Das Leben bringt uns ständig mit Menschen in Berührung. Dabei empfangen wir Eindrücke und üben selbst Einflüsse aus. Um das richtige Verhältnis zu den fremden Individualitäten zu gewinnen, ist es erforderlich, daß wir uns irgendein Bild von ihnen machen: Gegeben sind uns die Handlungen der anderen, die äußeren Verhaltensweisen; durch diese hindurch müssen wir blicken, das Seelische, das dahintersteht, zu erfassen suchen, ihre Gefühle, Motive deuten. Wenn wir dies als Menschenkenntnis bezeichnen, so kann gesagt werden, daß wir alle etwas von dieser merkwürdigen Fähigkeit besitzen, freilich in ganz verschiedenem Grade: der eine bringt es fertig, einen Menschen, mit dem er ein paar Stunden zusammen ist, zu durchschauen; der andere kennt selbst nicht die Personen seiner Umgebung und wird von deren Verhalten immer wieder überrascht. Man hat vielfach gemeint, daß es sich hier um eine rätselhafte Fähigkeit handele, die ein Mensch eben besitze oder nicht besitze, die sich aber nicht erlernen lasse. Indes, wenn auch manche Menschen ohne jede Schulung tiefer schauen als andere, die sich wissenschaftlich mit den Problemen befaßt haben: wissenschaftliche Durchbildung vermag doch auch hier Erfolge zu erzielen.

Wir müssen uns gewöhnen, auf die kleinen, unscheinbaren Äußerungen des Menschen zu achten, auf die, die er selbst nicht gewollt hat, die er vielleicht selbst nicht einmal beobachtet, die ihm so entschlüpfen. Gerade in ihnen enthüllen sich, wie die psychoanalytische Forschung gezeigt hat, wesentliche Seiten des Menschen. In uns sind Kräfte vorhanden und wirksam, die uns selbst „unbewußt" sind, die aber immer und immer wieder ihre Strahlen in das Bewußtsein schicken. Die Psychoanalyse hat gezeigt, wie man aus den Äußerungsformen, mögen sie noch so verworren und entstellt erscheinen, auf die zugrunde liegenden Triebkräfte schließen kann. Professor Siegmund Freud nennt eine Gruppe dieser Äußerungen, die er in einer geistvollen Schrift „Psychopathologie des Alltagslebens" behandelt hat, Fehl- und Symptomhandlungen.

Zu den Fehlhandlungen gehört das Vergessen, das Versprechen, das Verlegen, Verlieren, Vergreifen. Wir verstehen dabei unter einer Fehlhandlung, ganz allgemein ausgedrückt, eine Handlung, bei welcher der erstrebte Erfolg nicht erreicht wird und an dessen Stelle ein anderes Resultat tritt. Beim Versprechen z. B. wollen wir irgend etwas sagen, aber wir sagen nicht das Gewollte, sondern etwas anderes. Beim Vergessen fällt uns nicht das Gesuchte ein, aber dafür stellen sich häufig irgendwelche andere Vorstellungen oder Handlungen ein. Geben wir nun eine Reihe von Beispielen, und beginnen wir mit solchen, die jedem aus dem alltäglichen Leben bekannt und geläufig sind! Wenn ein junger Mann mit einer jungen Dame eine Verabredung hat, und wenn er sie dann versäumt, so entschuldigt er sich gewiß mit den Worten: „Ich habe es ‚nur' vergessen, mir ist ‚nur' die Zeit oder der Ort entfallen." Aber die Antwort, die er erhält, wird etwa so lauten: „Dir liegt nichts an mir, denn würde dir etwas an mir liegen, so hättest du die Verabredung nicht vergessen." Und die junge Dame hat durchaus recht. Wir vergessen nur, was uns gleichgültig oder unangenehm ist oder geworden ist. Freud berichtet von einem Chemiker, der seine Hochzeit vergaß und, anstatt die Braut abzuholen, in sein Laboratorium ging.

Ähnlich ist es beim Verlegen von Gegenständen. Ein Mann verlegte ein Buch, als er mit seiner Frau, der Geberin, entzweit war; er fand es „zufällig" wieder, als er wieder eine größere Zuneigung für sie empfand. Hier liegen die Gründe für das Verlegen und Wiederfinden. Etwas Ähnliches gilt zweifellos für eine große Reihe von Fällen. Wo etwas verlegt oder gefunden wird, sollten wir stets versuchen, uns über die Zusammenhänge klar zu werden. Auch beim Verlieren ist es ähnlich. Wir verlieren einen Gegenstand, wenn wir uns mit dem Schenker entzweit haben, oder wenn der Gegenstand selbst uns lästig geworden ist, wenn wir uns gern seiner entledigen möchten — es ist also eine Art unbewußten und ungewollten Fortwerfens.

Auch das Versprechen hat einen Sinn. Wenn jemand in einer Unterhaltung über irgendwelche Ereignisse sagt: Dort sind schöne Sachen zum Vorschwein (er wollte sagen: Vorschein) gekommen, so soll das ausdrücken: Schöne Schweinereien sind dort bemerkt worden. Ein junger Mann spricht eine junge Dame auf der Straße an und fragt sie, ob er sie begleitigen darf. Er wollte sagen: begleiten; so drückt er aus, daß er selbst dieses Angebot für eine Beleidigung hält. Bei Eröffnung des österreichischen Reichstages sagte dessen Präsident einst: „Ich erkläre die Sitzung für geschlossen" (statt eröffnet), womit er seine Mißachtung des Hauses und seiner Tätigkeit, die für ihn entbehrlich erschien, ausdrückte. So kommt in all diesen Beispielen in der Fehlleistung sehr viel mehr zum Ausdruck als in der „richtigen" Leistung, an deren Stelle die Fehlleistung tritt. Diese enthüllt uns die wirklichen Gedanken und Wünsche des Betreffenden, die er offen zuzugeben, sich wohl hüten würde.

Es gibt nun noch eine andere Gruppe von Äußerungen, für die etwas Ähnliches gilt, die Symptomhandlungen. Hier treten Äußerungen auf, unbewußt und unwillkürlich, aber nicht an Stelle irgendwelcher erstrebten anderen, sondern selbständig, oft so unbedeutend und unscheinbar, daß sie sich dem nicht geschulten Blick vollkommen entziehen. Ein Beispiel: Zwei Herren befinden sich in der Sommerfrische in einem Hotel; sie speisen gemeinsam an einem Tisch. Nach längerer Zeit erzählt der eine der beiden dem anderen, daß am Abend seine Frau ankäme — er hatte zuvor nie erwähnt, daß er überhaupt verheiratet sei — er bittet ihn aber, doch auch weiter mit ihnen zusammen zu speisen. Am anderen Morgen richtet der Unverheiratete es so ein, daß er etwas später als das Ehepaar zum Frühstück

kommt; und richtig, der Tisch ist für drei Personen gedeckt, es stehen auch drei Stühle am Tisch. Die beiden sitzen bereits dort, über dem dritten Stuhl aber liegt der Mantel des anderen Herrn. Er begrüßt die beiden, wobei die Frau zu ihrem Manne sagt: „Der Herr kann sich ja gar nicht setzen, du hast den Platz ja belegt“ — besser vielleicht hätte der Ehemann es gar nicht ausdrücken können, daß nun für den anderen, den er aus Höflichkeit eingeladen hatte, gemeinsam mit ihnen zu speisen, eigentlich doch kein Platz mehr am Tische frei sei. Diese „Symptomhandlung“ hat auch hier die eigentlichen Gedanken, die dem Betreffenden selbst vielleicht nicht einmal bewußt waren, verraten.

So zeigen also die Beispiele, die wir brachten, und die wir beliebig vermehren könnten, daß in den scheinbar zufälligen Äußerungen des Seelenlebens, wie im Versprechen, Vergessen usw. und in den Symptomhandlungen, ein Sinn steckt; diese Äußerungen sind keineswegs zufällig, sondern sie sind bedingt durch die seelische Verfassung des Menschen, seine geheimen Gedanken und Wünsche, die sein Handeln bestimmenden Motive. Kein Zweifel, daß wir, wenn wir sie zu beobachten und zu deuten verstehen, einen tieferen Einblick in das Seelenleben des Menschen gewinnen können, als wenn wir uns lediglich auf die bewußten, gewollten, offensichtlichen Ausdrucksformen beschränken. Wir können auf diese Fehlhandlungen allein zwar keine Menschenkenntnis aufbauen, aber sie helfen und unterstützen diese nicht unwesentlich. Sie stellen eine Äußerung der unbewußten Triebkräfte des seelischen Geschehens dar, deren Erforschung wir Professor Siegmund Freud verdanken.

Neben diese Fehlleistungen treten noch andere Formen des Ausdrucks des „Unbewußten“, vor allem der Traum und das nervöse Symptom. Am durchsichtigsten und am leichtesten deutbar aber sind die Fehlleistungen, von denen hier die Rede war; sie werden uns oft den Schlüssel zum Verständnis menschlichen Verhaltens liefern.

Professor Dr. phil. et med. Erich Stern, Gießen.

Zur Einweihung der neuen Reichsbahnbrücke in Königsberg i. Pr. am 28. August: Oben: Die neue Brücke in geschlossenem Zustande. Darunter: Die geöffnete Drehbrücke.

Die Brücke ist zweigeschossig; die untere Straßenfahrbahn dient dem Fußgänger- und Fahrverkehr, die obere bildet mit 4 Gleisen die Eisenbahnstrecke. Ein Teil der Brücke, die über die Pregel führt, ist als Drehbrücke eingerichtet zum Durchlaßgewähren für den Schiffsverkehr. Die gewaltige Maschinenanlage, welche die Brücke bei der Drehung bewegt, liegt in einem Pfeiler unter dem Wasserspiegel.

# Tagesgeschichte

Eine Ehrung der alten deutschen Wehrmacht bedeuteten die am 28. und 29. August in Nürnberg abgehaltenen Armee- und Marinegedenktage, gewidmet den gefallenen Helden des Weltkrieges und dem Andenken des deutschen Heeres und seiner ruhmreichen Taten. Nach einer Gefallenenehrung in sämtlichen Kirchen Nürnbergs am 28. August fanden am darauffolgenden Tage Begrüßungsfeierlichkeiten statt, an denen neben anderen Ehrengästen auch Kronprinz Rupprecht von Bayern sich beteiligte. Das Hauptereignis der Tage bildete der große Festzug, an dem die Bevölkerung begeisterten Anteil nahm.

Zur Erinnerung an die vor 12 Jahren geschlagene Schlacht bei Tannenberg wurde, außer Feiern in Königsberg unter Teilnahme des Generals Ludendorff, bei Hohenstein auf dem Schlachtfelde eine Gedenkfeier von den vaterländischen Vereinen aus ganz Süd-Ostpreußen veranstaltet. Vor dem Denkmal des Infanterieregiments Hindenburg gedachten die Versammelten der großen siegreichen Schlacht.

Am 28. August wurde die neue Reichsbahnbrücke in Königsberg (Preußen) im Beisein von Generaldirektor Dr.-Ing. Dorpmüller eingeweiht. Der Bau der Brücke begann bereits im Jahre 1914. Ihre wirkliche Bedeutung für den Königsberger Verkehr wird sich erst in vollem Maße nach Vollendung des Bahnhofsneubaues zeigen.

Eine schöne Kundgebung für das deutsche Lied war das Jubiläum des Berliner Sängerbundes am 29. August. Nach einem Festakt in der Singakademie vereinigte ein imposanter Festzug 9000 Sänger. Zehn Festwagen mit symbolischen Darstellungen belebten das Bild der vorüberziehenden gewaltigen Teilnehmerscharen.

Am 3. September begann die große Deutsche Funkausstellung in Berlin. Mit der Eröffnungsfeier war die Einweihung des neuen Berliner Funkturmes verbunden, der sich am Rande des Grunewaldes auf dem Gelände von Witzleben in 138 m Höhe erhebt. An diese Feierlichkeiten schloß sich ein Rundgang durch die Ausstellung an, die eine stattliche Reihe von Neuheiten auf dem Gebiete des Radiowesens bietet.

Die Kanaldurchquerung der Deutschamerikanerin Gertrud Ederle hat den Ehrgeiz der Schwimmerinnen und Schwimmer angestachelt. Nachdem der Dänisch-Amerikanerin Corson unlängst die Leistung geglückt war, versuchte sich auch der deutsche Strommeister Karl Vierkötter an dieser Aufgabe. Der erste Versuch mißglückte am 23. August infolge eines während des Unternehmens aufgekommenen starken Unwetters 10 km vor Dover (England). Endlich gelang es ihm am 29. August, in der Rekordzeit von 12 Stunden 42 Minuten den Kanal zu durchschwimmen. Damit hat er den Weltrekord von G. Ederle um 1 Stunde 48 Minuten geschlagen. — Nach seiner Rückkehr nach Köln fuhr er am 3. September mit einem Flugzeug nach Berlin, wo ihm ein begeisterter Empfang zuteil wurde.

Die Berliner Turn- und Sportwoche, die alljährlich zugunsten der Park-, Spiel- und Sportstiftung abgehalten wird, nahm am 28. August ihren Anfang. Den weihevollen Auftakt bildete die Eröffnungsfeier im Lustgarten, wo die Scharen der Turn- und Sportverbände sich aufgestellt hatten. Als erste Veranstaltung kam das Herbstsportfest der höheren Schulen im Stadion Berlin-Grunewald, darauf folgten am nächsten Tage die Vaterländischen Kampfspiele des Hauptausschusses für Leibesübungen und Jugendpflege, verbunden mit den Reichsjugendwettkämpfen, sowie die große Berliner Staffel, Reiterkämpfe im Tiergarten u. a. m.

Deutschlands größtes Motorradrennen, das Rennen um den Großen Preis, führte am 29. August 120 Bewerber auf der Avusbahn zusammen. In den sechs Klassen des Rennens entspann sich ein scharfer Kampf, bei dem hervorragende Geschwindigkeiten erzielt wurden. Den Großen Preis von Deutschland errang Josef Steltzner, München, auf einer B.M.W.-Maschine, mit der er in dem fast 400 km langen Rennen eine Stundengeschwindigkeit von 126,6 km fuhr. Überhaupt brachte das Ergebnis einen großen Erfolg für die deutsche Industrie: von den sechs Klassen des Rennens belegten die deutschen Marken vier mit Beschlag, während die ausländischen Fabrikate nur zwei Siege in den kleinen Klassen gewinnen konnten.

Das mit Spannung erwartete Zusammentreffen der Berliner und der Konstantinopeler Fußballmannschaften am 29. August in Berlin brachte eine kleine Enttäuschung infolge der schwachen Leistungen der Türken. Berlin gewann leicht mit 7 : 1.

Modegünstlinge aus der Blumenwelt: Kakteenbeete auf der kürzlich veranstalteten großen Kakteen-Sonderschau der Jubiläums-Gartenbauausstellung in Dresden. (Phot. O. Bohr, Dresden.)

Der Rahmen der Kakteenschau war ein ganz in Rot und Weiß gehaltener Stilgarten. Die ungeheuere Reichhaltigkeit der Arten und ihrer bizarren Formen zauberte dem Beschauer dieser seltsamen, gegenwärtig bevorzugten Blumengeschöpfe eine tropische Welt vor.

Von der Enthüllung des Ehrenmals für die im Weltkrieg gefallenen Angehörigen des 2. Niederschlesischen Feldartillerie-Regiments Nr. 41 sowie der Reserve-Feldartillerie 9 und Landwehr-Feldartillerie 3 in der ehemaligen Festung und Garnisonstadt Glogau: Während der Feier beim Denkmal am 22. August. — **Rechts:** Von der Einweihung des Funkturms und der Eröffnung der Funkausstellung in Berlin am 3. September: Während der Feier vor dem Funkturm.



Vom Besuch der Besatzung des deutschen Forschungsschiffes „Meteor“ in Windhuk (Südwestafrika): Kranzniederlegung am Schutztruppendenkmal. (Photo-Zentrale, Windhuk.) — **Im Oval:** Der Besuch des Königs Alfons von Spanien auf dem deutschen Flettner-Rotorschiff „Barbara“ im Hafen von Santander: Der König (×) nach der Besichtigung des Schiffes. ×× Direktor Flettner.

**Links:** Der überspannte Filmenthusiasmus in Amerika: Die ungeheuere Menge der Schaulustigen, welche die in der Begräbniskirche aufgebahrte Leiche des am 23. August verstorbenen italienisch-amerikanischen Filmschauspielers Rudolf Valentino, des „schönsten Mannes Amerikas“, sehen will und unter wüsten Szenen die Eingänge bestürmt. — **Rechts:** Von der Staatsumwälzung in Griechenland: Der auf seiner Flucht am 23. August verhaftete Diktator General Pangalos (×) wird von dem Platzkommandanten von Athen Moraitis in das Gefängnis von Perama auf der Insel Salamis gebracht.

Der begeisterte Empfang L. K. Vierkötters, Köln, bei seiner Rückkehr: Der Kanalrekordmann, von seinen Klubkameraden auf den Schultern getragen, nach seiner Ankunft mittels Flugzeugs auf dem Flugplatz Berlin-Tempelhof am 3. September.

Vom Motorradrennen um den Großen Preis von Deutschland in Berlin am 29. August, der von J. Steltzer, München, gewonnen wurde: Blick von der großen Tribüne der Avus-Bahn auf die Kurve während des Rennens.

# Die Preußische Polizeischule für Leibesübungen.

(Siehe hierzu die Bildertafel auf Seite 356.)

Sport als solcher wird in der Preußischen Polizeischule in Spandau bei Berlin nicht getrieben, „Spitzenleistungen" (Rekorde) nicht gezüchtet. Das Schulprogramm durchzieht das Leitmotiv: „dienstliche Körperschulung", nichts anderes. Der verdienstvolle Leiter und Gründer der Schule, Polizei-Oberstwachtmeister Wessig, hat sich in den wenigen Jahren seit der Eröffnung (1920) einen Lehrkörper herangebildet, der schon in seiner Zahl wirkt, er besteht aus: 1 Major, 4 Hauptleuten, 10 Oberleutnants und 28 Wachtmeistern. Ein Arbeitsgang der Anstalt umfaßt im Jahreslaufe verschieden abgestufte Einzelkurse: für Polizeiwachtmeister, für Polizei-Offiziere bzw. Offizier-Anwärter sowie für Hauptleute und Majore. Aufnahmeberechtigt sind grundsätzlich nur die Mitglieder preußischer Polizeikörper; doch finden ausnahmsweise auch einzelne Angehörige anderer deutscher Länder Aufnahme.

Aus dem Programm der Polizeischule, das Überflüssiges meidet, seien als Hauptfächer genannt: Boxen, Polizeigriffe (Dschiu-Dschitsu), Leicht- und Schwer-Athletik, Schwimmen (mit Rettungsdienst), Turnen, Kleinkaliberschießen und Bootsdienst. Die Gesamtteilnehmerzahl an diesen Kursen dürfte in diesem Jahre 700 bis 800 erreichen.

Vom Internationalen Städte-Fußballkampf Berlin—Konstantinopel am 29. August, der mit 7 : 1 für Berlin endete: Harter Kampf am Tor der Türken.

Für den üblichen Schulbetrieb genügen die Übungsplätze der Anstalt, die mit Lauf- und Hindernisbahnen, Kleinkaliberschießstand usw. vorbildlich ausgestattet sind. Ganz besondere Aufmerksamkeit verdient das neue „Hohe Polizei-Turngerüst", an dem gleichzeitig bis zu hundert Mann üben können.

Wenn die Spandauer Anstalt mit größeren Darbietungen — mehrmals im Jahre — an die Öffentlichkeit tritt, so benutzt sie dazu die Einrichtungen der benachbarten Preußischen Hochschule für Leibesübungen (Landesturnanstalt); dem gemeinsamen Gebrauch wird auch das große, leider noch im ersten Baustadium befindliche Schwimm- und Flußbad in der oberen Havel dienen.

Auf der „Großen Polizei-Ausstellung Berlin 1926" (25. September bis 17. Oktober) wird die Preußische Polizeischule in einer gesonderten Abteilung vertreten sein und Lehrkurse vorführen, die nicht nur für Fachleute von Interesse sein werden. F. W. Schulze.

Links: Von der vom 22. bis zum 29. August veranstalteten Rennwoche in Baden-Baden: Beim Start zum Fürstenberg-Rennen. — Rechts: Das Herbstsportfest der höheren Schulen im Grunewald-Stadion am 28. August, die erste Veranstaltung im Rahmen der Berliner Turn- und Sportwoche: Schülerinnnen bei der Vorführung rhythmischer Übungen nach Musik.

**Tanz im Freien an schönen Spätsommertagen: Zum Nachmittagstee in der Meierei des Südbahnhotels am Semmering / Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Adalbert Sipos**

Das herrliche Gebiet des Semmering, zwei Stunden Bahnfahrt südlich von Wien gelegen, ist eines der bevorzugten Ausflugsziele der Wiener. In der Meierei, von der aus sich der Blick auf die 2000 m hohe Rax bietet, vereinigen sich die Gäste gern zu dem in der frischen Gebirgsluft besonders köstlichen Tanz.

# Neue Mäntel und Kleider,

Spezial-Aufnahmen durch unsere Wiener Modekorrespondentin Claire Patek. Phot. Edith Glogau, Wien

Margarethe Hruby in einem schicken Herbstmantel aus englischem Stoff.

Links: Modernes blusiges Kleid, dessen Faltenrock mit großen gemalten Blumenmotiven geziert ist. Dazu zweifarbiges Samtturbanbarett. Trägerin: Die Opernsängerin Jolanthe Garda.

Rechts: Blaues Straßenkleid mit zyklamenfarbener hoher Weste und gleichfarbiger eingestickter Samtblume. Dazu zyklamenfarbener weicher Filzhut mit blauer Krempe. Getragen von der Schauspielerin Margarete Hruby.

Unten Mitte: Schwarzer Moiré-Mantel mit Blaufuchsbesatz und blaufuchsfarbenem Kascha-Futter. Hut aus zweifarbigem Grosgrainband.

Die Opernsängerin Jolanthe Garda in grünem pelzverbrämten Herbstmantel von neuartigem Schnitt, dazu sandfarbene Samttoque. Modelle: Kuschnitzky & Gerstl (Kleider und Mäntel) und Berteaux (Hüte), Wien.

Eleganter schwarzer, pelzgeschmückter Moiré-Mantel, der durch seine eigenartige Rückenlinie eine neue Note bildet. Dazu roter Samtturban. Trägerin: Frau Berteaux, Wien.

# Der See

Roman von Gustav Renker

(15. Fortsetzung.)

Einmal war es, als der Fremde vor die Hütte trat, um frisches Wasser zu holen. Da glitt Eva im Dämmerlicht des Herdfeuers zu mir und streichelte meine Hand.

„Tut es sehr weh, Medard?“

„Was soll denn weh tun?“ trotzte ich.

„Das Unausgesprochene. Du weißt es so gut wie ich. Aber du bist jetzt daheim, Medard, vergiß das nicht. Denk an den Siegelring in der Wassertiefe!“

„Ich versteh dich nicht.“

„Wohl verstehst du mich. Weißt, daß es anders wird. Das Wörtlein Vorderhand liegt zerschlagen am Boden.“

Der Wanderbursch trat wieder ein und unterbrach hilfloses Fragen. Zu dritt saßen wir um das Feuer, das unsere Gesichter mit einem roten Netz überspann.

„Und morgen wieder hinaus!“ sagte der Fremde. „Im Süden sieht man schon das Tor, da sich die Berge auseinandertun. Dahinter wird das Land flach, und in den Gärten stehen die ersten verstaubten Palmen. Dann geht es weiter, immer weiter. Venedig, die verzauberte Stadt, Florenz mit seinen Gärten ringsum, die Kuppel von San Pietro, unter ihr Rom. Und dann kommt das Meer. Von der napolitanischen Bucht bis zur fremden Südwelt von Kalabrien.“

„Du fremde, ferne Welt!“ rief Eva plötzlich und streckte die Arme sehnsüchtig aus.

Der Bursch wandte sich zu ihr. „So kommen Sie doch mit!“

Das war ein loser Scherz, nichts anderes. Aber ihm folgte das Unfaßbare, schmerzvoll Trennende. Eva erhob sich und reichte dem Fremden die Hand: „Ich geh mit dir!“

„Eva!“ schrie ich auf.

Sie wandte sich zu mir. Da war ihr Gesicht ganz fremd. Die Seenixe — Romalda — alle Erinnerung ausgelöscht in diesen Zügen.

„Medard, hast du mich noch immer nicht begriffen? Mich, die du in einem Wagen fahrender Künstler getroffen hast?“

Mir war wirr und weh zumute. Und doch brach gleichzeitig ein Licht froher stiller Erwartung hervor: Morgen wirst du das alte Haus am Waldrand wiedersehen, wirst unter den Obstbäumen gehen, die klein waren, als du Knabe warst! Morgen wirst du in deiner Knabenstube schlafen nach vieler Unrast und langem Irren!

Ein Windstoß fauchte noch einmal das Feuer an. Er trug tanzende und wirbelnde Blätter herein — müdes Grün der Erle, die vor der Hütte stand. Und als ich durch die Tür ins Freie sah, lag ein feiner Schleier über dem See. Das war der erste jener unsagbar duftigen, zarten Nebel, die sich nachts von den letzten Augusttagen an bis in den November über das Wasser breiten. Fallendes Laub und Nachtnebel — der Sommer ging zu Ende, der Herbst nahte.

Wir sprachen fürderhin nichts mehr miteinander. Nicht das Weib, das mir fremd geworden war in diesen letzten Stunden, nicht der Wanderbursch, den, das merkte ich wohl, die Plötzlichkeit des Geschehens selbst wie eine Schicksalstat verwirrt hatte, und nicht ich, der ich Zusammenhänge ahnte, denen gegenüber mein Wissen versagte.

Zögernd tastete sich erstes Frühlicht in unseren unruhigen Schlaf. Da zogen die zwei, die wie ein Naturgewolltes zusammengeschmiedet waren, ihren Weg in eine Ferne, nach der ich hier Gebundener nie verlangte. Sie rauschten auf dem Schiff durch das Schilf. Noch einmal sah ich die rotgoldene Haarkrone der Fremden, die meine Führerin in die Heimat gewesen war. Wie ein feuriger Komet leuchtete dieses Haar im ersten Strahlen der jungen Sonne.

Dann schloß sich hinter dem Boot das Schilf, und ich war allein.

Ich ordnete die Hütte, setzte mich dann ans Ufer und wartete des Fischers, den mir der Wanderbursch zu senden versprochen hatte. Bald aber zwang es mich, auf das Dach der Hütte zu steigen, von dem aus man den See erblicken konnte. Am Rande des Schilfwaldes furchte das Boot dem Ufer zu, drüben aber, umflammt von der Sonne, stand mein Haus zwischen sattdunklen Obstbäumen.

Wieder senkte ich den Blick in das Schilfdickicht, sah Wasser und Pflanze zu einer geheimnisreichen Wesenheit werden.

Sah — ja, aus tiefem Grunde hob es sich: heller Leib, weiße Arme, dunkle, ernst-liebevolle Augen. Und als ein Windstoß durch das Schilf fuhr, flüsterte und sang es in der grünen Weite: „Du bist mein, und ich bin dein für alle Zeit. Ich bin dir fern, ich bin dir nah — aber nichts ist je zwischen uns!“

Das Märchen versank, das Wunder der Tiefe erlosch. Wieder rauschte Wind in den Rispen, und ich lauschte glückselig den Stimmen der Einsamkeit.

## III. Teil: Herbst.

Weit, weit liegt das alles hinter mir. Die Berge sind flaumweiß geworden vom Schnee, die Lawinen sind niedergestäubt, die Safranblüten sind an den Sonnleiten aufgebrochen, die Almrosen haben auf den Kuppen gebrannt, und die Matten sind rostrot geworden, bis sie wieder erster Schnee deckte. Der See sieht das alles, spiegelt Schnee, erwachendes Grün, Almrosenglut und Herbstbraun wider, als wenn er, der geheimnisvoll lebendige Riese, ein wechselvoll närrisches Spiel in guter Laune mitmachen wollte. Aber das Rätsel seines nächtigen Grundes ist mir ungelöst geblieben und wird sich mir wohl auch nie enthüllen.

Mein Leben ist still geworden und hat einen kleinen, bescheidenen Inhalt bekommen. Der Vater freut sich dessen, und an den langen Abenden, wenn wir am Eichenbohlentisch pfeiferauchend einander gegenübersitzen, läßt er sich von mir Arbeiten vorlegen, beginnt in ihnen zu studieren. Vornehmlich imponiert ihm das, was gedruckt worden ist, kleinere Abhandlungen in naturwissenschaftlichen Blättern, sogar eine Broschüre über die Tierwelt der Süßwässer. Mir ist das mehr ein Steckenpferd, eine Lieblingsbeschäftigung; manchmal zweifle ich daran, ob da echte, wahre Mannesarbeit dahintersteckt. Aber dann wieder, wenn ich abendelang über dem Mikroskop sitze, meine Beobachtungen niederschreibe, fühle ich so etwas wie Befriedigung in mir. Frage mich, ob wirklich alle Söhne hochgeborener Familien so ernst an einer Pflicht schaffen wie ich. Der Sigi von Tavelli in der Landeshauptstadt — der geht tagaus, tagein mit seiner Dogge spazieren und macht Besuche, um schwatzen zu können, der Armin von Hochberg faulenzt unter dem Scheinberuf der Verwaltung seiner Güter dahin, die in Wahrheit ein bezahlter Fachmann besorgt. Und achtzig von hundert unseresgleichen sind Offiziere. Ach, du lieber Gott, das hatte ich ja auch werden wollen! Da sitze ich doch lieber über meinem Mikroskop und schreibe Abhandlungen über Zoologie. Mein Studierzimmer sieht wie ein Museum aus: an der Wand Glaskästen mit wimmelnden Fischen, Molchen, Wasserwanzen und Algentierchen, am Fenster, der Sonne ausgesetzt, feinmaschige Behälter für Schlangen und Eidechsen. Das ist meine kleine Welt, die mir Daseinsberechtigung gibt. Etliches ist mir schon gelungen — winzige Bausteine zur Naturerkenntnis, die nicht allzu wichtig genommen werden dürfen und doch im Gesamtbilde ihre Rolle spielen. So bin ich als erster dem Melanismus, der Schwarzfärbung der Giftschlangen nähergerückt — das hat viel Mühe gekostet, und ich mußte sogar eine Reise in den Schweizer Jura unternehmen, um das Vorkommen der dort lebenden Viper in ihrer schwarzen Varietät zu studieren. Es war ein Erfolg, und seither bin ich korrespondierendes Mitglied einiger naturwissenschaftlicher Vereinigungen. Zur Zeit bin ich bemüht, in die artenreiche Familie der Eidechse etwas Klarheit zu bringen. Dem Vater behagt das; so wenig er meine Liebe zu den Giftschlangen zu teilen vermochte, so große Freude bereiten ihm die zierlichen, behenden Eidechslein.

„Die Guschka sind mir die liebsten. Haben so was wie adeliges Blut in sich. Stolz, zurückgezogen, selten — Aristokraten in ihrer Art.“

Ich hatte das Terrarium mit den Tieren auf den Tisch gestellt. Darüber summte die Lampe, und die Wände mit den Waffen und Bildern waren in matt schimmerndes Halblicht getaucht.

„Erstens, Vater, sagt man Guschka nur hierzulande. Sie heißen Smaragdeidechsen. Und dann sind es faule, unverträgliche und bissige Tiere, die nur das Maul auftun, wenn ihnen ein großer, plumper Käfer vorbeiläuft, den sie bei ihrer Größe leicht packen können. Mir sind die da am liebsten.“ Ich griff in den Behälter und holte ein Tierlein hervor. „Das sind Bergeidechsen — Vivipara heißen sie, weil sie lebende Junge zur Welt bringen. Tragen ein unscheinbar braunes Röcklein und müssen sich in ihrer steinigen, rauhen Welt unausgesetzt mühen, um leben zu können. Die Smaragdeidechse kommt nur aus ihrer Mauerritze, wenn es schön warm ist; die Vivipara ist fast bei jedem Wetter auf den Beinen.“

„Du bist ein schrecklicher Demokrat“, lachte der Vater behaglich.

Ich achtete nicht des Spaßes, sondern sah gedankenvoll auf das Tier nieder, das die Wärme meiner Hand genoß und ruhig sitzen blieb.

„Schau, Vater, diese Bergeidechse ist mir das liebste von meinen Tieren. Denn es ist was Besonderes an ihr: sie trägt.“

„Was tut sie?“

„Junge kriegt sie. Lach nicht, Vater, das ist eine sehr ernste, ja, eine heilige Sache. Sie tummelt sich nicht mit den anderen Eidechsen im Käfig, sondern sitzt still, fast versonnen in einem Winkel. Alles an ihr ist wartende Mutterschaft. Die Hast, mit der sie unter den rücksichtslosen Genossen einen Bissen zu erwischen sucht, ist nicht Freßgier, sondern Angst der Mutter für die Ungeborenen. Dieses kleine, unscheinbare Tier ist für mich etwas ebenso Großes wie ein hoffendes Menschenweib, denn es ist ebenso Gottes Geschöpf und hat alle Qual und alle Seligkeit der Mutterschaft vor sich.“

Meine Gedanken sprangen rasch in eine andere Richtung. „Ich glaube, ich wäre ein recht guter Vater geworden, weil ich das Junge selbst im armseligsten Tierleib schon so heilig halte.“

„Wärst geworden!“ polterte der Vater. „Es ist doch noch nicht zu spät.“

Ich deutete lächelnd an meine Schläfen. „Da graut's schon überall, Vater."

Der Alte setzte seine verbogene Messingbrille auf — für eine silberne oder gar goldene war er zu sparsam. „Meiner Seel, Bub, du wirst grau. Ja, ja, wenn man so jahraus, jahrein nebeneinander hinlebt, merkt man keine Veränderung. Aber was will ich? Ich selbst bin ja schon leilachweiß (linnenweiß). Da wird's aber Zeit, daß du dich beweibst."

„Wüßt nicht, mit wem."

„Weil du nichts als deine Viecher im Kopf hast. Die Annerl Siebert damals — na ja, ich bin schon still." Aber er brummte doch noch was in seinen Bart.

„Jetzt weiß ich, was du gedacht hast. Das verdammte Seiltänzermädel! Hab ich recht?"

„Wird schon so sein."

„Schau, Vater, es ist so lange her seitdem, und das alles liegt wie eine Sage hinter uns. Aber doch muß ich frei heraus sprechen: es war gut so. An der Seite der Annerl wär ich ein eingetrockneter, spießbürgerlicher Beamter geworden und, vor allem, weit weg von da. Wär's dir lieber, du säßest heute abend allein und mißmutig hier? So sind wir seit Jahren beisammen, und es ist gut gewesen."

„Auch wieder wahr. Ich bin ein alter Bauer geworden trotz meines vornehmen Namens und du ein schrulliger Privatgelehrter. War nicht uneben, das Leben. Ich bin's zufrieden."

Ich ließ die Vivipara wieder in den Käfig gleiten und stellte diesen in eine Ecke. Draußen rauschte ein frischer, heller Sommernachtswind, und der See jubelte ein unvernünftig verworrenes Lied.

„Ich will jetzt schlafen gehen, Vater. Morgen früh fahr ich nach Wien."

„Nach Wien? Davon weiß ich ja gar nichts."

„Ich hab mich erst heut nachmittag endgültig entschieden. Es ist ein naturwissenschaftlicher Kongreß, zu dem ich geladen bin. Und außerdem — da kommt heute ein Brief vom Bruckner. Übermorgen wird eine seiner Symphonien zum erstenmal aufgeführt. Da freut's ihn, wenn ich dabei bin."

„Hast recht, fahr hin. Und bring dann den Bruckner auf ein paar Wochen mit, damit er seinen Ärger über den Durchfall vergißt."

„Hältst du so wenig von ihm?"

„Im Gegenteil. Aber daß ihn die Stadttogger (Stadttrottel) wieder auslachen, glaub ich sicher. Und da tut ihm dann unsere Gesellschaft gut. Ist ja selbst so ein Halbbauer wie du und ich."

„Also gut! Ich lad ihn ein. Und jetzt..."

„Willst wirklich schon schlafen gehen? Bleib noch ein bissel sitzen. Die Jugend von heut haltet gar nichts mehr aus."

„Die Jugend! Vergiß nicht!" Ich zeigte wieder auf die Schläfen.

„Also, gute Nacht, wenn du so müd bist."

Es war nicht zu häufig, daß der herbe, knochige Alte so nachdrücklich um meine Gesellschaft bemüht war. So gut wir uns jetzt auch verstanden — es ging doch jeder seinen Weg, und das gezwungene abendliche Beisammenhocken, nur um ein Familienleben vorzutäuschen, war keineswegs Regel. Packte mich die Freude an meiner Arbeit, dann ließ ich mir das Essen in mein Studierzimmer bringen und blieb dort, ebenso wie der Vater auf mich keine Rücksicht nahm, wenn er nach hartem Werken früh zu Bett gehen wollte.

„Ich bleib schon bei dir!" ließ ich mich wieder nieder.

Der Alte schellte dem Diener und ließ eine gute Flasche Wein kommen. Sonst war er sehr mäßig und trank kaum etwas anderes als seinen sauren Apfelmost.

„Ist heute ein Festtag?"

„Nein, aber vernünftig reden müssen wir, Bub. Also wie ist's mit dem Heiraten?"

Ich mußte lachen. „Du gehst grad drauf los. Ich aber sag dir: ich denk nicht daran. Warum willst du mich unbedingt verheiraten?"

„Medard, ernsthaft gesprochen! Denkst du nie daran, daß es einmal eine Veränderung geben kann? Das heißt: daß ich sterben könnte."

„Mit deiner Gesundheit!"

„Gleichwohl! Was aber dann?"

Die Frage war mir hart, fast brutal ins Gesicht geschleudert. Aber sie traf mich nicht unvorbereitet, denn ich hatte diesem Fall schon oft nachgedacht.

„Wenn wir schon davon reden sollen — ich übernehm halt das Gut und wirtschaft weiter. Sofern du's nicht wem andern verschreiben willst. Sonst leb ich nach wie vor meinen Studien."

„Natürlich gehört alles dir. Aber, Medard, wie stellst du dir das vor: ich wirtschaft weiter? Bist Landwirt tagsüber, gut! Aber am Abend kommt dir so ein Schlangenvieh oder eine Eidechse in den Sinn, du sitzt bis um Mitternacht am Experimentiertisch, schreibst dann deine Beobachtungen nieder, die Uhr schlägt eins, zwei. Wer steht dann um halber fünfe mit den Knechten auf, he?"

„Muß ich einmal deine Arbeit leisten, Vater, dann werd ich halt meine Studien auf den Sonntag verlegen müssen."

„Das sagt sich leicht, aber so kehrumdiehand geht das nicht. Oder willst verkaufen und ganz deinen Neigungen leben?"

„Den Besitz geb ich nicht her. Ganz ohne Sentimentalität, aber ich häng an dem Haus und Boden."

„Freut mich zu hören. Und darum sag ich vernünftigerweis: du mußt dich beweiben. Keine Stadtpuppe, die sich den Bauch einschnürt und Chignons trägt, sondern ein Landedelfräulein, das weiß, was Bauernwirtschaft ist. Je eher, desto besser. Man weiß nie, was von heut auf morgen geschieht."

„Ich werd's wohl auch allein können."

„Glaub's nicht. Und noch eins sag ich dir: Ehbevor du hier als Herr einziehst, mußt du die Bauernarbeit erlernen. Merk dir's, in eine tüchtige Schul mußt du gehen ein paar Monate lang. Am besten zu einem von unseren Freunden, die auch ihre Güter bewirtschaften. Da wär der Erasmus von Baudis — ein grober Klotz, aber sein Gut ist eine Musterwirtschaft. Der Baron Immelshausen vielleicht, der im Lavanttal sitzt. Saufen tut er arg, 's ist wahr, aber die Bäuerei hat er im kleinen Finger. Der Visconti ist mehr für die Almwirtschaft — das kommt bei uns nicht in Frage. Aber die Gerda, sein Mädel..."

„Vater, jetzt hör auf. Wir zwei bleiben noch lange beieinander."

Also ist gesprochen worden an jenem Sommerabend. Tags darauf fuhr ich nach Wien und kehrte zurück, ohne den Toni Bruckner mitzubringen. Seine Symphonie war kein Durchfall, sondern ein Erfolg gewesen, und der Toni, der trotz seiner grauen Haare und seines Amtes als Professor für Kontrapunkt das liebe, alte Kind geblieben war, sah den Musikantenhimmel offen und fand wieder einmal Wien, an dessen Neiddornen er sonst seine empfindsame Seele wundstach, wunderschön, gütig und kunstbegeistert. Er geleitete mich zur Bahn und versprach, mich im nächsten Frühling zu besuchen.

„Wahrscheinlich", lächelte er glücklich, „komm ich dann nicht allein."

„Wen willst denn mitbringen?"

„Meine Frau. Du, jetzt wird's Ernst. Ich hab eine, und die mag mich. Ein liebes Schatzerl! Jung und frisch wie ein Maschanzkerapfel."

„Und du, Toni? Vergiß die Jahre nicht. Bleib bei der Musik, die verstehst du besser als die Frauen. Deine Symphonie war unsagbar schön."

„Gelt ja! Das Finale, wo 's Blech das Thema bringt. Das hat mir der liebe Gott in seiner besten Stund geschenkt. Ta-ta-ta-tatatatata!"

Er lief, das Thema singend, neben dem schon langsam anfahrenden Zug her und rannte fast einen Gepäckträger um. Schimpfwörter, gestammelte Entschuldigung, dann sah ich Bruckners Taschentuch, Abschied winkend, flattern. Es war noch immer so groß und buntgescheckt wie die Sacktücher der Sankt-Florianer Zeit. —

Nach den Stunden in Wien gingen etliche Tage in gewohntem Gleichmaß hin. Es war die Zeit des Roggenschnitts. Da ging ich gegen Mittag auf das Feld, um den Vater zur gemeinsamen Mahlzeit abzuholen. Ich tat solches nicht allzuoft, aber wenn ich es tat, dann hatte der Alte darob eine still in sich gebändigte, behagliche Freude. Heute war es so, daß ich eigentlich, kaum aufgestanden, schon an einer Arbeit saß, die mich ungemein fesselte und das Geschlechtsleben der Lazerten betraf. Als aber die Uhr beim Halbzwölferschlag brummte, war es wie ein Fordern in mir, meine Schriftstücke beiseitezulegen und dem Vater entgegenzugehen.

Ich sah ihn auf dem Felde mit den Knechten die Sense schwingen. Als er mich erblickte, ließ er das Werkzeug fahren, schwang sich mit seiner noch immer kraftvollen Rüstigkeit auf seine Grauschimmelstute und trabte mir entgegen.

Viele Worte machten wir nicht.

Ein Händedruck. Dann: „Ist's Korn gut?"

„Wohl, man muß zufrieden sein."

Ich ging bedachtsam neben dem Rosse her. Das Tal lag im heißen Mittagsglast, und der See schimmerte wie eine ungeheure Tafel aus Graphit. Der Vater hielt plötzlich das Pferd an, sah sich um, und sein Atem ging keuchend und schwer.

„Schön ist unser Tal, was, Medard?"

Ich war Gefühlsausbrüche bei ihm nicht gewöhnt und sah darum erstaunt zu ihm auf.

„Finster wird's halt jetzt", setzte er fort. Seine mächtige Gestalt schwankte hin und her, neigte sich vornüber, glitt vom Pferd in meine Arme.

„Feierabend ist. Tut's einpacken, Leut!"

So starb er.

*

„Ist wohl ein gar stilles Land da, Lodron", sagte der Freiherr von Kettwitz. Das sollte verächtlich klingen, denn er setzte hinzu: „Eine verteufelt langweilige Gegend."

In mir aber blieb das erste Wort: ein stilles Land. Nur legte ich es anders aus. Denn das Gut des Freiherrn von Kettwitz, bei dem ich in Eile die Landwirtschaft erlernen wollte, lag an einem Hochsee. Von der fernen, großen Welt sah man nicht viel — es sei denn in der Weite den blau verhauchten Drachenkamm der Südberge. Alles andere sperrten die Ränder der großen, kreisrunden Hochmulde ab, in der das Gut Georgenstein lag.

Es war einer jener großen viereckigen Bauten, die aus der Theresianischen Zeit stammen und mit ihren meterdicken Riesenmauern und ihrer Würfelform eigentlich nüchtern wirken würden, wenn nicht die hohen grünen Fenster und die duftige Barockstukkatur der Simse dem Gebäude eine kaum begreifliche heitere Leichtigkeit geben würden. Gut Georgenstein war von einer Pächterhand in die andere gerutscht, bis der aus Deutschland zugewanderte Kettwitz einen Vertrag mit der Domäne Georgenstein schloß, welche die Besitzerin des Gebäudes, der umliegenden Landschaft und vor allem der schütter bewaldeten Felskuppe mit den Ruinen des alten Schlosses Georgenstein war. (Fortsetzung folgt.)

Familienidyll am Flutkanal in Leipzig / Nach einem Aquarell von Otto Weigel

# ALTE BILDER IN NEUEM GLANZE

Durch Kauf, Tausch, Schenkung, nicht selten auch durch zufälliges Aufstöbern in den Vorräten der achtlos beiseitegestellten, vermeintlich wertlosen Scharteken gelangen die Bilder in die Hand des Galeriedirektors, doch nur selten in einem Zustande, in dem sie ohne weitere Behandlung aufgehängt werden können. Das mindeste ist eine Reinigung und Auffrischung der Oberfläche, meist aber sind weit umfassendere Maßnahmen nötig, um das Kunstwerk vor Verfall zu schützen und etwa bereits eingetretene Schäden zu beseitigen, damit es wieder so auf uns wirken kann, wie sein Schöpfer es gewollt hat.

Das Bild zeigt sich vielfach von mehreren Schichten vertrockneten und stark nachgedunkelten Firnisses, oft auch von Ruß- und Staubkrusten bedeckt, manchmal sind ganze Partien der Farbe abgeblättert und lassen den nackten Malgrund sehen, ein andermal wieder sind Risse und Sprünge in der Farbschicht, oder es bilden sich als Vorboten des Abblätterns kleinere und größere Blasen. Auch auf den Bildträger können sich die Schäden erstrecken, d. h. die Leinwand wird morsch und rissig, oder bei Tafelbildern gibt es klaffende Sprünge im Holz, Wurmstich und noch anderes mehr. In all diesen Fällen muß die Kunst eines geschickten Restaurators in die Bresche springen, der nicht nur subtiler Techniker, sondern auch feinsinniger Künstler sein muß.

Die einfache Reinigung erfolgt durch langsames, vorsichtiges Abreiben mit einem in das geeignete Putzmittel getauchten Wattebausch. Meist sind es Flüssigkeiten, wie Terpentinöl, Salmiakgeist, Spiritus einzeln und in Mischungen untereinander und noch mit allerlei anderen Stoffen. Wenn sich auch die verharzten Überzüge nur allmählich lösen, so ist doch bei unsachgemäßer Arbeit eine Verletzung des Bildes möglich. Um so mehr Scharfblick ist hier erforderlich, um zu erkennen, ob eine nachträgliche Übermalung vorliegt und es daher gerade nötig ist, die Malerei zu entfernen. Mancherlei Anzeichen ermöglichen solche Mutmaßungen: andere Art des Bindemittels, andere Pinseltechnik, kleine Erhöhungen der Bildfläche usw. Da kommen oft die sonderbarsten Überraschungen zutage, teils angenehmer, teils unangenehmer Art. Manchmal ist es nur eine minderwerte Arbeit oder eine flüchtige Skizze, die aus Mangel einer anderen Leinwand einfach als Unterlage für ein gutes Werk benutzt wurde. Aber so etwas kommt natürlich nur bei ungeübten und „wilden" Restauratoren vor, der erfahrene hat schon manche Perle auf diese Art entdeckt. Da ist zum Beispiel der bekannte Dürersche „Paumgartner-Altar" in der Münchner Pinakothek, auf den die Barockzeit Pferdefiguren hinter die menschlichen Gestalten dazukomponiert hatte. Dann in der Wiener Galerie des Kunsthistorischen Museums eine „Maria mit dem Kinde" von der Hand des sogenannten „Meisters des Todes der Maria", auf der die auf dem Tische liegende Handarbeit und ein im Hintergrunde stehender Mann mit Landschaft ganz einfach zugedeckt worden waren. Aber dafür hatte man eine falsche Signatur Albrecht Dürers mit der Jahreszahl 1520 hingepinselt!

Die Restaurierung eines Bruchstückes von Rubens' „Heiliger Dreifaltigkeit". Oben links: Das Bild bei der Erwerbung durch die Gemäldegalerie des Wiener Kunsthistorischen Museums. Oben rechts: Das Bild nach der Freilegung des Grundes und der Entfernung der Übermalung. Unten: Das Bild nach der vollkommenen Wiederherstellung.

Das aus der Mantuaner Zeit Rubens' stammende Gemälde ist von Händlern zum Zwecke besserer Verkäuflichkeit zerstückelt worden. Damit man das Bruchstück nicht als solches erkannte, wurde der Hintergrund zugedeckt.

Finden sich auf einem Bilde die gewissen Risse in der Farbschicht, so erfordert dies nicht unbedingt eine Restaurierung größeren Umfanges, da sie in dem natürlichen Austrocknen des Bindemittels begründet und in den Augen manchen Liebhabers nur ein Kennzeichen für das Alter des Bildes sind. Anders, wenn Blasen ein vollkommenes Loslösen einzelner Stellen der Bildschicht befürchten lassen. Da heißt es „Rentoilieren" oder, wie man es auch nennt, Doublieren bzw. Aufziehen. Unter die alte Leinwand wird eine neue, kräftigere gespannt, die auch gleichzeitig die Fläche strafft und glättet. Dazu wird eine ungebleichte Malleinwand von etwas größerer Ausdehnung als das zu rentoilierende Gemälde 24 Stunden in Wasser eingeweicht und getrocknet, dann auf einen Holzrahmen gleichmäßig aufgespannt. Inzwischen überzieht man das Bild selbst mit Hilfe eines wasserlöslichen Roggenkleisters mit einer Lage dünnen, aber festen Seidenpapiers, das die Bildoberfläche während der folgenden Manipulationen vor Beschädigungen schützt und etwa aufs Ausreißen bedachte Partikelchen zusammenhält. Dann wird die gereinigte Rückseite gründlich mit dem „Präparierfirnis" eingerieben, der die Leinwand durchsetzt und bis zum Malgrund vordringt. Nachdem das Ganze einige Zeit getrocknet hat, legt man das so präparierte und von seinem Rahmen heruntergenommene Bild mit der Rückseite auf die gespannte und mit Kleister bestrichene neue Leinwand, bedeckt es noch mit einem Tuch und bügelt nun recht vorsichtig mit einem richtiggehenden Bügeleisen über die ganze Fläche, nicht zu heiß und nicht zu kühl, bis sich der Klebstoff unter dem Einfluß der Wärme gelöst und die alte mit der neuen Leinwand fest verbunden hat. Dabei dringt er auch durch die alte Leinwand durch und zieht die sich etwa lösenden Bestandteile wieder fest an den Untergrund heran. Jetzt heißt es nur, das Seidenpapier mit einem feuchten Schwamm ablösen und das Bild wieder auf seinen ihm gehörigen Rahmen spannen, dann kann zur Ausbesserung der fehlenden oder schlechten Stellen geschritten werden, denn die Reinigung von Schmutz oder Übermalungen ist dem Aufziehen natürlich schon vorangegangen.

Es kommen aber auch Fälle vor, in denen eine vollkommene Übertragung auf eine neue Leinwand nötig ist. Das ist natürlich weitaus komplizierter, mühsamer und zeitraubender, der Restaurator kann an so einer Arbeit Monate sitzen. Auch hier wieder zunächst der schützende Überzug mit Seidenpapier, worauf das Bild, mit der Vorderseite diesmal, auf eine feste, straff gespannte Leinwand aufgeleimt wird. Nach dem Trocknen löst man dann die alte Leinwand nach der Art der Abziehbilder unserer Kleinen ganz vorsichtig rückwärts los, indem man sie je nach Art des Malgrundes mit geeigneten Lösungsmitteln behandelt. In schwierigeren Fällen kann es erforderlich sein, auf die Vorderseite nach dem Seidenpapier noch eine ganze Reihe verschiedener Schichten von Leinwand, Musselin, Packpapier usw. nacheinander aufzuleimen, immer unter tagelangem Trocknen jeder

Vor der Restaurierung. — Nach Abdeckung der Übermalung. — Das völlig wiederhergestellte Bild.

„Maria mit dem Kinde", ein Werk des sogenannten „Meisters des Todes der Maria", dem neben verschiedenen Änderungen auch fälschlich die Signatur Albrecht Dürers aufgepinselt worden war.

Aufbügeln der in einen Rahmen eingespannten neuen Leinwand mit einem warmen Bügeleisen auf die brüchige alte des mit Seidenpapier überklebten Gemäldes unter dem Schutze eines Tuches, eine Etappe des „Rentoilierens“.

Das Ende des „Rentoilierens“: Abwaschen des zum Schutze der Vorderseite des beschädigten Gemäldes aufgeklebten Seidenpapiers mit einem feuchten Schwamm. Hinter dem Restaurator links ein zum Rentoilieren vorbereitetes, d. h. mit Seidenpapier überzogenes Bild. Daneben rechts ein auf der Rückseite mit einem Holzrost versehenes, „parkettiertes“ Gemälde auf Holz.

einzelnen Schicht, bis ein mehrere Zentimeter starkes, hartes Brett aus Leim und Zwischenlagen entstanden ist. Dann dreht man es um und löst den alten Grund ab, wie oben geschildert, worauf in der bekannten Weise mit Präparierfirnis und Kleister die neue Leinwand aufgebügelt wird. Jetzt kann man vorn wieder die Leinwand oder das Leimbrett sorgfältig entfernen.

Noch komplizierter gestaltet sich die Arbeit, wenn es sich um ein Bild auf Holz handelt. Da heißt es, von dem in der Regel 1—2 cm dicken Holz mit der Bandsäge einer Fourniermaschine den größten Teil bis auf wenige Millimeter abtrennen, dann vorsichtig bis fast an den Malgrund abhobeln und schließlich den Rest in mühseliger Stichelei mit Lanzetten und Nadeln absprengen. Die allerletzten Holzteile schleift man mit Glaspapier herunter und überträgt die natürlich auch auf einem Leimbrett sitzende Bildschicht auf eine frische Leinwand.

Aber auch ohne gänzliche Übertragung macht ein schadhaftes Holzbild dem Restaurator oft arge Plage. Zum Beispiel ist es geworfen, und zwar stets nach der Holzseite, da die Bildschicht dem Austrocknen größere Hindernisse in den Weg legt. Da muß man dem Holz ganz allmählich wieder Feuchtigkeit zuführen, indem man es mit der Rückseite längere Zeit an eine feuchte Wand lehnt oder andere Kunstgriffe anwendet. Bei besonders dicken Tafeln macht man in der Richtung der Längsfaser mit einem Fuchsschwanz bis auf ein halbes Zentimeter an den Bildgrund heranreichende Einschnitte und träufelt in diese öfters ein paar Tropfen Wasser, damit es in das Holz eindringt und dieses durch Aufquellen wieder flach macht. Größere Sprünge werden geleimt und mit Schraubzwingen festgepreßt.

Um ein neuerliches Werfen und Reißen des Holzes zu verhüten, wird das Bild „parkettiert“ oder „gerostet“, indem man rückwärts in der Längsrichtung in Abständen von einigen Zentimetern feste Holzstäbe aufleimt, die quadratische Öffnungen für bewegliche, aber ganz stramm sitzende Querstäbe besitzen. Das Holz kann also „arbeiten“, aber nicht mehr sich werfen.

Ein „gerostetes“ Bild (Gemälde aus der Schule Lucas Cranachs um 1600). Der Spiegel läßt einen Teil des Holzrostes sehen.

Was nun die Art und Weise der Ergänzung und Ausbesserung fehlender Stellen betrifft, so tobt ein unausgesetzter Kampf zwischen den einzelnen Parteien der Kunsthistoriker, Maler, Händler und Restauratoren. Der eine will das Gemälde vollkommen flecken- und tadellos sehen, wie es früher war oder gewesen sein dürfte; der andere bezeichnet es als eine Urkunde und jede eigenmächtige Beifügung als eine Fälschung. Für den dritten sollen die späteren Zusätze für allezeit dem Forscher kenntlich bleiben, indem sie umrändert werden, ein vierter wünscht, daß man fehlende Stellen etwas vertieft auskittet und den Kitt poliert, auf dem man dann die Ausbesserung vornimmt, so daß der Betrachter von vorn nicht im Gesamteindruck gestört wird, aber bei seitlicher Sicht die tiefer liegenden und glänzenden Stellen doch hervortreten.

Das von Pettenkofer ausgearbeitete „Regenerierungsverfahren“ („Pettenkofern“) beruht auf der Erkenntnis, daß die Farben der Bilder meist dadurch stumpf und kraftlos werden, daß das durchsichtige Bindemittel austrocknet und matt wird, desgleichen die überlagerten Firnis- und Lackschichten. Dem wird nach Pettenkofer abgeholfen, indem das Bild eine Zeitlang mit der Bildseite abwärts in eine flache Kiste gelegt wird, auf deren Boden eine mit wiederholt ergänztem Alkohol getränkte Baumwollschicht liegt. Die Alkoholdünste weichen die vertrockneten Substanzen auf, bewirken ihr Flüssigwerden und „beleben“ das Bild neu.

Das eigentliche Retuschieren ist natürlich auch eine Angelegenheit von unendlichem Feingefühl und künstlerischem Verständnis. Da gilt es, sich ganz in Geist und Manier des betreffenden Meisters einleben, genau studieren, welche Malmittel, welche Technik er verwendete, dann die Nuancen und Tonverteilung treffen, die Struktur der Pinselführung herausfinden. Einmal heißt es, scharfe Konturen setzen, einmal weiche Übergänge schaffen, hier punktieren und tüpfeln, dort strichweise und flächig arbeiten. Dr. Hans Böhm.

Vorher und nachher: Zeitgenössische Kopie eines Damenporträts von Bronzino (1502—1572), von der links bereits die nachgedunkelten Schichten von altem Firnis und Schmutz entfernt sind.

Die Restauratoren an der Arbeit: Blick in einen Teil der Restaurierungsanstalt des Kunsthistorischen Museums in Wien. Vorn links Restaurator Proksch beim Reinigen eines alten Altarflügels. (Alle Abbildungen sind Spezial-Aufnahmen für die „Illustrirte Zeitung“ aus der Restaurierungsanstalt des Kunsthistorischen Museums und der Gemäldegalerie in Wien.)

Vorher und nachher: Die vollständig abgedeckte, aber noch nicht ausgebesserte Kopie des Damenporträts von Bronzino. (Vgl. hierzu die Abbildung auf dieser Seite links unten.)

# Chinesische Apotheken

Nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Uralt wie viele chinesische Einrichtungen ist auch die der Apotheken. Jedenfalls ist der chinesische „Pillendreher" ein würdiger Kollege des chinesischen Arztes. Beide sind Kurpfuscher ersten Ranges. Ihr vertrauter Umgang erklärt sich teilweise schon daraus, daß eine große Anzahl von Ärzten aus dem Laboratorium der Apotheke hervorgegangen ist. Auch im Lande der Mitte geht der Ausübung der Apothekerkunst eine Lehrzeit voran. Der Lehrling wird erst einige Jahre hindurch in Laden und Laboratorium beschäftigt, bevor er zu theoretischen Studien übergeht.

Blick in eine Apotheke. Der Zweite von links ist der Besitzer.

Die Kunst der einheimischen „Apotheker" beschränkt sich im großen und ganzen auf die allerdings stark ausgebildete Fähigkeit der Zubereitung von Pflanzen und anderen Naturerzeugnissen. Knospen, Blumen, Blätter und Wurzeln ein und derselben Art werden in ihrer Wirkung mit ganz verschiedenen Eigenschaften belegt. Die Bestandteile einer Arzneipflanze sollen je nach ihrer Entwicklung zu ganz bestimmten Zeiten eingesammelt werden. Daher wird ihr Einheimsen das ganze Jahr hindurch betrieben. Die chinesischen Arzneimittel stammen übrigens fast ausschließlich aus dem eigenen Lande. Mitunter findet man auch solche aus den Nachbarländern, Korea, Japan usw., vor, aber europäische Mittel sind mit Ausnahme einiger fremder Patentarzneien verpönt.

Chinesische Apotheken machen sowohl in ihrem Äußeren als auch zumeist in ihrem Inneren einen recht freundlichen Eindruck. In ihnen herrscht große Reinlichkeit. Die rechts und links vom Eingang stehenden Ladentische erstrecken sich bis zur Hinterwand des Ladens. An den Wänden hangen mehrere Fuß lange und etwa einen Fuß breite, mit dünner Seide überzogene Papierstreifen mit Sprüchen auf die Heilkunst. An der dem Eingang gegenüberliegenden Seite des Ladens stehen in wohlgeordneten Reihen übereinander Porzellantöpfe, dazwischen sorgfältig gezeichnete Schubladen, blitzblank geputzte Marmor- und Granitmörser u. dgl. Siebe, Mörser zum Pulverisieren und mehrere metallene Tiegel bilden den Rest der Ausstattung einer Apotheke. Der Eigentümer der Apotheke hat seinen Platz meist am Eingang. Erst nachdem er die Rezepte geprüft hat, übergibt er sie dem Gehilfen. Ebenso werden von ihm die Preise festgesetzt. Alle Arzneien, auch flüssige, werden in Ermangelung von Flüssigkeitsmaßen nach Gewicht verkauft. Gleichviel aus wievielen Ingredienzen die Arznei bestehen mag, eine jede — Flüssigkeiten natürlich ausgenommen — wird in ein Stückchen Papier gewickelt, auf dem der Inhalt angegeben ist. Diese Paketchen werden dann zusammen mit dem Rezept dem Kunden übergeben, und erst im Hause des Patienten werden die Bestandteile der Arznei von den Anverwandten und dem Kranken selbst zusammengemischt. Ein Teil chinesischer Rezepte wird übrigens vom Arzt nur mit Angabe der in Anwendung kommenden Ingredienzen ohne Angabe von Gewicht oder Volumen niedergeschrieben.

Ein chinesischer Medizinhändler in Singapore.

Die als „Pen Tsao" bekannte, über fünfzig Bändchen starke chinesische Arzneikunde wird von den bezopften „Provisoren" stark studiert. Die chinesische Pharmakopöe kennt 422 für gewöhnlich gebrauchte Hauptmedizinen. Von diesen stammen 314 von Pflanzen, 78 von Tieren und 30 von Mineralien ab. Unter den widernatürlichen Arzneien befinden sich Asbest, Tropfstein, frische Hirschweihspitzen, getrocknete rotgefleckte Eidechsenhäute, Hundefleisch, Schildpatt, Knochen und Zähne von Flattereidechsen, pulverisiertes Rhinozeroshorn usw. Zumeist werden Heilkräuter angeordnet, die die Patienten in der Form von Aufgüssen, Tee, Pulver oder Pillen nehmen müssen. Letztere haben fast Walnußgröße und müssen erst klein gekaut werden. Die Aufgüsse werden gewöhnlich literweise getrunken, da ihre Wirkung sonst gleich Null wäre. Franz Otto Koch.

Nebenstehend: Ein wohltätiger Chinese: Wan Chung Yuan Yah Poo, der viermal monatlich an Arme Medizin verteilt, vor seiner Apotheke in Schanghai.

Blick in das Laboratorium einer chinesischen Apotheke: Schneiden von Wurzeln (rechts) und getrockneten Kräutern mit einer eigenartigen Messerwalze (links hinten). Der Gehilfe (vorn links) raspelt eine Wurzel zum Bereiten von Tee oder Medizin. — Links nebenstehend: Standgefäße aus Zinn und Blei.

# Fischotterjagd in England

Freilassen der Meute am Standplatz. — Oben rechts: Otterhunde gehen in das durch ein Wehr gestaute, tiefe Wasser. — Rechts nebenstehend: Auf der Fährte.

Abwürgen des Otters. — Rechts nebenstehend: Halali!

(Vgl. hierzu die Abbildung auf der Vorderseite und den Beitrag „Die Jagd mit der Meute auf den **Fischotter in England**" in der Rubrik „Wissen und Leben".)

# Die Preußische Polizeischule für Leibesübungen zu Berlin-Spandau

Handstand-Übung am Kasten.

Im Oval: Hürdensprung eines Kleinkaliberschützen.

Links nebenstehend: Heben von Rundgewichten mit dem Kopf.

Turmball.

An der Gitterleiter.
Nebenstehend: Abwurf-Übung beim Ringen.
(Vgl. zu unseren Bildern den Beitrag auf Seite 346.)

# Alte italienische Brücken

Eisen und Eisenbeton haben Brücken entstehen lassen von gigantischen Ausmaßen, doch selten — es gibt Ausnahmen — ist ihnen eines eigen: die Harmonie, das Wohlmaß der Verhältnisse und die innere Ausgeglichenheit, wie sie die alten Brücken Italiens aus Stein und Holz aufweisen. Diese fügen sich den natürlichen Gegebenheiten — der Landschaft, dem Fluß, den Formen des Ufers, dem Verkehrsbedürfnis — so schmiegsam an, daß sie „gewachsen" scheinen. Einige Beispiele zeigen das deutlich. Hoch in buckliger Linie überspannt die Teufelsbrücke (Abbild. 3) den Serchio. Das Ansteigende und Abfallende, diese Wellenlinie fügt sich gut der bergigen Landschaft ein; sie mutet an, als hätte sie ein chinesisches Vorbild gehabt. Die strategische Bedeutung der Flußübergänge bringt die alte Brücke in der Nähe von Narni (Abbild. 1) zum Ausdruck. Sie zeigt noch heute die Spuren kriegerischer Zerstörung. Der Torturm mitten auf der Brücke war ein Stützpunkt der Grenzwache. Wieder ganz anderen Charakter haben die Brücken von Städten wie Pavia, Florenz. Schöne Laubengänge, die den Bürger vor Sonne und Regen schützen sollen, überdachen die Brücken. In Pavia überspannen fünf steinerne Bogen in klarem Rhythmus den Tessin (Abbild. 2). Der Turm über einem der Pfeiler unterbricht mit starkem Akzent die schlichte Ebenförmigkeit der Galerien dieser Brücke. Die berühmte Ponte Vecchio in Florenz (Abbild. 4) trägt eine geschlossene Galerie. Das geschäftige Leben der Stadt hing kleine Läden wie Nester an die Außenseite der Brücke und des Laubenganges an.

1. Die Brücke über die Nera bei Narni nördlich von Rom.

2. Die bedeckte Brücke über den Tessin in Pavia.

3. Die Teufelsbrücke über den Serchio bei Borga a Mozzano nördlich von Lucca.

Nebenstehend:
4. Die Ponte Vecchio in Florenz.

Parkanlage des Schlosses Kerzendorf bei Ludwigsfelde

Stadtpark in Steglitz bei Berlin

Am Lietzensee in Charlottenburg

PARKE IN UND BEI BERLIN / NACH GEMÄLDEN VON M. KÖCKE-WICHMANN

# Tempo

## Skizze von Agnes Harder

Gleich mußte das Zeichen zur Abfahrt des Zuges gegeben werden. Es waren schon zwei Minuten über die fällige Zeit vergangen. Die junge Frau, die sich mit dem vielleicht vierjährigen Knaben in die dem Bahnsteig gegenüberliegende Ecke drückte, sah ungeduldig nach der Armbanduhr. Sie hatte ihr Gegenüber flüchtig gegrüßt. Die Dame war auf einem benachbarten Gut zu Gaste gewesen, und man hatte sich auf einem Gartenfest oberflächlich kennengelernt. Ob sie auch Anschluß an den D-Zug brauche, fragte jene, als der Fuß ihres Gegenübers kaum ein Aufstampfen unterdrückte. Ja, war die kurze Antwort. Sie führe mit ihrem Jungen zu ihrer Mutter nach Berlin. Aber die Bummelei sei ebenso unerträglich wie das ganze Tempo dieses Hinterlandes. Der Junge hatte die Gelegenheit benutzt und war ans Fenster gelaufen.

„Vati!" schrie er plötzlich freudestrahlend. „Unsere Pferde! Der Wagen ist wieder da, Mutti."

Sie fuhr auf und starrte nach der Haltestelle. Da war wirklich der Wagen wieder, den sie vor einer Viertelstunde nach Hause geschickt hatte. Schweißbedeckt die Pferde. Und da warf sich ihr Mann von seinem Reitpferd, winkte dem Kutscher, raste an dem die Karten lochenden Beamten vorbei, den Bahnsteig entlang auf das Abteil zu, aus dem sein Junge „Vati!" gerufen hatte, ehe sich die Hand der Mutter fest auf dessen Mund gelegt. Als er die Tür aufriß und hereinsprang, begann der Zug langsam zu rollen.

„Gott sei Dank, daß ich euch noch erreichte."

Es kam stoßweise.

„Es war ein Zufall, daß ich nach Haus kam. Ein Fuder war umgefallen — ich mußte auf den Hof, umdisponieren — sah, daß der Wagen fort war — hörte alles — ritt nach — traf den Kutscher — Gott sei Dank — Astrid! Also darum warst du so früh auf! O ich armer Narr!"

„Du übersiehst Frau von Mühlen, Hans."

Er fuhr auf und machte eine gezwungene Verbeugung.

Frau von Mühlen las scheinbar interessiert in ihrem Reiseroman. Aber der Roman, dessen Katastrophe sich vor ihr abspielte, war spannender. Man hatte bei ihren Verwandten öfters von der schönen jungen Frau gesprochen, die sich so gar nicht in die einfachen ostpreußischen Landverhältnisse finden konnte. Sie hatte ihren Mann aus Liebe geheiratet, liebte ihn wohl auch noch, doch war der Lebenshunger in ihr unstillbar. Ihr Mann, dem alle Sympathien gehörten, war ein wenig schwerfällig. Seine Wirtschaft ging ihm über alles. Er hatte das verschuldete elterliche Gut hochgebracht und die Geschwister ausgezahlt. Zudem war er ein echter Ostpreuße und Pferdenarr. Deshalb wollte er ihr auch kein Auto anschaffen, mit dem sie den Radius ihres Verkehrs zu verlängern wünschte. Der Streit war ganz öffentlich, wurde auch von ihr selbst auf jenem Gartenfest mit Fernstehenden durchgesprochen.

„Ich kann das Tempo hier nicht vertragen," hatte sie gesagt, „ich gehe daran zugrunde und werde noch ein schlechter Mensch."

Nun hatte sie offenbar heimlich das Haus verlassen, und er, in seiner tappigen Treue, hatte sie dank der Zugverspätung eingeholt.

Da saßen sie nun nebeneinander, auf die Szene gebracht wie in einem Theater. Er versuchte immer wieder eine Anknüpfung, die sie mit einem Blick auf ihr Gegenüber ablehnte. Heimlich, während sie die ungelesenen Seiten umschlug, sah Frau von Mühlen sie an. Astrid war sehr schön, auch in ihrem Zorn. Unter dem kleinen Reisehut quollen die blonden Seitenlocken hervor, die blauen Augen schleuderten Blitze. Herr von Sternfeld empfand das Peinliche der Lage vor der Dame, die im Kreise bekannt war. Aber die Augenblicke waren kostbar. Sein Lebensglück hing an ihnen.

Nun waren sie an der Hauptstation angelangt. Astrid von Sternfeld, die das Fenster aufgerissen hatte, rief erleichtert: „Der D-Zug! Er wartet noch!"

Frau von Mühlen steckte ihren Roman in die Handtasche und stieg mit kurzem Gruß zuerst aus. Als sie drüben ihren Fensterplatz eingenommen hatte und der D-Zug sich langsam in Bewegung setzte, hörte sie einen Aufschrei und sah, wie Sternfeld seine Frau, die sich heftig sträubte, mit Gewalt zurückhielt, während Kurd weinend danebenstand.

Die Armen, dachte die Vielerfahrene, wie schwer machen sich die Menschen das Leben! —

„So, Astrid! Nun fahren wir mit dem nächsten Zug nach Perschkitten zurück, und alles ist vergessen."

Zornig sah sie auf die roten Ringe an ihren Handgelenken, die seine Fäuste freigaben. So heftig hatte er zugepackt, daß sich die Armbanduhr ins Fleisch gedrückt hatte und Blutstropfen unter der goldenen Kette hervorsickerten. Er sah es, zog rasch ein Taschentuch und fügte mit der tiefen Bitterkeit seines verletzten Herzens hinzu:

„Oder willst du auf tätliche Mißhandlung klagen?"

Sie brachte endlich die Zähne auseinander.

„Wenn du Ehre im Leibe hast, brauche ich das nicht. Ich wollte dich vor eine Tatsache stellen. Ich fürchtete, du würdest dich auf unsere Liebe berufen" — er wurde blaß — „auf meine vergangene Liebe, die dieses Lebenstempo erst eingeschläfert und dann erstickt hat. Nun ist es durch die dumme Zugverspätung anders gekommen. Meinetwegen nimm den Jungen zurück. Er ist im Sommer auf dem Lande besser aufgehoben als in Berlin. Ich fahre nun mit dem nächsten Zug nach Braunsberg und nehme den Nachtzug."

„Und das alles, weil ich kein Auto habe? Und wenn ich nachgäbe, bliebest du dann bei mir?"

„Es wäre nur ein Aufschub, Hans. Wir passen zusammen wie Wasser und Feuer. Du weißt ja von deinen Pferden her, daß Passer in gleichem Schritt gehen müssen."

Sie war jetzt ruhiger. Seit sie von ihrer vergangenen Liebe gesprochen, fühlte sie festen Boden unter den Füßen. Seitdem war sein Gesicht still geworden. Sie hatte ihn sein Taschentuch um ihr Gelenk wickeln lassen. Ganz kunstgerecht, er war ja im Felde gewesen. Die Armbanduhr hatte er abgenommen und in ihr Handtäschchen gelegt. Es stand eine Bank auf dem Bahnsteig. Zu dieser gingen sie. In der Nähe weidete am Bahndamm eine Ziege mit zwei Zicklein. Da hatte Kurd Abwechslung.

Als sie saß, ging er hinüber ins Stationsgebäude und kam mit den Fahrkarten zurück. Sie sah ihm entgegen. Es war doch unmöglich, daß sie eine Veränderung an ihm wahrnehmen konnte, nach diesen wenigen Minuten. Aber seine Haltung kam ihr straffer vor.

Er gab ihr ihre Karte.

„Dein Zug geht zuerst, Astrid, in einer halben Stunde. Du weißt doch, wo du in Braunsberg zu Mittag ißt? In demselben Gasthaus, wo es damals den guten Seelachs gab, als wir das Gestüt besahen. Du kannst dir auch ein Zimmer geben lassen. Du wirst müde sein. Alles andere machen wir schriftlich ab. Den Bekannten sage ich, du seist zu deiner Mutter gefahren, auf vier Wochen. Wollen wir uns vier Wochen Bedenkzeit geben?"

„Nein, Hans, es wäre eine Lüge. Ich habe plötzlich gehandelt, nach unserer Szene gestern. Aber alles war lange überlegt."

Er dachte an diese letzte Szene. Er war todmüde vom Felde gekommen, da hatte sie verlangt, mit ihm Tennis zu spielen, solange noch Ballicht sei. Als er sich geweigert hatte, weil er noch mit dem Inspektor sprechen mußte, war sie außer sich geraten, hatte ihm das Rakett vor die Füße geworfen und böse Worte gesagt. Ein Sklavenleben hatte sie ihre Ehe genannt, eine Einzelhaft. Ob das so weitergehen solle, bis sie eine alte Frau sei? Jetzt wäre sie fünfundzwanzig. Diese fünf Ehejahre freilich — Da war er hinausgegangen. Das war in der letzten Zeit seine Rettung gewesen.

„Dennoch bleibe ich bei den vier Wochen Bedenkzeit, Astrid. Entscheidest du dann gegen mich, so füge ich mich."

Kurd schrie auf. Er war den Zicklein zu nahe gekommen, und die Ziege zeigte ihm ihre Hörner.

„Dummer Bub." Der Vater führte den Jungen zu dem aufgeregten Tier. „Pack' zu! Wenn du das nicht früh lernst, mußt du es einmal büßen."

Dann setzte er sich zu Astrid auf die Bank. Und nun hätte Frau von Mühlen zuhören können. Fast machten sie miteinander Konversation. Als ihr Zug kam und er sie zu ihrem Abteil brachte, entschuldigte er sich.

„Vielleicht hätte ich dich nicht hindern sollen. Ich kannte mich nicht mehr, als die Jungfer auf mein Fragen mir alles berichtete. Nun hast du einen langweiligen Tag vor dir. Wenn der Zirkus noch da ist, gehst du wohl noch einmal hinein?"

Sie sah nach dem Jungen, den er auf den Arm genommen hatte.

„Kommst du nicht lieber mit zur Großmutter?"

Der schüttelte den Kopf. „Vati nimmt mich mit aufs Feld."

Dann war auch das vorüber. —

Als Sternfeld wieder in seiner Kreisstadt war, gab er den Jungen beim Landrat ab. Dieser war sein Korpsbruder und Freund. Bei ihm konnte er sich aussprechen. Zudem hatte er ein gleichaltriges Kind.

„Am liebsten ließe ich Kurd ein paar Tage bei euch." Plötzlich sprang er auf und packte den Freund an der Schulter. „Sag', bin ich denn wirklich solch ein Stockfisch? Es gibt doch Frauen, die ihrem Mann in die Wüste folgen oder zum Nordpol!"

Der Freund unterdrückte ein Lächeln.

„Wahrscheinlich wäre auch Frau Astrid dazu bereit gewesen. Das Tempo hätte ihr genügt. Du besteigst aber weder den Mount Everest, noch suchst du nach dem Lande Ophir. Du säest und erntest. Das Atemholen deiner Scholle ist dein Tempo."

Ein Stöhnen unterbrach ihn. Sternfeld hatte die Hände vors Gesicht geschlagen.

„Trag's, alter Junge. Du stehst auf Lebensmensur. Mach' nicht schlapp! Wer weiß, wie sie in vier Wochen denkt! — Bleibst du zu Tisch?"

Sternfeld verneinte. Er wollte noch auf das Finanzamt. Er aß dann im Gasthof, und schließlich würde ja auch der Zug nach seiner Haltestelle fällig sein. Er wolle nach dem Wagen telephonieren. Er müsse ja aufs Feld.

So trennten sie sich. Der Landrat ging dann zu seiner Frau und sprach die Sache mit ihr durch. Die Kinder spielten im Garten.

„Was denkst du, Evelyn?"

„Daß sie nicht wiederkehrt. Und das ist gut. Die ewige Unruhe ist sehr nützlich für ein Uhrwerk, aber nicht für einen Landhaushalt."

„O ihr Frauen! Besinnst du dich auf ihren ersten Besuch?"

„Sie waren beide sehr verliebt. Das sagt nicht viel. Vielleicht wurde es bei ihm Liebe. Bei ihr nicht. Sie hatte ja auch nur das eine Kind."

Sie hatte vier. Sie hatte ihr Lebenstempo auf ein anderes Geleise geschoben als Frau Astrid. —

Am nächsten Morgen erhielt der Landrat die Nachricht, daß der Nachtzug im polnischen Korridor entgleist sei und es viele Tote gäbe. Er ließ sich sofort mit Perschkitten verbinden.

„Ist etwas mit Kurd?"

„Alles in Ordnung. Aber hat deine Frau gedrahtet?"

„Nein. Sie dürfte ja auch eben erst in Berlin angekommen sein."

„Komm sofort zu mir."

„Ich kann nicht. Was ist denn los?"

„Komm! Sofort! Wir müssen den Zug erreichen, mit dem sie gestern abfuhr. Nimm mit, was du an Geld flüssig hast, und deinen Paß."

Der Landrat hängte an. Es läutete noch einmal Sturm; aber er antwortete nicht. —

Dann, als sie allein in einem Abteil saßen, das sich der Landrat gesichert hatte, sagte er ihm alles.

Unmöglich! Das war unmöglich!

„Wir wissen nichts. Aber wir müssen hin, nicht wahr? Ich kann dir wenig nützen. Ich spreche nicht polnisch. Du hast hoffentlich nicht alles vergessen." Sternfeld hatte im letzten Kriegsjahr ein Gut in Polen bewirtschaftet. „Ich lasse dich nicht allein."

Sternfeld sprach kein Wort mehr. Sie nahmen an der Umsteigestation einen Zug, der sie nach Preußisch-Stargard brachte. Dort fanden sie die Opfer. Noch war alles Verwirrung. Ärzte, Krankenwärter, Behörden, ein Knäuel, das sich noch nicht gelöst hatte. Dazu schon Verwandte, deren Klagen und Hoffnungen die letzten Stunden im Zug zu einer Folter gemacht hatten.

Sternfeld wollte zuerst zu den Verwundeten, die man schon ins Krankenhaus gebracht hatte.

„Nein", sagte der Freund. „Zuerst zu den Toten. Dann dürfen wir hoffen."

Es war der Vorhof der Hölle, das Grauen selbst. Bilder, die sie nun nie mehr im Leben verlassen sollten. Sie schritten die Reihen ab. Gott sei gelobt! Nichts!

Da brachte man noch eine Bahre, verdeckt. Ein Arm schleifte nach. Um das Gelenk war sorgfältig ein Taschentuch gewickelt.

Sternfeld brüllte wie ein Tier, als er den Trägern entgegenstürzte. Aber als er die Hüllen zurückschob, brach er zusammen.

*

Sie waren erst am andern Morgen wieder in der Kreisstadt angekommen. Ein Leiterwagen vom Gut war da, mit Stroh ausgelegt. Der Sarg wurde heraufgehoben. Sternfeld folgte im geschlossenen Coupé, das er noch nie allein benutzt hatte. Es war Astrids Wagen. Es regnete. Die Welt war verhängt mit grauen nassen Tüchern.

„Ich muß dich jetzt allein lassen, Hans. Meine Frau kommt Nachmittag zu dir heraus. Soll sie den Jungen mitbringen?"

Müde hob Sternfeld den Kopf.

„Noch nicht."

Dann zogen die Pferde an. —

Als er die Aufbahrung geordnet hatte, ging er an seinen Schreibtisch. Da lag die Post. Obenauf ein Brief in Astrids Handschrift. Er fuhr zusammen. Dann las er den Poststempel. Braunsberg.

Es war ein gewöhnlicher Briefbogen, wie man ihn ihr im Gasthof gegeben haben mochte. Er enthielt nur wenige Zeilen. Sie mochten ihr schwer geworden sein. Sie hatte ausgestrichen und geändert.

„Lieber Hans!

Ich möchte nur noch einmal sagen, daß das mit den vier Wochen Bedenkzeit unnötig ist. Ich weiß, was ich will. Ich will nicht wieder nach Perschkitten. Du würdest doch nie verkaufen und nach Berlin ziehen. Was solltest Du auch da?

Ich schreibe wegen Kurd. Nach dem Gesetz bleibt er Dein. Wir werden ja beide wieder heiraten. Obgleich es schön ist, daß wir nicht wegen einer dummen Liebelei auseinandergehen, sondern aus freiem Willen. Schick' ihn mir manchmal. Dann werde ich denken, wie glücklich wir waren, als wir uns verlobten. Das war vielleicht das Beste in meinem Leben. Ich möchte die Zeit aber nicht wieder zurück haben. Es ist doch alles Irrtum. Deine Astrid.

P.S. Dein Taschentuch habe ich noch nicht abgebunden. Noch einmal Dank."

# Der Verrat des Hundes

Von Hans Bauer

Minna war vierunddreißig Jahre alt geworden. Der Inhalt ihres Lebens war eine einzige Enttäuschung am Mann gewesen. Sie war verblüht, verwelkt. Ihre Wangen waren fahl, ihre Augen freudlos. In ihrer Seele trug sie die tiefe Ergebenheit gegenüber der Grausamkeit eines Daseins, das ungerecht, dumm und oberflächlich war. Ihre Herzensinbrunst war von den Männern so banal gedeutet worden, wie deren Zuneigung zu ihr gemeint gewesen war. Minna war bereit, sich abzuwenden von aller Liebesgemeinschaft mit den Menschen.

Um jedoch überhaupt ein Geschöpf zu haben, mit dem sie auf Erden verbunden wäre, schaffte sich Minna einen Hund an: einen schottischen Schäferhund mit einem herrlichen rotbraunen Fell und klugen, treuen Augen. Der Hund wurde ihr Freund, ihr Vertrauter. Sie fühlte sich schicksalsverkettet mit ihm. Er war das einzige Lebewesen, das zu ihr hielt. In der ersten Zeit war er nicht unempfänglich gegen Leckerbissen, die ihm von Fremden gegeben wurden. Minna sah das nicht gern. Sie — nein, sie schlug ihm die Neigung zur Bestechlichkeit nicht aus, sie redete sie ihm aus. Sie gab ihrem Nero einen liebevollen Patsch auf die Schnauze und sagte mit erhobenem Finger: „Das darfst du nicht! Du hast nur von mir zu nehmen! Hörst du!" Er legte seinen Kopf schief und gab eine Pfote und bekam noch einen milden Schlag und gewöhnte sich in der Tat allmählich ab, irgend etwas anzurühren, das nicht aus Minnas Händen kam. Wenn es an der Tür klingelte, bellte Nero und nahm prinzipiell gegen jeden, der Minnas Wohnung betreten wollte, eine feindselige Haltung ein. Minna schimpfte dann immer: „Ruhig, Nero! Willst du gleich still sein, dummes Tier!" Aber sie sah seine instinktive Aggressivität gegen andere, seine Zurückhaltung gegenüber fremden Zärtlichkeitsbezeigungen doch nicht ungern.

Mit den Jahren gewöhnte sich Nero immer mehr an seine Herrin, die dies gewiß nicht war, die sich vielmehr selbst als den Vormund eines ewig unmündigen Mitgeschöpfs empfand. Zuweilen überstieg Neros Anhänglichkeit sogar das Maß des für Minna Erwünschten. Einmal, als sie sich einige Tage nicht wohlfühlte und das Zimmer nicht verlassen mochte, bat sie die Nachbarsfrau, Nero auf die Straße zu führen. Nero empfand es als eine Zumutung, sich unbekannten Leuten anvertrauen zu sollen. Freiwillig mitzugehen, dazu war er schon gar nicht zu bewegen, und als Minna die Leine um seinen Hals legte und sie der Nachbarin gab, da bockte Nero, setzte sich auf die Hinterbeine und schnappte nach der fremden Hand. Er beharrte zwar auf die Dauer nicht bei seiner uneinsichtigen Haltung, bedurfte aber auch auf der Straße noch guten Zuredens und feierte schon nach wenigen Minuten das Wiedersehen mit Minna durch wiederholtes Anspringen wie ein Fest.

Da geschah eines Tages das Unerhörte. Minna ging wieder einmal an einem Nachmittag mit Nero spazieren. Nero lief nicht unmittelbar neben ihr: ein solches dressiertes Musterhündchen war er durchaus nicht, aber er war doch, wie immer, aus eigenem Willen darauf bedacht, den Abstand zwischen sich und dem Frauchen niemals zu groß werden zu lassen. Da wandte sich plötzlich sein Interesse einem Pudel zu, der, aus der entgegengesetzten Richtung kommend, ihm in den Weg lief. Nero jagte ihm entgegen. Der Pudel wich aus und begann zu rennen. Nero interessierte ihn durchaus nicht. Nero stutzte. Er blickte starr auf den Pudel. Seine Nasenflügel zitterten. Er wandte sich für einen Augenblick um, seiner Herrin zu. Es kämpften zwei Energien in ihm. Dann rannte er dem Pudel nach, der Hündin.

Als Minna sich nach Nero umblickte, war das Tier um einige Häuserbreiten von ihr entfernt. Sie rief mahnend, zuredend, bittend: „Nero, Nero!"

Nero hörte die Stimme. Blieb stehen. Wandte seinen Kopf der Herrin zu, drehte ihn dann wieder nach der Hündin, die eilig weitergelaufen war. Rannte ihr nach. Blieb stehen. Rannte weiter, weiter, ihr nach, immer nach.

Minna rief laut, daß die Leute sich lächelnd nach ihr umblickten: „Nero, Nero!" Die Wirkung ihrer Rufe war, daß Nero zuweilen von der Verfolgung des Pudels abließ, daß etwas wie eine Erinnerung in ihm dämmerte, die Erinnerung an eine Zugehörigkeit, an eine Verpflichtung. Aber der Anblick der Hündin überspülte mit unheimlicher Intensität diese Erinnerung, löschte sie aus. Er lief der Hündin nach. Über Straßen und Plätze, Plätze und Straßen.

Als Minna den Nero, ihren Hund, ihren einzigen Freund, nicht mehr sah, als sie erkannte, daß sie ihn verloren hatte, daß er sie, den vertrauten Menschen, um eines hergelaufenen Hundeweibes willen preisgegeben hatte, stand sie für einige Augenblicke ganz versteinert. Das Geräusch der Straße klang fern und gedämpft, die Gesichte der Straße waren verwischt und undeutlich.

Minna hat den Nero nie wieder gesehen. Selbst Inserate und Besuche im Hundezwinger nützten nichts.

Und doch darf nicht verhohlen werden, daß jene Augenblicke, in denen Minnas Herz mit Jammer über die grenzenlose Treulosigkeit einer Kreatur ausgefüllt war, und in denen diese Treulosigkeit den Treulosen aus einem sorgenfreien Leben wahrscheinlich in eines der Entbehrung führte, gleichzeitig diejenigen des Triumphes jener Weltinstanz waren, ohne deren Zutun kein Blatt vom Baume fällt, und die in Neros dunklem Trieb nicht einen Verrat erkannte, sondern vielmehr den Abfall von einem Verrat, den er bisher geübt hatte, und das Bekenntnis zu dem Sinn seines Lebens und zu einer Treue gegen sich selbst.

**Zur Sommerszeit am Kamme des Erzgebirges: Touristen in der „Dreckschänke" bei Johanngeorgenstadt / Zeichnung von Lotte Oldenburg-Wittig**

Weit über die engere Umgebung hinaus bekannt ist die an der sächsisch-böhmischen Grenze gelegene Einkehrstätte, aus der unsere Künstlerin ein lebenstreues Bild des lustigen Treibens zur sommerlichen Wanderszeit wiedergibt. In der „Dreckschänke", deren seltsamer Name so viele Wanderer anlockt, finden diese ein freundliches Wirtshaus inmitten einer anmutigen Natur. Ihr Lob singt ein bekanntes launiges Gedicht in erzgebirgischer Mundart.

# Satirische Geographie

VON HOFRAT Dr. ANTON KLIMA

Das neue Profil der Küsten von Amerika und Europa (Dollarprinzessin und Ahnensproß). Satirische Zeichnung aus „Chicago Tribune“, 1908.

Die zeitgenössische Karikatur ist unter den zeichnerischen Kleinkünsten sicherlich die vielseitigste, weil sie ihre Motive für die Verspottung von Mensch und Menschenwerk allen nur erdenklichen Wissensgebieten entnimmt. Je entlegener das Gebiet, aus dem sie Anregungen schöpft, je bizarrer das Gewand ist, in dem sie ihre Darstellungen vorführt, desto origineller ist die Wirkung auf den Beschauer.

Besonders merkwürdig sind jene allerdings nicht häufigen Spottbilder, die dem Gebiete der Geographie angehören. Es sind vor allem zwei wichtige Hilfsmittel der wissenschaftlichen Erdkunde, welche die bildliche Satire mit Vorliebe verwendet, nämlich die Darstellung unserer Erde in der Form des Erdglobus und der Landkarte. In der politischen Satire sind diese beiden namentlich dann anzutreffen, wenn politische Ereignisse behandelt werden, die die Erhaltung oder Veränderung des Territorialbesitzes eines Staates betreffen.

Spottbild auf unfruchtbare Gedankenspekulation. Anonymer Kupferstich aus dem Ende des 18. Jahrhunderts.

Das Mahl der beiden Unersättlichen (Pitt [links] und Napoleon). Englische Karikatur von James Gillray (1805) auf die Vorschläge Napoleons I. an England über die Abgrenzung der Herrschaftsgebiete.

Auf einer Satire des berühmten englischen Karikaturisten James Gillray aus dem Jahre 1805 ist die Erde als Plumpudding symbolisiert; die beiden unersättlichen Gourmands Napoleon I. und Pitt sind eben dabei, ihn unter sich zu verteilen. Das Bild ist eine Satire auf die damaligen Vorschläge Napoleons über die Teilung der Weltherrschaft zwischen Frankreich und England. Den dominierenden Einfluß Bismarcks auf die gesamte äußere Politik der damaligen Zeit illustriert eine Wiener Zeichnung aus dem Jahre 1890 von E. Juch, der den Altreichskanzler als Weltglobus dargestellt hat.

Die Landkarte ermöglicht dem politischen Satiriker eine viel größere Entfaltung seiner Erfindungsgabe als der Globus. Beliebt ist besonders die Einzeichnung von allerhand allegorischen Figuren, Menschen und allerlei Wappentieren in die Konturen der politischen Grenzen der im Bilde vorgeführten Staaten. Eine eigenartige Verwendung findet die Landkarte auf einer Zeichnung des französischen Satirikers Fr. Kupka aus dem Jahre 1901. Auf einer gut skizzierten Karte der Österreichisch-Ungarischen Monarchie ist Kaiser Franz Josephs Herme aufgestellt, an die sich der Thronfolger Franz Ferdinand anlehnt. Allegorische Figuren der drei großen Grenzstaaten strecken begehrlich die Hände nach einzelnen Provinzen des alten Reiches aus. Aus der neueren Zeit stammt die Zeichnung „Das große Zusammenlegspiel“ von W. Stieborsky. Amerika, England und Frankreich sind eifrig damit beschäftigt, die neue Weltkarte zusammenzusetzen, und lassen keinen anderen ihrer Kameraden, namentlich aber nicht den Michel, teilnehmen.

Aber nicht nur die politische Satire allein, auch die anderen Zweige der Karikatur bedienen sich zu ihren Zwecken der Landkarte. Ein anonymer Kupferstich, der vermutlich aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammt, zeigt uns eine Landkarte aus dem Reiche der Spekulation, auf der

Bismarck als Globus. Karikatur von Eduard Juch aus „Figaro“, 1890.

Das Projekt des Panamakanals. Satirische Zeichnung von F. Graetz in „Floh“, 1879.

Das Alpdrücken der Habsburger. Satirische Zeichnung von François Kupka in „Cocorico", Paris, 1901.

Das große Zusammenlegspiel: „Wirst du draußen bleiben, Michel! Du darfst nicht mitspielen!" Karikatur von Willy Stieborsky in „Muskete".

verschiedene philosophische Begriffe in origineller Weise geographisch umgedeutet sind. Eine sehr gelungene Verwendung des geographischen Milieus finden wir in einer Karikatur amerikanischer Herkunft; sie ist eine Satire auf die zahlreichen Heiraten amerikanischer Dollarprinzessinnen mit der europäischen Hocharistokratie.

Der Kampf um den Nordpol. Karikatur von J. Danilowatz in „Muskete", 1909.

Die Erdkunde selbst bietet im allgemeinen nur ganz vereinzelte Anlässe für eine wirksame bildliche Verspottung. Eine Ausnahme bilden die großen wissenschaftlichen Expeditionen, die der Erforschung der noch unbekannten Teile unseres Planeten gewidmet waren, sowie auch jene technischen Großtaten, die, wie der Bau des Suez- und des Panamakanals, dem Weltverkehr geographisch neue Wege erschlossen haben. An solchen Ereignissen konnte selbstverständlich auch die zeitgenössische Satire nicht achtlos vorübergehen. Eine besondere Beachtung haben in der Karikatur immer wieder die Polarforschungen und insbesondere die Bemühungen um die Entdeckung der beiden Erdpole gefunden. Wir erinnern an den unerquicklichen Streit zwischen Cook und Peary über die Priorität der Entdeckung des Nordpols.

# Wissen und Leben

**Der Boxwettkampf King-Heenan.** Am 10. Dezember 1863 fand in der Nähe von London der Boxkampf zwischen dem Engländer Tom King und dem Amerikaner John Heenan statt. Man könnte diesen Kampf zwischen dem besten und gefürchtetsten Fighter Amerikas und dem „Champion of England“ wohl als Kampf um die Weltmeisterschaft ansprechen, obwohl die Bezeichnung „Boxweltmeister im Schwergewicht“ erst 1880 eingeführt wurde. (Der Amerikaner Paddy Ryan war der erste Träger dieses Titels, den er 1886 im Kampfe gegen Jack Kilrain, den zweiten der Weltmeister, verlor.) Der Kampf King-Heenan erregte seinerzeit in der ganzen angelsächsischen Welt ungeheures Aufsehen. Füllte doch z. B. die „Times“ eine ihrer Riesenseiten, und zwar das Titelblatt, mit dem Bericht des Kampfes. Ein geschäftstüchtiger Kopf kam damals auf den originellen Gedanken, einen Karton in Visitformat herauszubringen, der vorn das Bild der Boxer, das wir in nebenstehender Abbildung wiedergeben, und auf der Rückseite den photographierten Bericht der „Times“ zeigt, der noch heute, nach 63 Jahren, mit der Lupe Wort für Wort gut lesbar ist. Im schreienden Mißverhältnis zu dem riesigen Interesse von Publikum und Presse an dem Kampfe King-Heenan stand die Art der Vorbereitung. Staunend lesen wir in dem „Times“-Bericht, wie ein Zug kurz nach sechs Uhr früh, also noch in völliger Dunkelheit, die beiden Boxer, ihre Sekundanten und einen Teil der Zuschauer von der Station Londonbridge nach Wadhurst brachte, wie er mitten in einem Tal hielt, wie ein Kampfplatz an den Wiesenhängen ausgesucht und abgesteckt wurde, und wie die inzwischen schon ungeduldig harrende Menge ihn dann umsäumte. Auch die Art des Kampfes selbst, der erst kurz nach 10 Uhr vormittags begann, mutet uns heute eigenartig an: zwei Drittel Boxkampf, ein Drittel Ringkampf, denn im Clinch war es erlaubt, den Gegner niederzuwerfen, und Heenan, der Amerikaner, war groß darin. Merkwürdig finden wir es heute auch, daß die Sekundanten des erschöpften King bei den Sekundanten des Gegners, deren einer Sayers (der frühere Meister von England und im Jahre 1860 Kampfgegner Heenans) ist, anfragen, ob sie mit einer Verlängerung der Pause einverstanden sind. Favorit war der Amerikaner. Selbst Wetten 20:7 für Heenan wurden kaum noch angenommen. Der Kampf fand mit bloßer Faust statt. Das ist nicht weiter erstaunlich. Wurde doch noch 1888, also 25 Jahre später, die Weltmeisterschaft zwischen dem dritten Inhaber des Titels, John Sullivan, und seinem Herausforderer, dem Engländer Mitchell — der Kampf blieb nach 39 Runden unentschieden — mit nackten Fäusten ausgefochten. King zeigte sich den ganzen Kampf über ängstlich. Heenan war voll strahlender Zuversicht. Nach der zweiten Runde stehen die Aussichten für den Amerikaner so günstig, daß 100:5 auf seinen Sieg gesetzt werden. Nach der vierten Runde ist der Engländer, obwohl er wenig Treffer eingesteckt hat, so erschöpft, daß er von seinen Sekundanten in die Ecke getragen werden muß. In den folgenden Runden kommt er aber mehr und mehr auf. Der Amerikaner wirft ihn zwar noch verschiedentlich in wildem Ansprung zu Boden, aber King landet schwere Treffer in dem Gesicht Heenans, so daß ein Auge fast ganz geschlossen und die Oberlippe gespalten ist. Immer dramatischer wird der Kampf. Heenan muß Treffer auf Treffer hinnehmen und hat fast nichts entgegenzusetzen. Aber trotzdem ist er frischer als King, der zwar äußerlich wenig Spuren des Kampfes, aber immer stärkere Zeichen von Erschöpfung zeigt. In der fünfzehnten Runde landet Heenan einen schweren Treffer. King taumelt und geht zu Boden. Schon schreien die Zuschauer: „Verloren! Verloren!“, da springt der Engländer wieder auf, greift ungestüm an und bringt Heenan zu Boden. Die sechzehnte Runde beginnt. Heenan ist fast blind und über und über mit Blut und Schmutz (man kämpft auf bewachsenem Boden) bedeckt. Dennoch gibt man ihm noch immer die größere Siegesaussicht. In der siebzehnten Runde muß King schwer zu Boden. Was sich nun abspielt, ist uns heute kaum noch verständlich. Der Ruf ertönt: „King kann nicht mehr hoch! Der Kampf ist aus!“ Die Zuschauer stürzen sich in den Ring, um den niedergeschlagenen Kämpfer zu betrachten. Ein wüstes Tohuwabohu! Da ist aber King schon wieder auf den Beinen, stürzt sich auf Heenan und bringt ihn mit furchtbaren Schlägen zu Boden. Die letzten Runden beweisen nur noch die unglaubliche Härte des Amerikaners im Nehmen. Blind und von den bloßen Fäusten seines Gegners bis zur Unkenntlichkeit zugerichtet, ist er unfähig, abzuwehren, und muß einen Schlag nach dem anderen einstecken. Schließlich ziehen in der vierundzwanzigsten Runde seine Freunde ihn selbst nieder und geben damit den Kampf auf. Was hierauf folgt, ist wieder Arena-Romantik aus unseren Kindertagen. Die Zuschauer umringen und bestaunen den Sieger, der seinerseits ebenfalls stark erschöpft ist. Man reicht ihm ein Glas Wasser, das seine zitternde Hand kaum zu halten vermag. Mit dem gleichen Zug fahren Sieger und Zuschauer nach London zurück, während die Sekundanten Heenans auf freiem Felde zurückbleiben, um ihren blut- und schmutzbedeckten Schützling zu waschen und umzukleiden.

Ernst Littmann.

Ein historischer Boxkampf: Wettkampf zwischen dem Engländer Tom King (links) und dem Amerikaner John C. Heenan in der Nähe von Tunbridge Wells bei London am 10. Dezember 1863. Sieger in dem 55 Minuten dauernden Wettkampf um 2000 Pfund Sterling blieb nach 24 Runden Tom King. Unsere Abbildung ist die Wiedergabe eines zeitgenössischen Bildes, in dem die Köpfe der Kämpfenden nach Photographien gezeichnet sind.

**Die Jagd mit der Meute auf den Fischotter in England.** (Vgl. hierzu die Bildertafel auf Seite 355.) Zwei Jagdsportarten pflegt der Engländer ganz besonders, die Jagd mit Reitsport verbinden: die Jagd mit der Meute hinter dem Fuchs und die Jagd mit der Meute hinter dem Fischotter. Bei dem außerordentlichen Interesse, das der Engländer auch am Angelsport hat, muß er dafür sorgen, daß die Schädlinge der Fischzucht vernichtet werden. Einer der gefährlichsten Feinde ist der Fischotter, der, zur Familie der Marder gehörig, im Geruch und Gesicht scharf, bei uns meist nur auf Anstand am sogenannten Ausstieg oder am Eisloch erlegt wird, Wechsel, die man durch die zurückgelassenen Gräten bei Kontrolle des Stromlaufes oft findet. Seinen Sitz hat er im versteckten Bau zwischen Baumwurzeln am Ufer der Gewässer, und hier wird er in England durch die besonders auf ihn scharf gemachte Meute der Otterhunde aufgestöbert. Die jetzt Verwendung findenden englischen Otterhunde sind eine Mischung des alten englischen Southern-Hundes und des englischen Fox-Hundes. Der Otter ist in ganz England verbreitet, besonders tritt er im Westen des Landes auf, in Yorkshire und Cumberland; aus diesen Gebieten stammen auch unsere Aufnahmen. Da das Pelzwerk zu jeder Jahreszeit gleich gut ist, wird auch die Jagd auf ihn den ganzen Sommer hindurch betrieben. Otternjagden sind große sportliche und gesellschaftliche Ereignisse beim Landherrn. Sie beginnen in den Vormittagsstunden, in denen die Meute sich mit dem Master und der Gesellschaft zur Jagd aufmacht, denen sich zahlreiche Sport-Enthusiasten und die Bevölkerung als weitere, oft unerwünschte Zuschauer anschließen. Es wird stromaufwärts gesucht, und das Stellen des Otters durch die Meute ist natürlich mit der Höhepunkt der ganzen Jagd. Das Lunch, im Freien eingenommen, bildet eine willkommene Unterbrechung. Die Jagd setzt sich dann meist bis in den späten Nachmittag fort; mehr als ein oder zwei Otter kommen selten zur Strecke. Zur Zeit jagen in England etwa 18 Meuten, deren Erhaltung über das Budget mancher unserer Rennställe bedeutend hinausgeht.

**Schutz den eßbaren Pilzen.** Vor 30 Jahren gab es in einem abgeschlossenen Waldgebiete des sächsischen Hügellandes eine erstaunliche Menge Steinpilze, Rothäuptchen, Maronen, Birkenpilze u. a. waldbewohnende eßbare Arten. Nur wenige Einwohner des darinliegenden Dörfchens sammelten Pilze. Allmählich nahm das Interesse der Einwohner und Sommergäste am Pilzsuchen zu, besonders als durch Pilzbücher und Zeitungsaufsätze auf die Schmackhaftigkeit und den sogenannten Nährwert der Pilze, hauptsächlich während der Kriegszeit, immer wieder hingewiesen wurde. Heute sind diese eßbaren Pilze in dem betreffenden Waldgebiet fast ausgerottet, obgleich sie nicht herausgerissen, sondern gewöhnlich mit dem Messer nach Vorschrift abgeschnitten wurden. Woraus erklärt sich das Hinschwinden? Die Pilzkenner behaupten, und das steht auch in allen Pilzbüchern, durch das Abschneiden des oberirdischen Teiles werde das unterirdische Geflecht, das Myzel, lebensfähig erhalten und könne einen neuen Fruchtkörper entwickeln. Einen Beweis haben die Verfechter dieser verkehrten Ansicht niemals erbracht. Langjährige Kulturversuche im Freien mit eßbaren und giftigen Pilzen, markierte Beobachtungen im Walde, haben mich gelehrt, daß da, wo ein Pilz aufgewachsen, kein neuer sich entwickelt. Physiologisch ist das wohl verständlich. Wenn die Myzelfäden, von allen Seiten zusammenschließend, sich zu einem oberirdischen Fruchtkörper vereinen und Sporen entwickeln, ist gewöhnlich das Nährsubstrat an spezifischen Stoffen erschöpft. Der Pilz schreitet deshalb, um seinen Fortbestand zu sichern, zur Fruktifikation. Wie lange ein solches Myzel im Boden lebt, ehe es zur Hut- und Sporenbildung schreitet, richtet sich zweifellos nach den Ernährungs- und klimatischen Bedingungen. Nach meinen Kulturversuchen im Freien dauert es 2—3 Jahre. Gegenteilige Beobachtungen aus Champignonkulturen beweisen nichts. Denn diese Pilze werden in nährstoffreicher Komposterde und unter günstigen klimatischen Bedingungen herangezüchtet. Neue Pilzmyzelien entwickeln sich nur aus den Sporen des Fruchtkörpers. Werden die Pilze immer wieder abgeerntet, besonders im jugendlichen Zustande, so fehlt es an neuem Aussaatmaterial und die Zahl der eßbaren Arten muß von Jahr zu Jahr geringer werden. Eine Bestätigung erfährt diese Anschauung durch Beobachtungen in Waldgebieten, wo Pilze noch nicht gesammelt werden. Ich erstaunte 1916 über die Unsumme von Steinpilzen in einem gewissen Teil der Rhön, ganz in der Nähe der Ortschaft. Ich mußte alle Überredungskunst aufwenden, daß mir die Gasthausbesitzerin ein Gericht dieser „Giftlinge" bereitete. Um nun dem Hinschwinden der eßbaren Arten zu steuern, wäre es erwünscht, daß die Forstverwaltungen ermächtigt würden, innerhalb gewisser Zeiträume das Pilzsuchen zu verbieten, daß also auch hier ein staatlicher Schutz — eine Schonzeit — organisiert würde, wie er gewissen phanerogamen Gewächsen zuteil wird. Mit dem Verbot müßte eine Aufklärungsschrift Hand in Hand gehen. Dr. B. Stange.

**Deutsche Medizin im Ausland.** Die deutschen Ärzte haben früher vielfach als Pioniere der deutschen Kultur gewirkt. Durch den Krieg waren die Verbindungen fast durchweg abgerissen. Der Reichstagsabgeordnete Professor G. Schreiber gibt neuerdings eine Übersicht über die jetzigen Beziehungen der deutschen Medizin zum Ausland in seinem bei J. A. Barth, Leipzig, erschienenen Buch „Deutsches Reich und Deutsche Medizin". Danach gibt die Vereinigte Fürsorge für das Grenz- und Auslandsdeutschtum in Berlin Stipendien an Auslandsdeutsche, die ihre Studien an einer deutschen Universität betreiben. Von großer Bedeutung für die deutschen Ärzte im Ausland waren immer die dortigen Krankenhäuser. Die Mittel, deren sie bedurften, waren im wesentlichen von den dortigen deutschen Gemeinschaften, Hospitalvereinen, selbst aufgebracht worden. Der Ruf der deutschen Auslandskrankenhäuser war ausgezeichnet. In Orten, wo deutsche Krankenhäuser im Ausland nicht selbständig arbeiten können, hat die Missionstätigkeit eingesetzt. Schreiber gibt zum erstenmal einen Überblick über die deutschen Krankenanstalten im Ausland, wie sie sich im Laufe der Jahrzehnte bis zum Beginn des Krieges entwickelt haben, und wie sie jetzt unter den seitdem veränderten Verhältnissen dastehen. Die große Einbuße durch den Krieg und seine Folgen geht aus dem langen Verzeichnis deutlich hervor. Es sind auch die kirchlich-konfessionellen Anstalten einzeln angegeben. — Eine unentbehrliche wissenschaftliche Grundlage wird den Auslandsärzten von jenen heimischen Instituten mitgegeben, die sich der Erforschung exotischer, speziell tropischer Krankheiten widmen. Das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten in Hamburg konnte 1925 sein 25jähriges Jubiläum feiern. Das Reichsgesundheitsamt und das Institut Robert Koch haben sich Verdienste um die Auslandsmedizin erworben. Der missionsärztlichen Tätigkeit dienen das Institut für ärztliche Mission in Tübingen und das missionsärztliche Institut an der Universität Würzburg. Die 1907 gegründete Deutsche Medizinschule in Schanghai konnte ihre segensreiche Arbeit nach dem Kriege wiederaufnehmen, infolge der veränderten politischen Verhältnisse zwar unter chinesischer Leitung, aber doch fast ausschließlich mit deutschen Kräften. Als großer Verlust für die deutsche ärztliche Forschung ist der Verlust der ehemaligen deutschen Schutzgebiete zu betrachten. Zahlreiche Krankenhäuser für Europäer waren dort in Tätigkeit. Die Gesamtausgaben für den Sanitätsdienst in den deutschen Kolonien betrugen 1914 rund 5 Mill. Mark. Die Beziehungen zwischen deutscher Medizin und Weltmedizin, die noch nach dem Kriege vielfach unterbrochen waren, haben neuerdings ihren natürlichen Zusammenhang im wesentlichen wiedergefunden. Kurz vor dem Krieg war München für den geplanten internationalen Kongreß für innere Medizin in Aussicht genommen; er konnte nicht mehr stattfinden. Boykottäußerungen der letzten Jahre wurden zum Teil sogar in organisatorische Formen gebracht. Noch 1925 wurden auf dem Genfer internationalen Kongreß für Geschichte der Medizin die deutschen Gelehrten ausgeschlossen. Inzwischen sind, wie Schreiber betont, manche wertvolle Fäden wiederangeknüpft worden. Die Deutschen konnten sich an zahlreichen Kongressen wieder mit Ehren beteiligen. Die Warschauer Sanitätskonferenz 1923 bewies, wie notwendig für die Seuchenbekämpfung eine zwischenstaatliche Fühlungnahme ist. Das Reichsgesundheitsamt nahm an ihr ebenso teil wie an der internationalen Konferenz in Edinburg, die

über die Standardisierung gewisser Arzneimittel verhandelte. Zugänge zum Ausland eröffnete immer wieder die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft. Die geschaffenen internationalen Organisationen für Gesundheitspflege sind ernster Aufmerksamkeit wert. Dr. W. Sch.

**Senfgas und Lewisit.** Giftige Gase werden in den Kriegen weiterverwandt, und wenn auch Bestrebungen im Gange sind, ihren Gebrauch zu verbieten, so ist es doch höchst unwahrscheinlich, daß im Notfall derartige Verbote durchgeführt werden. Es ist darum wichtig, über Wirkungen der Giftgase und ihre Verhütung genau Bescheid zu wissen. Im letzten Krieg hat das Senfgas eine große Rolle gespielt. Es ruft Bildung von Blasen, Entzündungen und Verbrennungen auf der Haut hervor, reizt aber auch die Schleimhäute des Auges und der Atmungsorgane. Die Engländer nannten es nach seinem eigentümlichen Geruch Senfgas, die Franzosen Yperit nach dem Ort, an dem es zuerst zur Anwendung gelangte, die Deutschen Gelbkreuzgas, nach dem gelben Kreuz, das auf den Geschossen angebracht war, die das Gas enthielten. Der zwölfte Teil aller Krankheitstage, die durch Kriegsschädigungen der amerikanischen Armee auferlegt wurden, traf auf Schädigungen durch Senfgas. Das Senfgas wirkt schon in Konzentrationen, die vom Geruch noch nicht entdeckt werden können. Es geht durch alle Bekleidungsstücke. Eine Truppe, die durch eine mit Senfgas vergiftete Zone dringen muß, ist schwer zu schützen. Der Geruchssinn gewöhnt sich rasch an das Gas, und man hält es schon für verschwunden, wenn es noch vorhanden ist und Wirkung ausübt. — Das Lewisit, nach Professor Lewis genannt, ist das wirksamste Gas, das von den Amerikanern hergestellt wurde. Es hätte bei weiterer Dauer des Krieges eine große Rolle spielen sollen. Seine Wirkung ist ähnlich wie die des Senfgases, nur stärker. Es führt noch rascher zu Verbrennungserscheinungen und Hautentzündungen. Bei der Aufnahme des Lewisits durch die Haut wird Arsen frei (es ist eine Arsenverbindung). Es ruft also nicht nur Verbrennungen hervor, sondern auch tödliche Arsenvergiftungen, und das schon bei verhältnismäßig kleiner Menge. Gleichzeitig mit dem Giftgas ist in Amerika auch eine gut schützende Behandlungsmethode ausgearbeitet worden.

**Eigenartige Wirtschaftszusammenhänge** deckt ein Bericht der Washingtoner Handelskammer auf. Im Jahre 1919 konnten die Russen wegen Geldmangels keinen Tee in Indien kaufen; deshalb wieder konnte Indien keine Webwaren aus England beziehen. Damals erlitten die Webereien in Manchester den schlimmsten Zusammenbruch seit sechzig Jahren. Demzufolge stockte der Bezug der Baumwolle aus den Vereinigten Staaten von Amerika, und in dem Baumwolle bauenden Süden der Vereinigten Staaten sank die Kaufkraft außerordentlich. Alles nur, weil die Russen keinen Tee trinken konnten! — Ein anderes Beispiel: Eine Schiffsladung Klaviere wurde in einem Hafen von Ekuador lange aufgehalten, weil die Käufer kein Geld zum Bezahlen hatten. Da erfand ein Mann in Omaha (Vereinigte Staaten) eine besondere Form von Eiskrem mit Schokoladenüberzug. Da der Krem reißend abging, wurde viel Kakao aus Ekuador bezogen, die Leute dort bekamen Geld und Kredit und ihre Klaviere; die Klavierfabrik erhielt ihr Geld dafür und die Klavierarbeiter ihren Lohn. Für den Bau weiterer Klaviere mußte Draht, Stahl, Holz usw. in großen Massen bezogen werden. Und so verdienten viele Leute, nur weil in Omaha ein Mann auf den Gedanken kam, Eiskrem in Schokoladenhülle zu verkaufen. Prof. Dr. C. Kaßner.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

# Illustrirte Zeitung



GIMPEL DRESDEN

VERLAG ✶ I·I·WEBER ✶ LEIPZIG

NR. 4253. 167. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 16. SEPTEMBER 1926

# Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4253. 167. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 16. September 1926.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG

VISION / RADIERUNG VON ALOIS KOLB

(MIT GENEHMIGUNG DES BAVARIA-VERLAGS, MÜNCHEN)

Von der Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der deutschen Industrie am 3. und 4. September in Dresden: Während der Tagung im Vereinshaus. 1 Reichsfinanzminister Dr. Reinhold; 2 Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius; 3 Geheimrat Dr. Ludwig Kastl; 4 Geh.-Rat Professor Dr. C. Duisberg, Vorsitzender des Reichsverbandes; 5 A. Frowein, erster stellvertretender Vorsitzender des Reichsverbandes; 6 Geh. Bergrat Dr. h. c. Hilger, Schatzmeister des Reichsverbandes. — Im Oval: Von der Einweihung des Denkmals für die im Weltkrieg gefallenen Krieger von Karlshorst bei Berlin am 5. September: Nach der Enthüllung.

Links: Eine Gedenkfeier der deutschen Flotte für die in der Skagerrakschlacht gefallenen Marineangehörigen bei Skagen (Dänemark): Während der Ansprache Admiral Mommsens bei der Kranzniederlegung am Kriegergrabe am 5. September. Rechts hinter ihm (im Zylinder) der Bürgermeister von Skagen. — Rechts: Von den Herbstmanövern in Ostpreußen, die am 1. September begannen: Reichswehrminister Dr. Geßler im Manövergelände bei der Begrüßung des Besitzers Neuber aus Altmark (Kreis Pr. Holland) und seiner sieben Söhne, von denen bereits vier der Reichswehr angehören, während der fünfte im Herbst eintreten will.

Von der Gedenkfeier für den heiligen Ansgar, den Bischof des Nordens, der vor 1100 Jahren bei Hollingstedt landete, um das Christentum in Schleswig-Holstein zu verkünden: Der Festzug am Lollfuß in Schleswig am 29. August. × Bischof Dr. W. Berning von Osnabrück. ×× Abt Rafael Molitor aus dem Benediktinerkloster in Coesfeld. — Links: Von der Jahrtausendfeier der Stadt Berching (Oberpfalz) am 4. und 5. September: Die historische Ablösung der Torwache.

# TECHNIK UND MENSCH IM JAHRE 2000

Prophezeiungen auf dem einen oder anderen Gebiete muß man stets mit einer gewissen Skepsis begegnen. Was sein wird, wenn wir nicht mehr sind, wenn ein anderes Geschlecht mit anderer Denkrichtung, anderen Gewohnheiten und anderen Handlungsmöglichkeiten unser Erbe angetreten hat, können wir nicht ermessen, nur ahnen. Das Zeitalter der Technik hat stets diese Ahnungen gekannt. Denn jede technische Idee, die in eines Menschen Hirn wach wurde, war von dem Wunsche diktiert, sie eines Tages zu verwirklichen. Alle großen Errungenschaften der letzten Jahre hatten ihre Vorahnungen. Bereits im Jahre 1863 brachte der Volkskalender des „Kladderadatsch" ein Bild, auf dem man eine Sängerin sah, die ihre Stimme drahtlos in die Welt sandte. Ein alter Holzschnitt aus dem Jahre 1472 zeigt bereits eine Abbildung von Tauchbooten. Um 1640 herum kam in deutschen Städten schon der Gedanke auf, die Häuser von einer Zentrale aus mit Sprachrohren in Verbindung zu setzen. Im Jahre 1714 plante der Erfinder de Wett bereits ein Segelrotor in Form einer Windkraftmaschine, die auf Schiffen angebracht wurde. In dem phantastischen Buche „Johann Hassang, Frantzösischen Morastgräbers Jocosa Sapientia" aus dem Jahre 1682 liest man im 13. Kapitel, daß man einen Kamin in die Erde treiben und durch Erdwärme eiserne Stangen erhitzen sollte, durch die viele tausend Häuser geheizt werden könnten. Leonardo da Vinci konstruierte in Zeichnungen die Dampfmaschine und mit Dampf betriebene Kanonen; Archimedes (200 v. Chr.) kannte bereits die Wasserhebemaschine und eine durch Sonnenwärme betriebene Maschine. Alles Dinge, die erst in unseren Tagen ihre Vollendung erlebten.

Wenn wir uns ein Bild machen wollen von den Dingen, die in hundert Jahren dem Menschen zur Verfügung stehen, dann darf man daraufhin nicht die einschlägigen Romane besehen, die zu Dutzenden in den letzten Jahren erschienen. Was in Zukunft werden wird, trägt den Keim des Werdens schon heute in sich. Die Wissenschaft, die sich heute mit Planmäßigkeit in all ihrem Suchen des Experiments bedient, um dadurch stete Verbesserung zu erreichen, hat es in der Naturbeherrschung so weit gebracht, daß sie heute schon sagen kann, unter den und den Bedingungen wird sich in der Technik und im menschlichen Gemeinschaftsleben dieser oder jener Erfolg erringen lassen. Aber wir müssen auch hier wieder das Gewesene zu Rate ziehen, um von ihm auf das, was werden wird, schließen zu können.

Das kommende Zeitalter wird das Zeitalter der Elektrizität sein, in noch viel größerem Maße als bisher. Wir stehen erst am Anfang dieser Entwicklung. Alles deutet darauf, daß im kommenden Zeitalter die Kohle als Energiequelle entweder ganz ausgeschaltet oder in anderer, umgewerteter Form dem Wirtschaftsleben gegeben wird. Die gewaltigen Wasserwerke, die schon heute die modernen Industrien zu 12 % mit Kraft versorgen, die verschiedenen Erfindungen, aus der Luft, aus dem Winde, dem Erdinnern, den Meereswellen, der Sonne, durch künstliche Schaffung von Kohle aus dem Pflanzenreiche, durch Umwertung des Wassers in Brennstoff mittels Katalysatoren, durch Gewinnung von Öl aus Luft und Wasser Energien zu gewinnen, das alles eröffnet Perspektiven von einer Fernsicht, deren Ende wir gar nicht absehen können. Die verschiedensten Ansätze, die wir auf dem Gebiete des Städtebaues, der Straßenanlagen, der Bauweise der Häuser, der Regelung des Verkehrs haben, lassen vermuten, daß das Bild des Lebens und der Landschaft in hundert Jahren vollkommen anders sein wird.

Was werden wir in der zukünftigen Zeit noch alles erleben! In unserem engen Wirkungskreis, im Hause und in der Haushaltung wird sich von Grund aus alles durch die neuen Kraftquellen verändert haben. Das heilige Feuer des Herdes wird verschwunden, Holzzerkleinern und Kohlenschleppen nicht mehr nötig sein. Längst befördert die Eisenbahn keine Kohlen mehr, da der schwarze Diamant an Ort und Stelle entweder vergast, zu Öl umgearbeitet oder in Elektrizität oder Wärme umgewandelt und erst in diesem Zustande dem Verbrauche zugeführt wird. Das Wohnhaus ist in der kommenden Zeit immer mehr das Eroberungsfeld der Elektrizität. Elektrische Öfen, Ferngas oder Wärmefernleitungen werden die Häuser bis zum Dachstuhl behaglich erwärmen. Elektrizität versorgt die Städte aus den reichhaltigen Kraftquellen verschwenderisch mit Energie. Der Kleinmotor hat die Stelle des Dienstmädchens eingenommen. Man hat es nicht mehr nötig, Kaffeemühlen zu drehen, Staub aus den Teppichen zu klopfen, Kleider und Stiefel zu reinigen, Wäsche zu waschen und zu bügeln. Alles besorgt die Maschine. Die elektrischen Kochmaschinen haben einen derartigen Stand der Vollkommenheit erreicht, daß die Hausfrau unbedenklich das Haus verlassen kann, ohne befürchten zu müssen, die Speisen würden verderben. Selbsttätig schaltet sich der Strom aus, wenn die Speisen einen bestimmten Grad der Zubereitung erreicht haben. Man besitzt unzerbrechliches Glas, die Fenster sind aus Quarzglas hergestellt, das die ultravioletten Strahlen in die Wohnungen läßt, was bei dem heutigen Fensterglas nicht möglich ist. Die künstliche Beleuchtung unserer Wohnungen wird ebenfalls einen hohen Stand der Entwicklung erreicht haben. Vielleicht wird sie gespeist durch neuentdeckte Ströme aus Radium oder der Zertrümmerung der Atome. Die heutigen Glühlampen sind große Stromfresser; kaum zehn Prozent der ihnen zugeführten Energie wird in Licht umgesetzt, der Rest geht als Wärme verloren. Ausgeschlossen ist es nicht, daß wir in Zukunft Licht ohne Wärme haben.

Auch in den Industrien wird sich das Bild durch die neuen Kraftquellen vollkommen verändert haben. In den schwarzen Industriegebieten wird kein Schornstein mehr rauchen. Alles ist schön und klar. Grüne Anlagen werden das Leben in diesen umdüsterten Gebieten von einst zu einer Lust machen. Die Menschen werden dieses Zeitalter dem Gotte Elektrizität verdanken. In weißen Kitteln werden die Arbeiter in ihren sauberen Fabriken stehen, denn Dampfkessel, Kohle und Dampf gehören der Vergangenheit an. Gießereien, Schmieden, Hochöfen und sonstige Feuerstellen werden verschwunden sein. Elektrische Kraft zerkaut jetzt Eisen, formt Stahl, nietet Kessel auf die einfachste Weise. Die Roheisengewinnung durch Elektrizität ist schon in unseren Tagen auf einen hohen Stand der Vervollkommnung gelangt. In Schweden lieferten im Jahre 1917 elf elektrische Hochöfen bereits 75000 Tonnen Stahl. Auch die Metallegierung wird eine andere sein als heute. Einst verwendeten wir beim Luftschiffbau Aluminium, das erst in den letzten Jahren durch das stabilere Duralumin ersetzt wurde. Die Erfahrungen mit diesem Leichtmetall haben bewiesen, daß es den besten Spezialstählen überlegen ist. Das Zeitalter der Leichtmetalle ist für die Luftschiffahrt schon gekommen, und man braucht nicht daran zu zweifeln, daß dieses auch für Eisenbahn und Auto eintreten wird.

Wie wird es in unseren Städten aussehen? Wie früher im Mittelalter die Kirche der Mittelpunkt der Städte war, werden jetzt die staubfreien Industrien im Mittelpunkt der Stadt liegen. Aus weiter Ferne werden die Arbeiter binnen kurzer Zeit in Blitzzügen zu ihrer Arbeitsstelle geleitet. Der gesamte Verkehr spielt sich unterirdisch ab. Pferde und Droschken sind längst verschwunden. Die Städte werden von großen Tunnelsystemen durchschnitten, durch die die Züge in rasender Eile geräuschlos fahren. Das Klirren der elektrischen Straßenbahn und das Hupen der Autos ist verschwunden. Autos jagen durch besondere Kanäle und Autostraßen ihrem Ziele zu. Sie verpesten nicht mehr durch Benzin die Luft. Der Leichtakkumulator ist mittlerweile erfunden und in den Dienst des Autos und der Luftschiffahrt gestellt worden. Oder auch Wasser, das durch Katalysatoren zersetzt wird und Explosionsmotoren treibt, ist an Stelle des Benzins getreten, wie es der Sorbonneprofessor Henry voraussagt. Wir werden auch nicht mehr in engen, von hohen Mauern umgebenen Straßen wohnen. Längst ist man von dem System der Wolkenkratzer abgekommen, weil man eingesehen hat, daß man damit bei der zunehmenden Bevölkerung nicht weiterkommt. Man hat ganz neue Stadtpläne entworfen, die darauf hinzielen, eine Auflösung der Millionenstädte in kleinere Einheiten von mehreren hunderttausend Einwohnern zu bewerkstelligen. Schon heute denkt man daran, diese Städte zu spezialisieren, sie einzuteilen in Fabrikstadt, Handelsstadt, Kaufstadt, Bureaustadt und, um diese Städte herum, die Wohnstädte.

Äußerst bequem ist der Verkehr der Menschen untereinander. Flugzeuge mit 600-km-Geschwindigkeiten, ausgestattet mit Radiotelephonen, durchsausen die Luft und bringen den Reisenden binnen kurzer Zeit in luftdicht geschlossenen Kabinen von einem Erdteil zum andern. Man wird mittels des elektrischen Fernsehers die Ereignisse der Welt betrachten können. Es werden elektrische Fernsehämter errichtet sein, durch die man sich nach kurzem Anruf irgendeinen Teil der Welt betrachten kann. Der Industrielle hat nicht mehr nötig, sich morgens in den Zug oder in sein Auto zu setzen, um persönlich mit seinem Geschäftsfreund zu verhandeln. Er wird ihn am Telephon mit aller Deutlichkeit sehen können. Das Liebespaar, das vielleicht durch Welten voneinander getrennt ist, wird sich nun jeden Morgen durch den Fernseher begrüßen. Auch die Zeitungen werden nicht mehr gedruckt, weil mittlerweile das Holz aufgezehrt ist. Die Verleger haben sich längst geholfen durch den elektrischen Fernseher, der Neuestes vom Tage, Leitartikel, Feuilleton und bewegliche Bilder vermittelt. Das Fernkino gehört im Jahre 2000 schon zur Selbstverständlichkeit. Aber man ist in dieser Zeit noch weiter gekommen. Nicht allein, daß man jetzt die Stimmen der Schauspieler ganz deutlich vernehmen kann, auch die Flächenhaftigkeit und das eintönige Grau der Bilder sind der Plastik und der Naturfarbe gewichen. Auch die Radioapparate haben eine große Entwicklung durchgemacht. Die Sendeantennen sind vereinfacht worden und benötigen nur einen Bruchteil des heute gebrauchten Stromes, denn man hat die Richtantenne, die der Stromwelle eine bestimmte Richtung gibt oder den Strom wie ein Steilfeuergeschoß in den Weltraum sendet, um dann von der Empfangsstation aufgenommen zu werden. Vielleicht ist die Apparatur so verbessert, daß jeder seinen eigenen Sendeapparat bei sich in der Tasche führt, abgesehen davon, daß die Miniaturempfangsapparate dann schon eine Alltäglichkeit sind.

Auch die Landwirtschaft wird sich vollkommen umgestellt haben. Wir werden im Laufe der Jahrzehnte dazu kommen, daß wir die noch heute notwendige Einfuhr von Lebensmitteln aus dem Auslande vollkommen entbehrlich machen. Die europäische Landwirtschaft wird sich dem amerikanischen Muster angepaßt haben, wo heute schon das Zugtier vollkommen verschwunden und an seine Stelle der Traktor getreten ist, der seinen Antrieb durch leichte Automobilmotoren erhält. Der Boden kann jetzt viel tiefer gepflügt, Ödländer viel schneller urbar gemacht werden, und dann fällt auch die Ernährung der großen Zahl Zugtiere weg. Vielleicht ist die Elektrokultur so vervollkommnet, daß künstliche Düngung nicht mehr notwendig ist, sondern diese direkt aus der Atmosphäre dem Boden zugeführt wird. Der Landwirtschaft wäre es schon lange erwünscht, wenn auch das Wettermachen auf künstlichem Wege gelänge. Vielleicht wird es in Zukunft möglich sein, durch Strahlungen oder elektrische Kräfte die Atmosphäre zu beeinflussen.

Mit einer gewissen Angst wird man an die Vervollkommnung der Zukunft denken und befürchten, daß der Mensch noch mehr als bisher Sklave der Maschine wird. Wir müssen uns heute eingestehen, daß wir die Geister, die wir riefen, nun nicht mehr loswerden. Aber die große Gewißheit dürfen wir haben, daß auch der Mensch in Zukunft seine Hände nicht in den Schoß legen darf und wird. Ein göttlich Geschick ist in jedes Menschen Brust gelegt, ein Sehnen nach Fortschritt, nach Verbesserung, nach Umwandlung, die ihn dauernd zu neuen Taten, Erfolgen und Arbeit anspornt. Wir sehen heute schon, daß neben der steten Vervollkommnung der mechanischen Technik auch die Vervollkommnung der organischen Technik einhergeht. Was ist das riesenhafte Ausmaß des Sportes heute anderes als eine Vervollkommnung der organischen Technik! Die Medizin und Chirurgie vervollkommnet sich von Jahr zu Jahr. Psychoanalyse sucht immer mehr die Werte des Menschen zu klassifizieren und seine Leistungen und die qualitative Auslese zu verbessern, damit er nicht aus Mangel an Übung verkümmere.

Muß uns nicht eine ungeheuere Freude erfüllen, wenn wir sehen, wie sich im Leben des Menschen alles wandelt, wie alles Streben darauf gerichtet ist, das Los des Menschen zu verbessern und seine soziale Lage zu heben. Gewiß, diese Freude ist groß, aber es wäre eine schale Freude, wenn wir durch die Herrschaft über die Naturkräfte und die Maschine unseren inneren Menschen vergessen würden, dessen Urgründe gewaltiger sind als die der Materie, um die sich die Menschheit mit heißem Bestreben müht. Nur wenn wir den inneren Menschen nicht außer acht lassen, ist der Fortschritt garantiert, nur das Seelische ist der Urquell auch des technischen Fortschrittes, ohne dieses kämen wir in ein Chaos und in einen Irrgarten, aus dem herauszufinden, der Menschheit eines Tages sehr schwerfallen würde.

Anton Lübke (Münster).

# Tagesgeschichte

Nach einem Empfang der Ausschußmitglieder des Reichsverbandes der deutschen Industrie im Festsaal des Neuen Rathauses in Dresden durch Oberbürgermeister Dr. Blüher begann am 3. September die Tagung des Reichsverbandes im festlich geschmückten Vereinshaus. Der Vorsitzende, Geh. Regierungsrat Professor Dr. C. Duisberg, eröffnete die Sitzung. Dann begrüßte Otto Mores, der Vorsitzende des Verbandes Sächsischer Industrieller, die Erschienenen, worauf die Vertreter der Reichs- und Staatsbehörden Ansprachen hielten. Nach einem fesselnden Bericht von Geheimrat Duisberg über die Eindrücke auf seiner Weltreise sprach Geheimrat Kastl als erster Hauptreferent über „Wirtschaftspolitische Forderungen der Industrie". Danach legte Reichsfinanzminister Dr. Reinhold seine Richtlinien der Wirtschafts- und Finanzpolitik dar. Am zweiten Verhandlungstage erstattete Staatssekretär z. D. Simson Bericht über „Ziele und Methoden der deutschen Handelspolitik". Die folgende Rede von Generaldirektor Dr. Silverberg über „Deutsches Unternehmertum in der Nachkriegszeit" fand besondere Beachtung. An diese Vorträge schloß sich eine kurze Aussprache. Die angekündigte Rede des Außenministers Dr. Stresemann mußte infolge seiner Vorarbeiten für die Genfer Völkerbundtagung ausfallen. — Trotz der Betonung des Ernstes der deutschen Wirtschaftslage kam doch in allen Ausführungen die feste Zuversicht des deutschen Wiederaufstiegs zum Ausdruck.

Am dritten Tage nach der Eröffnung der Völkerbundversammlung, am 5. September, erfolgte die Abstimmung über die Zulassung Deutschlands zum Völkerbund und über die Vermehrung der nichtständigen Ratssitze. Das einstimmige Ergebnis der Abstimmung war die Annahme des Aufnahmevorschlags und die Vermehrung der nichtständigen Ratssitze auf neun. Daraufhin hat die deutsche Delegation noch am selben Abend, unter Führung des Reichsaußenministers Dr. Stresemann, Berlin verlassen und ist am nächsten Tage in Genf zur Teilnahme an den Völkerbundssitzungen eingetroffen. — Am 10. September wurde der feierliche Akt der Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund vollzogen. Präsident

Nintschitsch hieß die deutschen Vertreter herzlich willkommen, worauf Reichsaußenminister Dr. Stresemann den Dank Deutschlands aussprach. Danach ergriff Briand, der französische Ministerpräsident, das Wort zu einer schwungvollen, wohlgemeinten Rede, in der er die Notwendigkeit einer friedlichen Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Frankreich betonte. Fast acht Jahre sind also seit Beendigung des Weltkrieges vergangen, bis man sich nicht länger den Konsequenzen aus der Einsicht entziehen konnte, daß Deutschland auch heute noch, trotz des verlorenen Krieges und der völligen militärischen Abrüstung, eine Großmacht bedeutet, deren Einfluß auf die Weltpolitik nicht mehr ausgeschaltet werden kann. Und fast sechs Jahre seit der Begründung des Völkerbundes hat es gedauert, bis mit der Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund die Anerkennung des Deutschen Reiches als Großmacht auch äußerlich Ausdruck gefunden hat.

Die diesjährigen **Herbstmanöver** der Ersten Division, die am 1. September begannen, spielten sich in der Gegend von Preußisch Holland und Mohrungen (Ostpreußen) ab. Reichsminister Dr. Geßler wohnte den Gefechtsübungen bei. Die Bevölkerung nahm an dem in Deutschland selten gewordenen militärischen Schauspiel lebhaften Anteil.

Eine **deutsche Flottenabteilung**, bestehend aus fünf Linienschiffen, zwei Kreuzern, mehreren Torpedobootflottillen und Hilfsschiffen, lief am 4. September **Kap Skagen** an. Sie kam von Übungen in der Nordsee zum Besuch der Matrosengräber von der Schlacht am Skagerrak im Kirchhof zu Skagen. Am nächsten Tage wurde dort das Andenken der gefallenen Seeleute gefeiert. Danach begab sich die Flotte wieder zu ihren Herbstübungen.

Die Katholiken aus Schleswig-Holstein, Lübeck, Hamburg, Bremen und Mecklenburg feierten am 29. August in **Schleswig** die 1100jährige Wiederkehr des Tages, an dem **der heilige Ansgar** nordischen Boden zur Christianisierung betrat. Nach dem Festgottesdienst, bei dem Bischof Dr. Wilhelm Berning, Osnabrück, die Festrede hielt, versammelten sich auf dem Kirchplatz die Vertreter der katholischen Jugendvereine aus ganz Deutschland. Darauf fand ein Festzug durch die Straßen Schleswigs statt.

Am 4. September wurde die **Jahrtausendfeier der Stadt Berching** (Oberpfalz) in Anwesenheit des Prinzen Alfons von Bayern auf dem Marktplatz eröffnet. Am Sonntag gelangte dann ein Festspiel von H. Schauwecker zur Aufführung. Darauf folgte ein von historischen Wagen und Vertretern der schmucken Volkstrachten belebter Festzug.

Zur Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund: Die deutsche Delegation unter dem Reichsaußenminister Dr. Stresemann (2) verabschiedet sich bei ihrer Abreise von Berlin nach Genf am 8. September von Reichskanzler Dr. Marx (1), und Minister Dr. Külz (3).

Von der Eröffnung der 41. Tagung des Völkerbundrats in Genf am 2. September: Die Vertreter der Staaten am Verhandlungstisch. 1 Briand (Frankreich); 2 Sir Eric Drummond (Generalsekretär des Völkerbunds); 3 Sir Austen Chamberlain (England): 4 Graf Ishi (Japan); 5 Unden (Schweden).

Als Fortsetzung der Weltkirchenkonferenz in Stockholm erfolgte vom 27. bis zum 31. August **in Bern die Tagung von Vertretern der christlichen Kirchen aus der ganzen Welt.** Es wurde über die Möglichkeiten verhandelt, wie die Kirche an der Lösung der dringenden Aufgaben unserer Zeit praktisch arbeiten könne. Eine Ansprache des Erzbischofs Soederblom (Schweden) beschloß die Konferenz. Die nächste Tagung soll im Jahre 1927 in England unter Vorsitz des Lordbischofs von Winchester abgehalten werden.

In **Spanien** sind am 30. August **Unruhen** ausgebrochen, die auf einen Konflikt des Offizierskorps der Artillerie mit dem spanischen Diktator Primo de Rivera zurückzuführen sind, der infolge eigenmächtiger Befehle des Artilleriekommandeurs am 6. September den Belagerungszustand über ganz Spanien verhängte. Man ging schon so weit, den bevorstehenden Sturz des Diktators zu prophezeien. Die Artilleristen haben sich jedoch überraschend schnell ergeben, und am 8. September wurde der Belagerungszustand wieder aufgehoben. Das Einlenken der Aufstandsbewegung wird auf den persönlichen Einfluß des Königs zurückgeführt. Die ihrer Stellung enthobenen Artillerieoffiziere sollen von einem Kriegsgericht abgeurteilt werden. Die Position des Generals de Rivera scheint jedoch durch diese Rebellion eine solche Erschütterung erlitten zu haben, daß er es für nötig hält, eine Volksabstimmung für die Tage zwischen dem 11. und dem 13. September anzuordnen, um die Zustimmung der Bevölkerung zu seiner Politik einzuholen.

Eine führende Persönlichkeit der deutschen Eisenindustrie ist in **Louis Röchling** dahingegangen, der am 6. September im Alter von 62 Jahren gestorben ist. In Saarbrücken geboren, studierte er zuerst in Heidelberg, trat aber dann nach kurzer Lehrzeit in die Direktion des Völklinger Eisenwerks ein, dem er mehr als 44 Jahre angehören sollte. Bis zum Jahre 1919 führte er den Vorsitz des Deutschen Stahlwerksverbandes. Auch nach der Abtrennung des Saargebietes vom Reich arbeitete er unermüdlich an dem Wiederaufbau der deutschen Eisenindustrie.

Am 7. September verschied Geh. Hofrat Dr. **Franz Muncker**, der Ordinarius der neueren deutschen Literaturgeschichte an der Universität München, nachdem er noch am 4. Dezember vorigen Jahres seinen 70. Geburtstag feiern konnte. Er war 1855 in Bayreuth geboren; im Jahre 1879 wurde er Privatdozent in München und bekam 1896 die Professur der neueren deutschen Literaturgeschichte. Außer durch die Veröffentlichung zahlreicher wissenschaftlicher Werke machte er sich besonders durch seine anregende, fruchtbare Tätigkeit als Hochschullehrer verdient.

**Links:** Von der Weltkirchenkonferenz, die vom 27. bis zum 31. August in Bern abgehalten wurde: Die Teilnehmer an der Sitzung vor dem Bundespalast. Von links nach rechts (vordere Reihe): Prof. Deißmann (Berlin), Sadhu Nelson (Indien), Erzbischof von Thyativa, Bischof von Winchester, Erzbischof Dionysius von Warschau, Erzbischof Soederblom (Schweden), Dr. Brown (Amerika), Präsident Kappler (Berlin), Kurator Walbaum (Rumänien), Erzbischof Stephan von Bulgarien. (Phot. Jost, Bern.) — **Rechts:** Feuerwehr aus alter Zeit: Spritze und Wasserwagen aus dem 15. Jahrhundert, vorgeführt bei dem kürzlich veranstalteten Feuerwehrfest in Ried am Inn (Tirol).

Von der Einweihung des Polizei-Stadions auf dem Grützmacher (dem Exerzierplatz des früheren Garde-Füsilier-Regiments) in Berlin am 4. September: Polizei-Vizepräsident Dr. Friedensburg bei der Weiherede. — Im Oval: Zur Verhaftung der Eisenbahnattentäter von Leiferde in Berlin am 6. September: Ankunft der beiden Attentäter Otto Schlesinger und Willy Weber in Hannover.

Links: Auf dem Wege zur Verbannung auf der Insel Réunion: Abd el Krim (×), der Führer der Rifkabylen, mit seinen Kindern, seinem Bruder und dem Dolmetscher an Bord der „Abda" bei der Betrachtung von Marseille, wo er nicht aussteigen durfte. — Rechts: Deutscher Flottenbesuch in Japan: Kapitän Otto Grose, Kommandant des Kreuzers „Hamburg", im Gespräch mit Admiral Tokarabe, dem japanischen Marineminister, im Marineministerium zu Tokio.

Links: Von der Militärrevolte in Spanien: Verkündigung des Belagerungszustandes in den Straßen Madrids am 6. September. — Rechts: Ein eigenartiges Schiffsunglück: Der gerammte Dampfer „Kurdistan", der nachts an der englischen Kanalküste mit einem anderen Dampfer zusammenstieß und von diesem in der Mitte durchgeschnitten wurde.

Die Stadt Ulm in Flammen: Blick vom Donauufer auf die durch Lichter und Feuerwerk am 4. September festlich beleuchtete Stadt.

**Kommerzienrat Louis Röchling,**
Leiter der Röchling-Eisenwerke in Völklingen, † am 6. Sept. im 63. Lebensjahr.

**Dr. Rudolf Krohne,**
Reichsverkehrsminister, der am 6. September seinen 50. Geburtstag feierte.

Schlußszene aus der Uraufführung von Klabunds „Cromwell" im Lessing-Theater zu Berlin am 3. September: Eugen Klöpfer (links) als Cromwell schlägt die ihm vom englischen Parlament angebotene Königskrone aus.

**Generalmusikdirektor Bruno Walter,**
namhafter deutscher Dirigent, der am 15. September seinen 50. Geburtstag begehen konnte.

**Geh. Hofrat Dr. Franz Muncker,**
Professor der deutschen Literaturgeschichte an der Münchner Universität, † am 7. September, 70 Jahre alt.

Das historische Drama „Cromwell" von Klabund, im Lessing-Theater zu Berlin uraufgeführt, beginnt mit einem Monolog Karls I. von England an der Bahre seines toten Vaters und zeigt in 24 Bildern den Aufstieg des großen Engländers Oliver Cromwell (1599—1658) vom Frontknecht zum „Protektor der britischen Republik". Die politischen und konfessionellen Kämpfe jener Epoche bilden den historischen Hintergrund des Stückes. In diesen Streit der Mächte greift das Spiel der Liebesleidenschaft ein.

Eugen Klöpfer gab die Titelrolle; Walter Franck stellte den König und Agnes Straub die Königin dar. Die Regie führte Karl-Heinz Martin, der ehedem Klabunds vielaufgeführtes chinesisches Stück „Der Kreidekreis" so glänzend herausbrachte.

Der Dichter, dessen Bedeutung auf dem Gebiete der Lyrik unangetastet bleibt, zeigte sich bei aller Feinheit der Diktion dem gewaltigen Dramenstoff nicht recht gewachsen. Mit den geschichtlichen Tatsachen springt er sehr willkürlich um; von der historischen Gestalt des englischen Diktators ist wenig übriggeblieben. Zugunsten einer unangebrachten Tendenz überschreitet der Autor beträchtlich die Grenzen der dichterischen Freiheit, um Anspielungen auf unsere heutige Zeit anbringen zu können. Ein starker Beifall vermochte den flauen Eindruck des Stückes nicht ganz zu überdecken.

**In luftiger Höhe über Berlin: Das Restaurant auf dem neuen Funkturm / Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost**

Der 138 m hohe Berliner Funkturm, am 3. September anläßlich der Eröffnung der Funkausstellung eingeweiht, beherbergt in 55 m Höhe ein behaglich ausgestattetes Restaurant, das 200 Personen zu fassen vermag. Die Küche ist darunter in einem besonderen Stockwerk eingerichtet. Mittels einer Fahrstuhlanlage kann man die Gaststätte bequem erreichen; sie bietet einen glänzenden Ausblick auf das Häusermeer der Stadt sowie über den Grunewald hin auf die Havelseen bis nach Potsdam.

# RUSSISCHE HISTORIEN-MALEREI

Nikolaj Gay: Peter I. verhört seinen Sohn Alexej in Peterhof.

Nebenstehend: Ilja Repin: Iwan der Schreckliche an der Leiche seines von ihm erschlagenen Sohnes Iwan.

V. J. Ssurikow: Die Sektiererin Bojarin Morosowa auf der Fahrt nach dem Kreml zum Verhör.

Die Not der russischen Malerei wird hier ihr zur Tugend. Kraft wird gezeugt aus ihrer Schwäche. Von jeher, bis zu den Neo-Cézannisten und den Konstruktivisten, stand in Rußland die Malerei im Dienste literarischer und ethischer Ideen. Nicht nur, was man kunstkritisch „Literatur in der Malerei" nennt (denn Konstruktivismus und Kubismus sind erst recht „Literatur") — sondern im weitesten Sinne: von dem starken Atem, der zwingenden Ethik der russischen Literatur, die so tief in dem Volke und dessen dunkelm, doch machtvollem Drange wurzelte, erfaßt, stellte Rußlands Kunst sich gleichsam in den Dienst seiner Schrift. Es war, als hätte die Kunst empfunden, daß die Literatur den Geist dieses Landes am flammendsten offenbart, und als gäbe sie sich daher so willig bezwungen, kenne kein höheres Ziel, als gemeinsam mit dem geschriebenen Wort die menschliche Seele, die menschlichen Leidenschaften, das menschliche Elend zu deuten.

Auch die russische Malerei ist ein Spiegelbild der Atmosphäre dieses Landes. Nur daß diese Atmosphäre gleichsam der Mensch in seiner Wahrhaftigkeit ist. So kam es, daß die bedeutendsten russischen Maler sich immer wieder von der Wirklichkeit gefesselt, von der Historie unwiderstehlich angezogen fühlten. Und genau so, wie Rußlands größter Historiker, Kljutschewski, mit tiefer Intuition und flammender Wahrhaftigkeit die geschichtlichen Gestalten deutete und ihre Triebe aufdeckte, haben die russischen Historienmaler von jeher es verschmäht, pomphafte, offizielle, opernmäßige Historie, gemalte „lebende" Bilder zu komponieren, was ihnen nicht nur künstlerisch, sondern auch psychisch ein Unding wäre. In ihren Bann gezogen haben sie die treibenden Kräfte der russischen Geschichte, das Spiel und den Kampf der russischen Kraftnatur, des Größenwahns und Dünkels mit dem Leid, dem Dulden der russischen urchristlichen Menschheit.

Erst aus der wahren Empfindung heraus erstand eine wahre Kunst. Wie die Ikone aus einem inbrünstigen Verhältnis zu Gott, so wurde das Historien- und das Genrebild in Rußland aus einer inbrünstigen Liebe zum Menschen geboren.

Einige solcher Werke werden hier vorgeführt. Nikolaj Gay (lies: Gä, 1831 bis 1894), ein Freund des alten L. N. Tolstoi, selber eine tiefreligiöse Natur (er hat den ganz naturalistisch aufgefaßten, pleinairistisch gemalten Christus am Kreuz geschaffen), war, wie die meisten russischen Künstler mit ihm und nach ihm, von der Figur Peters I. fasziniert. Er malte diesen ersten russischen Bolschewisten nicht als den hemmungslosen Genußmenschen, nicht als den genialischen Revolutionär, nicht als den viehisch-elementaren, intuitiven Kraftmenschen aus einem Guß, der er war, sondern als den unerbittlichen, von seiner Mission durchdrungenen Herrscher, der mit zusammengebissenen Zähnen, kalter Stirn, gleichsam mit dem ganzen Verantwortungsgefühl auf den schweren Schultern seinen degenerierten Sohn verhört, der, das Werkzeug einer frömmlerischen, reaktionären Hofclique von kleinen Rasputins und der zarischen Familie, gegen den Zaren-„Antichristen" sich aufgelehnt. Das Bild ist durch die großzügige Auffassung, die einfachen, ruhigen Formen und die menschlichen Gegensätze einprägsam. Aus der früheren Periode des Künstlers stammend, ist das Bild in seiner Malweise akademisch gehalten.

Der alte Kosak Ilja Repin (geb. 1844), dieses unverwüstliche malerische und gestaltende Temperament, einer der stärksten Russen, hat sich zu seinen geschichtlichen Gemälden niemals von Staatsaktionen anregen lassen, sondern vom Spiel der menschlichen Leidenschaften. Auch Repins berühmtes Bild „Iwan der Schreckliche an der Leiche des von ihm erschlagenen Sohnes Iwan" bannt durch den Gegensatz der Temperamente: Vater und Sohn. Es entstand in der Zeit, da der Künstler von dem Christusgesicht und dem Christusgeist des unglücklichen Garschin sich ergriffen und gefesselt fühlte. Er hat die Gestalt des jungen edlen Schriftstellers in Porträten verewigt und für einige Gemälde verwendet. Es war, als empfinde er das ganze Bild symbolisch: als büße und versöhne die Gestalt des Dulders mit dem Walten des Grausigen. Aber nicht nur der Gegensatz, auch die ganze Auffassung des wahnwitzigen Wüterichs, die inbrünstig hervorbrechende Angst und Reue und Liebe ist sicherlich von Dostojewskis Geist inspiriert, der zwar damals noch nicht richtig erkannt war, den aber Repin sicherlich bereits richtig empfunden hatte. Demselben Dostojewskischen Geiste verwandt, nicht nachempfunden, ist der im Jahre 1916 verstorbene, merkwürdige Ssurikow (geb. 1848). Er hat verhältnismäßig sehr wenige Werke hinterlassen. Seine berühmtesten sind: „Die Hinrichtung der aufständischen Schützen (Strelitzen) unter Peter I." Ein ergreifendes Werk. Nicht ein Denkmal der Staatsraison, sondern das letzte Bild der ewigen wahrhaften Tragödie der menschlichen Auflehnung und des menschlichen Leides. Das zweite große Werk dieses schwer ringenden Meisters ist das hier vorgeführte: „Die Sektiererin Bojarin Morosowa", die gefesselt nach dem Kreml zum Verhör gefahren wird. Die Gestalten, die am Wege stehen und erschreckt, mitleidend und betend ihr nachblicken, bilden eine Galerie echter russischer Menschen von Dostojewskischer Eindringlichkeit. Viel äußerlicher ist Viktor Wasnetzow. Der Künstler in ihm ist mit religiöser Liebe verliebt in Altrußland.

N. Rjabuschkin: „Sie kommen!“ (In Erwartung des Zaren.)

Kritiklos und empfindungslos rekonstruiert er, einer seelenlosen Romantik ergeben, ein Stück altbojarischer Ehrlichkeit. Rjabuschkin, einer der ersten, die sich der russischen Vergangenheit zuwandten, der beste russische Archaist, hatte sich mit großer Verliebtheit und als bester Kenner des historischen Kostüms in das vorpetrische Rußland eingelebt. Abseits von dieser mystisch-literarisch-romantischen Gruppe russischer Historienmaler stehen einige Mitglieder des „Mir Iskusstwa“, der russischen Moderne von gestern. Ein frühes entzückendes Werk des im vorigen Jahre verstorbenen Leo Bakst zeigt Katharina II. auf der Jagd. Hier spürt man schon den spätern Beherrscher des russischen Balletts. Das Bild ist ganz auf Rhythmus gestellt und schildert die ungewöhnliche deutsche Frau, dieses kluge, schier weise, genußsüchtige, wandlungs- und akkomodationsfähige Weib in seinem ganzen sinnlichen Zauber. Mehr geistreich formulierte Deutung als — Porträt. Valentin Serow (1864 bis 1911), Rußlands fruchtbarster und bedeutendster Porträtmaler hat eine Reihe köstlicher historischer Bilder aus dem 18. Jahrhundert geschaffen, von Peter I. bis Katharina II. Impressionistisch geschildert, mit Witz, Anmut, Wärme, Verliebtheit und Bravour. Nicht die historischen äußeren Physiognomien gibt er, sondern die historische Physiognomie — den Geist, das Temperament, das Wesen jener Epoche, jener Atmosphäre. Die Genußsucht, die Strupellosigkeit, die Verwöhntheit, das Draufgängertum und die unendliche Anmut.

*

Ein Stück russischer Geschichte, gesehen durch das Temperament (und vor allem durch das Herz) russischer Künstler. **Pawel Barchan.**

Im Oval: Leo Bakst: Katharina II. auf der Jagd.

Viktor Wasnetzow: Der Zar und der Sänger (Ausschnitt).

Valentin Serow: Kaiserin Elisabeth und Peter II. auf der Jagd.
Nebenstehend: Ilja Repin: Nikolaj der Wundertäter, Verurteilte befreiend.

Generaldirektor Dr.-Ing. e. h. Vögler, Präsidialmitglied des Reichsverbandes der deutschen Industrie.

Generaldirektor Komm.-Rat Dr.-Ing. e. h. P. Reusch, Präsidialmitglied des Reichsverbandes der deutschen Industrie.

FÜHRER DER DEUTSCHEN WIRTSCHAFT.
(Vgl. die Bilder in Nr. 4224.)
Nach Radierungen von Erich Heermann.

Geh. Kommerzienrat Dr.-Ing. Wieland, M. d. R., Präsidialmitglied des Reichsverbandes der deutschen Industrie.

# Der See

Roman von Gustav Renker

(16. Fortsetzung.)

Angeblich war dieser Trümmerhaufen zwischen Dorngestrüpp und Jungfichten das Stammschloß der Fürsten Georgenstein, die in Mähren und Böhmen große Güter hatten und nur aus Pietät die alte Burg ihres Geschlechtes noch als Besitz behielten, aber das Land ringsum mit dem Wirtschaftsgut verpachteten.

Den Kettwitzens mußte es in Deutschland irgendwie danebengeraten sein — was sie aus der Heimat vertrieben hatte, erfuhr ich nie. Der Baron schien zwar schon am ersten Abend damit auspacken zu wollen, denn nach dem Nachtmahl zündete er sich eine seiner köstlich duftenden Zigarren an, streckte, in dem Großvaterlehnstuhl sitzend, die bepantoffelten Beine weit aus, musterte mich, der ich nachdenklich an meiner Tonpfeife sog, und meinte: „Da wollen nun also Sie, lieber Graf, auf Ihre alten Tage die Landwirtschaft lernen? Ach, du lieber Gott, da sieht nicht viel bei raus. Schweinebande, vermaledeite, überall legt sie einem Prügel in den Weg, und wer wirklich schuftet, der hat immer das Nachsehen."

„Sie haben also üble Erfahrungen gemacht, Baron?"

„Üble? Das is gar kein Ausdruck. Schief gegangen is mir alles. Ich war Offizier — Oberleutnant bei den Garde-Ulanen. Fauler Zauber! Dann auf meiner Klitsche in Schlesien — der Rest ist Schweigen und — Georgenstein. Ein trauriges, stilles Land das! Aber hier werd ich's schaffen. Donnerwetter, die Kerle haben ja keine Ahnung von der Landwirtschaft. Da muß Zug rein in die Bande. Morgen sollen Sie's sehen, wie ich unter die Leute fahre. Früh auf, selbst die Schaufel oder Sense in die Hand, mit den Hühnern ins Bett."

„Ach ja!" seufzte die Baronin und sah verstohlen nach der Uhr, die gegen zehn zeigte.

Sie sagte eigentlich „ach chja", denn sie war eine Ostpreußin. Gott, Gut, Gabe sprach sie Chott, Chut, Chabe. Sie war eine stille, hohe Frau mit kohlschwarzem Haar trotz ihres Alters und einem überraschend glatten Gesicht, das typisch slawische Züge zeigte. Ein einziges Abstoßendes war in diesem ernsten Antlitz: der Mund wies nur noch einen spitz in der Lippenmitte ragenden Zahn auf. Eine ruhige, sichere Mütterlichkeit war um diese Frau, dabei auch eine Bestimmtheit des Willens, die selbst den Freiherrn in Bann zu halten schien. Und doch war sie eine Bürgerliche gewesen, Tochter eines Oberförsters irgendwo in der Ostecke Deutschlands.

„Ach chja!" seufzte sie noch mal. „Morgen muß beizeiten der Sonnleitenacker gepflügt werden, denn da soll Wintersaat hinkommen. Der Isidor hat's so gesagt."

„Der Isidor ist ein alter Esel und versteht nichts von moderner Landwirtschaft", polterte der Baron. Aber er sagte nicht, was er eigentlich mit dem Acker auf der Sonnleiten plane. Hingegen bat er die Frau, zu Ehren meiner Ankunft eine Flasche Wein aus dem Keller zu holen. Sie tat das schweigend und ohne Widerrede, stellte uns die Gläser zurecht und ging dann zur Ruhe. Der Baron erzählte des langen und breiten von neuen Sä-, Pflug- und Mähmaschinen, die er aus Deutschland kommen lassen würde, um den Leuten hier zu zeigen, was Landwirtschaft sei. „Georgenstein soll ein Mustergut werden, verlassen Sie sich darauf!"

Da schlug die Uhr halb eins, und ich machte mir Vorwürfe, den fleißigen Mann von seiner üblichen Stunde des Zubettgehens mit den Hühnern abgehalten zu haben.

Am nächsten Morgen erwachte ich dennoch zur festgesetzten Zeit, weil ich die Weckeruhr meines Willens auf die fünfte Stunde gestellt hatte. Draußen lag noch die Nacht über der Hochmulde, und die Herbstnebel schwelten von dem kleinen Georgensteiner See, der in der Mitte der Talung lag, an die Fenster heran und wanden weißgraue Kränze um das Haus. In der großen Küche brannte die Petroleumlampe, auf dem Herde vergloste das Feuer, um den mächtigen Tisch saßen die Dienstleute vor dampfenden Kaffeeschalen und tauchten abwechselnd die buntgebänderten Hornlöffel in eine inhaltsreiche Sterzschüssel.

Mitten unter ihnen die Baronin Maria von Kettwitz. Sie hatte ein verschlissenes Arbeitskleid gleich den Mägden an, nur war an diesem Kleide kein Faden, Knopf oder Lappen los, was man bei den verschlafen kauenden und trinkenden Dirndeln nicht behaupten konnte. Als die Frau mich erblickte, glitt ein schwaches Lächeln über ihre Züge, und sie fragte mich, ob ich gerade jetzt frühstücken oder dies etwa um acht Uhr mit ihrem Gatten tun wolle. Ich meinte, es sei mir jetzt eben recht.

„Dann ist's gut. Nur eines: wir essen hier landesüblich Kaffee und Sterz, während mein Mann Honig, Butter und weiche Eier zu nehmen pflegt."

Ich bekam einen Löffel gleich den anderen und tauchte damit in die Sterzschüssel. An der Spitze der Tafel saß die Baronin, ich neben ihr, mir gegenüber aber speiste ein alter Mann, dem üppigster Silberhaarwuchs und breiter Bart so zusammengewachsen waren, daß das frische, rote Gesicht aus dieser Haarwildnis wie aus einem Guckfenster hervorsah. Der große Kopf erinnerte mich etwas an ein Löwenhaupt, und die nach oben aufgestülpte Nase verstärkte den Eindruck.

„Das ist unser braver, alter Isidor", sagte die Freifrau. „Er hat den Namen nach seinem Geburtstag im Kalender."

Das war also der alte Esel des Barons, der nichts von Landwirtschaft verstand. Mich stach die Neugierde.

„Was kommt also jetzt auf den Sonnleitenacker?"

„Was soll kommen?" knurrte der Isidor. „Wintersaat natürlich."

„Ei freilich! Wintersaat, wenn's der Isidor sagt", pflichtete die Baronin bei.

Ich war nun einigermaßen gespannt, was Kettwitz zu dieser Eigenmächtigkeit sagen würde. Er schien mir bei seinen Fachkenntnissen nicht der Mann, seinen Willen ohne weiteres dem des Knechtes hintanzusetzen. Aber da es nicht meine Sache war, hier des Hausherrn Meinung zu vertreten, schwieg ich.

Der Tag tastete sich scheu und zaghaft durch den Nebel, mählich wurden die Umrisse des vor dem Gebäude liegenden Gemüsegartens und des nahen Seeufers sichtbar. Die Leute sprachen ein kurzes Gebet, wischten die Löffel ab und gingen an ihre Arbeit. Aus den Stallungen, die unter dem Stadel neben dem Gutsgebäude lagen, drang das Rasseln von Werkzeugen und Ketten.

„Sie können jetzt mit uns zur Sonnleiten gehen", sagte die Baronin, „oder hier meinen Mann erwarten und sich dann dem anschließen, was er zu tun gedenkt."

Ich wählte das erstere, denn mir war es wichtig, die Zeit zu nützen. An den alten Isidor hielt ich mich, der schweigend und sicher die Pflugschar lenkte. Er, der wohl wußte, zu welchem Zwecke ich hier war, sprach kein Wort der Belehrung, sondern murmelte nur zeitweise, als spräche er zu sich selbst, Sätze, die sich auf seine Arbeit bezogen. Aber — mochte es nun Zufall oder Absicht sein — aus all diesen Sätzen konnte ich etwas für mich Lehrhaftes entnehmen. Nach der fünften Furche wandte sich der Knecht plötzlich zu mir und forderte mich auf, nun den Pflug zu führen.

„Glauben Sie, daß ich's schon kann?"

„Warum denn nicht? Der Sohn vom alten Grafen Lodron!"

„Sie haben meinen Vater gekannt?"

„Freilich wohl. Ein Landwirt wie kein zweiter."

Ich führte den Pflug, recht und schlecht. Welche Zensur ich bekommen haben mochte, erfuhr ich nicht. Mein Lehrmeister sprach außer knappen Verbesserungsvorschlägen kein Wort. Erst als der Sonnleitenacker umgepflügt war und die Sonne schon handbreit über dem Ostwalde stand, verhielt der Isidor verschnaufend den Schritt und zeigte mit dem Peitschenstiel auf die Baronin, die mit einer Magd durch den Acker schritt. Sie klaubte Engerlinge, die der Pflug aus ihren Erdlöchern gerissen hatte, in einen Korb, denn das kommende Jahr sollte Maikäferflugzeit bringen, und die Wurzelfresser waren von gesegnetem Appetit.

„Die Frau da," sagte der Knecht, „wenn S' was lernen wollen — Hut ab vor derer!"

Sonst nichts! Das Schweigen und Schaffen dieser Menschen schien mir etwas Fronhaftes und Hartes. Kein unnützes Wort war in den Morgenstunden gefallen, selbst das plauderlustige Volk der Jungmägde schien von der Arbeitsstrenge des Knechtes und der Gutsfrau eingeschüchtert zu sein.

Die Baronin von Kettwitz und der Isidor steckten jetzt die Köpfe über etlichen Hanfsäcken zusammen und ließen das darinbefindliche Saatkorn prüfend durch die Finger gleiten. Da wandte die Frau einen Augenblick den Kopf zu mir: „Mein Gatte dürfte jetzt beim Frühstück sein."

Ich wußte nicht, war das ein Wink, mich in das Haus zu begeben, oder etwas anderes, dessen Deutung mir vorderhand noch nicht zukam. Ich ging zum Hof hinüber und fand den Baron am Frühstückstisch. Er war sportsmäßig gekleidet, der schneidige Schnurrbart in dem frischen Gesicht war in Winkeln sorgsam aufgebürstet, und mitten durch das schon etwas dürftige, graue Haar zog sich ein peinlich genauer Scheitel. Neben sich hatte er ein Jägerhütel mit einem Schildhahnstoß und eine doppelläufige Büchsflinte. Er begrüßte mich mit herzhafter, lauter Fröhlichkeit und spottete ein wenig über meinen Eifer, der mich zu nachtschlafender Zeit schon aus den Kissen getrieben hatte.

„Sie sagten doch selbst: Frühmorgens auf und mit den Hühnern ins Bett."

„Wir wollen nicht kleinlich sein, Graf. So was ist nur cum grano salis zu nehmen. Und übrigens: frühmorgens — ist es jetzt um halb neun etwa spät? Und mit den Hühnern ins Bett — ich habe in Finnland Hühner geschossen, die waren die halbe Nacht wach und schnurrten herum. Weil Mitternachtssonne war." Er lachte sehr über seine Auslegung.

„Und jetzt kommen Sie! Nun wollen wir mal sehen, was die Rasselbande geleistet hat. Der richtige Landedelmann stellt sich natür-

lich nicht mit Krethi und Plethi auf den Kartoffelacker, sondern führt sozusagen die Oberaufsicht."

Er warf das Gewehr über den Rücken und schritt mit mir feldein. Beim Sonnleitenacker warf er den Mägden etliche Scherzworte zu, die lachend erwidert wurden, und trat dann zu seiner Frau, die ihn mit einem gleichmütig freundlichen „Guten Morgen, Hans! Hast du gut geschlafen?" begrüßte.

Der alte Isidor schritt die Furchen entlang und warf mit einer fast feierlichen, weitausholenden Gebärde die Saat aus.

„Bravo, Isidor!" anerkannte der Baron. „Nur etwas weniger Schwung, sonst fliegt ein Teil der Saat in die schon besäten Furchen."

„Wohl, Herr Baron", sagte der Knecht und tat, wie er vorher getan hatte.

Kettwitz wandte sich wieder zu seiner Frau. „Maria, ich führe jetzt unseren Herrn Volontär ein wenig durch die Felder, damit er so im allgemeinen einen tieferen Begriff von der Landwirtschaft kriegt. Möglicherweise sind wir zu Mittag nicht daheim — ich habe ein Stück Speck und Brot mitgenommen."

„S'ist gut, Hans." —

Der Baron wußte viel von der Landwirtschaft zu berichten. Aber es war, soweit es den Feldbau hierzulande betraf, nur Negatives, denn an einer Menge von Beispielen erzählte er, wie man es nicht machen solle, und wie er der Sache erst den richtigen Schwung geben wolle. Er habe das Gut erst im Sommer übernommen. Jetzt sei es zu spät für durchgreifende Veränderungen, und da solle der alte Dickkopf, der Isidor, einstweilen wirtschaften, wie es ihm behage. Aber im nächsten Frühling, da wolle er den Leuten zeigen, wie man die Sache richtig in die Hand nehmen müsse.

„Georgenstein — Mustergut! Das ist mein Wahlspruch. Damit steh ich und fall ich!" schloß er, nahm das Gewehr von der Schulter und schob Patronen in den Lauf. „Und jetzt genug von der Fachsimpelei. Hierherum hat's gute Hasenbestände. Wollen mal sehen, ob wir Muttern einen Braten heimbringen."

Wir pirschten bis zur Mittagsstunde. Um diese Zeit standen wir, einen erlegten Hasen in der Jagdtasche, an dem östlich aufgewulsteten Rand der großen Hochmulde. Gut Georgenstein lag unter uns, grüngrau glitzerte das Seelein herauf, und darüber ragte der Felsklotz mit dem Gemäuer der alten Ritterburg. Man sah nun weithin ins Land, erblickte Dörfer und Weiler, an die weißleuchtende Schnur der neuen Eisenbahnlinie wie Perlen angehängt. Im Westen tat sich die hier enge Talung weit auf, und von dort blickte hell der Anfang meines Sees herüber. Deutlich sah man die Schilfwaldungen, in denen ich vor Jahren mit Eva gehaust hatte, sah das funkelnde Silberband der Tiebel und das große Moor. Unter uns aber wiegte sich gleichsam auf den erstarrten Wogen des Hügelvorlandes ein wimmelnder Haufen von weißen Häusern, der Markt Ebenkirchen.

„Hol's der Teufel!" ließ sich der Baron vernehmen. „Man lebt nur einmal, und ich hab die Einsamkeit bis zum Halse satt. Wissen Sie was — wir steigen jetzt nach Ebenkirchen hinab und genehmigen dort im Gasthof Zirler ein anständiges Mittagessen."

Ohne meine Zustimmung abzuwarten, begann er den Abstieg. Nach einer halben Stunde waren wir in dem engen, kleinen Markt und in dem genannten Gasthof, wo der Baron froh und offenbar als alter Stammgast begrüßt wurde. Der Kellnerin Zenzi, mit der er auf freundschaftlichem Fuße zu stehen schien, schenkte er den erlegten Hasen, wofür sie ihn schalkhaft bei der Auswahl des Mittagessens unterstützte.

Nachmittag fanden sich Freunde des Barons ein, der Arzt, der Apotheker und ein Rechtsanwalt. Es wurde Karten gespielt und wacker getrunken.

So sah der erste Tag an der Seite des Mannes aus, von dem ich die Landwirtschaft erlernen sollte. Jeder junge Eleve hätte die Zusammenhänge augenblicklich begriffen: Der Mann nahm den Mund voll, schimpfte, versprach Neuerungen und ging auf die Jagd, von ihr aber nach Ebenkirchen an den Stammtisch. Die Frau war herbe und verschlossen und arbeitete sich an der Seite des Knechtes die Hände wund.

Für mich kam nur eines in Betracht: mich dem Einfluß des Barons, der sich wie eine Klette an mich hängte und froh schien, einen Gefährten gefunden zu haben, zu entziehen. Das war leichter gedacht als getan, denn Kettwitz hatte eine gewisse liebenswürdig-kecke Art, die ein scharfes Nein immer wieder zu verhindern verstand.

Ich blieb dabei, frühmorgens mit der Hausfrau und dem Gesinde aufzustehen. Aber gegen die neunte Stunde erschien der Baron, adrett, blitzblank und vergnügt, das Gewehr über der Schulter, und nahm mich in Beschlag. Er war kein schlechter Kerl, beileibe nicht. Aber faul, genießerisch und sprunghaft. Ich begann zu ahnen, welche Prügel es gewesen waren, über die er in Deutschland gestolpert war. Es waren die Prügel gewesen, aus denen der schmale steile Felsenweg der Arbeit hergestellt ist. Ihn zu begehen, war dem ehemaligen Garde-Ulanen, der das flotte Leben der Potsdamer Garnison gewöhnt war, unmöglich.

Die Tage wuchsen in den Spätoktober hinein, ohne daß ich aus der Zeit in Georgenstein einen erklecklichen Nutzen gezogen hätte. Manchmal, wenn ich vom Berghang aus die sichelförmige Scheibe meines fernen Sees sah, schien mir aus dem großen, ernsten Auge dieses Gewässers ein stummer Vorwurf zu leuchten. Ich ahnte den weiteren Verlauf des Seeufers, sah im Geiste hinter dem Bergvorsprung das alte Haus mit seinen Äckern und Wiesen, das jetzt unter der Obhut des steinalt gewordenen Jägermartl auf den neuen Herrn wartete. Der aber war noch so weit von der Erfüllung seiner Aufgabe. Und leise, zaghaft nahte sich mir die Sehnsucht nach der stillen Gelehrtenstube, nach meinem Studierzimmer mit Büchern, Apparaten und Tieren. Hoffnungslos erschien mir hier das unverdrossene Schaffen der Hausfrau, hoffnungslos aller Fleiß und alle Liebe zur Landwirtschaft. Denn mit Georgenstein ging es bergab, und mehr als einmal schon hatte ich mit größeren oder kleineren Geldbeträgen dem Baron unter die Arme greifen müssen.

Eines Morgens ließ die Gutsfrau wider alle Gewohnheit die Dienstboten zur Arbeit gehen, ohne sich selbst vom Frühstückstisch zu erheben. Sie blieb in sich gekehrt auf ihrem Platze sitzen und verlangte augenscheinlich mit mir ohne Zeugen zu sprechen. Als sich hinter der letzten Magd die Tür geschlossen hatte, sagte sie mit ihrer etwas harten, befehlenden Stimme unvermittelt: „Von morgen ab benötige ich Ihr Zimmer, Herr Graf."

„Sie wollen mich los sein?"

„Ja."

Ich war das Unkonventionelle und brutal Ehrliche ihres Wesens gewöhnt, dennoch überraschte mich die schneidende Schärfe ihrer Aufforderung.

„Über einen solchen Ausweisungsbefehl, Frau Baronin, muß ich mir denn doch Aufklärung erbitten."

„Die sollen Sie haben. Ihr ehrliches Streben ist mir zu wertvoll, als daß ich Ihre Zeit hier verschleudert sehen möchte. Ich will niemand anklagen, aber — nun, Sie verstehen mich."

Ich schwieg betreten. Sagte ich ja, so stimmte ich in die wortlose Anklage gegen ihren Mann ein, sagte ich nein, dann zwang ich sie zu einer peinlichen Erklärung. Sie schien mein Schweigen zu verstehen und schlug rasch eine andere Richtung ein.

„Es kommen jetzt sehr traurige Tage für Georgenstein. Meine Tochter Ingrid kehrt mit ihrem Kinde heim."

Ich hatte von Frau Ingrid schon gehört. Sie war an einen Schweizer Adeligen namens Willading verheiratet gewesen, einen braven, rechtlichen Mann, der im vergangenen Winter gestorben war. Nun weilte die junge Witwe in der Nähe von Miramare auf dem Gute von Bekannten.

„Traurige Tage, jawohl!" setzte die Freifrau fort. „Meine Tochter ist eine Sterbende."

„Aber..."

„Eine Sterbende", fuhr sie unerbittlich fort. „Sie ist lungenkrank und wird diesen Winter nicht überleben. Glauben Sie, einer Mutter fällt es leicht, eine solche Wahrheit zu sagen?"

„Aber warum bleibt die gnädige Frau dann nicht an der milden Adriaküste?"

„Weil ihr Kind nach ihrem Tode natürlich zu uns kommen soll und sich nun etwas an die unbekannten Großeltern gewöhnen muß. Der Übergang wäre für den kleinen Kerl sonst zu bitter."

„Ein Junge?"

„Sechs Jahre alt."

Ich schwieg eine Weile erschüttert. So klar und grausam stand die Bitterkeit des Lebens vor diesem tapferen Weibe. Ein Gedanke lebte in mir auf.

„Mißverstehen Sie mich nicht, Baronin, wenn ich dennoch die Bitte ausspreche, hierbleiben zu dürfen."

Sie sah mich erstaunt, fast feindselig an. Ich erklärte weiter: „Die Gewohnheiten Ihres Herrn Gemahls werden sich anläßlich der letzten Lebenswochen seiner Tochter etwas ändern müssen. Der Herr Baron hat mich liebgewonnen — vielleicht kann ich auf ihn einen gewissen Einfluß ausüben."

„Bisher hat er Sie, nicht Sie ihn beeinflußt", kam es spöttisch.

„Ich habe mir darob genug Vorwürfe gemacht, aber die Sachlage war so, daß ich hier trotz meiner reifen Jahre Schüler war und er den Lehrer darstellte. Der Schüler wird, was der Lehrer aus ihm macht. Das Blatt kann sich wenden, wenn ich an Frau von Willading einen Bundesgenossen habe."

„Wenn Sie das glauben!"

„Und noch eins: ich hab hier frohe Zeiten gehabt. Es dünkt mich wenig schön, wenn ich Sie nun im Stiche lasse, da traurige Tage für Sie kommen. Vielleicht können Sie mich einmal brauchen, Frau Baronin."

Sie drückte kurz meine Hand. „Ich danke Ihnen. Bleiben Sie, solange Sie wollen."

Ich weiß nicht, was mich die kühne Hoffnung äußern ließ, dieser Frau in ihrem bittersten Schmerze ein wenig beistehen zu können. Der Gedanke war meteorgleich in mir aufgeschossen, ich hatte ihn sogleich ausgesprochen, und die Einwilligung der Baronin hatte nun mein Leben auf unbestimmte Zeit an das Schicksal des Kettwitzschen Hauses gebunden.

Ich räumte mein Zimmer und bezog eine andere, im gleichen Korridor liegende Stube.

Die Ankunft Ingrids von Willading versäumte ich absichtlich, da mir das Wiedersehen der Eltern mit der todgeweihten Tochter nicht für einen Fremden bestimmt schien. Ich werkte mit dem Knecht Isidor auf dem Felde und kehrte erst bei Dämmerung nach Georgenstein zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Parkkultur auf klassischem Boden: Im Garten der Villa Borghese zu Rom / Nach einem Aquarell von Fritz Küchler

# BOXTRAINING

Von dem bekannten deutschen Boxer Ludwig Haymann
Mit Zeichnungen von Kurt Opitz

1. Training mit dem Medizinball.

2. Training am Doppelendball.

3. Schattenboxen.

4. Arbeit am Sandsack.

5. Am Punchingball.

Vorbereitung ist im Boxen alles. Das Training hat natürlich nur Erfolg, wenn es auf möglichst enthaltsamer Lebensweise aufgebaut ist. Schon in aller Frühe, nach 8- bis 9stündigem Schlaf, bebeginnt die Arbeit. Dieses morgendliche Training erstreckt sich vor allem auf den Lauf. Hierbei spielt nun die Individualität eine große Rolle. Während manche Boxer kilometerlange Dauerläufe machen, legen die anderen ihr Hauptaugenmerk auf die Kurzstrecke. Der Nachmittag gilt dem eigentlichen boxtechnischen Training. Die Gymnastik nimmt dabei einen großen Raum ein. Ein geschmeidiger, starker Körper mit entsprechender Härte und Ausdauer ist ja ein allgemein erstrebenswertes Ziel; besonders anzutrainieren sind aber für den Boxsport starke Bauchmuskeln, kräftige Unterarme und ein widerstandsfähiges Genick. Das natürliche Muskelkorsett und die Stärke des Genickes sind ein notwendiger Schutz gegen Körper- und Kopfschläge. Starke Unterarme sind das Geheimnis des harten Schlages. Selbstverständlich arbeitet der Boxer speziell auf physische Lockerheit in seinen Bewegungen hin, denn Verkrampfung der Muskeln hindert und ermüdet. Das Medizinballwerfen (Abbild. 1) ist hierfür eine gute Übung.

Das hauptsächlich den weiblichen Lesern aus ihrer Jugend her bekannte Seilspringen ist ein wichtiger Bestandteil des Boxtrainings und wird in allen möglichen Variationen geübt. Der Erfolg davon sind schnelle, elastische Beine. In Abbildung 5 sehen wir den Boxer bei der Arbeit am Punchingball, eine Übung, die vor allem kräftige, geschmeidige und ausdauernde Schultern schafft. Dabei wird gleichfalls das Auge geübt. Die gleichen Zwecke erfüllt der Doppelendball (Abbild. 2), der noch dazu eine gesteigerte Beinarbeit verlangt. Die für das Boxen so notwendige Schlaghärte verschaffen wir uns dadurch, daß wir mit aller Kraft auf den Sandsack (Abbild. 4) loshämmern. Die letzte und vielleicht wichtigste Vorübung des Boxens ist das Schattenboxen (Abbild. 3). Dabei stellt sich der Kämpfer in der Phantasie einen Gegner vor und führt nun mit ihm einen regelrechten Boxkampf aus.

Erst nachdem diese vorbereitenden Übungen verschiedenster Art absolviert sind, geht der Boxer in den Ring (Abbild. 6), um richtig zu kämpfen. Beim Training arbeitet man natürlich mit dick gepolsterten Handschuhen, um freier zu boxen und nicht verletzt zu werden. Viele Boxer tragen sogar einen Kopfschutz, um etwaigen Verletzungen vorzubeugen. Anders beim Kampf! Die einzige Schutzvorrichtung, die der Boxer tragen darf, ist ein Mund- bzw. Zahnschutz, und selbst der ist in Amerika verboten. Dafür kennt Deutschland die schärfsten Bedingungen, schärfer als in anderen Ländern. So werden bei uns z. B. Meisterschaften mit Vier-Unzen-Handschuhen (eine Unze ist ein englisches Gewichtsmaß — je leichter der Handschuh, desto weniger ist er gepolstert) und harten Bandagen (Isolierband) ausgetragen. Weiche Bandagen dienen dazu, die Hand zu schützen, und werden in der ganzen Welt getragen; auch kämpft man überall mit Fünf-Unzen-Handschuhen. Knockoutschläge, das sind Schläge auf Magen, Leber, Milz, Kinnspitze, Halsschlagader und hinter das Ohr, die den Boxer für kurze Zeit kampfunfähig machen, sind bei einem trainierten Mann völlig ungefährlich. Ist es keinem der beiden Kämpfer möglich, eine K.-O.-Entscheidung herbeizuführen, dann wird der zum Sieger erklärt, der in bezug auf Technik, Angriff, Härte, Taktik und Ausdauer sich als der Bessere erwiesen hat. Solche Punktsiege sind in England häufiger als in Amerika. Das ist charakteristisch für die englische und amerikanische Kampfart, die sehr verschieden voneinander sind. Dort gilt es, in Schönheit zu siegen, hier ist Kampf und Sieg alles. Wir Deutsche neigen mehr zum amerikanischen Stil, weil er mehr unserem Volkscharakter entspricht. Vielleicht ist, wie wir hoffen, die Zeit nicht mehr fern, da wir auch den Amerikanern, die, wie in vielen anderen Sportarten, so auch im Boxen, in der ersten Reihe marschieren, die Spitze bieten können.

6. Typische Kampfangriffstellung zweier Boxer.

# Amerikanische Modeneuheiten

Oben links: Für jugendliche Trägerinnen passendes Gesellschaftskleid aus Samt und Chiffon. Der Rock ist mit Seidenverzierungen besetzt; am Taillenabschluß handgearbeitete Blumen. Oben Mitte: Ein neuartiges Barett: Vorn Metallbrokat-Band, hinten blauer Samt. – Oben rechts: Abendkleid in Blusenform aus schwarzem Chiffon mit plissiertem Rock und reichgesticktem Gürtel. – Unten links: Moiré-Mantelkleid mit schwarzem Gürtel; die weißen Knöpfe in blendendem Gegensatz dazu. – Unten rechts: Das schicke Sportkleid: Wollener Jumper und buntgestreifter Faltenrock. Schal und Ärmelaufschläge mit handgeknüpften Fransen. – Im Oval: Samt-Sporthut mit wirkungsvollem Metallbrokat und Goldstickereien.

# Im Hochseefischdampfer nach Nord-Island.

Text und Illustrationen von Hans Friedrich.

Sonnabend 6 Uhr früh abfährt Fischdampfer Nord-Island." — Ausgerechnet Pfingstsonnabend! Seit Jahren war man es gewohnt, die Feiertage im engsten Familienkreise zu verleben — doch eine Freudenbotschaft war das Telegramm trotzdem als das erfreuliche Endresultat einer freundlichen Einladung des Instituts für Seefischerei, eine Malerreise in das Polarmeer zu unternehmen. Blitzartig wurde gepackt. Warmes und Wollenes! war die Devise von der Waterkante. Die Landratte lächelte ob dieser Besorgnis — und zog später, als es scharf und eisig über den Atlantik pfiff, das Dreifache an. „Lassen Sie nur Seife und Rasiermesser gleich hier!" sagte lächelnd der Herr vom Fischerei-Institut, der mich in Bremerhaven in Empfang nahm, dort gleich einen richtiggehenden Seemann aus mir machte, mit Seefahrtsbuch und Stammrolleneintrag, und mich durch das schon schlafende Wesermünde zum Fischereihafen hinausbrachte. Eine ferne Turmuhr schlug Mitternacht, als der Wagen meiner Begleiter verrollte und ich mich fröstelnd, mutterseelenallein auf dem Schiff, in meine Decken hüllte, leise gewiegt von der still steigenden Flut. Unsanft geweckt von Kettenrasseln und Kommandorufen, doch freundlich begrüßt von der Morgensonne, dem Kapitän und den Steuerleuten, die inzwischen mit der kleinen Mannschaft eingetroffen waren, kam ich gerade zu den letzten Vorbereitungen der Abreise zurecht. Noch ein prüfender Blick des Kapitäns über alles — dann leichthin zum Kai hinauf: „Dann smet man los!", und leise vibrierend drehte unsere eiserne Jungfrau „Caroline Köhne" zur Hafenmitte — „mit halber Kraft vorwärts", und wir dampften langsam durch die riesigen Schleusentore in die freie Weser. Vorbei an großen Amerikadampfern, an aufkommenden Schleppern und Frachtdampfern, an Leuchttürmen, Kugelbaken, Feuerschiffen und Seezeichen, ging es hinaus in die Nordsee. Ich stand — wie meist in den nächsten Wochen — auf der Brücke; hinter mir Kompaß und Steuermatrose, neben mir der blonde, hochgewachsene Kapitän, der mit unermüdlicher Geduld und Freundlichkeit die tausend Fragen der unersättlichen Landratte beantwortete. Eine steife Brise wehte von Westnordwest, und schäumende Brecher bedeckten dauernd Vorschiff und Back und sausten hoch über Brücke und Schornstein hinweg. Tief tauchte die Reling in Lee (der dem Wind abgewandten Seite) unter Wasser, und die See strudelte über Deck. Wir konnten nur mühsam an Laufstangen gehen, und der wichtige Weg zur Kombüse (dem kleinen, aber vorzüglich geleiteten Reich des Kochs) war ohne Ölzeug nicht zu empfehlen. Viel hätte ich an diesem bewegten Pfingstfeiertag darum gegeben, nur einmal fünf Minuten nicht in der Koje hin und her geschleudert zu werden.

Nächtliches Anbordgehen der Fischer in Wesermünde.

Der Kapitän mit dem Sextanten zur Ortsbestimmung des Schiffes.

Auf der Fahrt im Atlantischen Ozean.

Wind und Magen hatten sich am nächsten Tage beruhigt, als wir bei aufklarendem Wetter die Orkneys passierten, deren öde und flache Küsten mit dem monotonen, graugrünen Weideland nicht annähernd so eindrucksvoll waren wie die charaktervollen, schönen Silhouetten der Färöer, die am andern Tage sich aus dem Atlantik hoben! Still, meist dicht unter Land, glitten wir — diese Inselgruppe durchquerend — durch den riesig langen Westmans-Sund. Freundlich bricht die Sonne durchs Gewölk, und da die Arbeit an Bord für heute getan ist, erklingen bald zwei Seemannsklaviere (sprich: Ziehharmonika), und der stets fidele Emil, der Jungmatrose, verkündet dazu mit sonorer Männerstimme, daß „bald ist wieder Sommerszeit", und die massiven Seestiefel wagen dazu einen Shimmytakt! — Unterdessen waren wir aus einer sanften Bai wieder hinausgefahren in den schwarzblauen Ozean, über dem — die Sonne wieder verschlingend — in tiefem Violettgrau die Wolken standen. In den tiefhangenden Wolken verschwanden bald die zerrissenen Konturen der Küste, und unser Interesse wandte sich den mehr und mehr auftauchenden Rauchfahnen zu: dänischen und englischen Fischdampfern bei der Arbeit. Fünf Tage dampfen wir nun schon und nähern uns den isländischen Gewässern — doch Island, die spröde Insel, verhüllt sich noch. Wir fahren im dicken Nebel und loten und dampfpfeifen umschichtig. Der Kapitän macht ein ernstes Gesicht — wir messen plötzlich 13 Faden und stehen unter dem gefährlichen Kap Langanes an der Ostküste. Unheimlich ist die graue See, unheimlich die Bre-

Beim Netzeflicken.

Auf dem Weg zur Kabine bei Sturm.

Möwen bei Sturm.

Auf einem deutschen Hochseefischdampfer beim Fang in isländischen Gewässern: Einholen des Netzes

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Hans Friedrich

cher, die aus der grauen Wand über das Schiff kommen. Lichtet sich der dichte Vorhang ein wenig, dann wird wohl mal ein glänzender, mächtiger Rücken sichtbar — ein riesiger Pottwal, der behaglich schnaubend Wasserstrahlen in die graue Luft schießt. Endlich, endlich wird der Nebel lichter, goldener und zeigt, aufreißend, den überraschten Blicken ein düsteres Felseneiland — Insel Grimsey. Doch dahinter — weißleuchtend in schimmernder Pracht — werden die eis- und schneebedeckten Berge Nord-Islands sichtbar. Fast unwirklich schön — wie ein Wunderland — taucht diese weiße Symphonie aus dem grauen Nebel auf, ein Anblick von solch überwältigender Schönheit, daß man ihn wohl nie wieder vergessen kann! Noch oft in den nächsten Wochen, in denen wir da oben fischten, habe ich stundenlang den Blick von diesem wundersamen Bergland nicht wenden können, das mit seinen Steilwänden, hochalpinen Firnen und Gletschern so jäh aus dem schwarzen Polarmeer aufsteigt, großartig und einsam — eine Schönheit der Gestade der Vergessenheit!

Beim Schlachten der Fische.

Da wir unsere Fischgründe erreicht, war um mich herum die Arbeit schon im vollen Gange. Gefischt wurde mit einem sogenannten Grundschleppnetz, das von dem mit halber Kraft dampfenden Schiffe an fast 500 m langen Stahltrossen in etwa 200 m Tiefe geschleppt wurde. Der vordere Rand des sackförmigen Netzes — durch die Scherbretter auseinandergezogen — rollte auf mächtigen Holzrollen über den Meeresgrund; wurde er nach zweistündigem Schleppen heraufgewunden, so kündeten meist große Luftblasen an der Oberfläche der See das Kommen des Netzsackes, der den Fang enthielt, an. Dieser, oft 100 Zentner schwer, wurde von der Mannschaft herangeholt und mittels Hebebaums an Deck gezogen — bei der meist schweren See und dem Unwetter eine harte Arbeit, die durch das häufige Wiederholen, das fressende Salzwasser, Hitze und Kälte schwächend und zermürbend auf den Körper wirkt. Und wie oft all die Mühen vergebens, die Netze zerrissen, der Fang dahin! Für die notwendigsten Mahlzeiten bleibt fast keine Minute Zeit, denn nach dem Fang gilt es, die Fische zu schlachten, zu reinigen und im Eise zu verstauen. Ein einziges Hohes Lied von Arbeit und Manneszucht ist es, was ich von diesen Hochseefischern berichten kann! Hart und gerade stand der Mund schon manchem unter den jungen Matrosen im Gesicht. Nachdem ich es wochenlang da oben miterlebt hatte, wie sie unermüdlich der wütenden See den Fang abrangen, bis sich der Eisraum mit weit über tausend Zentnern Heilbutt, Kabeljau und Schollen füllte, da wußte ich, woher die harte Linie kam. Und ich mußte andererseits immer wieder staunen, wie ausgelassen und fidel diese Männer wieder sein konnten — sei es, wenn wir (durch übergroße Stürme dazu gezwungen), in Fjorde einlaufen mußten, wo sie mit den Isländern in originellster Weise um Seehundsfelle und Schafwolle handelten und ihnen dafür den heißbegehrten (dort streng verbotenen) „französischen Kognak" auslieferten, den ich in starkem Verdachte hatte, im Freihafen zu Wesermünde gewachsen zu sein — sei es auf der Heimfahrt, während der man, der Arbeit ledig, Seemannsklaviere und eine alte Geige herausholte, genießerisch Pipe und Zigarette schmauchte und behaglich wieder die dunklen Nächte genoß, die allerdings nach den 14 Tagen ununterbrochener Mitternachtsonne im Polarmeer ein wahres Labsal bedeuteten. Und als wir nach mehreren Fahrttagen durch die Pentlands, an der schottischen Küste entlang, den fernen blauen Strich des Leuchtturmes von Norderney sichteten und mit dem Weser-Feuerschiff der Heimat Zeichen sich stündlich mehrten, da brach die Freude elementar aus allen. Wie Kinder vor der Bescherung machte sich alles „landfein", packte Kisten und Pakete und richtete den Blick erwartungsvoll nach vorn, wo schon die Hellinge und Hafenbauten von Bremerhaven in der Abendsonne winkten. Wieder taten sich uns die Tore der Schleuse zum Fischereihafen auf, nach rechts einen Blick in die neuen, viel größeren Anlagen eröffnend, wo eine 2000 m lange Riesenhalle die Fische aufnehmen sollte — ein sicheres Zeichen für das Aufblühen der deutschen Hochseefischerei, deren wissenschaftliche Abteilung, das Institut für Seefischerei in Geestemünde, mit seinen aufschlußreichen Forschungen und Statistiken einen nicht zu unterschätzenden Faktor in dieser Aufwärtsentwicklung bedeutet.

Wieder allein an Bord, höre ich die ganze Nacht, wie die Körbe zur Fischhalle hinaufbefördert werden, in der am anderen Morgen die ganze Ladung binnen einer halben Stunde versteigert und kurz darauf verpackt wurde, um in besonderen Fischzügen ins Binnenland geleitet zu werden. Die Fischer aber, die den Fang hereingebracht, gleiten zwei Tage später wieder hinaus durch die Schleusentore und verschwinden bald im Morgennebel. Unerkannt von ihnen, hebe ich winkend die Hand: Ich grüße euch noch einmal, ihr wackeren Männer — ich grüße euch, eisschimmernde Bergriesen von Nord-Island!

Aussetzen des Netzes.

Vergnügte Stunden an Bord.

In der Kabine.

Tauschhandel mit Isländern.

Im Schein der Mitternachtsonne bei Kap Nord.

# Aus der Lüneburger Heide

Birkenweg auf dem Wietzer Berg. — Im Oval: Wacholder bei Willighausen, einer Häusergruppe bei Müden a. d. Ortze. — Unten: Treppenspeicher in Kreutzen bei Trauen (Kreis Soltau).

UNSCHULD

NACH EINEM GEMÄLDE VON JOSHUA REYNOLDS (1723–1792)

# „DAS SEEMANNSLOS"

VON RICHARD RIESS

Als ich noch ein möblierter Herr war und in den unterschiedlichen Studentenpensionen Schwabings ein durch monatliche Mietvorauszahlungen entschuldigtes und gesichertes Dasein führte, hauste ich einmal eine Zeitlang bei der Witwe Kropf, die so aussah, wie sie hieß, und an solide bessere Herren luxuriös ausgestattete Zimmer vermietete. Der Komfort dieser Räume war märchenhaft. Halb schrie er, halb stank er gen Himmel. Da die Witwe Kropf, bevor sie es geworden war, dreimal den Sieg über ehefeindliche Zimmerherren davongetragen hatte, von denen sie zweimal richterlicher Spruch, zum drittenmal aber das direkte Einwirken der göttlichen Barmherzigkeit geschieden hatte, so war sie im Besitze einer stattlichen Anzahl vergrößerter Photographie-Porträte, deren Platz über dem Sofa den herrschaftlich möblierten Räumen einen gediegenen, traut-familiären Eindruck sicherte. Frau Zenta verw. Kropf, gesch. Kraglmeier, vorher gesch. Scheidlseder, geb. Dimpfl hatte einen der Räume als Kraglmeier-, den anderen als Scheidlseder-, den dritten als Kropf-Zimmer ausgestattet. Sie selber bewohnte den Dimpflraum, da sie es vorzog, an keinen der drei Märtyrer erinnert zu werden, um sich dafür an den Abbildern jener zum Teil mit Ehrenzeichen oder studentischen Farben geschmückten Herren zu erfreuen, die in vergoldeten Rahmen ihren Schreibtisch zierten, und von denen allen sie behauptete, es wäre ihr bei gutem Willen ein leichtes gewesen, ihnen das gleiche Schicksal zu bereiten wie dem Trio Kraglmeier-Scheidlseder-Kropf. In diesem Hause führte ich ein friedliches Leben.

Aber — da geschah es, daß eines Nachmittags Frau Kropf bei mir anklopfte und fragte, ob ich nicht bei ihr eine Tasse Kaffee trinken wollte. „Ha," dachte ich, „mit Kaffee fängt man Mäuschen. Hat Frau Zenta beschlossen, einen vierten Gatten zur Strecke zu bringen? Braucht sie neuen Sofaschmuck? Will sie ein neues Zimmer herrschaftlich möblieren?" Aber — sie fügte alsbald hinzu: „Es sind zwei Herren drüben. Meine beiden Verflossenen. Sie möchten gern a bisserl tarocken."

Warum sollten sie das nicht? Es waren ja süddeutsche Männer von echtem Schrot und Korn, und sie hatten das Herz-Solo auf dem rechten Flecke. Und ich ging und fand Herrn Scheidlseder, den Namenspatron meines Zimmers, dessen kugelige Glatze, vom Bilde her mir so lange schon vertraut, jeden Zweifel an der Identität ihres Besitzers verscheuchte.

„Und des is Kraglmeier, Herr Inschenscheer Kraglmeier, mein..."

„Mich kennen S' ja eh, Herr Doktor", sagte Kraglmeier, der schlank und sehnig war und zu zahlreichen Sommersprossen ein keckes rötliches Schnurrbärtchen trug. „Sassafraß und Co., gelns... Installationsgeschäft, net wahr? Die Steckkontakter, zum Beispui, die hab alle i persönlich angelegt im Kropf-Heim."

„Ja, des hat er", bestätigte, noch immer voll Anerkennung und Hochachtung, die Besitzerin dieser so poetisch apostrophierten Pension.

„Dann bin ja auch ich Ihnen Dank schuldig, Herr Ingenieur."

„Nix der Rede wert", erwiderte der nachsichtige Mann von Welt. „Aber..."

„Aber, weil doch Sie ein Mann san, der wo weiß, was sich schickat..." fiel nun Scheidlseder ein.

„Halt doch du dei Mäu, Xaver!" unterbrach ihn nun seinerseits der „Co" des Herrn Sassafraß. „Laß nur mich des dem Herrn Doktor verzähln."

„Wegn 'n Biwanino nämlich", sagte nun Frau Kropf und goß mir Kaffee ein.

„Selbiges Pianino", fuhr nun Karl Kraglmeier fort, „hat nämli uns zwei beiden gehört: dem Xaver und mir, Herr Doktor. Nachdem daß wir zwei beide nämlich Spezi gwen sind und miteinand einen Haushalt führn... daß S' as nämlich wissn."

„Und im Wohnzimmerl ist's gstandn, unser Klavierl... und wir hatten's auf Abzahlung."

„Wie nun der Xaver, der saudumme Kerl, sich plötzlich aufs Heiratn verlegt hat..."

„Geh, red net gar so unanständig daher", rügte Frau Zenta.

„Als ob's denn er andersch toa hätt", muckte auch Xaver auf, und die Witwe Kropf besann sich ihrer Unwiderstehlichkeit und lächelte süß.

„'s is ja wurscht. Der Xaver also, wie er zum Heiratn kommen is, hat das Pianino mitgenomma. Viel spieln hat er ja net können. Nur ‚Alles neu macht der Mai' und, mit einem Finger, das ‚Seemannslos'. Aber er hat sich's so poetisch vorgstellt, seinem Weibi am Abend a bisserl was vorspuin zu dürfn. Und i hab net nein sagn mögn."

„Bist ja eh alle Abend bei uns gehockt und hast zughört, wie's ich auf selbigem Pianino gspuit hab. Etwan net? Und hast net du die Macht der Töne in deinem schwarzn Herzn am besten verspürt, Karl?"

Herr Karl Kraglmeier rückte ein bißchen an seiner Krawatte und zwirbelte das Bärtchen hoch: die Erinnerung, die Xaver da heraufbeschwor, war ihm sichtlich peinlich: „Es ist schon wahr, i hab mein Teil abkriegt von dem Pianino. Das ‚Seemannslos' is a rührends Lied, auch mit einem Finger nur..."

„So rührend, daß du die Frau deins einzigsten Freunds abbusselt hast, vor lauter Rührung, gelns?" Da verstummte Karl Kraglmeier.

Und jäh ahnte ich die Zusammenhänge des Dramas der ersten Ehe Zentas. Xaver Scheidlseders Eifersucht und ihre verheerenden Folgen, die darin bestanden, daß Scheidlseder in die von ihm verlassene gemeinsame Junggesellenwohnung zurückkehrte, während sein Freund Karl sie mit dem Ehegemach der Frau Zenta vertauschte.

„Es hat lang braucht," ergänzte nun Xaver, „bis daß 's ich eam vergiehn hab. Aber nacha san wir wieder gut Freund worn mitanand."

„Und das Biwanino is gstandn, wo's zuvor gstandn is", fügte nun Karl hinzu. „Denn nachdem daß Xaverl es in d' Eh hat mitnehma dürfn, hab's nunmehr i für mein Ehestand reklamiert. Und wurscht ist's ja eh gwen, nachdem Xaverl alle Tag nach Feierabend bei uns gsessn is. Nur daß jetzt i gspuit hab. Und das ‚Seemannslos', des kann fei i mit alle zwoa Händ."

„Gmüatlich habn's wir ghabt, des muß i schon sagn", sprach nun Frau Zenta, und ihre Augen blickten mit wässeriger Rührung gen Himmel. „Wißt's nimmer: Wenn i mei Strümpg gstopft hab, und ihr habt's euren Tarock gspuit: Xaver, Karl und mein Peps, mein Seliger."

„Das hätt ich lieber verschwiegn, Zenta", sagte der Inschenscheer und wurde rot. „Daran wenn i denk, packt mi heut noch d' Wut!"

„Über die Toten soll man koane Wut net habn", mahnte vorwurfsvoll die Hausfrau. „Wo doch ihr so gern mit eam tarockt habt."

„Tarockt scho. Aber..."

„Eines Tags nämli is der Grossist Kropf daherkommen und hat die Frau Kraglmeier gfragt, ob sie ihm kein warmes Wasser nicht geben könnt — er war nämlich unser neuester Zimmerherr — und da sind wir in einen Diskursch damit kommen, und mit an Tarock hat's geendet. Und von da ab habn wir an jedn Abend zusammen tarockt. Nur am Freitag net, weil..."

„Weil da du zu deine Kegelbrüder hast geh müassn, du naarrischer Teifi", ereiferte sich nun Karl. „Und was hab da i toa? Klavier gspuit für mei Frau Gemahlin und den Kropf, den... na ja, er is ja jetzt a Engerl, da will i nix mehr sagn davo... Aber des eine muß i doch sagn: Wie ich amal mit recht vui G'fui das ‚Seemannslos' ins Pianino neighaut hab, da..."

„Hör doch auf, Karl", unterbrach die gschaamige Zenta. „Was soll denn der Herr Doktor denkn!"

Und so ist auch Zentas zweite Ehe am „Seemannslos" gescheitert. Und Frau Zenta Kraglmeier ist schließlich zur Frau Grossist Kropf geworden...

„Vor an Jahr is er storbn, der Kropf", stellte Scheidlseder fest. „Solang habn wir gwart, wir zwei, wie as sich ghört, aber nun sind wir da und wolln wir das Pianino, und Sie sollen sagn, Herr Doktor, habn denn wir net recht, daß wir unser Inschtrument retour wolln, nachdem daß wir doch nimmer der Frau Witwe Kropf eahnere Männer san?"

„Schaugn S', Herr Dokter," protestierte nun die Kropf, „was soll denn ich tun? Wo's doch ich nimmer hab, das Biwanino. Wie mein Seliger die Leidensgeschicht von meine Eheständer ghört hat, und daß i gar so leicht grührt bin, wann i a traurigs Lied hör, nachha hat er gsagt: Bei mir wird koane Musi nimmer gmacht. Und er hat 's Biwanino gnomma und hat's..."

„Versoffa hat er's", trumpfte Kraglmeier nunmehr auf. „Nun sagn S' mal, Herr Doktor, is des nun anständig, wenn einer ein fremdes Pianino nimmt und säuft, bis aus den tausend schennen Tönen nix anderes is wordn als tausendundein ‚Schluckauf'?"

Alle sahen gespannt auf mich. Ich stotterte etwas von „Rechtslage" und ob das Klavier denn nicht Gegenstand der Vermögensauseinandersetzung gewesen sei... bei den p. p. Scheidungen?

„Schaugn S', dazu habn doch wir gar koane Zeit net gehabt... nachdem doch der Kropf, kaum daß er vier Monat mit unserer Frau verheirat gwen is, ins Gras hat beißen müassn. Und wir habn es derazeit net in unsere Wohnung tean können, nachdem das Wohnzimmer an ein Zimmerfräulein vermietet war. Nun aber gehört's wieder unser, und wir wollen's es wieder der Kunst weihn, und drum sagn wir der Frau Kropf: ‚Jetzt schaffst uns a neuches Klavier her oder —' Überlegn S' sich mal die Gschicht, Herr Doktor, san S' so gut, und wenn's Eahna recht ist, tan ma jetzt an Tarock."

„I bin's a zufriedn, daß der Herr Doktor uns sei Meinung sagt. Er is a studierter Mann und kennt sich aus in der Gerechtigkeit. Und die Gerechtigkeit wär, daß das Biwanino, wann's ich überhaupt noch hätt, mein gehörat. Die eine Hälften hat mir der Scheidlseder in d' Eh' mitbracht, die anderne der Karl. — Aber jetzt bring i den Herrn de Tarockkarten."

„Ich war froh, der Entscheidung für den Augenblick enthoben zu sein, und verlor aus Freude die ersten beiden Spiele. Kraglmeier

mischte von neuem, aber gerade wie er dabei war, mit Andacht die Karten auszuteilen, durchbrach ein Seufzer das heilige Schweigen.

„Für d' Musi kunnt ich glei sterben", sagte Zenta, die Entsenderin dieser Gemütsbewegung. „Euch, wann i so beianand sitzn sieh, nacha gspür's ich erscht recht, was für a einschichtigs Hascherl i bin."

„Schau, Zenta," sagte Kraglmeier, indem er seine Karten aufnahm, „des hat jetzt keinen Sinn nimmer. Mit uns zwoa beidn bis eh schon mal verheirat gwen, und der Herr Doktor, für den bist do net vornehm gnug."

„Der Herr Doktor..." sagte Zenta langsam und sah mich sehr verführerisch an. „Ja, mei..." Sie versank in Brüten, dann aber erhob sie sich und wollte zur Tür.

„Wohin gehst denn?" fragte Xaver, der das neue Spiel seinem Freunde kampflos gelassen hatte.

„I? I kimm glei retour. Aber nacha werd's schaugn!"

„Grasen tauf i des Mords-Spui", bekannte Kraglmeier triumphierend. Und er hieb Kartenblatt um Kartenblatt auf den Tisch und riß Stich um Stich an sich. Plötzlich aber hielt er inne. Aus dem Hintergrunde nämlich kam ein Schnarren und Krächzen und dann... dann ward eine Stimme laut, eine etwas blecherne, aber doch singende Stimme. Und — in wehmütigen, leicht eingeschmalzten Tönen erklang...

„Das Seemannslos", sagte Scheidlseder und legte seine Karten nieder.

„Man kunnt auch sagen ‚das Ehmannslos'", flüsterte Kraglmeier, der Ingeniöse. Und der auszuspielende Trumpf blieb ihm zwischen den Fingern hangen. Was denn? War das Klavier neu auferstanden? Nein! Auf einem Tischlein im Hintergrunde hatte ein Grammophon seinen Platz gefunden, und aus dem breiten Munde des Trichters scholl es:

> „Nun schlafen sie wohl
> Auf dem Grunde des Mee—eeres,
> Schlafet wohl... schlafet wohl..."

Frau Zenta aber, offensichtlich unfähig, so viel Rührung allein zu ertragen, wankte näher... wankte auf mich zu... und — nur durch eine sehr geschickte Bewegung entging ich einer mir zugedachten Umarmung. Zenta aber trug ihre Rührung auf die Ottomane, benommen von der Macht der Töne, den Gefahren des Meeres und der neugefestigten Überzeugung von der Schlechtigkeit der Männerwelt.

„Mein Solo", sagte Karl, zählte dann seine Stiche und erhielt seinen Gewinn.

„Ich muß leider für heut abbrechen", sagte ich. Denn mir war es furchtbar unheimlich geworden. Wollte Frau Zenta auch mir ein Seemannslos bereiten?

„Aber, naa..." flötete die Witwe Kropf. „Zu an Kaffee sollten S' mir do noch die Ehr erweisen."

„Entschuldigen Sie, liebe Frau Kropf", erwiderte ich leise, aber hart. „Pflicht ruft... böse Pflicht..." Und ich erwischte schon die Türklinke. Gerade hörte ich noch, wie Kraglmeier zu seinem Freunde sagte: „Ja mei, Xaver, da sieht man's wieder amal: die Studierten san do die Gescheiteren!"

# Die Verlobung

## Humoreske von Achim v. Winterfeld

Es war im Schützenhaus in Posemuckel während des Bunten Abends mit anschließendem Tanz und Tombola, den der Frauenverein des Ortes zum Besten der dortigen Waisenkinder veranstaltet hatte.

Überall schon war es aufgefallen, daß Hilde, das älteste Töchterlein des ehrsamen Tischlermeisters Tannengrün, die Jungfrau mit der Vorliebe für Pastorenbilder, die sie in reicher Fülle rings auf ihrem Schreibtisch aufgebaut hatte — ihre Freundinnen nannten sie ob dieser Vorliebe nur noch Pastorenhilde — von dem Käsehändler en gros Balduin Ziegenmilch, einem jovialen, beleibten Manne Ende der Zwanzig mit semmelblondem, pomadig glänzendem Haar, derart oft zum Tanzen aufgefordert wurde, daß man, besonders im Kreise der Posemuckler Mütter, unmöglich achtlos an dieser Tatsache hätte vorbeiblicken können. Wie sie gelacht hatten miteinander, wie sie dann gelächelt, ihm in die wasserhellen Augen geblickt hatte! Nun, man wußte ja, daß er an mancher Geselligkeit im Hause Tannengrün teilgenommen hatte, daß er schon bei einigen familienfriedlichen Sommerausflügen mit Hilde zusammen gesehen worden war. Ob es nun wirklich...?

„Eine glänzende Partie, wenn es etwas würde! Denken Sie nur an den Umsatz, den der Mann hat!"

„Und sein Häuschen ist auch nicht zu verachten."

„Hypothekenfrei."

„Und sein reicher Onkel in Amerika mit dem Krebsleiden, der es auch nicht lange mehr machen wird."

„Gott ja, man könnte es Tannengrüns wünschen. Drei Töchter! Da kann man tatsächlich froh sein, wenn die Sache endlich ins Rollen kommt."

Unterdessen wandelten Hilde und Herr Balduin Ziegenmilch in den schattigen Laubengängen des Schützenhausgartens, die schon bei so manchem jungen Glück Pate gestanden hatten, in schüchternem Abstand nebeneinander her. Man hatte solch ein beklemmendes Gefühl, als ob sich heute abend etwas ereignen würde, ein Gefühl, wie wenn ein Gewitter in der Luft liegt, womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß es sich gerade um ein Gewitter handelte, dem man beklommen entgegensah. Er hatte sie so zärtlich an sich gedrückt beim Tanzen, daß ihr ganz anders geworden war, daß sie ihre Pastorenbilder auf dem Schreibtisch ganz vergessen hatte. Er hatte vom Rosenmonat gesprochen mit einer Stimme...! Und als er sie dann mit stockenden Worten gebeten hatte, einen Augenblick mit ihm im Garten die frische Abendluft zu genießen, als seine Worte sich so sanft um sie schmiegten wie das Säuseln des Abendwindes — sie hatte nie gedacht, daß ein Mann mit einem so prosaischen Beruf einen so zarten Ausdruck in seine Stimme legen könnte — da hatte sie nicht anders gekonnt, als ja zu sagen.

„Wie wundervoll die Sterne glänzen!" sagte Herr Ziegenmilch und drehte die wasserhellen Äuglein elegisch zum Firmament.

„Auffallend klar für eine Sommernacht", wisperte Hilde. „Besonders wo es tagsüber so viel geregnet hat."

„Schön, daß es nun nicht mehr regnet", bemerkte Herr Ziegenmilch. „Sonst hätten wir nicht in den Garten gehen können."

„Ja, die Luft tut gut", sagte Hilde, einzig und allein, weil sie nicht wußte, was sie sonst sagen sollte.

Sie fühlte, wie der schüchterne Abstand zu ihrem Begleiter sich verringerte, wie eine Hand nach der ihren griff.

„Wenn jetzt eine Sternschnuppe fiele, wüßte ich, was ich mir wünschte", ließ sich leise Herr Balduin vernehmen.

„Etwas, was wirklich in Erfüllung gehen könnte?" fragte Hilde mit klopfendem Herzen.

„Ja, wenn ich das wüßte!" seufzte Herr Balduin und drückte zärtlich ihre Hand, Kraft saugend aus der beglückenden Tatsache, daß sie sie ihm nicht entzog.

„Ist es denn etwas so ganz Unbescheidenes?"

„Ganz furchtbar unbescheiden!" Schweigend gingen sie nebeneinander her, bis Herr Ziegenmilch einen heroischen Anlauf nahm: „Soll ich es sagen?" In diesem Augenblick stolperte er über eine Baumwurzel und sank geradeswegs an Hildes Brust, von Hilde mit beiden Armen aufgefangen. „Soll ich es wirklich sagen?" flüsterte er, indem er sich nicht von der Stelle rührte, was ihm in Anbetracht der angenehmen Lage ja auch nicht zu verdenken war. Er tat, als wäre Hildes Busen eines jener lieblichen Schlummerkissen, auf denen in den buntesten Farben die einladenden Worte gestickt stehen: „Nur ein Viertelstündchen."

„So sagen Sie es doch!" bat sie zärtlich, indem sie seinen Kopf durch leisen Druck mit dem Schlummerkissen in noch etwas vertrautere Berührung brachte.

Da sagte Herr Balduin jene denkwürdigen Worte, nach deren Aussprache, wenn sie bei der Gegenpartei Widerhall finden, das „Sie" auf Nimmerwiedersehen von der Bildfläche verschwindet.

Der Kuß, den der Mond beschien, war erheblich lang: er entsprach absolut den Gepflogenheiten eines Engrosgeschäftes, das sich mit Detaildingen nicht abgibt.

Von einer Bank erscholl ein Kreischen. Es kam von Erna, dem Stubenmädchen im „Goldenen Löwen", deren hintere Extremitäten immer den beklemmenden Anschein erweckten, als müßte ein Stück von ihnen abplatzen. Entsetzt war sie, als sie Witterung von dem Engroskuß gewann, der da unmittelbar in ihrer Nähe effektuiert wurde, mit ihrem Schatz emporgeschreckt und mit einer Behendigkeit, die man ihrer Fülle kaum zugetraut hätte, sogleich in den Büschen verschwunden.

„Verfluchte Bande!" wetterte der Schatz. „Überall muß sich das Pack herumtreiben!"

„Ach, Balduin, wie bin ich erschrocken!"

„Komm!" sagte Balduin. „Mein süßes Herz!" und nahm mit männlich schützender Überlegenheit die Zitternde an sich.

„Aber noch nichts den Eltern sagen heute!" flüsterte Hilde.

„Nein, nein, du Süßes! Heute bleibt es noch ganz unser Geheimnis."

„Und auch noch morgen!"

„Auch morgen noch!"

Worauf sie in zärtlicher Armverschlingung unter dem, wie sie festgestellt hatten, für eine auf einen Regentag folgende Sommernacht auffallend klaren Sternenhimmel wieder dem Schützenhause zuschritten, in dem man inzwischen, ahnungslos über die schweren Ereignisse, die sich im Garten zugetragen hatten, zu modernen Tänzen übergegangen war.

Webstube.

Leinwandmangel.

Schlesische Hausindustrie: Bei den Leinewebern. / Nach Radierungen von Erich Fuchs.

# DIE FREISTROMTURBINE

Das fließende Wasser war eine der ersten Naturkräfte, deren Indienststellung der Menschheit glückte; die Ausnützung der anderen Naturkräfte, der vulkanischen und der Windkräfte, blieb erst viel späteren Generationen vorbehalten. Wasserkraftmaschinen, die die Strömungsenergie des Wassers verwerteten, finden wir schon bei den ältesten Völkern; bekannt sind uns allen wohl die Wasserhaltungs- und Wasserkraftmaschinen der alten Ägypter. Aus der Geschichte wissen wir, daß der römische Feldherr Belisar die Strömungsenergie des Tibers durch Wassermühlen ausnützte, die er auf Flöße setzen ließ. Einen bedeutenden Aufschwung nahm die Wasserkraftnutzung aber erst dann, als es gelungen war, die hier erzeugte mechanische Energie in elektrischen Strom umzuwandeln und diese elektrische Energie über Fernleitungen an die Orte des Verbrauchs zu transportieren. Ein gewisser Nachteil haftete aber an der Erzeugung elektrischen Stromes durch Wasserkraft im Vergleich zu der Krafterzeugung auf kalorischem Wege: Wasserkraftwerke erfordern bedeutend größere Anlagekosten als Wärmekraftwerke und bedingen hierdurch eine viel langfristigere Amortisation; denn es müssen große Bauten aufgeführt werden, um das strömende Wasser dazu zu zwingen, daß es seinen Lauf durch unsere Wasserkraftmaschinen, die Wasserturbinen, nimmt. Diese großen Anlagekosten versuchte man schon seit langer Zeit dadurch zu vermeiden, daß man es unternahm, eigene Wasserkraftmaschinen ohne viele Zubauten direkt in einen Wasserlauf zu legen. Die anfänglichen Versuchsergebnisse waren allerdings kläglich. Schon im Anfang unseres Jahrhunderts versuchten Amerikaner die Lösung des Stromturbinenproblems; sie erreichten aber nur geringe Leistungen und äußerst niedrige Wirkungsgrade.

Der an die Freistromturbine angeschlossene Stromerzeuger (Generator) in vollem Betrieb auf der mit der vollständig überfluteten Turbine durch Gestänge verbundenen Plattform. (Vgl. hierzu die Zeichnung auf der gegenüberstehenden Seite.)

Gesamtansicht des Turbinenaggregats mit Schwimmern.

Im Turbinenbau unterscheiden wir, wenn wir von den Wasserrädern absehen wollen, zwei Hauptarten von Turbinen: die Freistrahl- und die Überdruckturbinen. Herrscht vor und nach dem Turbinenlaufrade der gleiche Druck, so sprechen wir von einer Freistrahlturbine; hier wird eine Leistungsabgabe dadurch erzielt, daß die auf die Laufradschaufeln auftreffenden Wasserfäden an der gekrümmten Fläche der Schaufeln eine Ablenkung erfahren, deren Reaktion sich in einem Drucke auf die Schaufeln und damit in einer Bewegung des Schaufelrades bemerkbar macht. Bei der zweiten Art der Turbinen, den Überdruckturbinen, herrscht eine Druckdifferenz zwischen den Stellen vor und hinter dem Laufrade; zu dem Energiegewinn durch Geschwindigkeitsrichtungsänderung der Stromfäden kommt noch ein durch diese Druckdifferenz hervorgerufener Energiegewinn, weil die Strom(Wasser)fäden, aus denen wir uns jede Strömung zusammengesetzt denken können, jetzt an den Propellerschaufeln vorbeigepreßt werden. Der Erfinder der neuen Stromturbine, der Wiener Ingenieur E. H. Sueß, ein Neffe des bekannten Geologen Sueß, erkannte sehr richtig, daß die Erzielung eines Druckunterschiedes bei einer Stromturbine wesentlich sei. Die einfache und geniale Lösung, die mit der des Kolumbuseies verglichen werden könnte, fand Ingenieur Sueß in der Verminderung des Druckes hinter dem Laufrade und nicht in einer Erhöhung des Druckes vor dem Laufrade durch Stau, wie es schon viele Techniker vor Sueß versucht hatten. Erreicht wurde die Druckverminderung durch die eigenartige Wasserführung in dem sich konisch erweiternden Turbinengehäuse. Unterstützend für die Erzielung dieses Effektes wirkten übrigens auch die das Gehäuse umfließenden Wassermassen; sie saugen förmlich das vom Laufrade schon verarbeitete Wasser aus der Turbine heraus.

Welche Energiemengen stehen nun dem Techniker in einer Strömung überhaupt zur Verfügung? Die ausnützbare Energie von Wasserkräften hängt im allgemeinen von der in der Zeiteinheit zur Verfügung stehenden Wassermasse und der Höhe ab, aus der sie herabfällt; im besonderen, im Flusse, bemißt sich die ausnützbare Energie nach der Größe des durchflossenen Querschnitts und nach der dritten Potenz der Wassergeschwindigkeit der Strömung. Wir sehen, daß die Wassergeschwindigkeit selbst eine große Rolle spielt. Nehmen wir ein Quadratmeter als Vergleichsgrundlage für den durchströmten Querschnitt an, so erhalten wir für die einzelnen mittleren Strömungsgeschwindigkeiten des Flusses folgende durchschnittlich verfügbare Leistungen in der Strömung: bei einer Geschwindigkeit von 1 m in der Sekunde (m-sec): 0,67 P.S.; 1,5: 2,26; 2,0: 5,36; 3,0: 18,09; 4,0: 42,88 und 5,0 m/sec: 83,15 P.S. Wir erkennen die progressive Zunahme der Leistung mit steigender Wassergeschwindigkeit. Deshalb dürfte sich auch die Sueßsche Stromturbine besonders gut für die Wasserläufe unserer Alpengegenden eignen. Wir wollen fürs erste festhalten, daß die hier angeführten Leistungszahlen nur die in der Strömung verfügbare Leistung angeben, die erzeugte mechanische oder elektrische Leistung ist stets geringer; sie hängt vom Wirkungsgrade der Turbine und des elektrischen Stromerzeugers ab. — Der Aufbau der Sueßschen Freistromturbine ist, wie wir aus den Abbildungen erkennen, sehr einfach. Der Hauptsache nach besteht die Turbine aus dem konisch geformten Turbinengehäuse, in dessen Innerem mittels eines Armsternes das Lagergehäuse für den Propeller (Turbinenlaufrad) angebracht ist. Das Laufrad ist als vierflügeliger Propeller ausgebildet; auf seine Welle ist im Inneren des Lagergehäuses ein Kettenzahnrad aufgekeilt. Dreht sich der Propeller, so dreht sich auch dieses Zahnrad, und mit diesem bewegt sich eine in die Zähne dieses Zahnrades eingreifende Gliederkette. Diese Kette läuft, geschützt vor dem Wasserzutritt und ständig geölt, in eigenen Rohren, die auf dem Lagergehäuse aufsitzen, bis zu dem Antriebszahnrad des elektrischen Stromerzeugers auf der Plattform. Die Plattform ist mit dem Turbinengehäuse durch Streben fest verbunden und ragt auch bei tiefster Tauchstellung der Turbine stets über der Wasseroberfläche hervor. Auf der Plattform befindet sich das von der Gliederkette angetriebene zweite Kettenzahnrad, ferner das mit diesem gekuppelte Vorgelege und schließlich der Generator selbst.

Die halb überflutete Turbine mit Schwimmern im Donaustrom.

Eine Versuchs-Turbinenanlage nach Ingenieur Sueß im Donaukanal neben der Wiener „Urania“.

Die Versuchsturbine, deren Lichtbilder wir hier sehen, hatte einen Eintrittsdurchmesser von 1500 mm und einen Austrittsdurchmesser von 2000 mm. Sie ergab bei einer durchschnittlichen Strömungsgeschwindigkeit der Donau von 2,5 m/sec eine mechanische Leistung von 11,7 P.S.; dies entsprach einem Wirkungsgrade von ungefähr 74 v. H., sicherlich eine bei Stromturbinen bis jetzt noch nicht erreichte Leistungsfähigkeit. Bemerkt sei, daß diese Angaben aus den Resultaten der offiziellen Abbremsungen stammen, die unter Beisein des Vorstandes der Lehrkanzel für Wasserkraftmaschinen an der Technischen Hochschule in Wien, Herrn Ing. Dr. Magyar, vorgenommen wurden. Soll nun mittels dieser Turbine aus dem Strome Leistung gewonnen werden, so muß das ganze Aggregat an geeigneter Stelle in den Strom versenkt werden. Für die ersten Versuche wurde zu diesem Zwecke eine Schwimmeranlage hergestellt, deren Lichtbilder und Schnittzeichnung hier abgebildet sind. Bei späteren Versuchen nahm man zwei Tragschiffe (Pontons), wie wir dies besonders deutlich in der Abbildung der Turbinenversuchsanlage im Donaukanal bei der Wiener „Urania“ erkennen können. Waren nun die Schwimmer oder die Pontons genügend fest im Strome verankert, um in der starken Strömung der Turbine einen sicheren Standort zu gewährleisten, so wurde die Turbine mittels Schraubenflaschenzüge an Ketten langsam und so lange in die Strömung versenkt, bis das Turbinengehäuse vollständig überflutet war. Nun war auch der normale Betriebszustand schon erreicht, der auf der Plattform der Turbine montierte Generator wurde von dem in der Strömung arbeitenden Laufrad (Propeller) durch die die Kraft übertragende Gliederkette in Bewegung gesetzt. Die Strömungsenergie der Donau wurde durch diese Anordnung ohne viel Aufwand und ohne große Zutaten an Ort und Stelle in elektrische Energie transformiert und konnte mittels Fernleitung leicht zum Verbrauchsort geschafft werden. Bei starker Strömung, die eine sichere Verankerung der Tragschiffe oder Schwimmer sehr erschwert, läßt sich das Turbinenaggregat auch mit Hilfe von Piloten in den Fluß legen. Der große Vorteil der Freistromturbine besteht in ihren geringen Anlagekosten, die durch eine sehr kurze Amortisationszeit einen rentablen Betrieb ermöglichen. Hier vermögen wir mit Recht von der „billigen Wasserkraft“ zu sprechen, während wir dies bei den großen Wasserkraftwerken nicht so ohne Einschränkungen sagen können. Wenn wir vorläufig von den Plänen der Großkrafterzeugung mittels Sueßscher Turbinen absehen wollen, so stellt doch diese Turbine die ideale Kleinkraftmaschine für kleinindustrielle, für gewerbliche und landwirtschaftliche Betriebe dar, die an großen Strömen oder an schnell fließenden Alpenwässern gelegen sind. Die Freistromturbine kann diese Betriebe billig und sicher mit dem nötigen Kraft- und Lichtstrom versorgen. Diese Tatsache allein wird der Sueßschen Freistromturbine schon zu der Bedeutung verhelfen, die ihr als einer wirtschaftlich wichtigen technischen Erfindung zukommt.

Dr. Günther Bandat.

Schnittzeichnung der Freistromturbine des Wiener Ingenieurs E. H. Sueß mit elektrischem Stromerzeuger (Generator).

## Die Stube.

Das Wort „Stube“ bietet der sprachlichen Erklärung die größten Schwierigkeiten. Althochdeutsches stuba bedeutet heizbares Gemach, besonders Badezimmer; im Angelsächsischen ist stofa = Bad, englisch stove ist Ofen; überall also wird auf Wärme, Heizbarkeit hingedeutet. Das Romanische hat lautverwandte Wörter mit gleicher Bedeutung: italienisch stufa, französisch étuve ist Badestube, Ofen. Man möchte ein mittellateinisches Zeitwort extufare = mit Dampf heizen als Grundwort annehmen, wozu niederdeutsch stowen = schmoren passen würde. Man spricht z. B. von „gestowtem“ Gemüse. Dieser Erklärungsversuch geht also aus von der Vorstellung der Dampfbadestube, deren Name dann auf die Ofenstube übertragen worden wäre. Nun gibt es aber ein Wort „Stübchen“, das Gefäß bedeutet, altnordisch staup = Becher. Dieses staup heißt auch Vertiefung, Höhlung überhaupt, was ja auch auf Gefäß und Becher paßt; die Vertiefung ist das Hauptmerkmal jedes zur Aufnahme von Flüssigkeit bestimmten Gerätes. Nehmen wir nun Verwandtschaft zwischen diesen Wörtern und unserm „Stube“ an, so paßt die Grundbedeutung Vertiefung, Höhlung sehr gut auf den Wohnraum der Germanen in ältester Zeit. Sie hatten nämlich keine Hütten über der Erde, sondern in ihr; ihre Wohnungen waren Wohngruben. Erst später bauten sie Hütten einfachster Art aus Holz, Lehm, Reisig, Schilf; noch viel später lernten sie von den Römern den Bau mit Steinen.

Dr. Ernst Wasserzieher.

# Wissen und Leben

**Wie schütze ich mich vor Edelsteinfälschungen?** Der Juwelenkauf ist Vertrauenssache; denn in der Regel verfügt der Käufer nicht über eine derartige Sachkenntnis, daß er sich aus eigener Kraft und eigenem Wissen gegen Übervorteilung schützen könnte. Und die Gefahr der Übervorteilung ist bei keiner anderen Ware so groß wie gerade bei dieser. Keine Ware wird so häufig gefälscht wie Edelsteine. Es ist aber auch keine Fälschung so gewinnbringend wie die Juwelenfälschung. Beim Kauf von Juwelen ist es ratsam, sich den Verkäufer gründlich anzusehen und nie oder nur mit größter Vorsicht von unbekannten Personen zu kaufen. Aus „Privathand" zu kaufen, bringt meist einen Reinfall. Gewiß hat der große Juwelierladen Regiekosten, die in die Preise einkalkuliert werden müssen. Doch dieser Preisaufschlag wird durch die günstigeren Einkaufsmöglichkeiten, die dem kapitalkräftigen Händler zu Gebote stehen, mehr als wettgemacht, und überdies hat der Kunde des offenen Geschäfts den Vorteil, daß dieses für die Echtheit haftet. — Für selbständige Naturen, für solche, die sich nicht gern auf einen andern verlassen, seien hier einige Winke gegeben. Oft sieht man Steinhändler die Ware an die Lippen oder an die Wange halten; manche nehmen die Steine sogar in den Mund. Wie verhält es sich damit? Es ist das ein Jahrtausende alter Brauch, den man heute ganz natürlich erklären kann. Die echten Edelsteine leiten nämlich die Wärme viel besser als das Glas. Edelsteine werden sich also stets kühl anfassen, während dies bei Glasimitationen nicht der Fall ist. Man hält die Steine deshalb an Wange oder Lippe, weil diese Körperstellen am empfindlichsten sind und hier das Kältegefühl, hervorgerufen durch Wärmeentzug, am ehesten in die Erscheinung tritt. Auf der gleichen Tatsache, nämlich auf dem starken Wärmeleitungsvermögen der echten Steine, beruht auch die vielfach geübte Prüfungsmethode des Anhauchens. Echte Edelsteine verlieren den Hauch bedeutend rascher als Glasimitationen. Diese beiden Methoden lassen sich übrigens nicht in allen Fällen in gleichem Sinne anwenden. So ist z. B. das Wärmeleitungsvermögen des Bernsteins und des Gagats schwächer als jenes von Glas. Hier wird sich also das echte Material wärmer anfassen als die Glasimitation. Oft versuchen glückliche Besitzer eines Brillantringes, mit diesem Glas zu schneiden, und sind todunglücklich, wenn es ihnen nicht gelingt. Es ist ein weitverbreiteter Aberglaube, daß man mit jedem Diamant Glas schneiden könne. Man muß unterscheiden zwischen Schneiden und Ritzen. Ein Brillant, d. i. ein geschliffener Diamant, ist in jedem Falle zum Schneiden unbrauchbar, da nur Steine, die eine gebogene, von zwei natürlichen krummen Kristallflächen gebildete Kante besitzen, Glas schneiden. Die Tatsache, daß alle echten Edelsteine Glas ritzen, bietet auch keine Handhabe zur zweifelsfreien Feststellung, ob echte Steine oder Imitationen vorliegen, denn geschliffene und nicht abgenützte Glasimitationen ritzen Glas ebenso wie etwa geschliffene Diamanten. Stets von Vorteil, leider aber selten durchführbar, ist die Vorsichtsmaßregel, Edelsteine ungefaßt zu kaufen. Man schützt sich auf diese Art jedenfalls vor den sog. „Dubletten", d. s. aus zwei echten oder nur teilweise echten Teilen zusammengesetzte Steine. Es gibt noch eine Menge anderer Untersuchungsmethoden; sie alle erfordern aber genaue Sachkenntnis und gute technische Ausrüstung. Arthur Frank Kausek.

**Gasgewinnung ohne Kohle.** Das Bestreben der modernen Technik geht immer mehr dahin, alle Abfallstoffe restlos auszunutzen. Zu den Abfallstoffen, die vielfach noch verlorengehen, oder deren Beseitigung erhebliche Kosten verursacht, gehörte in erster Linie der lästige Schlamm der Kanalisationsabwässer in Großstädten. Man hatte schon vor dem Kriege umfangreiche Versuche angestellt, um dieses in großen Mengen anfallende Abfallprodukt wirtschaftlich zu verwerten. Meist sind aber diese Vorschläge zu einer praktischen Durchführung in Hinsicht auf die Rentabilität nicht geeignet gewesen. Es ist ja allgemein bekannt, daß beim Gären (Faulen) des Kanalisationsschlammes brennbare Gase (Sumpfgas), die von hohem Heizwert sind, entstehen und nebenbei noch unangenehm riechende. Die Entfernung der übelriechenden Gase bereitet nun weiter keine Schwierigkeiten; es kommt einzig darauf an, möglichst viel brennbares Gas zu erhalten, damit eine wirtschaftliche Verwertung möglich ist. Durch neue Versuche in großem Ausmaß ist es jetzt geglückt, den Schlamm so faulen zu lassen, daß pro Kopf der Bevölkerung 10 cbm Gas (entgegen früher 3 cbm) entstehen, indem man Bakterien, die besonders viel Gas aus den fäulnisfähigen Bestandteilen des Kanalisationsschlammes entwickeln, bei Temperaturen von 30 Grad auf diesen einwirken läßt. In Erfurt ist nun eine große Anlage erbaut worden, die unter diesen Gesichtspunkten die Verwertung des Kanalisationsschlammes durchführt, der von den 100 000 Einwohnern anfällt. Durch diese Gasgewinnung ohne Kohle können allein in Erfurt jährlich über 5 Mill. t Kohle erspart werden. Auch die Wirtschaftlichkeit des neuen Verfahrens erscheint sehr annehmbar, wenn man berücksichtigt, daß es in erster Linie doch auf die Beseitigung der lästigen Schlammengen ankommt, ohne daß dadurch Kosten entstehen,

bzw. daß die Einnahmen für das erzeugte Gas wenigstens die Aufwendungen für die Verarbeitung des Schlammes decken. Legt man einen Gaspreis von 18 Pfennig pro Kubikmeter zugrunde, dann ergibt sich für die Stadt Erfurt allein eine Roheinnahme von 144 000 Mark jährlich und ein Reingewinn von etwa 34 000 bis 42 000 Mark. Gewiß ein recht beachtlicher wirtschaftlicher Erfolg. Dr. Fr.

**Das Moorbad.** Seit alters gilt das Moorbad bei Ärzten wie Kranken als beliebtes Heilmittel, dessen Wirkungsweise allerdings noch nicht restlos geklärt ist. Neuerdings wird nun von Untersuchungen über die physikalischen und chemischen Eigenschaften des Moorbades berichtet, die geeignet erscheinen, einiges Licht über die Wirkungsweise der Moorbäder zu verbreiten. Das Moorbad unterscheidet sich von dem gewöhnlichen Wannenbad durch sein höheres spezifisches Gewicht, durch die dichtere Konsistenz und besonders durch das Wärme-Verhalten der Bademasse. Für Badezwecke wird zumeist Moor verwendet, das aus den tieferen Schichten des Moorlagers stammt; und in diesem Moore finden sich als Endprodukte der Fäulnis Schwefelverbindungen, Schwefelwasserstoff und wohl auch Ammoniak. Je größer der Wassergehalt des fertigen Moorbades und je höher der Gehalt an mineralischen Bestandteilen ist, desto größer ist sein Wärmeleitungsvermögen; und von diesen Wärmeverhältnissen hängt denn auch im wesentlichen der Heilerfolg des Moorbades ab. Chemische Wirkungen werden in zweiter Linie von den im Moore gelösten Bestandteilen, vor allem von den Humussäuren, von den löslichen Mineralsalzen und zum Teil auch von freien Säuren, ausgeübt. Dr. M.

**Vorhersage von Erdbeben.** Die großen Katastrophen, die in den letzten Jahren bei Erdbeben entstanden sind, rufen das Bestreben wach, Anordnungen zu ersinnen, um Erdbeben voraussagen zu können. Von Hodgson wird dazu folgender Vorschlag gemacht. In der Nähe der aktiven Verwerfung, an der Veränderungen möglich erscheinen, werden in hinreichender Tiefe Mikrophone angebracht. Entstehen als Vorläufer der Erdbeben kleine Sprünge an der Verwerfung, so wirken sie als Geräusche auf das Mikrophon und werden mit registrierenden Galvanometern aufgezeichnet. Aus der Art der Geräuschregistrierungen kann dann auf Erdbebengefahr geschlossen werden. Ludwig Thor.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

# Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4254. 167. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 23. SEPTEMBER 1926

# Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4254. 167. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 23. September 1926.

# Illustrirte Zeitung

ABENDRUHE

NACH EINEM GEMÄLDE VON EDWARD CUCUEL

Zu der Typhus-Epidemie in Hannover, die zahlreiche Opfer forderte: **Links:** Abtransport von Typhuskranken mittels Sanitätsautos. — **Rechts:** Bei der Errichtung von Hilfs-Krankenbaracken zur Abhilfe der Überfüllung der Krankenhäuser.

Von der 700-Jahrfeier der Stadt Parchim (Mecklenburg): Der Moltkewagen in dem am 12. September veranstalteten Festzug zu Ehren des Generalfeldmarschalls Helmuth Graf v. Moltke, eines Sohnes der Stadt.

Von der am 11. und 12. September in Dresden abgehaltenen Tagung des Evangelischen Bundes: Führende Männer des Bundes im Gespräch mit Vertretern des internationalen Verbandes. Bundesdirektor Fahrenhorst (1); Direktor Ohlemüller (2); Bischof Raffay, Budapest (3); Hofprediger D. Döhring (4).

**Links:** Von der Grundsteinlegung zu einem Denkmal für den berühmten katholischen Gelehrten und Politiker Joseph v. Görres (geb. 1776) am 15. September in Koblenz: Hammerschlag des Oberbürgermeisters Dr. Russell. — **Rechts:** Die Wiederverheiratung des Generals Ludendorff: Ludendorff mit seiner Gattin, Frau Dr. Mathilde v. Kemnitz, am Hochzeitstage, dem 14. September, in Tutzing bei München.

# DIE BEDEUTUNG DER PSYCHOLOGIE FÜR DAS WIRTSCHAFTSLEBEN

Man hat nicht ohne Berechtigung gesagt, daß jede Wissenschaft ihren Ursprung im Leben habe und an irgendeiner Stelle ihrer Entwicklung wieder in das Leben einmünden, dessen Gestaltung beeinflussen, daß sie mithin praktische Bedeutung gewinnen müsse. Das gilt zweifellos auch für die Psychologie, die jüngste unter den Wissenschaften unseres abendländischen Kulturkreises. Fragt man, wo sie in dem immer mehr um sich greifenden Prozeß einer Rationalisierung unseres gesamten Lebens von Wichtigkeit zu werden vermag, so kann die Antwort nur lauten: überall da, wo es sich darum handelt, Menschen richtig einzuschätzen, zu behandeln, zu verwenden, auf sie zu wirken. Das ist nun offenbar auf verschiedenen Gebieten der Fall, und so hat sich die „angewandte Psychologie" auch nach mehreren Richtungen hin entwickelt. Als deren wichtigste nenne ich hier nur: die pädagogische Psychologie, die Rechtspsychologie, die medizinische Psychologie, die Wirtschaftspsychologie. Gerade die letztere zeigt besonders deutlich, was die Psychologie für die Praxis zu leisten vermag. Hier ordnet sie sich ein in jene Tendenz, die nach einer immer vollkommeneren Beherrschung aller Faktoren des Wirtschaftslebens strebt, und die sich bemüht, auch die menschliche Kraft und Leistungsfähigkeit „rationell" zu verwenden.

Eine erste Anwendungsmöglichkeit der Psychologie ergibt sich bei der Berufswahl und der Arbeitereinstellung. Bei der Berufswahl handelt es sich um das so ungemein wichtige Problem, daß ein Individuum den Beruf finden soll, für den es seiner ganzen seelischen und körperlichen Veranlagung nach am besten geeignet ist. Naturgemäß kann dabei nur eine Auswahl unter den möglichen Berufen erwogen werden, unter den Berufen, die für das gegebene Individuum überhaupt in Betracht gezogen werden können — andere scheiden von vornherein aus, sei es daß der Bewerber nicht die erforderliche Vorbildung besitzt, sei es daß die wirtschaftlichen Aussichten zu ungünstig oder die Kosten der Ausbildung zu hoch sind u. a. m. Es soll (und kann) also keineswegs verlangt werden, daß die Berufswahl lediglich unter dem Gesichtspunkt der „Eignung" erfolge; allein, das muß gefordert werden, daß der Gesichtspunkt der Eignung entscheidend mitberücksichtigt und insbesondere kein Beruf ergriffen werde, für den der Bewerber ungeeignet ist. Die Berufswahl erfolgt im allgemeinen in einem Alter, in dem der Zögling noch nicht in der Lage ist, die Bedeutung dieses Schrittes zu ermessen. Er besitzt nicht die notwendige Kenntnis der eigenen Anlagen und Fähigkeiten oder der Berufe; das gleiche gilt in der Regel von den Eltern, und so muß die Berufsberatung einsetzen, deren Aufgabe es ist, den Zögling, unter Berücksichtigung des Eignungsgesichtspunktes, zu beraten, welchen Beruf er ergreifen soll.

Handelt es sich hier also darum, daß für den Zögling ein Beruf gefunden wird, so will die Berufsauslese (besser vielleicht Arbeiterauslese) für eine gegebene Arbeitsverrichtung aus einer Reihe von Individuen die am besten geeigneten auslesen. Wenn z. B. in einer Maschinenfabrik dreißig Dreher eingestellt werden sollen, sich aber hundert um die Einstellung bewerben, so gilt es, die dreißig fähigsten herauszufinden. Die Entwicklung hat zu einer immer mehr gesteigerten Arbeitsteilung geführt, und damit sind immer neue Sonderberufe entstanden. Diese beanspruchen stets nur bestimmte Fähigkeiten, und es gilt, festzustellen, ob der Bewerber die gerade für die gegebene Sonderarbeit notwendigen Fähigkeiten besitzt oder nicht. Das Ziel ist hier die Gewinnung einer tüchtigen und leistungsfähigen Arbeiterschaft für ein Unternehmen. Damit überwiegt in diesem Falle also das privatwirtschaftliche Interesse, während in dem Fall der Berufsberatung eine richtige Verteilung der Arbeitskräfte im Rahmen des gesamten Produktionsprozesses erstrebt wird, also der volkswirtschaftliche Gesichtspunkt im Vordergrund steht. Besonders wichtig erscheint die Auslese bei der Einstellung von Lehrlingen. Die großen industriellen Unternehmungen sind heute fast alle dazu übergegangen, eigene Lehrlingsschulen und Lehrwerkstätten einzurichten, um so die Lehrlinge selbst auszubilden und für einen tüchtigen Nachwuchs zu sorgen. Hier berühren sich Auslese und Beratung eng miteinander.

Nach der Einstellung und der Überführung in einen bestimmten Beruf treten neue Probleme auf: Welches ist das beste Verfahren, den Arbeiter in seine Arbeit einzuführen, ihn zu unterweisen, anzulernen? Welche Motive bestimmen ihn in seiner Haltung, seinem Arbeitswillen? Welche Antriebe sind erforderlich, um den Arbeitswillen anzuregen, zu beleben? In welchen Faktoren ist ein Versagen bei der zugewiesenen Tätigkeit zu suchen? Ungemein wichtige Fragen, die zum großen Teil noch der Beantwortung harren. In dieses Gebiet gehört auch eine Erforschung der Psychologie der Arbeit; insbesondere sind hier die Ermüdungsmessungen und ähnliches zu nennen. Jede Arbeit, eine gewisse Zeit hindurch geleistet, ruft Ermüdung hervor. Diese ist zuerst gering, wächst aber, je länger die Arbeit fortgesetzt wird. Wird die Arbeit unterbrochen, kann sich der Arbeitende „ausruhen", so tritt eine Erholung ein; er wird wieder frisch und leistungsfähig. Bei zu langer Arbeitsdauer indessen werden die Kräfte des Individuums zu stark beansprucht, und die nunmehr auftretenden Ermüdungserscheinungen gehen bei der zur Verfügung stehenden Ruhepause nicht mehr vollständig zurück. Wiederholt sich dies, so muß eine Schädigung des Individuums die Folge sein; wir pflegen hier von Überanstrengung oder Überarbeitung zu sprechen. Von größter Wichtigkeit ist es nun, festzustellen, welche Arbeitsleistung einem Individuum zugemutet werden kann, ohne daß es zu einer Schädigung kommt. Die Ermüdung muß immer wieder vollkommen ausgeglichen werden können, eine höhere Leistung darf nie verlangt werden. Hier bestehen naturgemäß für die einzelnen Arbeitsverrichtungen weitgehende Unterschiede.

In dieses Gebiet gehört aber auch die Untersuchung des Lernprozesses und der Übungsfähigkeit. Je häufiger wir eine Arbeit verrichten, um so leichter geht sie uns von der Hand, sie „automatisiert" sich immer mehr; der Mensch arbeitet schließlich rein mechanisch. Es fragt sich nun, ob eine solche Mechanisierung für alle Verrichtungen zu erstreben ist. Das ist nun keineswegs der Fall, da auf diese Weise das Bewußtsein bis zu einem gewissen Grade ausgeschaltet wird und bei außergewöhnlichen Reizen, so etwa in Gefahrsituationen, leicht Störungen auftreten. Das gilt in besonderem Maße für die sog. Lenkerberufe, den Kraftwagenfahrer, den Straßenbahnführer usw. Ein weiteres Problem ist das der Unfallverhütung. Zahlreiche Unfälle sind von psychischen Faktoren abhängig. So spielt z. B. die Unachtsamkeit eine nicht zu unterschätzende Rolle, und auch die Verhütung von Unfällen ist bis zu einem gewissen Grade eine psychologische Aufgabe. Neuere Untersuchungen, besonders von Marbe, haben den Anteil der Individualität am Zustandekommen eines Unfalls deutlich gezeigt.

Ich nenne weiter das zuerst von Taylor in Angriff genommene Problem der Verbesserung und Vereinfachung des Arbeitsvorganges. Jede Arbeit kann in verschiedener Weise durchgeführt werden, und die Benutzung jedes Werkzeuges und jeder Maschine ist auf verschiedenen Wegen, mit Hilfe verschiedener Handgriffe und Bewegungen möglich. — Die Aufgabe eingehender Untersuchung ist es, die am besten geeignete Methode zur Ausführung einer Arbeit zu finden und den Arbeiter zu veranlassen, sich dieses „einen besten" Verfahrens auch wirklich zu bedienen. Hier ist vor allem auf die Bedeutung der Zeitstudien hinzuweisen, aber weiter auf die Wichtigkeit, die der Einrichtung des Arbeitsplatzes in dieser Beziehung zukommt, auf die ungemeine Bedeutung richtiger Anleitung usw.

Und endlich ist die Psychologie von Wichtigkeit für die Kundenwirkung und den Absatz. Hier haben sich als besondere Zweige der Wirtschaftspsychologie die Psychologie der Reklame und des Verkaufens entwickelt. Immer wird mit den Bedürfnissen und dem Geschmack des Publikums zu rechnen sein, und der Hersteller von Waren wird diesen Bedürfnissen und diesem Geschmack Rechnung tragen müssen, wenn er seine Ware absetzen will. Freilich entstehen zahlreiche Bedürfnisse erst mit dem Auftauchen neuer Güter. Ich denke daran, daß erst die Erfindung und Herstellung der Schreibmaschine eine Nachfrage nach Schreibmaschinen wachgerufen haben. Aber das gilt in der Regel doch nur von solchen Erzeugnissen, die eine Lücke ausfüllen. Das Aufspüren der Bedürfnisse und Ansprüche des Publikums gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Produzenten.

Alle Ware soll abgesetzt werden, ihren Weg zum Verbraucher finden. Eines der wichtigsten Mittel hierzu ist die Reklame. Reklame will wirken, Eindruck auf den Menschen machen. Ihre Wirkung aber unterliegt bestimmten Gesetzen, und diese will die Reklamepsychologie ermitteln. Sie untersucht, welche Werbeverfahren am wirksamsten sind, wie eine Anzeige, ein Prospekt usw. beschaffen sein müssen, um Eindruck zu machen, zu wirken, das Publikum zum Kaufen zu bewegen. Die Psychologie des Verkaufens endlich will feststellen, in welchem Umfange der Absatz einer Ware von der Art und Weise, in der sie dargeboten wird, abhängt. Dazu gehört nicht nur die äußere „Aufmachung", wie Verpackung usw., sondern auch das Verhalten des Verkäufers, der Umgang mit dem Publikum. Von wie großer Bedeutung diese Momente sind, wird vom Käufer nicht immer richtig eingeschätzt.

Damit wäre kurz ein Überblick über die Bedeutung der Psychologie für das Wirtschaftsleben gegeben. Daß sich bei bewußter Anwendung psychologischer Methoden manches erreichen läßt, daß die Herstellung verbilligt, der Absatz gesteigert werden kann, bedarf kaum einer besonderen Hervorhebung. Auf der anderen Seite aber dürfen auch die Grenzen und Gefahren, die hier liegen, nicht übersehen werden. Der Gedanke liegt nahe, auf der einen Seite den Menschen als bloßen Arbeitsmotor zu betrachten und ihm alle Selbständigkeit zu nehmen, auf der anderen Seite Bedürfnisse in ihm zu wecken, die in Wahrheit keine Bedürfnisse sind, nur um Güter absetzen zu können. Das muß aber unter allen Umständen vermieden werden; es muß im Gegenteil die Aufgabe sein, den Zusammenhang zwischen Mensch und Arbeit wieder fester zu knüpfen, den Menschen wieder zu Verantwortungsbewußtsein und Arbeitsfreude zu führen und nur jene Güter an ihn heranzubringen, deren er wirklich bedarf. Das wird aber nur dadurch möglich sein, daß sittliche Gesichtspunkte Leben und Wirtschaft in einem weitaus höheren Maße durchdringen, als dies heute noch der Fall ist. Prof. Dr. Erich Stern, Gießen.

# RUDOLF EUCKEN

## ‹ZU SEINEM TODE AM 15. SEPTEMBER›

Als Rudolf Eucken am 5. Januar d. J. in seltener körperlicher und geistiger Frische seinen 80. Geburtstag feierte, durfte man hoffen, daß ihm trotz seines hohen Alters noch manches Lebensjahr beschieden sein werde. Leider hat sich diese Hoffnung nicht erfüllt; nach schwerer Krankheit ist er in der Nacht vom 14. auf den 15. dieses Monats gestorben. Mit ihm hat Deutschland einen seiner größten Philosophen verloren.

Äußerlich ist das Leben Euckens, der am 5. Januar 1846 zu Aurich in Ostfriesland geboren wurde, von verschiedenen größeren Reisen abgesehen, in der ruhigen Weise verflossen, die für ein deutsches Gelehrtenleben charakteristisch zu sein pflegt. Die Arbeit, die er während seines Lebens geleistet hat, ist gewaltig. Durch sie ist er der Erneuerer des deutschen Idealismus geworden, und als solcher wird er in der Geschichte der Philosophie weiterleben.

Als Eucken im Jahre 1874 als Nachfolger Kuno Fischers nach Jena kam, war nach seiner eigenen Schilderung in seinen „Lebenserinnerungen" die philosophische Lage in Deutschland so, daß sich einerseits die Anhänger des alten Idealismus, andererseits die Realisten und Positivisten bekämpften. Der alte Idealismus hielt zwar den Grundgedanken einer selbständigen Geisteswelt fest, aber er fand kein Verhältnis zu der weltgeschichtlichen Lage der Gegenwart, und so war es natürlich, daß der Positivismus erfolgreich vordrang, der seine Stellung allein in dem von der Erfahrung gebotenen Dasein nahm. Darin aber erkannte Eucken von vornherein eine große Gefahr, weil er von Anfang an von der Überzeugung erfüllt war, daß alle bloße Diesseits- und Menschheitskultur, und sei sie auch noch so verfeinert und vervollkommnet, dem menschlichen Leben keinen wahren Sinn und Wert zu geben vermag, daß vielmehr von einem Sinn und Wert des Lebens erst dann die Rede sein kann, wenn der Mensch außer der ihn umgebenden Welt der Erfahrung eine dieser und der Zeit überlegene Geisteswelt anerkennt, auf deren Grund auch allein die Entwicklung geistig sittlicher Persönlichkeiten möglich ist. Dieses Geistesleben, das die Grundlage der Philosophie Euckens bildet, das nicht vom Menschen geschaffen wird, aber an dem er teilgewinnen kann, als selbständige Welt und als die eigentliche Tiefe aller Wirklichkeit aufzuweisen und gegenüber der bloßen Natur sicherzustellen, das erkannte und verfolgte Eucken von Beginn seiner Jenaer Zeit an als seine eigentliche Lebensaufgabe. Und für diese nahm er den Kampf auf in einer Zeit, in der in Deutschland, und ganz besonders in Jena unter dem Einfluß Haeckels, die Wogen eines alle selbständige Geistigkeit leugnenden Naturalismus hoch gingen, und wo er deshalb für seinen Standpunkt wenig Verständnis und Entgegenkommen erhoffen durfte. Aber trotzdem mußte der Kampf geführt werden; ging es doch bei ihm um die Seele des Menschen und um einen Sinn und Wert des Lebens, und in dieser Erkenntnis begann ihn Eucken, unbekümmert um alle Gegner von links und von rechts, mit einem Heroismus, der Bewunderung einflößt.

In jener Zeit, in der er auf scheinbar verlorenem Posten diesen Kampf mit dem herrschenden Naturalismus eröffnet, erscheint Eucken menschlich am größten. Für diese kühne Tat hat ihm seinerzeit der Jenaer Theologe Heinrich Weinel in der Zeitschrift „Deutscher Pfeiler" die folgende schöne Anerkennung gewidmet: „Da steht immer noch mit seinen leuchtenden Augen der alte Kämpe des Idealismus, Rudolf Eucken, der dem Geist die Treue hielt durch Generationen des Materialismus hindurch und noch die Freude eines wiedererwachenden tieferen Lebens unter den Jüngeren mit verdienten Ehren in der ganzen Welt erntet bis nach China hinüber." Von dem natur- und zeitüberlegenen Geistesleben aus, das sich am tiefsten in der Religion und hier wieder am reinsten im Christentum offenbart, dessen wirksamster Apologet Eucken in einer religionslosen Zeit gewesen ist, hat er dann in größeren und kleineren Schriften zu den mannigfachen Problemen unserer Zeit, wie zum religiösen Problem, zum Kulturproblem, zum Weltproblem, zum Bekenntnisproblem und zum Glücksproblem, Stellung genommen und nachgewiesen, daß alle diese Probleme allein bei Anerkennung eines selbständigen Geisteslebens zu einer unserer Zeit entsprechenden und den Menschen befriegenden Lösung gebracht werden können, und daß nur die Erringung eines geistigen Lebensinhaltes die Menschheit vor einem inneren Zerfall behüten kann. Dabei gedachte er besonders seines eigenen Volkes, dem er vor, in und nach dem Kriege immer mahnend und warnend zur Seite stand, und das er mit neuem religiösen und sittlichen Geist erfüllen wollte.

Eucken erzählt in seinen „Lebenserinnerungen“, daß, als seine Mutter und er als Knabe einmal auf der Reise mit einem Rabbiner zusammengetroffen wären, dieser segnend die Hände auf seinen Kopf gelegt und dabei gesagt hätte: „Er wird durch ferne Länder gehen, und er wird Großes im Dienste Gottes leisten.“ Euckens Leben und Wirken hat gezeigt, daß diese Prophezeiung richtig war. Er hat als Denker und noch mehr als Prophet im Dienste Gottes gewirkt.

Prof. Dr. Gerhard Budde (Hannover).

Rudolf Eucken,
Geh. Hofrat, berühmter Philosoph, Professor an der Universität Jena, † am 15. September.

# Tagesgeschichte.

Die Festtage der 700-Jahrfeier der Stadt Parchim in Mecklenburg, die die Eröffnung des Stadions auf der alten Wallensteinschanze, die Einweihung einer Turnhalle und einen Festakt in diesem Raume mit der Begrüßung durch Bürgermeister Geheimrat Capobus gebracht hatten, fanden ihren Abschluß in dem Festgottesdienst in der St.-Georgenkirche, einem großen Festzug und einem Volksfest am 12. September. Der Festzug gruppierte sich in einen geschichtlichen und einen modernen Teil. In ihm waren außer Bildern aus der Wenden- und aus der Raubritterzeit Darstellungen der Pest, des Wallensteinzuges, der Zietenhusaren, Gruppen der Schützengilde und der Innungen, auch der große Sohn der Stadt, Helmuth v. Moltke, und Fritz Reuter, der hier während seiner Gymnasiastenzeit weilte, vertreten.

In Koblenz wurde am 15. September der Grundstein zu einem Denkmal für den vor 150 Jahren geborenen romantischen Politiker und Gelehrten Joseph v. Görres gelegt, und und in der Rheinhalle hat die Stadt eine Gedächtnisausstellung für ihn eröffnet. Joseph v. Görres, ursprünglich ein Anhänger der Aufklärung, hat in unruhigen Zeiten der deutschen Geschichte sich mit der Macht seines Wortes für die nationale Unabhängigkeit eingesetzt. Im „Rheinischen Merkur“ trat der regsame Mann als Publizist mit seinen Anregungen und Gedanken vor das Volk. Später zog er sich in der Zeit der Restauration den Unwillen der Machthaber zu und mußte nach Frankfurt und Straßburg fliehen, um der Verhaftung zu entgehen. Als er mit der Romantik in Berührung trat, wurde er zum eifrigen Vorkämpfer der katholischen Kirche und des Primates der Kirche über den Staat. Im Revolutionsjahre 1848 starb er in München als Professor der Geschichte.

Die Mitglieder des Evangelischen Bundes versammelten sich am 11. September in Dresden zu ihrer 30. Generalversammlung, bei der Fragen des evangelischen Christentums erörtert wurden. Am 12. September fanden dann die Jubelfeiern zum 40jährigen Bestehen des Evangelischen Bundes statt. Auch wurden Festgottesdienste in den vier Hauptkirchen Dresdens und eine Huldigung der evangelischen Jugend Dresdens am Lutherdenkmal abgehalten. Am folgenden Tage unternahmen die Festteilnehmer mit einem Elbdampfer eine Domfahrt nach Meißen.

Eine Verlobung im ehemaligen österreichisch-ungarischen Herrscherhause: Herzog Dr. Max v. Hohenberg, Sohn des am 28. Juni 1914 in Serajewo ermordeten Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand, mit seiner Braut, Gräfin Elisabeth von Waldburg-Wolfegg. (Phot. Elvira, München.)

Vizeadmiral Hugo Dominik,
der neue Präsident der Deutschen Seewarte in Hamburg, der am 10. September sein Amt antrat. (Phot. O. Reich, Hamburg.)

Die Typhusepidemie in Hannover hat eine gewaltige Ausdehnung angenommen. Weit über 1500 Kranke wurden in die Hospitale und Hilfsstationen eingeliefert, über 70 Personen fielen der Epidemie zum Opfer. Über die Ursachen der Typhuserkrankungen konnten einwandfreie Erklärungen nicht gefunden werden.

Zu Ehren der anläßlich der Wiener Messe in der Stadt weilenden Fremden veranstalteten am 12. September die Fremdenverkehrsvereine Wiens und Niederösterreichs einen Festsonntag. Er begann mit Vorführungen in der Spanischen Reitschule. Mittags folgte ein Konzert auf dem Heldenplatz, und am Nachmittag ging das große Trachtenfest vonstatten, das ganz nach volkstümlichen Grundsätzen angeordnet war. An dem Festzug beteiligten sich fast alle Landsmannschaften Österreichs. Die Steiermärker, Kärntner und Tiroler sowie die Niederösterreicher hatten abwechslungsreiche Gruppen gebildet, und auch das Burgenland war durch Winzergruppen vom Neusiedler See vertreten. Nach dem Vorbeimarsch, der über eine Stunde dauerte, wurden auf dem vor dem Rathaus errichteten Podium Volkstänze vorgeführt. Im Anschluß daran hielt Bundespräsident Dr. Hainisch eine herzliche Ansprache, in der er für die Erhaltung der Volksbräuche und Volkstrachten eintrat. Eine Beleuchtung des Rathauses und anschließend daran die des Hochstrahlbrunnens bildeten den Abschluß dieses wohlgelungenen Volksfestes.

Auf Mussolini wurde am 10. September in Rom durch den Anarchisten Giovannini ein Attentat verübt. Da die Bombe von dem Automobil, in dem sich Mussolini befand, abprallte und erst explodierte, als der Wagen sich ein Stück entfernt hatte, blieb der italienische Ministerpräsident unversehrt. Der Attentäter, ein Italiener von Geburt, ist aus Frankreich gekommen, wohin er beim Aufkommen des Faschismus geflüchtet war. Bei den am 11. September auf der Piazza Colonna und vor dem Ministerium des Äußeren vom Gouverneur von Rom veranstalteten Jubelkundgebungen hielt Mussolini eine Rede, in der er für die Wiedereinführung der Todesstrafe für politische Attentäter eintrat und an die Adresse Frankreichs gerichtete Drohungen gegen die Länder aussprach, die gegen die Feinde des Faschismus zu große Toleranz bewahren. Diese Ausführungen haben in Frankreich nicht wenig Erregung hervorgerufen und zu einer Pressefehde zwischen beiden Ländern geführt.

Bei dem am 11. September veranstalteten Sportfest des Sportklubs Charlottenburg krönte der deutsche Läufer Dr. Peltzer, der in diesem Jahre keine einzige Niederlage erlitten hat, alle seine Leistungen, indem er seine beiden größten Gegner Nurmi (Finnland) und Wide (Schweden) sicher schlagen konnte. Der 1500-m-Lauf, bei dem sich diese drei besten Läufer der Jetztzeit gegenüberstanden, bot einen überaus spannenden Kampf. Zuerst hatte Wide die Führung, doch im Endkampf gelang es Peltzer, Nurmi und schließlich auch Wide zu überholen. Er legte die 1500-m-Strecke in 3 Min. 51 Sek. zurück, während Wide als zweiter Sieger 3:51,8 und Nurmi, der „fliegende Finne“, 3:52,8 brauchte. Der vierte Läufer, Böcher, gab auf nach 1200 m. Mit dieser Leistung stellte Dr. Peltzer einen neuen Weltrekord auf, denn der alte Rekord Nurmis lautete 3:52,6. Damit hat der deutsche Sport erneut einen eindrucksvollen Beweis seiner Weltgeltung geliefert.

# Bühnenschau.

Am 12. September ging im Staatstheater zu Berlin die von Erwin Piscator geleitete Aufführung von Schillers „Räubern“ im modernen Gewande in Szene. Der Gedanke, das geniale Jugendwerk Schillers in dieser veränderten Aufmachung zu geben, ist nicht neu. Vor Jahren schon ließ Erich Ziegel in den Hamburger Kammerspielen den Franz Moor mit Monokel und Zigarette und den Karl Moor im Stahlhelm auftreten. Bei diesem jüngsten Versuch, bei dem Soldatenmützen, Koppel, Autojoppe, Hornbrille und Gehrock verwendet werden, ist freilich die neuzeitliche Gestaltung im Äußeren nicht das Wesentliche. Dem Spielleiter kam es vielmehr darauf an, den Schillerschen Gedanken von den Räubern als Außenseitern der Gesellschaft umzudeuten und ihm einen modernen Ausdruck zu verleihen. In die Abstimmung der Räuberschar kam also ein proletaristischer Zug, und das ganze Stück ähnelte schließlich stark einem politischen Tendenz- und Agitationsstück. Zu diesem Zwecke wurde Schillers Werk bedenklich beschnitten; an verschiedenen Stellen mußte sich die Urdichtung Abwandlungen und Zutaten gefallen lassen. Anstatt des Pastors Moser tritt eine „Magistratsperson“ auf, die Erscheinung des Banditen Kosinsky ist beseitigt, und von Amaliens Rolle bleibt nicht allzuviel übrig. Zum Schluß gibt sich Karl nicht in die Hände des Gerichts, sondern setzt den Revolver an die Stirn.

Dr. J. Jastrow,
Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin, nambafter Nationalökonom, beging am 13. September seinen 70. Geburtstag.

Links: Füllung der Ballone, die von den Truppen zu geeigneter Zeit losgelassen werden und als Luftfahrzeuge zählen. Rechts: Künstliche Tanks rücken in Stellung. Der Reichswehr ist durch den Versailler Vertrag der Gebrauch von Tanks und Flugzeugen verboten.

Das entwaffnete Deutschland: Attrappen statt Kriegsgerät bei den Herbstmanövern der Reichswehr in der Prignitz (Brandenburg) vom 13. bis zum 15. September.

Deutschlands erstes Auftreten im Völkerbund: Während der Rede des Außenministers Dr. Stresemann vor der Völkerbundsversammlung in Genf am 10. September.

Links: Die deutsche Delegation nach der ersten Sitzung im Reformationssaal auf dem Wege zu ihrer Aufenthaltsstätte, dem Hotel Metropol. Von links nach rechts: Geheimrat v. Bülow; Ministerialdirektor Dr. Gaus; Dr. Stresemann; Staatssekretär Dr. Weismann. Rechts: Koryphäen der Völkerbundsversammlung: Reichsaußenminister Dr. Stresemann; Chamberlain, der englische Außenminister; Briand, der französische Außenminister; Staatssekretär Dr. v. Schubert.

Von der Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund

Von dem am 12. September in Wien veranstalteten Trachtenfest:
Links: Steirische Trachten aus dem oberen Murtal. (Foto-Kurier, Wien.)
Rechts: Bundespräsident Dr. Hainisch inmitten der Zuschauer beim Trachtenfestzug. (C. Seebald, Wien.)

Vom Attentat auf den italienischen Diktator Mussolini in Rom am 10. September: Links: Mussolini bei seiner Rede, die er am folgenden Tage hielt, und in der er Drohungen gegen das Ausland (Frankreich) aussprach und die Wiedereinführung der Todesstrafe in Aussicht stellte. — Rechts: Die Menschenmenge jubelt dem geretteten Mussolini vor dem Palazzo Chigi zu.

Links: Immer noch Unruhen in Griechenland: Die erregte Volksmenge vor einem Panzerauto der Republikanischen Garde, das sie in Besitz genommen hat und herausfordernd durch die Straßen fährt.
Rechts: Vorführung von Volkstänzen in der kleidsamen schottischen Nationaltracht vor dem englischen Königspaar bei dessen Anwesenheit in Braemar (Schottland). Die Vorführenden sind Jugendliche im Alter von 12 bis 17 Jahren.

# Der See

Roman von Gustav Renker

(17. Fortsetzung.)

Da stand ich am Ufer des kleinen Sees, dem ich mich vom ersten Tag meiner Anwesenheit an etwas verwandt gefühlt hatte. Denn das stille, in das behutsame Grün der Talmulde vertiefte Gewässer hatte einen dichten Kranz von Schilf, das ostwärts in sumpfige, mit Riedgras bewachsene Wiesen überging. Von meiner Jugend her ist mir das so geblieben: Seen, die keinen Schilfsaum haben, scheinen mir kalt und seelenlos. Wenn kristallklares Wasser an steile Felswände schlägt und das Ufer nach kurzem Schwemmsandunterbruch in Riffen, Säulen und Mauern weiter zu schwarz verhangenen Tiefen abstürzt, dann ist mir ein solcher See nur wie eine riesige Opferschale der Berge, die aus diesem Becher das wallende Gespenstervolk ihrer Wolken und Nebel nähren. Zwischen Hochwald, Fels und Firn eine leuchtende Linie unruhvollen Wassers — dann wieder Fels und Klüfte, Tal und Grat, nur daß über diese statt Adler und Bergfalk Hecht und Waller schweben. Gewalten der Berge haben diesen See ausgemeißelt und schütten ihn wieder zu. Am Ufer des in Felskerkern versenkten Königssees, des Traunsees und Hallstätter Sees habe ich gestanden, und mir war, als wehe ein Hauch der Steingruft auch in meinem Fühlen.

Ich habe nie ein Verhältnis zu Seen gefunden, deren steinigen Felsenufern die Milde des Schilfes versagt ist. Das Seelein von Georgenstein aber trug einen grünen Kranz, und sein Ostteil war, wie ich hörte, im Frühling ein Teppich von tausend wiegenden Wasserrosen. Quer durch das grüne Traumauge ragte ein seltsamer Bau. Man hätte die Reihe graubemooster Steinbogen eine Brücke nennen können, wenn eine solche bei der Kleinheit des rasch zu umschreitenden Wassers nicht sinnlos gewesen wäre. Einige der Steinbogen waren eingestürzt, nur ihre Pfosten stehen geblieben; in ihre Ritzen und Fugen bohrten junge Erlen die zähen Wurzeln. Von den erhaltenen Bogen aber fiel langmähniges, nie gemähtes Gras wie ein wehender Wasserfall nieder.

Die Chronik von Georgenstein vermeldet getreulich, was es mit diesen Steinbogen für eine Bewandtnis habe. Die alten Rittersleute, hochthronend über See und Tal, waren nicht nur Feinschmecker bei Falernerwein und gebeiztem Wildbret gewesen. Sie liebten ausnahmsweise auch einen Trunk frischen Bergwassers und hatten sich zu diesem Zwecke eine Wasserleitung angelegt, die Nahrung aus einer Quelle am jenseitigen Berghang sog und in gerader Richtung, den See überquerend, zur Burg hinaufführte. Die Burg verfiel, und der Mitte 1700 entstandene Gutshof hatte eine andere Quelle näher. So verschlammte mählich die alte Leitung, bis einer der nunmehr frei gewordenen Bauern die Quelle erwarb und zu seinem Hof leitete. Die Zeit mit ihren Wettern, Frösten, Stürmen und ihrer Hitze rüttelte an dem alten Aquädukt, bis ein Teil der Bogen einstürzte, während der Rest als grobgefügte Ruine aus den Fluten ragte.

An jenem Abend war der Mittelbogen ein Tor, durch das letzte Glut des verlöschenden Westhimmels auf das Wasser fiel und eine unstet zuckende Straße bis zum Ostufer legte. So scharf hob sich der Steinbogen von dem versickernden Himmelsblut ab, daß man genau jedes Grasbüschel, jeden Höcker im Gemäuer sehen konnte. Zu alleroberst aber saß eine winzige Gestalt und schien in ihrer Unbeweglichkeit aus dem Stein hervorgewachsen. Beim Näherkommen trat ich hart und grob auf, um das Männlein da oben nicht durch plötzliches Erscheinen zu erschrecken. Vor einigen Jahren war ein Fischerbub, vor einer plötzlich aufschnellenden Wassernatter, die sich auf den Steinen gesonnt hatte, ausweichend, vom Mittelbogen in das Algengras des Seegrundes gestürzt.

Der Kleine auf dem Mauerrand aber schien anderer Art. Er sah mich ohne Angst über die schmalen Bogen springen und begrüßte mich sonder Förmlichkeit mit der ärgerlichen Versicherung, daß kein Fisch anbeißen wolle.

„Hast du auch eine richtige Angel?"

„Freilich." Er federte die Schnur empor und zeigte mir den gekrümmten Widerhaken. „Aus dem Großpapa sei'm Zimmer hab ich's geholt."

„Der Großpapa ist wohl der Baron von Kettwitz?"

„Der Großpapa ist — ist der Großpapa. Er ist ein sehr lustiger Mann und kann mit den Ohren wackeln. Kannst du das auch?"

Ich mußte gestehen, daß ich's noch nicht so weit gebracht hatte. „Du bist der Erwin von Willading, was?"

Er nickte. „Und du?"

„Ich bin der Onkel Medard."

„Du, los! Meine Mutti hat mir gesagt, ich dürfe nicht zu allen Leuten Tante und Onkel sagen. Weil sie's nämlich gar nicht sind. Ich hab nur einen Onkel, der lebt in Paris. Aber das ist so ein ganz richtiger Onkel. — Na ja!" warf er plötzlich energisch seine Gedanken in eine andere Richtung. „Und jetzt wollen wir weiterfischen."

Er nahm vom Stein neben sich eine Semmel und heftete eine Krume an die Angel. Sein feines Gesichterl mit dem krausblonden Haar über den schwarzen Augen hatte dabei den Zug ernster Sicherheit und eines etwas trotzigen Eigenwillens.

„Du, Erwin, mit Brotkrumen kann man keine Fische fangen."

„Ich will aber Fische fangen."

„Dann mußt du einen Wurm, eine Schnecke oder so was nehmen." Ich hob einen Stein auf und griff nach einem daruntersitzenden Käferlein. „Gib mal die Angel her!"

Er hielt den Stock mit den kleinen Fäusten trotzig umspannt.

„Du willst den Käfer aufspießen. Geh weg, du bist ein wüster Mensch."

Ich wurde belehrsam. „Was willst du mit den Fischen?"

„Sie fangen und in einen Wasserkübel tun, jeden Tag füttern."

„Weißt du, wie man sie fängt? Hast du schon einmal einen geangelten Fisch gesehen? Der spitze Haken da durchbohrt seine Lippe, zerreißt ihm den Hals, er kann nichts mehr fressen, und nach ein paar Stunden ist er tot."

„Ah!" sagte er hell und laut. Es war wie ein weher Schrei. Er nahm die Angelrute und warf sie weit von sich ins Wasser hinab. Dort schwamm sie zwischen Schilf und Seerosenblättern wie ein heller, steifer Strich in die Dämmerung hinaus.

„Jetzt hast du Großvaters Angelrute fortgeworfen."

„Da werd ich halt Haue bekommen. Aber den Fischen wird der Haken nichts mehr tun."

Er sah dem Stock nach, mit trotzig vorgeschobenen Lippen und bitter bösem Gesicht, als hätte er einen gefährlichen Feind ins Wasser geworfen.

„Ich glaub nicht, daß du am Tage deiner Ankunft schon Haue kriegst."

Der Trost schien ihm nicht nahezugehen. Er saß gleichmütig am Mauerrand, baumelte mit den Füßen über der Wassertiefe und ließ den plötzlich so verhaßten Stock nicht aus den Augen. Endlich wandte er sich wieder zu mir.

„Bist du etwa der Mann, der alle Tiere kennt, die da im Wasser leben? Ja! Schau, das ist fein. Du wirst mir viel erzählen, hat die Großmama gesagt."

„Das tu ich gern."

„Also fang an."

„Von was denn?"

„Von den Fischen. Welcher ist der größte, und dann immer weiter bis zum kleinsten."

„Der größte ist der Waller. Der ist ein grantiger, mürrischer Herr, vergräbt sich immer tief in den Schlamm und läßt seine Bartfäden spielen..."

„Was? Hat der einen Bart? Und damit macht er so?" Er strich mit den Händen über die Lippen, wie er es bei bebarteten Männern gesehen haben mochte.

„Nein, so nicht. Er hat um das Maul..."

„Mund sagt man."

„Beim Fisch ist's eben ein Maul. Also rundherum hat er Fäden wie einen Bart. Und damit..."

Ein Ruf schnitt durch die Stille. Dann ein Aufschrei: „Erwin, um Gottes willen!"

Der Kleine sprang empor und lief über den schmalen Mauersteg. Ich hinter ihm her, um ihn zu halten, falls er ausgleiten sollte. Aber das Männlein wußte genau, wohin die Füße zu setzen seien. Im Nu war er über die Bogen dahingeglitten und schoß nun wirbelig auf eine Frauengestalt zu, die am Ufer stand.

„Du, Mutti!" krähte sein Stimmchen. „Ich hab was Böses gemacht. Ich hab dem Großpapa seine Angelrute ins Wasser geschmissen."

„So? Warum denn?" fragte die Frau ruhig.

„Weil — ja, die Fische zerreißen an dem Haken den Mund. Nein, das Maul — so sagt man bei den Fischen — sagt der Herr dort. Der weiß alles vom See. Frag ihn nur."

Ich trat hinzu und sagte Ingrid von Willading, wer ich sei, erklärte ihr die Tat des kleinen Erwin. Sie nickte kurz, und über ihr schmales, blasses Gesicht leuchtete eine kleine, stille Freude.

„Ich hab es gern, wenn das Kind Mitleid mit den Tieren hat. Aber Angst hatte ich vorhin, als ich ihn auf der Mauer sah."

„Ich war ja bei ihm."

„Diesmal! Ein andermal ist er allein. Er fängt langsam an, mir zu entgleiten. Seine kleine Seele ist wohl noch immer bei mir, aber der Körper läuft dahin und dorthin. Der eigene Wille erwacht. Wenn ich könnte, wie ich wollte, würde ich mit ihm klettern, laufen und springen. Aber das geht nicht mehr."

Sie sprach das klar und ruhig, als sei es ein mit Ergebung erkanntes Gesetz, das sie zwingen würde, vom hellen Daseinsweg des Kindes bald abzuzweigen und allein einen rätselvoll weiten Pfad zu beschreiten.

Eine süße, stille Wehmut des Scheidens lag über diesem Weibe. Über dem in schlichtem Scheitel gewellten Haar lag ein rostbrauner Metallglanz, wie ihn das fallende Laub der müden Buchenwälder trägt. Der schmale Mund war leicht nach unten gebogen und gab

dem Antlitz den Schein eines schweigend getragenen, bewußten Leides. Nach all dem, was ich über diese Frau gehört hatte, war die in den Zügen eingegrabene Entsagung und Trauer wohl begreiflich. Die Augen aber, diese dunkelbraunen, ernsten Augen, die auch des Kindes Schmuck waren, lebten in geheimnisvoll lebendiger Wechselhaftigkeit. Manchmal schatteten sie trüb unter feuchten Schleiern, die gleich Nebel heraufwuchsen, dann aber war in ihnen wieder ein Leuchten und Strahlen von Lebenskräften, die selbst in diesem müden, todgeweihten Menschenkörper noch nach ihrem Rechte schrien. Ich hatte nach den Erzählungen der Baronin von Kettwitz eine Person erwartet, die siech und matt, mit allem fertig war, was Leben hieß, und bereit, hinzugehen, wie ein milder Abend stirbt hinter fern verblauenden Bergen. Statt dessen fand ich ein Wesen, in dem der Wille zum Dasein noch wach schien, in dem noch irgendein verborgenes Feuer glühen mußte. Vielleicht war es dieser Frau bestimmt, in letztem Aufflackern einen jauchzenden Flammentod zu sterben, vielleicht auch vergloste das Feuer mählich.

Wir schritten unter dem üblichen Gespräch über die Reise und glückliche Ankunft dem Hause zu, in dessen Tor das quecksilbrig voraushüpfende Büblein schon längst verschwunden war. Vom Dache hämmerte ein Glöcklein seinen Abendruf, und drüben am Berghang läuteten die Schellen einer heimziehenden Herde. Aus dem See stiegen die herbstlichen Nachtnebel auf — vorderhand qualmten sie nur in zahllosen dünnen Räuchlein an der Wasseroberfläche und schienen noch unentschlossen, ob sie sich mit dem Nebelklotz verbinden sollten, der bis zum späten Vormittag über der Talmulde zu liegen pflegte, oder ob sie sich in dem klaren, hellgrünen Himmel auflösen sollten.

Auf dem Kiesplatz vor dem Hause blieb Ingrid von Willading stehen, wandte sich um und blickte lange schweigend über den unendlichen Frieden der Landschaft hin.

Endlich sagte sie: „Das ist nun also die Stätte, da ich zur Ruhe eingehen soll." Sie brach meinen Einwand schon in der ersten Silbe durch eine Handbewegung entzwei: „Ich weiß, woran ich bin. Und Sie, Graf Lodron, wissen, daß ich das weiß. Ich habe mir, als ich aus dem gesellschaftlichen Treiben der Adriaküste fortfuhr, vorgenommen, meine letzten Lebenstage durch keine noch so belanglose Lüge zu verdunkeln. Das heißt, daß ich mich auch aus Mitleid nicht anlügen lassen will. Diese Tage sollen hingehen wie ein klarer, schöner Herbst. Vielleicht scheint sogar noch einmal die Sonne heiß und voll nieder. Sie wissen ja, daß solche Herbstsommertage manchmal noch Bäume zur Spätblüte bringen. Allerdings trägt diese Blüte keine Frucht mehr." Wieder sann sie dem Anfang ihrer Worte nach. „Hier also soll das kleine, unbedeutende Dasein, das Ingrid von Willading hieß, zu Ende gehen. Mir ist, als hätten die Eltern den Platz eigens für mich ausgesucht, als sie Georgenstein pachteten. Es ist ein großer, reicher Friede über dem Land. Ich habe es noch nie gesehen, und doch ist mir, als sei ich hier endgültig in einer Heimat angelangt."

„Sie sollten, gnädige Frau, an diesem Glück des Heimatfindens festhalten und jede Stunde wie einen Becher kostbaren Weines austrinken."

„Das will ich auch tun", erwiderte sie ernsthaft. „Ich will den Boden wiederfinden, die Muttererde. Das wird keiner besser verstehen als Sie, der sich hier zum Dienst für seine Muttererde vorbereitet. Ich habe von meiner Mutter her einen tüchtigen Schuß Bauernblut in den Adern. Und ich bin wurzellos geworden durch die Zufälle meines Lebens. Denken Sie, als Mädel war es mein liebster Plan, einmal Bäuerin zu werden." Sie lächelte leise in Erinnerung an eine liebe, feine Torheit. „Dann kam natürlich alles ganz anders. Man ist schließlich ein Fräulein aus gutem Hause. Man geht nach Lausanne, lernt dort französisch plappern und bekommt kulturellen Schliff. Man heiratet einen lieben, guten Menschen, der als schweizerischer Gesandtschaftsattaché von Berlin nach Rom, von Rom nach Madrid wandert. Überall ist sehr viel Kultur und die Erde tief, tief unter den glänzenden Parkettböden, auf denen man hinschlittert. Jetzt aber hat das alles ein Ende. Jetzt geht es ans Sterben, und sehen Sie, da hebt sich mir die Erde noch einmal, zum letztenmal entgegen. Ist diese Talmulde nicht wie ein riesiger Becher, geschmückt mit den Kränzen des Herbstes, aus dem ich trinken soll, damit die Seele gesunde, da der Körper stirbt?"

Ein stark aufquellender Husten rüttelte ihre zarte Gestalt. Sie preßte das Taschentuch vor den Mund, und als sie es wieder fortnahm, waren darauf hellrote Blutflecken.

„Wir sollten ins Haus gehen. Die Nachtluft ist gefährlich."

Sie sah mich vorwurfsvoll an. „Wie verschwenderisch Sie mit der Zeit sind, Graf! Glauben Sie, ich darf Stunden wie diese ungenützt verstreichen lassen? Ja, Sie, Sie haben Zeit — ich beneide Sie darum. Sie können diesen Abend in der Stube versitzen, weil Sie noch Hunderte gleiche vor sich haben. Noch Jahre mit glühenden Herbstfarben an Ihrem See drunten."

„Ich glaube das nicht."

Sie wandte sich fast erschrocken zu mir. „Warum?"

„Weil ich fürchte, die Prüfungszeit hier nicht zu bestehen. Ich habe bis zum Tode meines Vaters ein Gelehrtendasein geführt. Und jetzt sollte ich mich notwendigerweise plötzlich in die Landwirtschaft stürzen. In den letzten Wochen habe ich gefühlt, daß ich es nicht kann. Ich werde wohl meinen Besitz verpachten oder verkaufen und weiter der Wissenschaft leben."

Sie sah mich voll an. Seltsam war das. In ihrem Blick erwachte ein geheimes Leben; ein Fordern, Befehlen war darin. Ich fühlte die rätselhaften Kreise einer fremden Macht, die sich an meinen Willen drängte. Wehrte mich, bäumte mich dagegen auf. Was gab dieser Frau das Recht, sich in meine Pläne zu mischen?

Aber rasch, wie dieses neue Gefühl gekommen war, schwand es wieder. Ingrid von Willading wandte ihre Augen noch einmal zu kurzer Schau der Landschaft zu.

Dann: „Darüber sprechen wir noch. Jetzt, bitte, führen Sie mich zum Abendessen." — — —

Aber sie sprach nicht mehr davon. Unser Gespräch schien völlig ausgelöscht und vergessen, als ich sie anderntags traf. Da hatte sie ein einfaches Kleid angelegt, über das Haar gleich den Mägden ein Kopftüchel gebunden und half auf dem Felde. Seite an Seite stand sie mit ihrer Mutter auf dem Rübenacker und zog die dicken weißen Wurzeln aus der Erde. Der Baron tat diesmal mit, die Büchsflinte hing in seinem Zimmer zwischen den Rehkriceln und Hirschgeweihen.

„Man muß der Margell die Freude tun und ein wenig helfen", raunte er mir einmal zu, gleichsam als ob er sich entschuldigen wolle. „Es hat ja alles keinen Zweck, solange nicht die Maschinen da sind. Nächstes Jahr, ja, nächstes Jahr!"

Wenn es nach den Phantasien des guten Barons hätte gehen sollen, wären die Felder von Georgenstein im kommenden Jahr mit Maschinen geradezu übersät gewesen. In Wahrheit befand sich, das wußte ich, kaum mehr so viel Geld in dem protzigen Eisenschrank, um eine Futterschneidemaschine zu kaufen. Die Ernte war mager gewesen, und einen Großteil ihres Ertrages hatte der Baron verspielt.

Ausrastend lehnte Ingrid von Willading am Stiel ihrer Haue. Die Morgennebel über dem Seelein waren in Bewegung geraten, schoben sich wie unentschlossen, ihres Weges noch ungewiß hin und her, und in der Mitte des Wolkendrängens war ein zarter, weißblauer Fleck, der sich sichtlich vergrößerte. Ich wies darauf hin.

„Eines der Herbstwunder an unseren Seen — hier schlägt die Sonne Bresche in die Nebelbank. Es gibt nichts Schöneres, als wenn das Licht plötzlich wie ein ungeheurer hellblauer Opal durch die Schleier zur Erde fällt."

„Über uns ist also jetzt Sonne?"

„Ja, und ein Nebelmeer weithin über das Land. Nur die Berge ragen wie Inseln hervor."

„Das möchte ich wohl einmal sehen."

„Vom Ruinenberg aus wär's möglich. Wir könnten ja rasch hinaufgehen."

„Für heute müssen wir Rüben ausgraben. Ein andermal!" Sie tat etliche Schläge, hielt aber dann plötzlich wieder inne. „Was denken Sie eigentlich von mir und meiner Bauernarbeit?"

„Sie sollten es nicht übertreiben. Sie sind's nicht gewohnt."

„Also mit anderen Worten: spielerische Laune einer Weltdame. Habe ich recht?"

Ich nickte.

„Sehen Sie, das ist es eben nicht. Die Beschäftigung mit der Erde ist das einzige, was wirkliche Werte hervorbringt. Der Bauer ist der einzige Mensch, der wahrhaft gottesvernünftig lebt. Bei jedem Spatenhieb zerschlage ich einen Teil der Hohlschale, die mein Leben umschlossen hat. So verdiene ich mir den Ruheplatz, den mir diese weiche Muttererde bald geben soll. Ich grabe mir meine Schlafstätte — machen Sie kein so entsetztes Gesicht, Graf! Ich meine es nicht in dem bitteren Sinn, der sonst in den Worten ‚Sich sein eigen Grab schaufeln' liegt. In mir ist alles wunderbar still und ruhig, seit ich die letzte Stadtstraße und den letzten Fabrikschornstein gesehen habe." Sie sann ein wenig nach. „Da kommt mir eine kleine, bedeutungslose Sache in den Sinn, die ich einmal erlebt habe. Wir waren vor drei Jahren in den Ferien in der Heimat meines Mannes, im Berner Land. Auf dem Gute einer befreundeten Familie — Kirchdorf hieß es, an einem sehr unbekannten Gewässer, dem Gerzensee. Dort lebte ein alter Schreinermeister, der sein Gewerbe längst dem Sohn übergeben hatte und beschaulich sein Ende erwartete. Eine Stunde des Tages aber arbeitete er noch: er fertigte sich seinen Sarg an. Die übliche Schreinerarbeit daran war längst getan, aber an dem fertigen Sarg bastelte der Alte noch immer herum. Er schnitzte mit Bedacht und Eifer Szenen aus seinem Leben hinein, umgab die Holzkiste mit Reliefﬁguren, kränzte geschnitzte Blumen dazwischen — kurzum, der Sarg wurde ein kleines Kunstwerk, dem der alte Meister täglich eine Stunde opferte. Durch diese stete Beschäftigung mit dem Sarg wurde er aber keineswegs trübsinnig und weltabgewandt, sondern er ward mehr und mehr von einer frohen, stillen Heiterkeit erfüllt, die sich sogar auch den Seinen mitteilte. Von dem Manne habe ich viel gelernt — dem Tod seinen Schrecken nehmen, ihn zu einem feinen, köstlichen Kunstwerk gestalten. Wie wenige können das! Ich versuche es auf anderem Wege, durch die Erde, der ich durch meiner Mutter Blut von jeher verbunden gewesen bin."

An einem anderen Tag wieder war es, daß Ingrids Spaten eine Höhlung bloßlegte, von der aus sich ein jäh überraschter Maulwurf mit zappeligen Scharrbewegungen weiter in die Tiefe rettete. Ingrid wartete, bis das Tier gänzlich verschwunden war, und sah dann etwas kummervoll die blau leuchtende Schneide des Werkzeuges an.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Holland, dem Land der Kanäle: An der Heerengracht in Amsterdam

Nach einem Gemälde von M. Köcke-Wichmann

# DER „WILHELMSTEIN", DIE KLEINSTE DEUTSCHE SEE-FESTUNG

Der Wilhelmstein im Steinhuder Meer im Jahre seiner Vollendung. Kupferstich aus 1767. Um die Hauptinsel mit der Zitadelle liegen 16 kleinere Inseln, die sog. „Wilhelminsuln".

Inmitten des Steinhuder Meeres, zum ehemaligen Fürstentum und jetzigen Freistaat Schaumburg Lippe gehörig, liegt die kleine Festung Wilhelmstein, die in vergangener kriegerischer Zeit eine achtbare Rolle gespielt hat. Ihren Namen erhielt sie nach dem Schöpfer dieses einzigartigen Verteidigungswerkes, dem Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe.

Man schrieb das Jahr 1761, der große Preußenkönig Friedrich führte Krieg gegen halb Europa. Unter den wenigen deutschen Fürsten, die ihm zur Seite standen, befand sich auch der Schaumburger Graf mit seinem kleinen Ländchen. Die Franzosen hatten Schaumburg-Lippe heimgesucht und waren nach harten Kämpfen endlich wieder vertrieben worden. Sein Fürst sann nun, wie er es besser verteidigen könne. In dieser Zeit entstand der Plan zum Bau der Insel und der Festung Wilhelmstein. Fünf Jahre, von 1761 bis 1765, brauchte man, um die Insel aus dem Wasser aufsteigen zu lassen, während Graf Wilhelm inzwischen noch zwei Jahre Heerführer des Königs von Portugal war. Fünf Jahre lang wurde auf den wenigen verfügbaren Schiffen, heute würde man sagen, Booten, das erforderliche Aufschüttungsmaterial vom Lande herübergeholt. Zwischen eingerammten Pfählen, die durch Flechtwerk miteinander verbunden wurden, versenkte man Sandsäcke, Baumstämme, Steine, Schutt usw., um einen festen Grund zu bekommen. Endlich war es so weit, daß mit dem eigentlichen Bau begonnen werden konnte. Noch zwei Jahre lang mußten die Schiffe Baumaterial für die Zitadelle und die Forts herüberschaffen, bis endlich im Jahre 1767 das Werk beendet war.

Der Bau der Zitadelle und der äußeren Verteidigungsanlagen wurde nach den eigenen Plänen des Grafen Wilhelm ausgeführt, und zwar auf Grund seiner Erfahrungen im Dienste des Königs von Portugal. Nach damaligen Begriffen galt die Festung mit ihrem dicken Quadermauerwerk als vollständig bombensicher. Zwanzig Jahre später sollte der Wilhelmstein seine Bedeutung praktisch beweisen, als hessische Truppen in das Schaumburger Land einrückten und den Wilhelmstein vergeblich zu erobern versuchten.

Der Wilhelmstein bestand damals aus der Hauptinsel, dem eigentlichen Wilhelmstein, und den ihn umgebenden kleineren „Wilhelminsuln", sechzehn an der Zahl. Auf der Hauptinsel befand sich die Zitadelle mit dem Schloß, jede kleine „Insul" trug ein richtiges Fort, und zwar lagen ganz außen vier Bastionen, daran schlossen sich acht Kurtinen und vier Ravelins. Zwischen diesen Befestigungen lag auch der noch heute vorhandene kleine Kriegshafen, der fünf Kanonenbooten, „Friedrich", „Christian", „Pfeil", „Atlanta" und „Sultana", Raum gab. Einundfünfzig große und kleine Kanonen und Mörser bildeten die Armierung des Werkes und der Boote, und aus anderthalbhundert Mann bestand die normale Besatzung, die in Kriegszeiten auf fast das Doppelte erhöht werden konnte.

Die Ostecke des Wilhelmsteins. Die ehemaligen Wassergräben sind ausgefüllt und bewachsen.

Die freundliche, baumbewachsene Insel Wilhelmstein in ihrer heutigen Gestalt.

Aber der Wilhelmstein war nicht nur Festung, er diente auch anderen militärischen Plänen seines Schöpfers. Kurze Zeit nach der Fertigstellung der Befestigungsanlagen wurde auf dem Wilhelmstein eine Artillerieschule errichtet, aus der viele der fähigsten Offiziere der damaligen Zeit hervorgingen. Auch der in einem kleinen Dorfe nahe dem Steinhuder Meer geborene Gerhard Johann David v. Scharnhorst erhielt auf dem Wilhelmstein seine erste militärische Ausbildung. Die Entwicklung der Kriegskunst brachte es mit sich, daß der Wilhelmstein nach und nach an Bedeutung verlor, und so kam es, daß zu Napoleons Zeiten die Gräben zwischen den Bastionen, den Kurtinen und den Ravelins zugeschüttet wurden und die Festung zum Staatsgefängnis ward. Heute ist der Wilhelmstein ein beliebter Ausflugsort für die Besucher des Steinhuder Meeres. Hoe.

Der winzige „Kriegshafen" der Insel. — Im Oval: Der Waffenpark vor der Zitadelle.

Der Sieg Dr. Peltzers im 1500-m-Lauf über die beiden besten Läufer der Jetztzeit, Nurmi und Wide, bei dem Sportfest des Sportklubs Charlottenburg am 11. September: Links: Dr. Peltzer, Nurmi, Böcher und Wide (von links nach rechts) am Start. — Rechts: Bei der letzten Runde: Dr. Peltzer geht zum Endspurt vor. Reihenfolge von links nach rechts: Wide, Peltzer, Nurmi, Böcher.

Dr. Peltzer geht vor Wide und Nurmi durchs Ziel.

Die begeisterte Menge auf der Zuschauertribüne jubelt dem Sieger zu.

## Dr. Peltzers Erfolg vor Wide und Nurmi.

Der König des deutschen Laufsports, Dr. Peltzer.

Professor Wilhelm Kreis, bekannter Baukünstler und Schöpfer der Düsseldorfer Gesolei-Ausstellungsanlagen, der als Nachfolger von Prof. H. Tessenow an die Kunstakademie in Dresden berufen wurde und gleichzeitig den Bau des dortigen deutschen Hygienemuseums übernommen hat.

Der verzerrte Schiller: Von der Erstaufführung von Schillers „Räubern" im modernen Gewande im Berliner Staatstheater am 11. September; Szene im Walde vor dem Schloß. Am Boden liegend der sterbende Spiegelberg (Paul Bildt). (Phot. Rembrandt, Berlin.)

Prof. Dr. Heinrich Tessenow, hervorragender Architekt, bisher an der Dresdener Kunstakademie tätig, wurde zum ordentlichen Professor an der Technischen Hochschule in Charlottenburg ernannt. Prof. Tessenow gilt als ein Führer der jüngeren Architektenrichtung.

AN BEKANNTER STÄTTE: IM GARTEN DES HOFBRÄUHAUSES ZU

MÜNCHEN / NACH EINER ZEICHNUNG VON RUDOLF LIPUS

# otten und andere Schädlinge in Wirtschaft und Vorräten

von Dr. Fritz van Emden, Halle a. S.

Trotz der Erbitterung, mit der die Hausfrau der am Licht anfliegenden Motte nachstellt, wird sie der Mottenplage nicht Herr! — Kein Wunder, denn fluglustig sind außer den Männchen höchstens die Weibchen, die ihre Eier bereits abgelegt haben, während die trächtigen Weibchen zwar sehr behend laufen können, aber nur sehr schwer zu kurzem, ungeschicktem Flug zu bewegen sind. Glücklicherweise fehlt es nicht an besseren Mitteln, um der Vermehrung der Motten Einhalt zu tun; wir müssen dabei nur die Lebensweise der Tiere etwas berücksichtigen. Da die Motte selbst nichts frißt, die Weibchen auch nicht ans Licht fliegen, muß die Bekämpfung sich gegen die früheren Entwicklungszustände richten: Die Eier werden lose zwischen Wollstoff, Möbelpolster und ähnliches abgelegt, und es ist nicht schwierig, sie daraus durch kräftiges Abschütteln, Bürsten und vor allem Klopfen zu entfernen. — Nach 7 bis 12 Tagen schlüpfen aus den Eiern junge Räupchen, die alsbald aus abgebissenen Fasern und eigenen Gespinstfäden eine Wohnröhre anfertigen, in deren Schutz sie fressen. Durch Klopfen sind sie nun nicht entfernen. Wir müssen jetzt zu chemischen Mitteln greifen, von n besten das Hexachloräthan und das Paradichlorbenzol wirken. nz zuverlässigen und absoluten dauernden Schutz gegen Mottenfraß an auch durch Imprägnation der Stoffe, Teppiche usw. mit Eulan, Wolle für die Mottenraupen ungenießbar macht.

Wollschädlinge kommen bei uns vor allem drei Mottenarten in ie Kleidermotte (Abbild. 1), Pelzmotte (Abbild. 2) und Tapeten- Abbild. 3), von denen die erste aber bei weitem am n ist, so daß es sich praktisch um diese Art handelt, e Hausfrau von „der Motte“ spricht.

aus nicht alle Motten, denen aushalt begegnen, werden den ubstanzen schädlich, wie wir edern, Horn usw. wissenschaft- chnen. Es gibt nicht minder Schädlinge in der Speisekammer, ornmotte (Abbild. 4), die be- ern trockenen Pilzen nachstellt, h Getreidekörner und andere n zerstört. Bei allen echten hat die Puppe vor dem Schlüp- eigentümliche Gewohnheit: sie ch weit aus ihrem Puppen- hervor, so daß die schlüpfende fort frei ist. Dieses Verhalten h bei den oben besprochenen otten (Abbild. 5), und daran h der Laie leicht die „echten“ erkennen, denn wir finden in tskammer auch „unechte“ Mot- nders Angehörige der Familie ler. Die Puppen liegen hier Gespinst, und die schlüpfenden bahnen sich selbst den Weg

zunächst die berüchtigte Mehl- bbild. 6) zu nennen, die sich, rika kommend, erst seit dem ertel des vorigen Jahrhunderts eingebürgert hat. Den haupt- n Schaden verursachen die durch das Verspinnen der Nah- durch sie häufig über Sommer pfung der das Mehl weiter- Teile herbeiführen und bedeutende Reini- en und Zeitverlust verursachen. Zwei andere ünslern gehörige Vorratsschädlinge sind die d die kupferrote (Abbild. 7) Dörrobstmotte, unde von Apfelschnitten, getrockneter Petersilienwurzel, Getreide, Mehl, Sämereien und vielem anderen.

Ein bekannter Feind der Getreidevorräte, doch auch von trockenen Backwaren, Makkaroni, Nudeln, ja sogar losem Mehl ist der Kornkäfer (Abbild. 8), den der Landwirt meist — im Gegensatz zur Kornmotte, dem „weißen Kornwurm“ — als „schwarzen Kornwurm“ bezeichnet. Seine Larve höhlt das Korn innen allmählich vollständig aus (Abbild. 9), um sich schließlich in der ausgefressenen Schale zu verpuppen. Die Feuchtigkeitsspeicherung ist bei keinem anderen Vorratsschädling so bedeutend wie beim Kornkäfer. Daher beruht sein hauptsächlicher Schaden darin, daß er das Dumpfigwerden und Schimmeln des Getreides stark befördert.

Recht häufig trifft man im Haushalt den rotbraunen kleinen Brotkäfer (Abbild. 10), der mit besonderer Vorliebe altbackenes Brot und Semmel, doch auch getrocknete Wurzeln, Sämereien, Mehl, Leder und fast jede andere trockene pflanzliche oder tierische Substanz zerstört.

Zur Konservierung unserer Vorräte ist eine der wichtigsten Maßnahmen die Vermeidung jeglicher Feuchtigkeit, da die Schädlinge in gut trockenen Waren viel schwerer Fuß fassen. Ist einmal Insektenbefall vorhanden und dieser noch nicht so stark, daß der Vorrat vernichtet werden muß, so hilft sicher eine mehrstündige Erhitzung auf etwa 55° C, die in einem Backofen oder einer Ofenröhre ganz gut vorgenommen werden kann. Am meisten hat unter den sonstigen Verfahren wohl die Blausäurebekämpfung von sich reden gemacht. Sie besteht darin, daß man in den von Insekten zu säubernden Räumen Blausäuregas in bestimmter Konzentration entwickelt und dieses 24 Stunden lang einwirken läßt. Diese Methode stellt ganz gewiß eine elegante Lösung des Problems der Bekämpfung von Speicherschädlingen dar, zumal das Gas in die entlegensten Schlupfwinkel der Tiere dringt und sie dort sicher tötet. Der Nachteil dieses Verfahrens liegt in der Gefährlichkeit der Blausäure für den Menschen.

Weniger groß ist der materielle Schaden, den die Schaben oder Russen verursachen, und doch scheut die Hausfrau ihre Gegenwart mehr als die aller genannten Großschädlinge! Schuld daran ist die Beschmutzung der Nahrungsmittel, von denen sie naschen, wohl auch ihre Größe, ihr huschender Lauf und ihre nächtliche Lebensweise. Dazu kommt, daß das Männchen auf dem Rücken des Hinterleibes besondere Stinkdrüsen besitzt, die den Tieren einen widerlichen Geruch verleihen. Der Laie hält die große schwarze Küchenschabe (Abbild. 11) häufig für einen Käfer. Das Tier gehört jedoch mit den Grillen, Heupferden usw. zur Ordnung der Geradflügler.

Zum Schluß sei noch auf die Stubenfliege als Wirtschaftsschädling hingewiesen, deren Hauptbedeutung auf hygienischem Gebiet liegt, von der Lästigkeit und Zudringlichkeit der Tiere ganz zu schweigen. — In vollendeter Form schildern die Lebensweise der hier behandelten Schädlinge die im naturwissenschaftlichen Verlag Dr. Schlüter & Dr. Maß in Halle erschienenen Schädlingstafeln der Deutschen Gesellschaft für angewandte Entomologie, denen auch unsere Abbildungen mit Ausnahme von 4, 7 und 10 entnommen sind.

chen der Kleidermotte (4 fach vergrößert).

2. Weibchen der Pelzmotte (4 fach vergrößert).

Weibchen der Tapetenmotte (4 fach vergrößert).

4. Männchen der Kornmotte (5 fach vergrößert).

5. Köcher mit Puppenhülle der Kleidermotte (4 fach vergrößert).

6. Lebensgeschichte der Mehlmotte (4 fach vergrößert).

Unten Mitte: 11. Männchen (links) und Weibchen der Küchenschabe beim Fressen, rechts unten Eikokon (2 fach vergrößert).

8. Kornkäfer beim Fressen (4,5 fach vergrößert).

Links (9): Kornkäferlarve in einem Getreidekorn (4,5 fach vergrößert). — Rechts (10): Brotkäfer (9,6 fach vergrößert).

n der kupferroten Dörrobstmotte (5 fach vergrößert).

# EIN BEDEUTSAMER ANTIKER FUND IN DEUTSCHLAND: DER MITHRASTEMPEL ZU DIEBURG ⟨HESSEN⟩

Als die Grenzwehr des Römerreiches, der Limes, das freie und das besetzte Germanien trennte, blühte die kleine hessische Landstadt Dieburg, auf halber Strecke zwischen Darmstadt und Aschaffenburg gelegen, als Etappenhauptort für die Kastelle am Main und im Odenwald. Zahlreiche Kunststraßen, von den Römern zum militärischen Bedarf angelegt, laufen strahlenförmig auf den Ort zu, der den Rang eines Vicus hatte und Vorort einer Civitas war. Seit kurzem wissen wir nun auch, daß Dieburg, dessen römischen Namen wir nur aus den Anfangsbuchstaben VV kennen, nicht nur Sitz der Militärbehörden und Heereslieferanten war, sondern daß in seinen Mauern auch ein reges künstlerisches und religiöses Leben geblüht hat. Beim Ausschachten der Fundamente für einen Neubau im Nordosten der Stadt stieß man auf Mauern und fand eine Anzahl von Skulpturen, die erkennen ließen, daß man sich auf dem Boden eines Heiligtums des orientalischen Sonnengottes Mithras befand, dessen Verehrung durch die römischen Heere über die ganze alte Welt verbreitet war. In mehrwöchiger Ausgrabung gelang es dem Verfasser, den Grundriß dieses Tempels in allen wesentlichen Zügen klarzustellen, obwohl christlicher Glaubenseifer noch vor dem Ende der Römerherrschaft im rechtsrheinischen Gebiet ein gründliches Zerstörungswerk vollbracht und die Mauern des Tempels bis auf wenige Steinlagen geschleift hatte. Das Innere des Heiligtums, das vorschriftsmäßig in den Boden eingetieft war, um die Illusion einer Höhle zu geben, betrug nur etwa 6½ zu 11 m, da die Gemeinden immer nur klein sein konnten und daher an den meisten Römerorten sich mehrere Mithräen befanden. Besonders gut erhalten ist der Rampengang von der Vorhalle, die hier aus Holz bestand, in das Innere. Beiderseits lagen die erhöhten Emporen, auf denen die Gläubigen beim Gottesdienst sich niederließen. In der einen Ecke wurde eine Untermauerung für das Altarbild festgestellt. Einige Meter außerhalb fand sich der Tempelbrunnen, aus dem das zum Gottesdienst nötige Wasser geschöpft wurde, und in den die Zerstörer eine Menge von Tempelgerät und mehrere Trümmer zerschlagener Bildwerke hineingeworfen hatten.

Der Brunnen des Tempels.

Rückseite des Altarbildes: Phaethon erbittet von seinem göttlichen Vater den Sonnenwagen.

Vorderseite des Altarbildes: Darstellungen der Legende des Mithras.

Von den zahlreichen Bildwerken aus Stein, die bei der Ausgrabung zutage gefördert wurden, sind nur wenige ganz erhalten oder aus den Bruchstücken wieder zusammenzusetzen, die meisten befinden sich in trümmerhaftem Zustande. Ganz besonders schlimm ist es einer beinahe lebensgroßen Statue des Merkur ergangen, von ihr wurden mehr als zwanzig Bruchstücke gefunden, aus denen sich das gut gearbeitete Werk bis zum Brustbein hinauf wieder zusammenfügen ließ. Alles aber wird weit übertroffen durch das Altarbild, das natürlich ebenfalls in Stücke zerschlagen, aber bis auf eine kleine Ecke und ein paar Köpfe wiedergefunden wurde. Es ist auf beiden Seiten von Reliefs bedeckt und hat die Größe von etwa 85 zu 85 cm. Beide Seiten sind hochwichtig, die eine für die Geschichte der antiken Religion, die andere für die Geschichte der römischen Kunst. Die Vorderseite zeigt in Felderteilung eine bildliche Darstellung der Legende des Mithras. So viele Mithräen auch im weiten Gebiet des Römerreiches aufgedeckt wurden, so ist doch nirgends die Geschichte des Gottes in solcher Vollständigkeit wiedergegeben wie hier. Und da die Zerstörungswut sich nicht nur gegen die Tempel und Bildwerke richtete, sondern auch gegen die heiligen Bücher der Mithrasverehrer, so sind wir auf die bildlichen Darstellungen als die alleinigen Quellen angewiesen. Unter den Bildern sind zudem mehrere völlig neue. Die Reihe beginnt im unteren Streifen links neben der Schriftplatte und zeigt uns zuerst die kosmischen Rosse aus der sonst nur literarisch überlieferten mithrischen Kosmogonie, dann das böse Prinzip mit entblößtem Schwert, die Felsgeburt des Mithras, darüber Mithras, mit dem Schwert Wasser aus der Felswand schlagend, dann in der Ecke den Gott, wie er vor den Widersachern auf den Baum flüchtet und sich in einem Kleid aus Blättern verbirgt. Mehrere Bilder zeigen dann, wie Mithras das Gefängnis des Stieres, des Symbols der Fruchtbarkeit, zerstört und den Stier fortträgt, dann, wie er den wieder entflohenen Stier wiedereinfängt und nach der Opferung auf dem Rücken wegschleppt. Das Stieropfer selbst, in allen anderen Mithräen Mittelpunkt der Kultdarstellung, fehlt hier eigentümlicherweise. Ein eigenartiges Bild symbolisiert in den drei Mithrasköpfen auf dem Baum die mithrische Trinität.

Der Eingang von der Vorhalle in das Innere mit den Ansätzen der Emporen.

Dann sehen wir Mithras und den Sonnengott beim Abschiedsmahl über dem geopferten Stier und schließlich die Himmelfahrt des Mithras auf dem Viergespann des Sonnengottes. Im großen Mittelfelde reitet Mithras als Sonnengott über den Himmel und versendet die Sonnenpfeile. Als Sonnengott übernimmt er dann auch dessen Mythen, und auf der Rückseite sehen wir, wie Phaethon unter Beihilfe seiner Mutter von seinem göttlichen Vater den Sonnenwagen erbittet, und wie die Windgötter die Sonnenrosse herbeiführen. Dieses Bild, prachtvoll in das Rund des Schriftbandes hineinkomponiert, ist eine der allerbesten Schöpfungen der römischen Kunst diesseits der Alpen. Sein hochbegnadeter Schöpfer, zugleich einer der Stifter des Altarbildes im Mithrastempel, nennt sich in den Inschriften: es ist Silvestrius Silvinus, der kunstgeschichtlichen Forschung bis dahin ein völlig fremder Name. Die Ausgrabung des Dieburger Mithräums hat also nicht nur der Religionsforschung, sondern auch der Kunstgeschichte eine Fülle neuer und wertvollster Ergebnisse vermitteln können. Prof. Dr. F. Behn.

IM ATELIER

NACH EINEM GEMÄLDE VON PETER KÁLMÁN

# Die Gnomenfackel

## Eine Südseegeschichte von A. M. Karlin

Über das Meer, in das die sinkende Sonne rosige Lichter wob, glitt schwanengleich still ein einsames Segelschiff — ein Schildkrötenfänger; jemand darauf wimmerte seinen Weltschmerz in ein Tritonshorn.

Doooooi — oooooi — — —

Herzbrechend schwermütig zitterte die Klage über die schnell dunkelnden Wasser, schreckte einen Augenblick lang Vuni Ketiketi, das „Rohrkörbchen", aus seinen Betrachtungen.

„Hai! Schon sind die Wolken wie Stachelaustern und meine Krabben . . ."

Auf allen vieren ging's zum nächsten Loch im Sande; die kleinen schwarzen Hände wühlten wie Hundepfötchen, fanden die Krabbe, brachten sie ans Licht, rissen ihr, ritsch, ratsch! Beine und Scheren ab und warfen sie in den dreieckigen Palmenstrohkorb. Die Augen der unglücklichen Krabben flogen ein und aus in hilflosem Erstaunen; da und dort regte sich ein Beinrest im letzten Kriechversuch; kaum hörbar knarrte Körper gegen Körper.

Vuni Ketiketi, das „Rohrkörbchen", oder Linda, wie der zugereiste Pfarrer sie getauft hatte und sie es vorzog, gerufen zu werden, verfiel trotz emsigen Wühlens neuerdings in grübelndes Nachdenken, eine den Vasawern fremde Eigenschaft, die ihren Vater bei guter Laune ausrufen ließ, daß sie „ein echter Splitter des alten Baums", und bei schlechter Laune zur Bemerkung führte, daß von den beiden Funden an ihrem Geburtstage — ihr selbst und dem Rohrkörbchen, nach dem man sie scherzend genannt hatte — letzteres entschieden der wertvollere Fund gewesen sei.

„Ein Splitter des alten Baums", murmelte sie halblaut, während sie eine Krabbe aus dem Loche zog. „Wie kann ich . . .? Er ist weiß, und ich" — die rechtseitigen Beine flogen auf den Sand — „aber nicht ganz so schwarz wie die anderen" — die linkseitigen Krabbenbeine teilten das gleiche Schicksal, der Krabbenkörper selbst flog über Lindas Schulter in den Korb — „und innen — innen — bin ich wie Großvater. ‚Rückschlag des Blutes' nennt er's." „Er" war Pedro, ihr Vater. „Keine der Schwestern und nicht einmal Kai Sinas Kinder —" Wie immer verlor sie sich im weiten Irrgarten der verzweigten Verwandtschaft, die vom „alten Baum", ihrem Großvater, ausging.

Die Verwandtschaftsgrade der Nachkommen Fred Danceys waren wohlgeeignet, ältere Köpfe als den des „Rohrkörbchens" zu verwirren. Vor fünfzig Jahren, als er, ein junger Seemann, diese Insel gekauft hatte, um hier Wurzel zu schlagen, war eine Navitiwitwe zu ihm herübergeschwommen, der bald ihre Navitikinder folgten. Fred Dancey gebar sie fünf oder sechs Kinder, darunter Lindas Mutter. Als sie starb, brachte Fred ein Halbblut aus Levuka nach Waia zum Trost; auch diesem Verhältnisse entsprangen einige Kinder, etwas lichter als die ersten. Eines Tages kam ein kraftvoller Vollfidschier zur Arbeit und entflammte das Blut des Mischlings für die dunkle Rasse; Dancey, seiner Gefährtin etwas müde geworden, trat sie gern mit allen Rechten dem Fidschier ab, der auf der Insel blieb und für ihn arbeitete. Die Kinder und Kindeskinder all dieser Bündnisse lebten zusammen, arbeiteten für Dancey, wurden von ihm erhalten, heirateten und ließen sich im Norden der Insel nieder; der Süden gehörte der alternden weißen Frau, die Dancey in sehr reifen Jahren nach Waia gebracht hatte, und die nur einen Wunsch hegte: von aller Verbindung mit den vielfarbtönigen Abkömmlingen verschont zu bleiben. So lebte Fred Dancey mit seiner gesetzlich richtigen Hälfte im europäischen Bungalow, und außer wenn zur Arbeit herbeigerufen, war das Gebiet in weitem Umkreise allen Mischlingen „tabu".

„Da ist Rosa" — ein Krabbenbein wurde nachdenklich ausgerissen — „und Wai Momo" — das zweite Bein folgte — „und Panu leilei" — das dritte Bein fiel — „und" — sie riß die restlichen Beine auf einmal aus und warf sie heftig auf den Sand — „alle sind sie" — die richtigen Worte entwichen wie windgescheuchte Wolken — „anders. Nicht wie Großvater. Nicht nur weil sie schwarz sind, er weiß."

Bums! flog die letzte Krabbe in den Korb.

„Ich muß herausfinden, was ihn anders macht; außer der Farbe. Es ist da! Wenn ich ihm nahe bin, fühle ich es." Sie hob den Korb vom Sand und trabte im warmen, kosenden Tropendunkel dem fernen Strandfeuer zu, während sie voll aufquellender Bitterkeit dachte: Bin ich ihm aber je nahe, heutzutage?

Vor Jahren, in ihrer ersten Kindheit, war's anders gewesen. Da war Fred Dancey öfter gekommen und hatte Inselvorfälle besprochen, alte Erfahrungen zum besten gegeben und Vuni Ketiketi auf die Arme genommen und sie „Schwärzchen" genannt, aber immer, auch damals schon, mit dem gewissen Etwas, wofür ihr Worte fehlten.

Heute kam er, um die „Arbeit" zu wecken, nicht länger Söhne oder Töchter, sondern so viel versammeltes verfügbares Ellbogenfett, und um Zwieback, Tee, Zucker und gelegentlich Stoffe für Sulus zu verteilen.

Was haben wir von ihm? fragte sich die Kleine. Er füttert uns? Bah! Füttert er nicht auch seine Enten und zu weniger Nutzen? dachte sie achselzuckend. Dicht vor ihr flammte das Strandfeuer und warf glutende Flecke auf die schwarzen Gesichter ihrer Verwandten. — Ich muß herausfinden, was ihn anders macht! sagte sie sich, als sie den Korb mit dem Köder vom Arm gleiten ließ.

Die Anwesenden kauerten um einen trogartigen Topf und aßen Vakalolo, ein Gemisch von gekochtem Arrowrootmehl und Baummelonenscheiben, reichlich mit Kokosmilch übergossen. Im eifrigen Tauchen in den Topf schlugen die Löffel gegeneinander.

Linda suchte nach ihrem Kokosnäpfchen und dem eigenen Löffel; nahm sich schweigend, aber entschieden ihren eigenen gerüttelten Anteil und setzte sich auf die Matten.

„Aha," spottete Momo lulu, das „Krabbenbein", „Vuni Ketiketi ißt vornehm wie weiße Frauen!"

„Der ‚Korb' ist aus besonderem Rohr", hänselte ein Vetter.

„Wann wird die ‚Rose von Waia' Zehenquetscher kaufen?" erkundigte sich ein Onkel zweifelhafter Blutsverwandtschaft.

Im kalt überlegenen, schweigenden Dasitzen der Kleinen lag viel von Fred Danceys hochmütigem rassebewußten Selbstverständlichsein. So — für sich selbst; dann so — für alle anderen!

„Bist doch nur ein ganz gewöhnlicher Krabbenfresser!" flüsterte der jüngere Bruder im Tiefschatten hinter ihr.

Ohne sich nur umzuwenden, gab sie ihm mit dem klebrigen Löffel einen Schlag auf seinen Krauskopf.

„Balolo! — Seewurm."

Die älteren Erwachsenen besprachen den letzten Fischfang, das letztgeborene Kind, den letzten Besuch des Padre, der denen, die vier Schillinge zum Kirchenbau stiften würden, fettgedruckte Namen im kommenden Monatsblatt versprochen, die Dürre, die das Fallen der Nüsse verhinderte, den wilden Hund, der von Agata herübergeschwommen war und zwei Hühner totgebissen hatte.

Die jüngeren bildeten einen engen Kreis, in dem sich die Glieder berührten, und sangen, Arme und Hände wunderbar im Gebärdenspiel.

Vuni Ketiketi lag ausgestreckt auf dem Sand und träumte.

Langsam, erst, vereinzelt, die Älteren, dann, in Gruppen, die Jüngeren, verschwanden alle in den fensterlosen Strohhütten, die aus einiger Entfernung wie Riesenheuschober wirkten, streckten sich, wie sie waren, auf den kühlen Woiwoimatten und verfielen in Schlaf. Nur der kleine „Rohrkorb" saß im Dunkel, mit dem Rücken gegen den muschelverzierten Hauspfeiler gelehnt, und wartete; die Gedanken schwirrten unermüdlich wie rastlose Tropennachtfalter.

Lang nach Mitternacht kroch sie vorsichtig an den Schläfern vorbei zur Tür, hob den Nagel aus der Strohschlinge und glitt ins Freie; der abnehmende Mond stand schon tief im Westen.

Linda Dancey — sie trugen alle, berechtigt oder nicht, des weißen Mannes Namen — wand aus dem Stroh gefallener Palmenwedel gewandt eine Fackel und steckte sie an einem noch glimmenden Holze in Brand, an der der oder die letzte Ruhesuchende ein Fetzchen fraglichen Tabaks getrocknet und es, in ein Pandanusblatt gerollt, entzündet hatte; hierauf zog sie den roten Sulu fester um die Lenden und schlug den Weg nach dem Bungalow ein . . .

Schon einmal, vor mehreren Wochen, hatte sie nachts den gleichen Weg zurückgelegt, damals vergeblich, denn gerade als sie am Küchengebäude vorbeigegangen, war die weiße Frau über die Schwelle getreten, und obgleich Linda mit einem Schlag gegen den Sandboden die lodernde Fackel ausgelöscht hatte, wagte sie es nicht, wie geplant, durchs Fenster in Fred Danceys Schlafraum zu klettern.

Daran dachte sie nun, während die kräftigen schwarzen Füße gestürzte Palmenwedel und totes Ndilolaub knistern machten. Sie wußte Bescheid im Bungalow, denn trotz dem strengen Tabu und dem ergangenen „Ich will keinen deiner schmutzigen Mischlinge um mich haben", war sie doch unter diesem oder jenem Vorwand nahe genug getreten, um verstohlene, scharfe, alles erfassende Blicke ins Hausinnere werfen zu können. Sie wußte auch — mit der Frühreife der Inselkinder, denen alle Naturvorgänge unverhüllt bleiben — daß das greise Ehepaar nicht eine gemeinsame Schlafstube teilte. Daß Fred Dancey nicht auch in den Topf gekommen war, nachdem er „ausgedient" hatte, war, ihrer Meinung nach, nur ein weiterer Beweis des „gewissen Etwas", dem sie keinen Namen zu geben vermochte.

Das Inselkind in ihr verwandelte die kahlstämmigen, vielwurzeligen Pandanus in hundertfüßige Gnomen und die steifflügeligen Nachtfalter, die mit drohendem Surren und dumpfem Summen auf sie eindrangen, in übelwollende Kobolde, aber das Danceyblut siegte. Behutsam drückte sie sich durch die Öffnungen zwischen kettenbildenden Lianen, wich schnell zurück, wenn plötzliches Rascheln die Nähe einer beutesuchenden Landkrabbe verriet, verscheuchte von reifenden Bananen eine erschreckte Ratte und sprang zur Seite, sobald warnendes Krachen das Stürzen eines schweren Palmenwedels von fünfzehn bis achtzehn Fuß Länge kündete.

Nun stand sie auf der kleinen Erhebung zwischen Nord- und Südinsel und flocht in Hast eine neue Fackel, ehe die alte ganz erlosch.

Unter ihr wogte das schwarze Meer der Palmenkronen mit seinem unheimlichen Rauschen wie das Stürzen vieler Wasser; wie ans Kreuz geschlagene Opfer wirkten die seltsamen Umrisse der vereinzelten Pandanus. Bis zu den Hüften Vuni Ketiketis reichte das dürre Klettengestrüpp, von dem einzelne, langstachelige Kletten in den Falten des Sulus stecken blieben. Schrill klang das Zirpen der Grillen.

Neuerdings, schneller als zuvor, tanzte die Fackel unter Urwaldbäumen — dem langblättrigen Ivi mit den kleinen, süß duftenden gelben Blüten; dem raschelnden Ndilo, von dem bei jedem stärkeren Windhauch gelbbraune Nüsse fielen; dem Mango, von weitem erkennbar an dem eintönigen Sggg — sgg der eifrig saugenden fliegenden Füchse, und endlich brach die Kleine durch das letzte von der Kura umsponnene Dickicht der Kewarewa oder Giftapfelbäume. Der unsichere Fackelschein warf hier und dort rötliche Streiflichter auf tiefgrüne, nun dunkelbraun scheinende, glänzende Früchte; aus einzelnen tropfte die gefährliche Milch.

Linda kämpfte durch die zahllosen Winden der Kura, schlug mit dem Körper oft gegen niedrig hangende Kewaäpfel und merkte nicht, wie der dickflüssige weiße Saft an einer Klette im Lendentuch haften blieb. Ihr ganzes Augenmerk war auf die verstreuten Gebäude gerichtet, die sich in schwarzen Massen gegen die hellere Lichtung abhoben. Grell, wild aufzuckend, blutigrot loderte die Fackel und erlosch. Schritt für Schritt, da beschwichtigend zu aufgestörten Enten flüsternd, dort einen tieferen Schatten benutzend, glitt sie näher, erreichte das offene Fenster, schwang sich ins Innere des Bungalows.

Fred Dancey lag unter dem Mückennetz, das seine Enkelin behutsam zurückwarf. Die dunstverschleierte Sichel des abnehmenden Mondes warf ein mattes Grabampellicht auf die stillen Züge, vertiefte die Schatten in den Furchen, verlieh größere Schärfe dem Kinn.

Das ist er! dachte sie mit einem Gemisch von Freude und Schauern, während sie sich über den Schlafenden beugte.

„Seine Enkelin!" Sie wiederholte die Worte mit sich leicht bewegenden Lippen. „Wenn er nicht gewesen wäre, würde ich nicht hier sein." Sie sann betroffen darüber nach. „Dennoch ist er weiß und ich —" Sie stampfte bei einem Haar mit dem Fuße. „Wenn ich weiß wäre, säße ich hier und dürfte all das" — die Blicke streiften Bilder, Bücher, das Klavier — „berühren. So bin ich nur — Wie nannte sie mich? — ein schmutziger Mischling."

Unwillkürlich glitt die Hand prüfend über den samtigen braunen Körper und den frischen Sulu.

„Ich bin nicht schmutzig!" überzeugte sie sich.

Wozu arbeiteten sie alle für den alten Mann? Weshalb wagten sie nie zu widersprechen? Warum gehorchte man unwillkürlich, wenn Fred Dancey etwas befahl?

Fieberhaft flogen die Gedanken.

Was machte ihn stark? Was machte ihn „anders"? Nicht die Farbe allein —

Sie suchte nach der Antwort in den Zügen des Greises. Scharf ausgeprägt waren sie, mit mächtiger Furche zwischen den Brauen und harten Linien um Lippen und Kinn.

Er kennt kein Nachgeben, er w i l l! dachte sie nach einer Weile stillen Betrachtens.

Das war's! Kein Nachgeben! Wie oft hatte sich dieser oder jener von ihnen, stärker vielleicht als der Greis, geweigert, irgendeinen Befehl auszuführen, und immer war er dem gleichen Befehl und den gleichen harten Blicken begegnet. Tag auf Tag das feste Wort, bis das gewünschte Werk vollendet. Bis dahin weder Zwieback noch Tee!

„Ich kann nicht!" hatte der riesenhafte Lulu Momo einmal gerufen.

„Dann verhungere!" hatte der alte Mann achselzuckend geantwortet und hatte sich abgewandt wie von fruchtloser Kokospalme.

„Nie nachgeben, auch wenn's über andere hinweggeht!" Nun kannte sie endlich Fred Danceys Geheimnis, sein Machtgeheimnis. Frohlockend, erleichtert trat sie hastig zurück. Die giftgetränkte Klette fiel bei der jähen Bewegung unbemerkt aufs Lager.

„Wollen — nehmen — ohne Rücksicht auf andere. So siegten die Weißen."

Sie wandte sich zum Gehen, kehrte, weichgestimmt, nochmals um und strich mit federleichtem Finger sacht über das weiße Haar.

„Leb' wohl — Großvater!"

Dann sprang sie aus dem Fenster und lief durch den vom Mond geisterhaft erhellten Kokoshain der Nordinsel und ihrer Hütte zu.

Fred Dancey rührte sich. Der nackte Ellbogen drückte gegen die Klette. Sie sank ins Fleisch. Er wehrte schwach, schlummertrunken ab.

„Diese — Mücken!" — Er schlief weiter.

Hinter dem Küchengebäude in lose geflochtener Hütte zähneklapperten zwei Schwarze.

„Hast du sie gesehen, Maleta?"

Vielsagende Stille; dann, im leisesten Flüsterton die Antwort:

„Ja — die Fackel des Tevoro!"

Und beide — kürzlich bekehrte Katholiken — schlugen das Kreuz.

*

„Es ist nichts; der Arm ist leicht gerötet — hier — gerade über dem Ellbogen. So männergleich —" Frau Dancey ließ ihres Gatten Arm fallen und erspähte die Klette.

„Sagt' ich's nicht! Irgendein kleines Insekt oder ein Dorn! Da ist's! Nur eine Klette. Du liebe Zeit, so viel Aufregung wegen einer Klette!" Sie warf den Eindringling von sich.

„Klette oder nicht Klette, ich kann den Arm kaum rühren, und mein ganzer Körper schmerzt mich. Ich bin wie gelähmt. Schick' einen der Männer zum Kurpfuscher auf Matacaya Levu."

„Dem schwarzen Arzt?"

„Besser schwarz als nichts", brummte der alte Mann ärgerlich, „Maleta kann gehen."

Maleta, der Wasserträger, trat in dem Augenblick ein und stellte die Kanne nieder.

Frau Dancey winkte ihm zu bleiben.

„Fred, das bringt mich zu Wichtigerem." Sie trat dicht an das Bett. „Ein Dieb geht um. Vor Wochen schon sah ich einmal ein Licht, das vom Walde herkam und plötzlich erlosch; gestern kam's wieder. Frag' ihn, ob er's gesehen hat. Ich habe dich streng gebeten, dieses Halbblutgesindel —"

„Schließ die Eßklappe!" schrie der Greis rauh. „Soll ich mein Testament ändern?" Er setzte sich halb auf und sank stöhnend zurück. „Maleta, hast du ein Licht bemerkt?"

Der Salomoninsulaner, der einzige „Fremde" auf Waia, stammelte:

„Ja, Gebieter!"

„Wer war's?"

Der Diener zögerte.

„Raus mit der Sprache!"

Trotz der nahen Achtziger lag Kraft im Befehl.

„Herr, es war kein Mensch. Es war — die Fackel des Tevoro."

„Unsinn!"

„Kein Mensch kam vorbei. Rabau und ich, wir gingen ums Haus. Keine Seele —"

„Und das Licht war da?"

„Rot und strahlend. Ja, Herr."

Und so schnell er konnte, verließ er das Gemach.

„Nun?"

„Ihr habt alle geträumt", wich Fred Dancey der Frage aus.

„Ich sah das Licht genau, Fred! Es warf einen blutigen Schein auf Bauten, Palmen und Tropensternblüten, ja, selbst die herzförmigen Blätter des Guebbaumes schienen zu glühen. Es muß jemand gewesen sein!"

„Maleta hat nachgesehen. Er behauptet, kein Mensch sei hier gewesen!"

„Und der Schein?"

„Die Fackel des Tevoro."

„Die Fackel des Tevoro?"

„Ja. Ein alter Inselaberglaube. Wer den Kindern des Bodens Übles tut, dem erscheint warnend zweimal der Tevoro. Das zweitemal bedeutet es Tod für den Unverbesserlichen."

„Und wer ist der — Tevoro?" Die Lippen lächelten spöttisch.

„Der Herr der Insel — der Gnom des Berges."

„Der wahrscheinlich meine Enten ißt", rief sie, sich entfernend.

Fred Dancey versank in grübelndes Träumen. Er war seit fünfzig Jahren Insulaner, und sein Denken bewegte sich oft in seltsamen, inseleigenen Furchen. Vielleicht trug sein Unwohlsein heute dazu bei.

„Die Gnomenfackel — zweimal — die Fackel des Tevoro", raunten die schmerzgesenkten, bläulichen Greisenlippen. — — —

In weitem Umkreis um den dickbauchigen Kawatopf waren die Gemüter in Aufregung. Das regelmäßige Fallen der schweren Kawastößel war Nebenspiel, begleitete höchstens taktgebend das lebhafte Geraune und zischende Geflüster wie Trommelschläge ein östliches Pauken- und Flötenorchester.

Fred Dancey war tot.

Wer würde erben? Was würden sie erben? Die Insel? Und wer wurde Oberhaupt? Blieb die weiße Frau? Aber natürlich blieb sie nicht! Würde der Richter von Viti Levu zur Regelung kommen?

Das waren gleichsam die Pauken.

Dazwischen hinein, leiser, viel schriller, die weiblichen Flöten.

„Woran starb er? Ein wunder Arm, eh? Und plötzlicher Brand? Was sagte der Arzt? Kam der Padre? Was meinte der Padre?"

Am leisesten und am öftesten kam die Frage:

„Habt ihr gehört — die Fackel des Tevoro?"

Vuni Ketiketi war tief eingesponnen in ihr eigenes Denken; immer wieder kam die Freude hoch: Ich habe ihn doch noch gesehen, ich kenne sein Geheimnis!

Sie lag auf dem Rücken, die Hände hinter dem Kopf gekreuzt, in einiger Entfernung von den Kawastampfenden, am Strande; ihre Augen hingen unverwandt an dem gestirnten Tropenhimmel.

„So viele, viele! Ganz wie wir Menschen. Jeder einzeln", sann sie, „und doch alle eins, die helleren und die matteren Sterne, fast wie die weißen und die schwarzen Menschen; sie gehen alle nach einem Gesetze da droben," seufzte sie, aufgeschnappte Weisheit verwertend, „aber hier unten — ist es anders. Hier siegt, wer nicht nachgibt, wer rücksichtslos nimmt!"

Sie dachte an Fred Danceys langes, herrschvolles Leben; die Blicke verloren sich in der dunklen Masse aufsteigender Wolken, die Stern auf Stern verschlangen, selbst die hellsten.

„Menschen folgen anderen Gesetzen", murmelte sie bitter. —

Drüben, in Fred Danceys Sterbekammer, verborgen in den Falten des Mückennetzes, das gleichsam den Baldachin seiner Bahre bildete, hing unbeachtet die Giftklette — die ahnungslose Gabe der Enkelin.

Aus der Ferne klang dumpf das Kawastampfen fürs Totenmeke —

# Die Dame am Abend

Oben links: Die Wiener Operettensängerin Louise Kartousch in einem kleidsamen Fehmantel. — Im Oval: Der Abendschmuck der Dame: Nacken und Arme reich geschmückt, während der Kopf schmucklos bleibt. Trägerin: Frau Paulette Grünzweig. — Rechts: Die Schauspielerin Lili Darvas, Gattin des Dichters Franz Molnar, in kostbarem Abendumhang.

Grüner Samtmantel mit grün eingefärbtem Marabubesatz, getragen von Louise Kartousch. — Rechts: Zyklamenfarbenes Crêpe-Gaze-Kleid mit Brillantstickerei; dazu zyklamenfarbener Lamémantel mit hohem Pelzbesatz in Braun. Trägerin: Margarete Hruby vom Dresdner Schauspielhaus. (Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.)

Lila Silberspitzen mit lila Charmeuse, die Abend
sängerin Jolanthe Garda. Apart die Perlenkette
die jetzt rückwärts über das Dekolleté ge

Spezialaufnahmen durch unsere Wie
respondentin Claire Patek. (Phot. Ed

# DEUTSCHRÖMISCHE MALEREI UND ZEICHNUNG VON 1790–1830

Ausstellung des Leipziger Kunstvereins im Museum der bildenden Künste zu Leipzig.

rolsfeld (1794—1872): Vit-
ia Caldini.

Ludwig Richter (1803—1884): Tal bei Amalfi. (Die Figuren nach Richters Entwurf von J. Schnorr.)

utage der Süden wieder
nach der Fesselung durch
or hundert Jahren, als
erischen Kräfte Deutsch-
nmelten, um nach politi-
kriegerischer Zerstörung
des Lichtes, der großen
rdigen Tradition Deutsch-
lufstieg zu begründen?
Ähnliches erlitten, und
nach dem gleichen Ziele?
rstellung dieser im Feuer
für eine neue Welt-
hten Werke heute mehr

. Jahrhundert bereitete
g und Vertiefung der
ien Weltanschauung vor,
s ethische Aufgabe, die
zu diesem Ziel betrach-
rssohn aus Schleswig-
Jakob Carstens, war ihr
ht mit seinen auf die
eit beschränkten kleinen
Zeichnungen, die doch so

Karl Philipp Fohr (1795—1818): Hochgebirgslandschaft am Meer.

monumentale Größe vermitteln, mitten in einer Welt anmutig weicher, noch von der Konvention des eleganten Rokokos geschaffener Landschaftskunst eines J. B. Mechau, J. Ph. Hackert und frühen Jos. Anton Koch. Die Scheidung zweier Zeitalter kommt uns voll zum Bewußtsein.

Programmatisch fast wirkt das witzige, kunstpolitische Aquarell des ehemaligen Karlsschülers Joseph Anton Koch: „Allegorie auf den Geschmackswandel.“ Der größte Erbe des monumentalen Erntes eines Carstens, Peter Cornelius, selbst zahlt noch seinen Tribut dem sterbenden Zeitalter des Rokokos in den genießerisch weichen Bildnissen des Kunsthändlerpaares Wilmann aus Frankfurt a. M. Daneben aber künden die kindlich innige altdeutsche Madonna, die der Dichtung adäquaten Zeichnungen zu Goethes „Faust“ den auf Carstens Schultern sich erhebenden Reformator Cornelius. Das Ölgemälde einer italienischen Ideallandschaft im blauen Dunst sehnsüchtiger Ferne, überschattet von den Zweigen eines Riesenbaumes, unter

nton Koch (1768—1839): Schweizer Landschaft (der Schmadri-Wasserfall im Lauterbrunner Tal, 1811).

Asmus Jakob Carstens (1754—1798): Selbstbildnis. Zeichnung.

Johann Friedrich Overbeck (1789—1869): Findung Mosis.

Johannes Veit (1790—1854): Familienbi

dem altdeutsche Ritter sich versammeln, von dem später als Architekt die neue Zeit „bauenden“ Karl Friedrich Schinkel umfängt den Eintretenden gleich mit dem romantischen Zauber, der aus der deutsch-römischen Verschwisterung aufstieg. Dies das Präludium. Nun aber setzt das volle Orchester der Geisterstimmen ein. Die führende ist Joseph Anton Kochs epischer Naturgesang. Der aus der strengen Karlsschule entflohene Tiroler knüpfte in Rom an Asmus Carstens an. Aber kraftvoll als Genie von eigenem Wuchs bog Koch die empfangene Tradition um von der monumentalen Figurenkomposition zur Monumentalgestaltung der Landschaft. Schmelzende Volksweisen singt der junge Ludwig Richter, selbst wenn er das gleiche Instrument mit ähnlichen Mitteln wie sein Vorbild in Italien, J. A. Koch, spielt. Der im Tiber 1818 im Alter von 23 Jahren ertrunkene Heidelberger Karl Philipp Fohr bläst Schalmeien, die uns weit ins romantische Tal locken, weltenfern. Er ist das größte malerische Genie des Kreises, umschimmert vom Glanz einer geknickten Jugend.

Von Wien aus stieß ein Trupp junger Revolutionäre zu diesem römischen Kreis. Sie wenden sich mehr der Figurenkunst zu und lassen sich von den frommen Heiligenbildern der alten Deutschen und frühen Italiener inspirieren. Nazarener wurden sie scherzend genannt. Overbeck, der, aus streng protestantischem Lübecker Hause stammend, in Rom aus Gewissensqualen zum Katholizismus übertrat, wird sein

Franz Ludwig Catel (1778—1856): Kronprinz Ludwig von Bayern in der Spanischen Weinkneipe auf Ripagranda in Rom in Gesellschaft von Künstlern (1824).

Haupt. Ihm schließen sich Schno v. Carolsfeld, die Brüder Veit und d Brüder Olivier an. Von letzteren w nur Friedrich in Italien. Ihn begeiste Giorgione zu figurengeschmückten Lan schaften von abendsonniger Feierli keit. Sein in Deutschland verbliebene noch bedeutenderer Bruder Ferdina nimmt die ähnliche Note, nur no intimer, auf in seinen von feinen Lic beobachtungen zeugenden Landschaf bildern. Der aus Kassel stammen Martin v. Rohden hat das feierlic Licht in eine für die Zeit ungewöh liche, naturalistisch getreue Lichtwiede gabe umgewandelt und stellt die röm sche Landschaft in ganz intimen Au schnitten vor uns hin. Der handfe Preuße Catel aber verbindet m redoutenhaftem Landschaftsausschni das Bild fröhlichen Künstlertreibe in Rom. Dazwischen schauen uns d sanften Schöpfungen nazarenischer F gurenkunst, die still oder versunk blickenden Bildnisse aus diesem Krei an mit der Verklärung, die das Idea ethisch gesteigerte Kunst als Zeugn gleichen Lebens zu schaffen, darüb ausbreitet. Selbst das liebliche Albane mädchen Vittoria Caldoni, das M dell der Zeit, wird von dieser Heiligk verklärt. Dr. Hildegard Heyn

Ferdinand v. Olivier (1785—1841): Salzburgische Landschaft (Blick vom Kapuzinerberg).

Martin v. Rohden (1778—1868): Wasserfall bei Tivoli.

# Eine Eskimosiedlung auf der Nordostküste Grönlands

Grönland, diese größte Insel der Welt, befindet sich bekanntlich noch mitten in der Eiszeit. Das ganze Innere des Landes ist mit dem ewigen Firneis bedeckt, und bloß ein verhältnismäßig sehr schmaler Küstenstreifen ist eisfrei, d. h. auch nur im Sommer. Nur ein kleiner Teil dieses Küsten-

Nationaltracht, die ganz aus Seehundfellen ge-
der oft reichen und schönen Verzierungen aus ge-
erlen besitzen die Grönländerinnen eine bewun-
Rechts: Drei Geschwister (Ostgrönländerinnen).

den
Eski-
inem
schon
Zeit
Asien
nada
wan-
läßt
zer-
ngen,
deren
uten
der
, wo
wor-
des
ustigen No-
. Hier, wo
besonders
sich das Gros der Eingeborenen zu-
zahlreiche Siedlungen und Wohnstätten
sich auf der Ostküste Grönlands nur
ein kleiner Stamm, festsetzten, die man
Jahre 1885 entdeckte, wo sie noch auf
zeitalters standen. Bei der großzügigen
Dänemark, das Mutterland Grönlands,
nme gewährte, machte sich hier in den
Überbevölkerung bemerkbar, der ab-
zte. Da entschloß sich denn die dänische
e Eskimoansiedlung im Scoresby-Sund,
rdkomplex auf der gänzlich unbewohn-
önlands, herzurichten. Eine besondere
zunächst dahin ausgesandt, um diese
rsuchen, und schon im nächsten Jahre
schiff nach Angmagsalik, um eine Anzahl

Eskimos auszuwählen. Als man hier von der bevorstehenden Reise hörte, erwachte plötzlich wieder der Wandertrieb in dem seßhaft gewordenen Nomadenstamme. Alle wollten reisen. Sie wollten die Jagdgründe ihrer Vorfahren wiedersehen und sehnten sich, als die leidenschaftlichen Jäger, die die Eskimos sind, nach neuer Jagd und neuen Möglichkeiten. Aber nur 80, ein Drittel der Gesamtbevölkerung, waren die Auserwählten. In diesen Tagen saß eine Frau auf einer Klippe am Strande und weinte. Alle ihre Kinder und Kindeskinder waren unter den Auserwählten; sie blieb allein zurück. Das Leben hatte für sie keinen Zweck mehr, daher wollte sie auf der Klippe sitzen bleiben und so lange der auf- und niedergehenden Sonne zusehen, bis der Tod sie ereilte. Schließlich erbarmte man sich denn doch ihrer und nahm sie mit. Die Reise durch das Nördliche Eismeer bekam den Eskimos wenig gut. Diese Naturmenschen, die sich nicht scheuten, sich in ihren leichten Fellbooten (Kajaks) bis weit in das Treibeis des Polarstroms hineinzuwagen, wurden an Bord des Dreimasters seekrank und glaubten in ihrer Naivität, ihr Ende sei gekommen. Um so größer war aber die Freude, als endlich die freundlichen Küsten des Fjords in Sicht kamen und die Eskimos die Jagdgründe ihrer Vorfahren wiedergefunden hatten.

Alwin Pedersen.

Sommerlandschaft aus Nordostgrönland (Scoresby-Sund). — Rechts: Typischer Eskimo, „Storfanger" (Großjäger) seines Stammes. — Im Kreis: Reinrassiger grönländischer Schlittenhund (Eskimohund).

Die aus Südgrönland zugereisten Eskimos in ihrer neuen Ansiedlung im Scoresby-Sund auf der bisher gänzlich unbewohnten Nordostküste Grönlands. Im Hintergrunde das Expeditionsschiff.

SONNTAG VORMITTAGS AUF DEM

# ...GEIGER / NOVELLETTE VON CLÄRE BEKKER

war ein armer Geiger, der Abend für Abend den Frack
jene Gestalt zog, den Geigenkasten unter den Arm nahm
en Schrittes den Weg in ein kleines Vorstadttheater antrat,
Nacht hinein zu geigen hatte. Auf dem Kopf trug er einen
n Hut, der ihm weit über die Stirn fiel. So blieb von
l zu sehen. Aber daß es noch jung und ungewöhnlich bleich
diejenigen wahrnehmen, deren Blick zufällig sein Gesicht
ie großen Augen einen kindlichen Ausdruck hatten und ein
h das prägte sich diesem oder jenem ein, der des öfteren
mentraf. Eigentlich war Friedrich Spielmanns Gesicht sehr
hnlich; es hatte jenen vergeistigten Ausdruck, den zuweilen
die nicht alt werden. Es hob sich wie etwas Leuchtendes
rt stumpfen, groben oder rohen Alltagsgesichtern ab, mit
erührung kam. Aber was gilt bei einem Buckligen ein be-
tet man da wohl darauf? Nein, so sind die Menschen nun
n sehen sie, aber das andere?... Nein, dafür haben sie im
in und auch keine Zeit...
n machte aber auch keinerlei Ansprüche auf eine besondere
trotzdem an einem inneren Leid krankte, so hing das mit
mmen, daß die Menschen ihn wegen seines verkrümmten Rück-
ten zu einer Art lächerlicher oder verfemter Figur stempelten.
e er das „Ausgestoßensein" von Jugend, Lärm und kraft-
te er das „Isoliertwerden" gespürt. Und da er eine sehr
Seele hatte, so war er den Menschen mehr und mehr aus
Auch seinen Schul- und Altersgenossen. Ja, diese waren
limm-
Male
n sein
en vor-
ihrer
nit ge-
höhnt.
nderen
es ge-
h fern
halten,
r die
Fiedler
igung
n; da
r und
stände
regung
n Auf-
r all-
ienstes
Thea-
Tage
ohne
sollte
nicht
hatte
es zu-

ich als
er ge-
s dem
e er in
zart-
en in
g. Sie
seinen
ßrosa
n, der
blickte
völliger
Ihr
m ein
Sehn-
iedrich
wußte
Ob es
Stirn,
seinen
war,
n Lip-
n des
Er
, daß
stheit,
Mäd-
e mit
r die
und
Schwe-
weilen
n ein
wegte
Augen
nach
i ihre
bie sich
lichen
erten.
als ob
r eine
sie in
ersetzt
ihrem
gstens
mann
enden
chens,
roßen
t und
htete.

Er wäre selbstvergessen über sein Ziel hinausgefahren, um nur so lange wie möglich das Mädchen vor Augen zu haben, wenn es sich nicht herausgestellt hätte, daß an seiner Haltestelle auch jene Eltern an ihrem Ziele angekommen waren und ausstiegen. Das junge Mädchen wurde dabei vom Vater mit zärtlicher Sorgfalt an der Hand genommen. Es war nicht groß, wie Friedrich jetzt sah, dabei fein und zart von Körperbau, und es trug ein hellblaues leichtes Seidenkleid, ebensolche Seidenschuhe und Seidenstrümpfe und trotz der milden Luft darüber einen halb geöffneten weißen Mantel mit brauner Pelzverbrämung. Die ganze Erscheinung des kindlichen Mädchens hatte für Friedrich etwas Lichtes und Schönes, es erschien ihm so überirdisch, so ohne Spur von Erdenschwere, wie er noch nie etwas Menschliches gesehen hatte.

Behutsamen Schrittes ging er hinter den Ausgestiegenen her. Nun, da er in der Straßenbeleuchtung des Mädchens Gestalt nicht mehr so gut sehen konnte, hielt er den Atem an in der Erwartung, daß er vielleicht ein Wort aus ihrem Munde oder ihr Lachen hören würde. Aber nein, die ältere Schwester unterhielt sich lebhaft mit den Eltern, das blasse Mädchen blieb nach wie vor stumm; schlank und leicht hing es am Arme des Vaters. Friedrich kam es kaum zum Bewußtsein, daß die Leute die breite Herrschaftstür in dem Hause, in dessen Hofgebäude er wohnte, aufschlossen, eintraten und dann die beleuchteten, luxuriösen Treppen emporstiegen; er sah und hörte nur das Enteilen und Verhallen der kleinen lichtblauen Seidenschuhe und vermeinte, mit der entschwindenden Gestalt des Mädchens etwas zu verlieren, das ihn in eine ungewohnte Wärme eingehüllt hatte. Er fühlte einen Traum zerfließen, der sein hungerndes Herz mit Seligkeit und Süße erfüllte. Wie ein Nachtwandler stand er noch lange und starrte zu den dunklen Mauern des Hauses hinauf. Endlich aber schloß er doch die Tür zum Hinterhause auf und stieg die vier Treppen zu seinem Zimmer empor.

In dieser Nacht begann er auf seiner Geige zu phantasieren. Ganz behutsam, traumhaft leise führte er den Bogen. Und zum erstenmal hörte, ja, fühlte er seine Musik, spürte er die Geige mit Bewußtsein in seinen Händen. Seine Mutter, die im Nebenzimmer schlief, erwachte von seinem Spiel, aber gleich wurde sie wieder eingewiegt von den [illegible] spukhaft singenden Tönen. Sie vernahm die Melodien und dachte doch nicht im entferntesten daran, daß sie menschliche Musik gehört hatte.

Friedrich spielte indessen, unter einem inneren Zwang stehend, weiter. Zuweilen beugte er sich auch aus dem Fenster und suchte jede Mauer, jedes Fenster mit seinen Augen ab. Als er aber keinen Lichtschimmer [illegible] spähte, blieb er endlich versunken auf seinem Stuhl sitzen und begann noch [illegible] gegebener den Bogen zu führen. Eine ungeahnte Gewalt regte sich in seiner Seele; sie zwang seine Hände zum Spielen und ließ Melodien aus seinem Innern strömen, von denen er bis dahin keine Ahnung gehabt hatte, daß sie in ihm lebten. Ein Jubeln und Jauchzen war es, ein Bitten, [illegible] zärtliches Locken, [illegible] und Kosen, ein inbrünstiges Gebet und auch ein [illegible] Klagen und tiefes, [illegible] des Weinen. Wie Geigenspiel klang seine Musik, [illegible] sie war vollkommen, [illegible] unter Meisterhänden. [illegible] Morgen war Friedrich [illegible] seiner Geige im Arm [illegible] schlummert.

Jenes Mädchen, das [illegible] Seele lebendig gemacht [illegible] durch ihre bloße Erscheinung gesegnet hatte, hatte [illegible] rich nach dieser Nacht [illegible] mehr wiedergesehen, [illegible] er auch nach ihr suchte [illegible] forschte. Aber das [illegible] spiel vermochte er nicht mehr aufzugeben. Es [illegible] die Wiege seiner Seele und die milde Trösterin seiner aufgebrochenen [illegible] fühle und Gedanken [illegible] war, als ob mit [illegible] Spiel gleichsam ein [illegible] lebendiger Geist in [illegible] wacht wäre, der [illegible] Ruhe und Rast [illegible] lodie um Melodie aus [illegible] Seele auszuströmen [illegible] Ohr wurde dabei [illegible] empfindlich und fein [illegible] geschmeidig und [illegible] Und all das [illegible] Siedende in [illegible] wurde größer [illegible] dabei mit jedem Tag.

Der Boxkampf im Tierreich: Gespenstgarnelen, die leichtesten Federgewichtboxer der Welt, beim Kampf. Nach einer Zeichnung von L. R. Brightwell.

Wie eine Phantasie des Gespenster-Hoffmanns muten einen die in unserem Bilde wiedergegebenen Garnelen an. Diese seltsamen Geschöpfe sind bei all ihrer geringen Größe sehr hitzige Kämpfer untereinander, dabei gewissermaßen geborene Boxer. Im Vergleich zu dem etwa 2,5 cm langen Körper der Tierchen sind die boxhandschuhbewehrten Händen und Armen gleichenden Vorderbeine der Männchen sehr lang, und ein mit voller Kraft gegen Nacken, Kopf oder Bauch geführter Stoß wird wohl für manches der Tierchen ein Knockout ergeben. Die den ganzen Tag andauernden Faustkämpfe dieser grotesken Miniaturboxer werden aber nicht um Rekorde ausgefochten, sondern sollen den Mitbewerber um die Gunst einer „Schönen" niederzwingen helfen. Wie aber die Liebe blind macht, zeigt die unterste Szene unserer Zeichnung. Eben hat ein Garnelenchampion den Gegner niedergetrommelt, da kommt ein beutegieriger Fisch mit weitgeöffnetem Maul, und im nächsten Moment hat er Sieger und Besiegten verschluckt. Denn in der Nahrung des Herings und der Makrele spielen diese Garnelen eine große Rolle.

Drei Vierteljahre mochten so vergangen sein, als er erkrankte. Wie stets seelisch leidende, so empfand auch Friedrich keinerlei Schmerzen. Die Flamme in seinem Innern fand nur keine Nahrung mehr: sie begann in sich zu verglühen und machte ihn kraftlos und matt. Mit offenen Augen lag er da, und frei und leicht fühlte er sich. Es machte den Eindruck, als lausche er auf etwas, das in ihm verklang und zu Asche verglimmte.

Da läutete es eines Morgens laut und schrill an Friedrichs Wohnungstür. Und als seine Mutter öffnete, da stand eine junge, prächtige Dame draußen, die mit klingender Stimme fragte, ob hier der Geigenspieler wohne. Sie sei hierhergewiesen und habe einen Brief für ihn, den sie ihm persönlich übergeben müsse.

Die Mutter schüttelte den Kopf. Jawohl, das wäre schon richtig, aber ihr Sohn sei krank.

„Krank?" Die junge Dame entfärbte sich, ihre Miene wurde mit einem Schlage tieftraurig, und sie dämpfte ihre gesunde Stimme, als sie sagte:

„Aber meine Schwester ist auch krank, wahrscheinlich muß sie ... sterben. So sagen wenigstens alle Ärzte. Und da fürchten wir, wenn wir ihre Wünsche nicht erfüllen, daß ihr Tod ... unverhofft und ... rascher ... kommen kann ... Ach, bitte, bitte, liebe, gute Frau, geben Sie Ihrem Sohn den Brief. Er ist von meiner todkranken Schwester!"

Die Mutter empfing den Brief, schloß die Tür und ging zum Sohne hinein. Dieser nahm ihn stumm und hielt ihn dann lange in der Hand, ohne zu ahnen oder Neugierde zu empfinden, was sich in seinem Umschlag verbarg. Endlich entriß er sich seiner Mattigkeit und öffnete ihn. Da fuhr er mit einem Ruck hoch. Ein Bildchen lag auf seinem Deckbett. Das Bildnis des engelhaften Mädchens aus jener Nacht. Er starrte darauf wie auf einen Spuk, mit geweiteten brennenden Augen, sein Herz schlug wie ein Hammer. Als er es in seine Hand nahm und endlich begriff, daß es kein Spuk sei, wußte er, daß eine Wirklichkeit da war, die mit einem Schlage sein ganzes dunkles Leben bezahlte. Er griff nach dem Brief und besah die kritzelnde Kinderhandschrift, die mit Tintenstift geschrieben war.

Er las:

„Lieber Künstler, ich bin brustkrank und werde bald sterben. Ich habe Sie lieb, weil Sie mir durch ihr Geigenspiel die vielen Monate meines Krankenlagers zum Paradies gemacht. Ihre Geige sang, und ihre Melodien gaben mir alle glückseligen Erdenträume. Und nun ist die Geige schon viele Tage stumm. Ich bitte Sie, so sehr ich kann, spielen Sie wieder. Wenn ihre Geige singt, bilde ich mir ein, sie hält Zwiesprache mit mir. Sie gibt mir Antwort auf meines Herzens Fragen, sie erfüllt meine Träume und stillt meine Sehnsucht. Ich bin noch sehr jung, erst siebzehn Jahre. Einmal nur war ich auf einem Ball, und da habe ich so viel getanzt, bis ich nicht mehr konnte und Papa mich festhielt, damit ich nicht weitertanzte. Ich trug meine Lieblingsfarbe, blaßblaue Seide und Spitzen und weißes, leichtes Pelzwerk. Ich habe an dem Abend den Mantel offen getragen, weil ich mich auch einmal ganz kräftig, ganz jung und gesund fühlen wollte wie andere junge Mädchen, wie meine ältere Schwester zum Beispiel. Seit jener Ballnacht liege ich. Ihr Geigenspiel hatte alle Träume von irdischer Seligkeit zu mir getragen; wenn Ihre Geige klang, war ich gar nicht mehr ungeduldig. Ich lag dann und lauschte, und alles war still und selig in mir. Bitte, bitte, bleiben Sie nicht mehr länger stumm. Lili Götz."

„Lili Götz." Der Kranke keuchte den Namen heraus, Schweißtropfen bedeckten seine blasse Stirn, und große Tränen fielen schwer wie Steine auf das Deckbett nieder. Lange saß er da, die Augen mit den Händen bedeckt. Abgerissene Worte drangen von Zeit zu Zeit über seine heißen Lippen. „Lili Götz! Liebe, süße ... heilige Lili Götz!"

Friedrichs Mutter trat ins Zimmer, weil sie ihn ächzen und murmeln hörte. Er verlangte nach seinem Bleistift. Danach schrieb er lange und tief gebückt etwas auf die Rückseite von Lilis Brief. Als er sich endlich wiederaufrichtete nach der Geige und begann zu spielen. Vor ihm lag Lilis Brief. A Rückseite las er Melodien, die er soeben gedichtet und komponiert h war die Antwort auf Lilis Brief, ein Liebeslied, voll Sehnsucht u Friedrich spielte mit einer Inbrunst wie noch nie vordem. Er strömte s aus; er spielte auf seiner Geige einen Schwanengesang, wie ihn keine brust vordem reiner und tiefer geträumt hatte.

Am Abend kam die Botschaft aus dem Vorderhause, daß Lili gest Da ließ Friedrich den Bogen aus den glühenden Fieberhänden fallen. Bild Lilis legte er in den Umschlag zurück und schrieb darauf, daß e wenn er tot sei, zu ihm gelegt werden solle.

Er starb wirklich bald. Denn er hatte sich erkältet, als er auf Lilis Antwort komponierte, und auch überanstrengt, als er Lili in den Tod spielte. Den Brief gab man ihm, wie er es sich gewünscht hatte, mit Auf diese Weise kam es, daß sein Liebeslied der Nachwelt nicht erhal

## Die Parabel vom Mangel an Geleger

Von Safed, dem Weisen. (Aus dem Amerikanischen von Max

Eines Tages besuchte mich ein junger Mann, der in Modehosen u Gamaschen vor mir saß, doch dessen Geist Sackleinen und Asche tr er trauerte vor mir und sagte:

„Die Welt von heute bietet einem unternehmenden jungen Mann legenheiten mehr!"

Ich antwortete ihm:

„Vor fünf Jahren gab es im Nationalen Schlagballspielbund etliche die trauerten, weil es ihnen nach den Regeln des modernen Schlagballsp mehr möglich war, einen ‚Heim-Lauf' zu machen. Und sie verlangten guten alten Tagen zurück, da noch ein Schlag und Fang des Balles sic und jenseits des Zaunes ‚aus' war. Und um jene Zeit trat Babe R Amerikas bester Schlagballspieler. Aber du, mit deinen gehaltlosen W wirst auf dem Rasen nicht einmal die erste Linie erreichen!"

Und er sprach: „Es ist aber leider so, wie ich sagte! Die Gelegenh sämtlich von den älteren Leuten monopolisiert worden, und es gibt weiteren Gelegenheiten mehr!"

Ich sagte: „Als Kolumbus sich anschickte, dieses Land der Gelegen entdecken, gab es junge Leute deines Schlages in Masse. Sie sagten ihm westlichen Ende des großen Meeres die Säulen des Herkules stünden, üb in lateinischer Sprache die Worte geschrieben wären: ‚Non plus ultra!', tragen etwa zu bedeuten hat: Noch weiter westlich ist nichts mehr zu Aber Kolumbus fuhr dennoch weiter und machte es dir so möglich, Mangel an Gelegenheiten zu klagen!

Ich bin nicht mehr jung, aber ich sehe so viele Gelegenheiten, daß wieder jung sein möchte, um einige zu erproben, ja, und jetzt bin ich sog als du!

Es ist einer Generation so wenig möglich, die Gelegenheiten der näc zubrauchen, wie es ihr nicht möglich ist, die ganze Luft einzuatmen, oder w Noah unmöglich war, die Wasser der Sündflut auszutrinken. Denn die Lieb mit jeder Generation aufs neue, die Hoffnung springt frisch auf, und de entzündet sein Feuer am Altar der Seele. Keine Generation kann für d das Vermögen der Liebe, die Glut der Hoffnung oder den Ansporn des verbrauchen.

Es gibt der Gelegenheiten die Fülle! Du mußt sie nur ergreifen!"

# [WI]SSEN UND LEBEN

Häufig ist die Beantwortung der Frage, ob es bald
[…]ig als die, wie lange der Regen voraussichtlich dauern
[…] der Tier- und Pflanzenwelt, wie das Tieffliegen der
[…]nschließen der Korbblütler, täuschen hier oft. Auch der
[…]aßgebend; zuweilen steigt das Barometer andauernd, und
[…]or. Zuverlässiger ist schon der erste dem Schornstein ent-
[…] Schacht stehende Luftpfropfen kalt und feucht, so sättigen
[…] aufsteigenden Heizgase oft so stark, daß sie oben den
[…] die Außenluft verlassen und steil zu Boden sinken. Am
[…]ung der Wolken und Regenfallstreifen. Die dunkle Farbe
[…]t wenig, mehr schon die Form der Wolkenränder. Kein
[…]rwarten, wenn die oberen Ränder sich scharf gegen blauen
[…]n am unteren Rand hellere Flecken erscheinen. Dagegen
[…] dunkle Wolkenkämme, besonders wenn sie in mehreren
[…]cht in derselben Richtung ziehen, baldigen Dauerregen.
[…] zu wissen, aus welcher Himmelsrichtung der erste Regen
[…] Regenfallstreifen. Die Stelle, wo der Regen die Wolke
[…]ftrifft, gewöhnlich voraus; deshalb wäre es ein Irrtum,
[…]h. die Wolke ziehe in der Richtung der Fallstreifen, son-
[…]n der entgegengesetzten Richtung. Man darf die An-
[…] dann nicht unterschätzen, wenn einmal die Fallstreifen
[…]egen anscheinend gar nicht zur Erde gelangt. Die Deut-
[…] nach Professor Wilhelm Schmidts Untersuchungen nicht
[…]nigen großen, sondern auf den zahlreichen kleinen Tropfen,
[…]zusammensetzt. Nun durchmessen die Tropfen je nach der
[…]ftraum mit einer Geschwindigkeit von 2 bis 8 m in der
[…]eschwindigkeit von 5 m in der Sekunde aus einer in
[…]olke herabkommenden Tropfen brauchen daher mindestens
[…]Erde gelangen. In Hochgebirgsnähe wurde zuweilen so-
[…] Fallstreifen, sondern auch ohne Wolken beobachtet. So
[…]Oktober 1921 bei Graz. Dort regnete es zwischen 8 und
[…] klarem Himmel in großen Tropfen eine halbe Stunde
[…] steigendem Barometer. Als Ursache des merkwürdigen,
[…]genbogen verschönten Schauspiels ergab sich, daß eine
[…]az über der Glein- und Hochalpe entstandene Kumulus-
[…]tzenden Nordwind in unsichtbar machender Verflüchtigung
[…]getrieben und in großer Höhe längere Zeit schwebend
[…] haben Kaßner und Piper auch die Statistik zur Pro-
[…]herangezogen. Danach hat sich die z. B. im Vintschgau,
[…]d in England verbreitete Bauernregel „Morgenregen hält
[…] In Potsdam regnete es in den Jahren 1898 bis 1917
[…]on morgens 5 bis 6 Uhr durchschnittlich 152 mal, von
5 bis 7 Uhr 96 mal, von 5 bis 8 Uhr 58 mal, von 5 bis 9 Uhr nur 40 mal, von 5 bis 10 Uhr 26 mal, von 5 bis 11 Uhr 25 mal, von 5 bis 12 Uhr nur 16 mal ununterbrochen. Also auf 306 Regenfälle zwischen 5 bis 8 Uhr kommen nur 40, die bis 9 Uhr anhalten, d. h. nur der siebente Teil aller Fälle. Und begann der Regen erst um 6 Uhr, so hielt er an bis 7 Uhr in 182 Fällen, bis 8 Uhr in 104, bis 9 Uhr nur in 61, bis 10 Uhr in 33, bis 11 Uhr in 31, bis 12 Uhr nur in 28 Fällen. Also, auf 286 ein- und zweistündige Regenfälle kommen nur 61 dreistündige, und auf 327 ein- bis dreistündige gar nur 33 vierstündige, demnach nur ein Zehntel aller Fälle. Bei den ganzen Tag andauerndem Regenwetter pflegt die Niederschlagsmenge zwischen 11 und 12 Uhr auffallend zu steigen, während sie nach 12 Uhr wieder abnimmt.

Hermann Radestock.

**Die Eroberung der Luft.** Eine umfassende Übersicht über alle für die Luftfahrt nötigen Kenntnisse vermittelt die von Professor Dr. Joh. Poeschel unter Mitwirkung bedeutender Autoritäten herausgegebene „Einführung in die Luftfahrt“ (R. Voigtländers Verlag, Leipzig). Sie behandelt deren weitverzweigte Gebiete: Wetterkunde, Ballon- und Luftschiffahrt, Segel- und Motorflug, in knapper und übersichtlicher Weise. — Auf den Bau und die Verwendung von Luftschiffen beschränkt sich das sehr eingehend gehaltene Buch von Marinebaurat Engberding „Luftschiff und Luftschiffahrt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ (VDI-Verlag, Berlin). Die sorgfältig gewählten Abbildungen ergänzen und erläutern den Text in glücklichster Weise. — Der unvergleichlichen Ruhmestat eines Zeppelinluftschiffes hat J. Goebel in seinem Buch „Afrika zu unsern Füßen“ (Verlag K. F. Koehler, Leipzig) ein Denkmal geschaffen. Er schildert darin die — leider erfolglos gebliebene — Kriegsfahrt des Luftkreuzers „L 59“ nach Afrika. Die packende Schilderung, belebt durch einzigartige Bilder — meist Luftaufnahmen — sichert dem Buche dankbare Leser.

**Die Temperatur als Lebensfaktor.** Die thermischen Reize sind derart wichtig für den Ablauf der Lebensvorgänge, daß es wohl lohnen dürfte, sich über ihre Eigenart und ihre Wirkung einmal klar zu werden. Wann haben wir denn das Gefühl der Wärme? Im gut geheizten Zimmer — zuweilen. Also ist das körperliche Gefühl hervorgerufen durch die Temperatur der Außenwelt? Gegen diese Annahme lassen sich verschiedene Einwendungen machen. Ein Fieberkranker, der klagt, daß er nicht warm werden könne, kann eine Temperatur von 40° aufweisen; andererseits wurde es bei einem lustigen Gelage den Zechern unerträglich heiß — man maß bei einem von ihnen die Temperatur und fand 36° C, also unternormal. Um diese Widersprüche zu erklären, müssen wir überlegen, wie überhaupt Empfindungen zustande kommen. Wir sehen ja z. B. gar nicht die Gegenstände unserer Umgebung, sondern nur die Bilder, die sie auf unserer Netzhaut hervorzaubern; wir hören nicht die Töne der Musik, sondern empfinden nur die durch die Schallwellen hervorgerufenen Schwingungen; so fühlen wir auch nicht die Temperatur der Außenwelt an sich, sondern nur ihre Wirkung auf unsern Körper. In der Kälte verengern sich die Gefäße unserer Haut, die kleinen Härchen richten sich auf — „Gänsehaut“ — wir zittern am ganzen Körper. Wenn nun unsere Hautgefäße eng sind, wenn eine Gänse-

haut uns überläuft, wenn wir zittern, dann frieren wir. Wenn unsere Hautgefäße weit sind, ist uns warm — dabei muß „es“ durchaus nicht etwa warm sein; es ist ganz einerlei, wodurch die Gefäßerweiterung bewirkt wurde, ob durch ein angeregtes Gespräch, durch Muskeltätigkeit im Winter im Freien, durch Alkohol oder endlich durch hohe Außentemperatur. Hierdurch erklärt sich auch die oft aufgestellte Behauptung, durch Alkoholgenuß werde die Körpertemperatur erhöht, und man friere nicht mehr. Wir wissen, daß das erstere falsch ist, letzteres aber stimmt. Das durch Alkohol vermittelte Wärmegefühl beruht nicht auf Erhöhung der Körpertemperatur, sondern lediglich auf Erweiterung der Hautgefäße durch Lähmung der gefäßverengernden Nerven, der sog. Vasokonstriktoren. Nun ist erwiesen, daß ein gewisser Grad von Wärme für alles Leben notwendig ist; man kann ein Lebewesen weder unter eine gewisse Grenze abkühlen noch über eine gewisse Temperatur erhitzen, wenn das Leben nicht zerstört oder doch schwer geschädigt werden soll. Die Temperaturgrenzen sind verschieden für die mannigfaltigen Formen, unter denen sich das Leben manifestiert; allgemein — und mit gewissen Einschränkungen — kann man sagen, daß das Maximum etwa 40—45° C beträgt; so ist es z. B. bei In (Aufgußtierchen) beobachtet worden. Indessen findet man in heißen Quel 80° C auch noch Mikroorganismen, hauptsächlich Algen. Die untere Gre mit 0° (oder auch mit —4° C) angenommen werden. Läßt man Amöben ( Lebewesen) im Wassertropfen auf 0° abkühlen, so stellen sie ihre Bewegung ein; erwärmt man sie langsam, so bewegen sie sich wieder, um bei 35° C „Hitzestarre“ zu verfallen. Bei langsamem Abkühlen gewinnen sie ihre Bew wieder. Läßt man aber die Amöben einfrieren, d. h. kühlt man sie unter ihr peraturminimum“ ab, so erlischt das Leben definitiv. — Das Optimum fü Körperzellen liegt bei 37° C, und ihr Temperaturspielraum reicht von 44° C. — Innerhalb des Spielraumes zwischen Minimum und Maximum Temperatur den nachhaltigsten Einfluß auf die Intensität der im Plasma spielenden Lebensvorgänge aus. Z. B. findet die erste Teilung eines bef Froscheies bei 24° in 2 Stunden, bei 15° in 3 Stunden, bei 5° in 9 Stun 3° in 12 Stunden statt.

S. H



**Dr. Lahmanns Sanatorium Weißer Hirsch** gibt seit einiger Zeit „Mitteilungen für ehemalige Kurgäste des Sanatoriums“ heraus, die als überaus schätzenswerte Gesundheitszeitschrift anzusprechen sind. Insonderheit ist es die uns vorliegende August-Nummer 21, die Kurbedürftige in hohem Maße interessieren dürfte.

**Die Heilerfolge des Radiumbades Brambach i. V.** haben auch dieses Jahr einen erhöhten Besuch von Kurgästen gezeitigt. Der gute Ruf des Bades dringt in immer weitere Kreise, wozu die vollendeten Verbesserungen, die das Bad im letzten Jahr erfahren hat, das prachtvolle Radium-Kurhotel, der umfangreiche Kurpark, das neue Radium-Inhalatorium, Wandelhalle, Terrassen, die neu geschaffenen Badeeinrichtungen, aber auch die natürliche Schönheit der Umgebung beitragen. Jedwede Auskunft erteilt bereitwillig die Badeverwaltung in Bad Brambach (Vogtland).

…sgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
…sterreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

# JLLUSTRIRTE ZEITUN…

VERLAG VON J·J·WEBER ★ LEI…

NR. 4255. 167. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 30. SEP…

zen.

**Albrecht, Rheinberg**
sten und Repräsen-
Berlin, Friedrich-
tober dieses Jahres
n genanntem Welt-
Schulter mit dem
alleinigen Inhabers
Hubert Underberg,
Arbeitskraft, seine
bewußt der Marke
ma H. Underberg-
res ihr 80jähriges
llung im In- und
rhalten. In allen
und der Industrie
ld Mitarbeitern ist
schätzt und verehrt.
**nie.** Der Berliner
gische Frauenarbeit
aftswissenschaft an-
nennt sich „Zentrale
stellt in Deutsch-
swirtschaft zu einer
n; sie folgt damit
ten, die schon seit
richtungen besitzen.
Institute wird die
haft eine hauswirt-
schaftlich orientierte Forschung auf den Gebieten des Wohnungswesens, der Ernährung, der Warenkunde und der Arbeitslehre einleiten. Im besonderen legt sie Gewicht auf die Ausarbeitung einer Wirtschaftslehre des Haushaltes. Die für die Lehrerinnen der landwirtschaftlichen Haushaltungskunde bestimmten Lehrgänge in diesem Fach, werden im Herbst dieses Jahres beginnen. Die Zentrale hat ihre Arbeitsräume in der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin N 4, Invalidenstr. 42.

**Werke der Barock- und Rokoko-Malerei und -Plastik** hat die Stadt Augsburg in einem neuen Museum vereinigt. Lebten doch in Augsburg gerade in jener Zeit Maler und Plastiker, die weit über den Kunstkreis ihrer Stadt und Landschaft hinaus anregend gewirkt haben und die auch heute, dank der wiedererwachten Neigung für die Kunst jener Zeit, lebhaft fesseln können. Wie berichtet wird, erwarb die Stadt Augsburg kürzlich eine ansehnliche Privatsammlung von Hofrat Röhrer in Schondorf. Sie enthält hauptsächlich Werke der Münchener Barock- und Rokokomaler um Zick, Edlinger, Winck, Desmarées, Beich u. a. Vermehrt um einiges, was schon früher im städtischen Besitz war, hat man diese Sammlung jetzt in der ehemaligen Dominikanerkirche, die für Galeriezwecke einen geradezu idealen Rahmen abgibt, aufgestellt.

**Neue Termine für Zuchtrennen.** In der Verteilung der Berliner Herbst-Renntage treten bemerkenswerte Änderungen ein. Hoppegarten hat den 3. Oktober an Grunewald abgetreten, wo an diesem Tage das Gladiatoren-Rennen gelaufen wird. Am 17. Oktober kommt in Hoppegarten statt des Hindenburg-Rennens das Hertefeld-Rennen zur Entscheidung, während das Hindenburg-Rennen zusammen mit dem Ratibor-Rennen am 24. Oktober in Hoppegarten gelaufen werden wird.

**Neue Bergbahnen.** Außer den bereits eröffneten Seilbahnen an der Zugspitze, am Kreuzeck und an der Rax sind noch folgende weitere Alpenbahnen im Bau oder projektiert: die Patschorkofelbahn bei Innsbruck, die Seilschwebebahn auf den Untersberg, die Nebelhornbahn, die Pfänderbahn, die Hahnenkammbahn, die Seilbahn von Langen nach Zürs und die Ebenseer Seilschwebebahn.

**Die kommende Briefmarkenausstellung in Neuyork.** Mitte Oktober dieses Jahres wird in Neuyork eine internationale Briefmarkenausstellung eröffnet, in der Postwertzeichen im Wert von sechzig Millionen Mark gezeigt werden sollen. Die bisher größte derartige Ausstellung wurde 1923 in London abgehalten und zeigte Briefmarken im Gesamtwert von 45 Millionen Mark. Diesmal werden ganz besondere Seltenheiten ausgestellt werden. Eine der größten Kostbarkeiten wird die 1-Cent-Marke aus Englisch-Guyana von 1856 sein, für die 1922 die „Kleinigkeit" von 7317 Pfund bezahlt wurde. Dies ist der höchste Preis, der bisher für eine Briefmarke angelegt worden ist. Die Ausstellung wird zum erstenmal eine besondere Abteilung „Luftpostmarken" enthalten, in der neben den modernen Wertzeichen als besondere Seltenheit Marken gezeigt werden sollen, die 1870 zur Frankierung der Postsachen dienten, die im Luftballon das belagerte Paris verließen. Ferner werden zum erstenmal in einer Briefmarkenausstellung auch die Postwertzeichen-Druckmaschinen gezeigt werden.



n den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt.
Schriftleitung der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten.
gt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). — Für unverlangte Einsendungen an die Schriftleitung wird keinerlei Verantwortung übernommen.

# Illustrirte Zeitun[g]

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4255. 167. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift t 30. Septe

# Weil

**Jacobi ‚1880'** seiner hohen Eigenschaften wegen vom reisenden Publikum im Speisewagen dauernd verlangt wird,

sich in friedlichem Wettbewerb und stetem Aufstieg als deutscher Weinbrand Weltruf erworben hat,

diesen großen Ruf seiner bekannten sich stets gleichbleibenden Güte und Preiswürdigkeit verdankt,

wird

**Jacobi ‚1880'** in den Speisewagen der Mitropa seit Jahren geführt,

ohne daß

r Mitropa geforderte angemessene Propagandazuschuß auch nur entfernt
cher Belieferung" gleichkommt oder die Beträge übersteigt, die noch jüngst
vergütet wurden, die bis vor kurzem zur Belieferung mit zugelassen waren.

Weinbrennerei **Jacobi** Stuttgart

---

TET

TET

LSENS KEKS-FABRIK A·G·HANNOVER

BAHLSENS
**Pangani-
Gebäck**

# Jllustrirte Zeitun

**RABINDRANATH TAGORE,**

der berühmte indische Dichter und Philosoph, der gegenwärtig in Deutschland weilt, um in verschiedenen Städten Vorträge über indische Philosophie

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Erich Heermann.

Der Einsturz der neuerbauten Oderbrücke in Gartz, der größten Gußbetonbrücke Deutschlands, am 19. September: Der eingestürzte Mittelbogen. Die Katastrophe erforderte vier Tote und mehrere Schwerverletzte.

Von der Einweihung des Ehrenmals für die im Weltkriege Gefallenen des Hannoverschen Jägerbataillons Nr. 10 in Goslar: Übergabe des Denkmals durch General Bauer an Oberbürgermeister Klinge. (Phot. Hugo Werle, Goslar a. Harz.)

...rgentheim vom 13. bis zum 21. September, an dem auch Reichspräsident ...n: Ein Ständchen vor Hindenburgs Quartier.

..., der bekannte Germanist an der Berliner Universität, Ständiger Sekretar ...estorben in Bad Gastein am 17. September im Alter von 67 Jahren.

...und Gemahlin, die am 29. September die diamantene Hochzeit feiern konnten. — Mitte: Kammersänger Prof. Dr. Alfred v. Bary, einstmaliger berühmter ...n, starb in München, wo er zuletzt als Nervenarzt tätig war, am 13. September im Alter von 53 Jahren. (Phot. J. P. Böhm, München.) — Rechts: Zum ...den am 19. September: Blick auf die Kirche, die älteste Pfarrkirche Dresdens, 1726—1734 von G. Bähr neuerbaut. (Phot. Walter Bautzer, Dresden.)

# DIE WELT DES STRAFGEFANGENEN

Wir spüren handgreiflich die Kluft zwischen Gefangenen und uns, den Freien, wenn wir am Gefängnis vorübergehen. Dieser Bau, dessen Name Strafgefängnis, Gerichtsgefängnis, Zuchthaus lautet, hebt sich von allen anderen Häusern ab. Kein Balkon, keine Blumen, keine Gardinen — dafür Gitter am Fenster. Aus den Fenstern kann man nicht heraussehen; sie sind auch — bis auf eine Luftklappe — nicht zu öffnen. Wenn man die Menschen, die in diesem Hause wohnen, besuchen will, muß man sich viele stark verschlossene Türen öffnen lassen. Und dann, was so ganz anders ist als bei uns: Wenn jemand an unsere Wohnung klopft oder klingelt, dann machen wir auf. Wenn jemand an den Wohnungen im Gefängnis klopft, und der Bewohner wollte auch aufmachen — er kann nicht öffnen. Die Bewohner dieses Hauses können nicht ausgehen. Zieht die Musik unten vorbei, dann zuckt es ihnen in allen Gliedern. Sie springen auf vom Schemel, aber am Fenster, da ist es ihnen, als bekämen sie einen Schlag — gelähmt die Füße, gelähmt die Hände, blind die Augen. Scheint die Sonne, dann gehen wir wohl mit einem etwas beklommenen Gefühl am Gefängnis vorüber, etwas schneller als an den anderen Häusern — es ist, als spürten wir den Sonnenhunger der tausend Augen hinter den Gittern. Merken wir die Kluft?

Wenn wir über die Straße gehen, können wir gehen, wie es uns beliebt, können am Schaufenster stehen bleiben, können langsam gehen, können schnell gehen, können fahren, können sprechen, mit wem wir wollen. Die Gefangenen müssen in streng vorgeschriebenem Abstande vom Vordermann gehen, einer genau hinter dem andern, in genau demselben Tempo, im vorgeschriebenen Kreise, eine halbe Stunde täglich — tagaus, tagein derselbe Kreis, tagaus, tagein derselbe Hof. Und sprechen dürfen sie während dieses Spazierganges kein Wort. Wenn der Gefangene in einer Einzelzelle sitzt, kann er den ganzen Tag mit niemandem sprechen, vielleicht monatelang, vielleicht jahrelang mit keinem Menschen ein Wort. Höchstens bei der Arbeit, falls gemeinsame Arbeit zu verrichten ist, fällt mal heimlich und verbotenerweise ein Wort. — Wie viele Eindrücke haben wir den Tag über an Menschen, Schaufenstern, Lichtern, Straßen. Wir sehen ernste und lachende Männer, edle und kokette Frauen, sinnende und frohe Kinderaugen. Der Zellenbewohner sieht nur die vier Wände seiner Zelle. Schon nach achtundvierzig Stunden kennt er jeden Fleck an der Wand, jedes Astloch an der Tür, jeden Splitter am Tisch. Das Auge kann nichts sehen als nur die kahle Wand. Und wenn es auch noch so weit sehen möchte — die Wand! Und er sieht monatelang, jahrelang, jahrzehntelang keine Frau, kein Kind. Der Gefangene sieht nur Männer, nur drei bis vier Wachtmeister und Mitgefangene, die alle dieselbe Kleidung haben. Ebenso sieht die Gefangene keinen Mann, kein Kind. — Die Kluft zwischen Gefangenen und Freien!

Wir sehen unsere Familie täglich. Und wenn es auch nur eine halbe Stunde sein mag, wir sehen sie doch, empfinden ihre Nähe. Der Gefangene sieht seine Frau vielleicht alle vier Wochen einmal. Die Gefangene sieht ihre Kinder vielleicht alle Halbjahre einmal und sieht sie nie allein. — Eine große Kluft!

Wir arbeiten als Freie. Und wenn wir auch an der Maschine stehen, es ist doch unser freier Beruf. Die Arbeit im Gefängnis geschieht unter Zwang.

Wir haben unsere Freuden: Freunde und Liebhabereien, Kunst und Musik, Theater und Spiele, Blumen und Schrebergärten, Tiere und Bücher, jeder auf seine Art. Wir lachen herzlich mit Verwandten und Freunden zusammen. Wir spielen Klavier oder Geige. Im Gefängnis fehlt die Freude fast ganz. Erst in allerjüngster Zeit beginnt man, auch den Gefangenen einmal ein Geigenkonzert oder einen guten Film zu bieten — einfach deshalb, weil der Mensch ein Recht auf Freude hat. Es ist nicht angängig, zehn, fünfzehn Jahre lang ohne einen Freudenstrahl zu leben. Das ist kein Leben. Aber die Freudenstrahlen im Gefängnis sind doch nur sehr selten. *Wir* können sie haben, wann wir wollen.

Die Kluft zwischen Gefangenen und Freien ist da und ist sichtbar. Man spürt sie deutlich, sobald man nur am Gefängnis vorübergeht. Aber die Kluft hat noch andere Gründe, tiefere Gründe.

Wir „draußen“ sind angesehene Leute, geachtet, geehrt von jüngeren — einen siebzigjährigen Gefangenen ehrt ein fünfzehnjähriger junger Mensch nicht. Niemand redet den Gefangenen mit Herr, Frau oder Fräulein an. Dieser einfachste Ehrentitel ist ihm entzogen. Da merken wir, wie tief die Kluft ist.

Im Gefängnis sind Leute, die haben einen schweren Einbruchsdiebstahl begangen — wir haben noch nie gestohlen. Im Gefängnis sind Menschen, die haben gemordet — wir können noch nicht einmal einen Hund vergiften. Ferner: Jedermann, der im Gefängnis sitzt, ist gestempelt als böse, als schlecht, als gemein. Seine Gemeinheit ist offenkundig, für alle Welt zu sehen. Unser Böses ist verborgen, für niemanden zu sehen, wir gehen ungestempelt durch die Welt.

Also die Kluft ist wirklich da, und sie ist breit. Man kommt nicht mit einem Sprunge hinüber. Man muß schon eine Brücke haben, um hinüberzukommen. Und die Kluft ist tief, grauenvoll. Es ist eine Kluft zwischen Menschen. Menschen hier, Menschen dort, und dazwischen ein unheimlicher Abgrund.

Das Besondere an der Kluft ist noch dies: der Gefangene spürt diese Kluft ständig, ununterbrochen, Tag und Nacht — auch dann noch, wenn er aus dem Gefängnis entlassen ist. Wir übrigen fühlen diese Kluft selten, vielleicht dann, wenn wir einmal am Gefängnis vorbeigehen. Aber sonst quält sie uns nicht. Ja, es ist noch sehr die Frage, ob sie uns überhaupt quält. Jedenfalls: Der Gefangene empfindet sie als unerträglich, als unsagbar schwer. Und unter allen Umständen will er über diese Kluft eine Brücke schlagen. Er wehrt sich mit Händen und Füßen und auf alle ihm mögliche Weise gegen die Kluft. Er lehnt sie ab. Auf die folgenden Arten will er die Kluft überbrücken:

Es überkommt ihn ein elementarer Freiheitsdrang. Ich kannte einen Gefangenen, der war schon sechsmal aus preußischen Gefängnissen ausgebrochen. Die Wege, die der Ausbrecher geht, sind Wege, auf denen Menschen eigentlich überhaupt nicht gehen können, und heißen: hohe Mauern, Dachrinnen, zerschnittene Bettlaken, tiefe Sprünge, mühsames, jahrelanges Bohren in der Wand, Einsatz des Lebens. Trotzdem wird es versucht.

Der Gefangene überbrückt die Kluft durch förmliche Schreibwut, durch Besuchswut (immerfort will er Besuche haben), durch Lesewut. Auf diese Weise will er über die Kluft hinüber. Er will sich nicht abschneiden lassen von draußen.

Es gibt eine ganze Reihe von Gefangenen, die überbrücken die Kluft durch Haß. Sie schreiben die widerwärtigsten, gemeinsten Briefe gegen irgendwelche Leute, die frei sind. Warum? Die Freien, die auf der andern Seite der Kluft, sollen getroffen werden; sie sollen merken, daß die Kluft doch zu überspringen ist; es soll ihnen weh tun von der andern Seite der Kluft her. Der Gefangene will nicht, daß alle Fäden zerschnitten sind, will nicht, daß die Verbindung zwischen Mensch und Mensch aufgehoben ist. Wenn nichts den andern dort drüben trifft, so wenigstens der Haß, der ganz brutale, gemeine Haß — der soll treffen.

Viele überbrücken die Kluft durch Leugnen ihrer Tat. Trotz aller Beweise lügen sie jahrelang. Sie wollen sich nicht auf die andere Seite der Kluft hinüberschieben lassen. Sie leugnen uns ins Gesicht, um zu sagen: ich gehöre auf eure Seite. Ein Akademiker schrieb am Morgen der Gerichtsverhandlung an seine Frau: „Daß ich unschuldig bin, weißt Du und wirst Du glauben, auch wenn ich verurteilt werde.“ Gegen Schluß der Verhandlung gestand er alles ein.

Wieder andere überraschen durch ihr Geständnis. Die Geständnisse im Gefängnis sind immer etwas Eigenartiges, ich möchte sagen: sie sind tendenziös. Sie haben eine ganz bestimmte Absicht oder auch viele Absichten. Der Gestehende will seinen Mut zeigen, seine Ehrlichkeit, seine Anständigkeit. „So bin ich, ich gestehe. Andere lügen, ich bin ehrlich.“ Aber hinter all dem liegt die geheime Tendenz: Ich gestehe, aber nun ist es gut zwischen mir und dir, nun bin ich wieder auf deiner Seite, jetzt ist alles in Ordnung. Die Kluft soll durch das Geständnis überbrückt werden.

Eine besondere Kategorie der Kluftüberbrücker sind die, die mit einer gewissen Eleganz über die Straftat hinweggehen, mit einem kühnen Satz das Gespräch vom Vergehen abbringen und nun lang und breit erzählen, was für ordentliche Leute sie sind. Ein Mörder sagte einmal: „Ich habe nie getrunken und nie geraucht.“ Ein Dieb: „Ich habe die Hälfte aus meinen Diebstählen immer der Mutter gegeben.“

Andere erzählen, wie gut sie zu ihren Kindern und zu ihrer Frau gewesen sind. Ein ganz schwerer Dieb einmal: „Ich habe nie etwas genommen, wenn mir einer etwas anvertraut hat.“ Immer wollen sie sagen: Zwischen den anderen Menschen und mir besteht eine Kluft nicht.

Eine besondere Art sind ferner die mit hundert Plänen und hundert Vorsätzen. Die ganze Vergangenheit wird ausgestrichen. Sie wollen nicht daran erinnert werden. Wer sie doch daran erinnert, hat es mit ihnen verdorben. Das ganze Denken hat sich auf die Zukunft gestürzt. Immer heißt es: „Wenn ich erst draußen bin . . .“ Im Grunde wollen sie damit sagen: Wenn ich erst draußen bin, bin ich wie ihr alle, zu einer Kluft ist kein Anlaß. — Es gibt auch solche, die ganz deutlich, abstoßend deutlich, die Kluft nicht anerkennen. Es sind die Frechen. Wenn ein Trupp von Gefangenen durch die Straßen geführt wird, so sind gleich die Anzüge, aber ganz ungleich die Bewegungen: Der eine verschließt sich in sich selbst, aber der Freche sieht alle an, sieht sich um, sieht den Zuschauern grinsend ins Gesicht, geht ganz frei und unbeschwert. Ob er in seiner Zelle auch so frech lacht? Auf der Straße will er sagen: Gewiß, hinter mir geht ein Aufseher mit dem Gewehr, aber deshalb bildet euch nur nicht ein, woanders zu stehen als ich.

Und schließlich gibt es solche, die der Kluft ein Ende machen — durch Selbstmord. Sie können es nicht ertragen, abgeschnitten und ausgestoßen zu sein.

Kurz: Jeder Gefangene sucht von sich aus, auf seine Art, die Kluft zu überbrücken. Er lehnt die Kluft ab.

Hierbei darf die Art und Weise, wie man leugnet und haßt und schreibt und frech ist, nicht übersehen werden. Man tut das alles maßlos, erregt, mit sprühenden Augen, voller Leidenschaft. Der ganze Mensch steht dahinter. Gerade diese Maßlosigkeit weist auf das, was der Gefangene im Grunde will. Ihm kommt es nicht auf den Menschen an, den er haßt, nicht einmal auf den Haß, nicht auf das Leugnen, nicht auf das Geständnis, sondern eben darauf: Weg mit der Kluft zwischen euch und mir! Es ist nicht wahr, daß ihr im Himmel seid und ich in der Hölle. Es ist nicht wahr, daß bei euch alles hell und bei mir alles dunkel ist. Ihr lügt, wenn ihr euch so abhebt von mir. Ich allein böse, ihr alle gut, dagegen lehne ich mich auf!

Denn letzten Endes liegt die Kluft eben darin: Er ist böse, und wir nicht. Damit haben wir der Kluft auf den Grund gesehen. Alles andere ist nur Folge.

Vor dieser Situation stehen wir: die Kluft ist da, aber der Gefangene versucht auf jede Weise, sie zu überbrücken. Was sollen wir nun tun? Sollen wir es bei diesem Zustande belassen? Dürfen wir das? Zum mindesten haben wir doch zu fragen: Wie ist er eigentlich auf die andere Seite der Kluft gekommen?

Einer der Hauptgründe ist die Erziehung. Häufig war der Vater Trinker. Oft hat der Vater erzählt, was er aus der Fabrik hat mitgehen lassen. Oder es war ein brutaler Vater, der die Mutter in Anwesenheit der Kinder schlug. Oft sind es auch die Mütter. — Sodann die Wohnungen! Alle schlafen in einem Raume, die größeren Brüder erzählen ihre Streiche, mit geschlossenen Augen, aber mit fiebrigen Backen hört der jüngere zu: Er ahnt „das Leben“. — Manches Mal treibt die zankende Frau den Mann ins Wirtshaus und von da ins Gefängnis. Manches Mal ist es die Not in allen ihren Formen von Arbeitslosigkeit, Hunger usw. Und dann die unheilvolle „Veranlagung“. Immer wieder begegnet man im Gefängnis einer anormalen Willensschwäche. Willensschwache aber sind leicht zu verführen. Der Verführer weckt die Lebensgier, verspricht ein herrliches Leben. Er ist, ob Mensch oder Alkohol, so stark, daß der Willensschwache ihm gehorchen muß. Zu den Schwachen gehören auch die Jähzornigen, die im Moment der Wut zum Bierglas oder zum Messer greifen, gehören auch all die Halbwertigen, Bettler, Wanderer, Abenteurer, sexuell Hörigen, kurz, alle die, die fachlich Psychopathen genannt werden, d. h. die, die normal am Verstande sind, aber anormal, abwegig, krank an Gemüt und Willen.

Wenn wir das bedenken, wenn wir nur an die verfehlte Erziehung und an den Hunger denken, dann verringert sich die Kluft schon erheblich. Und wir haben doch weiter nichts getan, als daß wir gefragt haben, wie denn die Gefangenen auf die andere Seite der Kluft geraten sind. So geht es einem immer wieder: Liest man in der Zeitung von einem Verbrechen, so ist man entsetzt, empört. Aber steht man dann in der Zelle dem Gefangenen, dem Menschen gegenüber und sieht in das Werden dieses Menschen hinein, dann zieht sich die Kluft ganz leise zusammen. Man spürt, daß die allgemein üblichen Maßstäbe zerbrechen, und hört so unheimlich eindringlich in sich die Worte: „Richtet nicht!“

Man spürt ganz anders als draußen, daß der Gefangene lediglich durch seine Existenz als Gefangener auch uns anklagt. Er gehört doch zu unserm Leben, zu unserer Zeit. Und all das, was an Bösem aus uns heraus und in das Leben hineingeht, hat auch ihn irgendwo erreicht. Da spüren wir die Verflochtenheit des Lebens und die Schicksalhaftigkeit des Menschengeschlechts, spüren, daß wir unlöslich mit ihm verbunden sind, spüren, daß sein Menschsein unlöslich verbunden ist mit unserem Menschsein, seine Schuld unlöslich verbunden mit unserer Schuld, sein Sehnen unlöslich verbunden mit unserem Sehnen.

Im übrigen gilt es, nie zu vergessen, daß auch jeder Gefangene sein Gutes hat. Der Gefangene ist böse und gut wie alle Menschen. Statt dies darzulegen, einige Fälle: Wilhelm ist sehr höflich, dienstwillig, zu jeder Arbeit bereit, sauber, tut mehr, als nötig ist. Er ist bestraft wegen einer ganzen Reihe von Straftaten — Hausfriedensbruch, Beleidigung, Unterschlagung, Betrug. Er spricht mit Vorliebe nicht von seiner Person, sondern von der des Besuchs. Als ich ihm einmal sage, daß seine Unterschlagung eigentlich eine sehr unhöfliche Sache gegen seinen Chef gewesen sei, bricht er zusammen. Sein Bestes in ihm, auf das er so stolz war, ist angerührt. Und wie ein Kind sagt er: „Das ist nicht wahr, ich bin immer höflich, meine Eltern haben mich so erzogen.“ Nach einer Weile aber gibt er dann zu: „Es ist doch wahr, es ist unhöflich gewesen, und nun will ich es nie wieder tun.“ — Karl Egon füttert mit größter Hingebung alles, was an Tieren im Gefängnis lebt, Hunde, Katzen, Kaninchen, Vögel. Der Katze streicht er so zart über das Fell wie eine Frau, und eine Braut kann zu ihrem Bräutigam nicht liebevoller sprechen als er zu den Kaninchen, und doch hat er die dritte Strafe wegen gefährlicher Körperverletzung. — So könnte ich noch stundenlang erzählen und beweisen: Jeder Mensch ist gut und böse, ob gefangen oder frei.

Mit alledem dürfte die Kluft sich doch stark zusammengezogen haben. Ganz geschlossen ist sie aber nur für den, der eine ganz andere Kluft kennt: die zwischen Gott und Mensch. Diese Kluft allerdings ist ungeheuer, unfaßlich, unüberwindbar groß. Vor ihr verschwinden die Klüfte unter den Menschen, verschwindet auch die Kluft zwischen Gefangenen und Freien. — Ich hoffe, niemand wird sagen, daß damit das Böse des Gefangenen aufgehoben oder verwaschen oder sentimental entschuldigt wäre. Das Gegenteil ist der Fall! Der Gefangene ist nunmehr nicht nur vor Menschen schuldig, und dort erst wird ja Schuld zur wirklichen Schuld. Darum muß der Gefangene auch jedesmal, wenn wir ihm gegenübertreten, uns abspüren: unser Erschrecken vor seinem Bösen.

Gerhard Jacobi.

# DER MITTELDEUTSCHEN INDUSTRIE

et man im Plagwitzer Industrieviertel
einen im Ausbau befindlichen Kanal-
Einmündung dieses Elster-Saale-Kanals
lich im Sande steckengeblieben und ist
ger Industriellen, dessen wirtschaftliche
ner Zeit fast ebenso weit voraus waren

r. Karl Heine in den siebziger Jahren
maligen Dorffluren von Plagwitz und
trieviertel geschaffen, indem er zunächst
ß an die Bahn gaben. Diesem sich rasch
ollte er gleichzeitig durch einen Kanal

mit Kohle, das Riesenwerk bei Golpa beliefert Berlin und einen Teil der Industrie des Leipziger Gebietes mit Strom. Im Vorgelände des Harzes, bei Nachterstedt, ist ein großes Werk im Bau, das die „Verölung" der Kohle vornehmen soll. Unweit liegt Mansfeld, das mit seinem Kupfer ein Viertel des deutschen Bedarfes deckt, von Staßfurt bis nach Halle erstreckt sich das Kaligebiet, und dazwischen sind überall jüngere Industrien entstanden. Damit erhielt die Schaffung eines leistungsfähigen Kanals zur Elbe und zu den Seehäfen, durch den sich diese Industrien mit deutscher Steinkohle und überseeischen Rohstoffen (Wolle, Baumwolle, Fette, Holz usw.) versorgen und ihre Fabrikate und Rohstoffe, wie Kali und Stickstoffdünger, nach den Küstenplätzen und den Binnenhäfen befördern können, eine neue Bedeutung. Die weichere mitteldeutsche Braunkohle kommt allerdings im Gegensatz zu der härteren und stückigen böhmischen Braunkohle für die Wasserfracht kaum in Frage.

Das Reich und die Länder hatten sich schon 1922 dahin geeinigt, daß der Mittellandkanal gleichzeitig mit seinem Nordflügel — Hannover-Magdeburg — und mit seinem Südflügel — Magdeburg-Halle-Leipzig — weitergebaut werden sollte. Die Frage der Arbeitsbeschaffung im Sinne einer produktiven Erwerbslosenfürsorge hat dann in den letzten Monaten die Dinge sehr schnell in Bewegung gebracht, und der Beschluß der Leipziger Stadtverordneten, von dem auf Sachsen entfallenden Anteil von 24 Millionen 35 v. H. und die Kosten für den Bau des Kanalhafens bei Plagwitz zu übernehmen, hat die Frage jetzt so weit gefördert, daß, da die Baupläne für den Elster-Saale-Kanal fertig daliegen, mit den Erdarbeiten sofort begonnen werden könnte.

Der Elster-Saale-Kanal wird für das 1000-Tonnen-Kanalschiff gebaut, und ist er fertig, so wird Leipzig in etwa fünf Jahren schon für das 400-Tonnen-Schiff, für das heute die Schleusen der Saale konstruiert sind, erreichbar sein, bis dann

sführung eines langgehegten Kanalprojekts: Der Plan des Elster-Saale-Kanals, der durch seine Verbindung mit dem
ittellandkanal (rechts oben) für Leipzig und Umgebung große wirtschaftliche Bedeutung gewinnen wird.

öße des Geiseltales, westlich von Merse-
12 km abgebaut werden, kaum erst an-

und schritt nur in dem Maße vor, als
Karl Heines verwaltet, für ihre Mörtel-
somit zu einem Kanal, der sich selber
ten zwanzig Jahren das große Hafen-
analhafens bei Plagwitz fast vollständig
lich auch der Endpunkt des jetzt vom
Elster-Saale-Kanals werden.
sich nämlich im Kriege und in der
Braunkohle den Ausfall der Ruhrkohle
der Braunkohle und unmittelbar neben
aftwerke entstanden, die die Rohkohle
ter ihren Kesseln verfeuerten. So ver-
us einigen Tagebauten des Geiseltales

der Ausbau der Elbe und der Saale bis Halle und bis Kreypau, wo der Elster-Saale-Kanal einmündet, auf dieselben Ausmaße vollendet sein wird. Unweit Kreypau wird das Leuna-Werk, das mit seinem Stickstoff allein rund 700000 t Fracht liefert, während der Güterverkehr Leipzigs auf etwa 1500000 t geschätzt wird, einen eigenen Kanalhafen erhalten. Zusammen ist das ungefähr das Zwanzigfache der Gütermenge, mit der Karl Heine vor einem halben Jahrhundert für seinen Kanal rechnete. Es ist aber bezeichnend für seinen technischen und wirtschaftlichen Weitblick, daß man nach zahlreichen Zwischenprojekten für den endgültigen Bau des Kanals doch wieder genau auf die Linie zurückgekommen ist, die er damals ins Auge gefaßt hat. Und es ist eine Genugtuung für einen seiner ersten Mitarbeiter, den Leipziger Baurat Paul Götz, der noch in den siebziger Jahren die Anfangsstrecke des Karl-Heine-Kanals mitgebaut hat, daß es seiner unermüdlichen Werbearbeit gelungen ist, das Interesse für eine Wasserstraße von Leipzig nach der Saale und Elbe wach zu erhalten, bis das Reich und die Länder den ursprünglichen Plan Karl Heines zu dem ihren gemacht haben und ihn jetzt ausführen.

Ferdinand Grautoff.

## a g e s g e s ch i ch t e

ivision der Reichswehr bei Mergen-
3. bis zum 21. September hoben sich
n ab, als bei ihnen das erste Mal aus-
übungen zugegen waren. Die Truppen
en ihr Bestes, zumal sie wußten, nicht
r Reichspräsident v. Hindenburg folgte
icklungen.
September der amerikanische Kreuzer
Dieser nach dem Kriege erste Besuch
n ist ein erfreulicher Beweis für die
zwischen Deutschland und Amerika.
70 amerikanische Matrosen nach Berlin,
eadmiral Welles, der am 23. September
ge mit mehreren Offizieren der nord-
en v. Hindenburg empfangen.
September gegen Mittag der Pfeiler
acht Tage später dem Verkehr über-
Krach in sich zusammen und riß den
Dem Unglück fielen vier Tote und
Einsturz des Brückenpfeilers dürfte auf
ren sein, deren leichte Verschiebbarkeit
ers noch erhöht wurde.
, der „Riviera Nordamerikas", wurde
rmkatastrophe heimgesucht, wie sie
aten glücklicherweise nur äußerst selten

bisher erlebte. Vom Meere her brauste mit der ungeheueren Geschwindigkeit von 150 km der Wirbelsturm gegen die Küste und trieb die Wellen haushoch gegen das Festland vor. Nichts konnte dem vereinigten Ansturm der beiden Elemente Widerstand leisten. Große massive Gebäude knickten zusammen wie Kartenhäuser, und die Städte bilden nur noch einen Trümmerhaufen. Es gibt kein Seebad Miami, kein Palm Beach mehr, die von den Reichen der Vereinigten Staaten so gern aufgesucht wurden. Neben dem ungeheueren Materialschaden sind noch viele Todesopfer zu beklagen, deren Zahl an die tausend heranreicht.

Rabindranath Tagore, der bekannte, 1861 in Kalkutta geborene Dichterphilosoph, hat Deutschland aufgesucht, um die Erkenntnisse indischer Philosophie durch Vorträge in verschiedenen Städten dem deutschen Volke näherzubringen. Viel Aufsehen erregte sein Aufenthalt in Berlin. Nachdem Tagore am 13. September in der dortigen Philharmonie gesprochen hatte, war er am 14. September Gast des preußischen Kultusministers Dr. Becker. Am folgenden Tage wurde er vom Reichspräsidenten v. Hindenburg empfangen.

Geheimrat Dr. Ing. Heinrich Ehrhardt, der bahnbrechende Techniker und Erfinder, feierte am 29. September 1926 in Zella-Mehlis (Thüringen), seiner Heimatstadt und der Wiege seiner weltbedeutenden Unternehmungen, im Alter von 86 Jahren das seltene Fest der diamantenen Hochzeit. Aus diesem Anlaß wurden dem Jubelpaar zahlreiche Ehrungen zuteil. Auch der Reichspräsident und der Reichswehrminister beglückwünschten den um die deutsche Waffen- und Geschoßindustrie hochverdienten Industriellen. Geheimrat Erhardt ist der Erfinder des Rohrrücklaufgeschützes und der Begründer der Erhardtwerke in Zella-Mehlis, der Rheinmetallwerke Düsseldorf, der Fahrzeugfabrik Eisenach und der Gewehrfabrik Sömmerda. Er beschäftigte in diesen Werken einstmals 55000 Arbeiter.

# INDUSTRIE

…fert Berlin und einen Teil der Industrie
…Vorgelände des Harzes, bei Nachterstedt,
…„Verölung“ der Kohle vornehmen soll.
…upfer ein Viertel des deutschen Bedarfes
…sich das Kaligebiet, und dazwischen sind
…mit erhielt die Schaffung eines leistungs-
…ehäfen, durch den sich diese Industrien
…Rohstoffen (Wolle, Baumwolle, Fette,
…und Rohstoffe, wie Kali und Stickstoff,
…Binnenhäfen befördern können, eine neue
…Braunkohle kommt allerdings im Gegen-
…ischen Braunkohle für die Wasserfracht
kaum in Frage.

Das Reich und die Länder hatten sich schon 1922 dahin geeinigt, daß der Mittellandkanal gleichzeitig mit seinem Nordflügel – Hannover-Magdeburg – und mit seinem Südflügel – Magdeburg-Halle-Leipzig – weitergebaut werden sollte. Die Frage der Arbeitsbeschaffung im Sinne einer produktiven Erwerbslosenfürsorge hat dann in den letzten Monaten die Dinge sehr schnell in Bewegung gebracht, und der Beschluß der Leipziger Stadtverordneten, von dem auf Sachsen entfallenden Anteil von 24 Millionen 35 v. H. und die Kosten für den Bau des Kanalhafens bei Plagwitz zu übernehmen, hat die Frage jetzt so weit gefördert, daß, da die Baupläne für den Elster-Saale-Kanal fertig daliegen, mit den Erdarbeiten sofort begonnen werden könnte.

…bindung mit dem

Der Elster-Saale-Kanal wird für das 1000-Tonnen-Kanalschiff gebaut, und ist er fertig, so wird Leipzig in etwa fünf Jahren schon für das 400-Tonnen-Schiff, für das heute die Schleusen der Saale konstruiert sind, erreichbar sein, bis dann…

…Halle und bis Kreypau, wo der Elster…
…usmaße vollendet sein wird. Umme…
…seinem Stickstoff allein rund 700000 t…
…Leipzigs auf etwa 1500000 t gesch…
…n. Zusammen ist das ungefähr da…
…l Heine vor einem halben Jahrhundert…
…bezeichnend für seinen technischen un…
…lreichen Zwischenprojekten für den en…
…nau auf die Linie zurückgekommen is…
…s ist eine Genugtuung für einen sein…
…Paul Götz, der noch in den siebzige…
…Kanals mitgebaut hat, daß es sein…
…as Interesse für eine Wasserstraße w…
…rhalten, bis das Reich und die Länder…
…em ihren gemacht haben und ihr je…

Ferdinand Grautoff

…e

…t der ungeheueren Geschwindigkeit …
…und trieb die Wellen haushoch ge…
…einigten Ansturm der beiden Eleme…
…e knickten zusammen wie Kartenhäu…
…rümmerhaufen. Es gibt kein Geb…
…n Reichen der Vereinigten Staaten …
…geueren Materialschaden sind noch ni…
…tausend heranreicht.

…, 1861 in Kalkutta geborene Dicht…
…die Erkenntnisse indischer Philosoph…
…deutschen Volke näherzubringen. …
…Nachdem Tagore am 13. Septem…
…atte, war er am 14. September …
…Um folgenden Tage wurde er …

…hardt, der bahnbrechende Tech…
…6 in Zella-Mehlis (Thüringen), …
…deutenden Unternehmungen, im …
…antenen Hochzeit. Aus diesem …
…en zuteil. Auch der Reichspräs…
…en den um die deutsche Waffen…
…Geheimrat Erhardt ist der Grü…
…der der Erhardtwerke in Zella-Meh…
…zeugfabrik Eisenach und der Gen…
…n Werken einstmals 55000 Arbe…

Zum Ankauf des Hotels „Der Kaiserhof" in Berlin durch das Reich: Das gewaltige Gebäude des „Kaiserhofs", das zur Erweiterung des Finanzministeriums verwendet werden soll. Der Kaufpreis beträgt über 8 Mill. Mk. — Rechts oben: Die Mitglieder der Hygienesektion des Völkerbundes bei ihrem kürzlich erfolgten Besuch in Hamburg zur Besichtigung der sanitären Einrichtung des Hafens und des Tropenhygienischen Instituts. (Phot. Jos. Schorer, Hamburg.)

Der erste amerikanische Marinebesuch in Deutschland nach dem Kriege: Links: Der amerikanische Kreuzer „Memphis" beim Eintreffen im Hafen … Im Hintergrund das deutsche Linienschiff „Hessen". Rechts: Der ameri… der „Memphis" in Kiel ankam, nach seinem Empfang durch den Reichs… …ndenburg in Berlin am 23. September.

…störer in Wilhelmshaven am 22. September: Die beiden Torpedobootzerstörer „Falke" und „Condor", durch deren Indienststellung nunmehr die deutsche … dem am 23. September in Philadelphia zum Austrag gelangten Boxkampf zwischen dem bisherigen Schwergewichts-Weltmeister Jack Dempsey und …ey überlegen nach Punkten gewann: Gene Tunney (rechts) und Jack Dempsey mit seiner jungen Frau, der bekannten Schauspielerin Estelle Taylor.

Die Weiterrüstung zur See in den Vereinigten Staaten von Amerika: Das erste Unterseeboot mit einem Flugzeug an Bord im Dock, bevor es in See geht.

Zum Scheitern des Ozeanfluges des französischen Kapitäns Fonck v Flugzeug, das kurz nach dem Start verbra

Die feierliche Einweihung des Denkmals für den ehemaligen Wiener Bürgermeister Dr. Karl Lueger am Ring auf dem großen Platz an der Wollzeile in Wien am 19. Septe bei der Gedenkrede. Das Denkmal ist ein Werk des Wiener Bildhauers Prof. Josef Müllner. (Phot. Willinger, Wien.)

Blick auf Miami.

Strandanlage in Palm Beach.

Zu der furchtbaren Wetterkatastrophe im Süden Floridas, der „Riviera Nordamerikas", am 19. September.

Besonders schwer wurden die Seebäder Miami und Palm Beach von der im Gefolge eines überaus heftigen Sturmes auftretenden Überschwemmung getroffen. Vielen Hunderten von Menschen

Der Öxarafoß in der Allmännerschlucht bei Thingvellir, der alten Thingstätte der Isländer.

...ureyri an der Nordküste Islands.

...eykjavik, der Hauptstadt Islands.

aufstrebenden Linien der Bäume fehlen, macht still; auch der Fremde kann sich diesem Einfluß nicht entziehen. Die weiten Wüstenstrecken, die sanft ansteigenden Berge mit schneeigen Spitzen und Gletschern sind zu ernst, um ein Idyll zu gestalten. Kein Jodler ertönt, er würde in der Einöde ungehört verhallen.

Durch ihre Eigenart überraschen uns auf der Küstenfahrt nach Isafjördur und Kap Horn die riesigen Uferberge, die mit ihren geschichteten Basaltlagern an riesiges Mauerwerk, an Formen von Menschen- oder Riesenhand gemahnen, deren sie doch spotten. Hier glaubt man, Walhall oder Montsalvat zu erblicken.

Überrascht ist man auch von den Island-Pferden, diesen Ponys, die den größten Mann täglich bis zu 80 km tragen, unverdrossen Abhänge hinauf, Abgründe hinab, durch Flüsse und Morast, über Lava und Steingeröll.

Thingvellir — die Ratsebene, wo sich tausend Jahre lang die Geschichte Islands abspielte. Aber dieser Zeitraum lastet nicht so schwer auf der Seele des Besuchers wie die Zeichen der vielen Jahrtausende, da sich aus dem Erdinnern Ströme von Magma ergossen, um, erkaltend und zerspringend, diese abgrundtiefen Schluchten zu bilden und sie mit Moos zu besiedeln, das erst in weiteren tausend Jahren den Boden für Graswuchs bereiten wird.

Ein kleines Volk und viel Bildung! Das Schulwesen ist erstaunlich entwickelt. Alle Arten von Volks-, Mittel- und Hochschulen sind vorhanden, und auf dem Lande, wo ein Hof oft 10 bis 20 km vom andern entfernt liegt, werden die Kinder von ihren Eltern und von Reiselehrern unterrichtet. Analphabeten gibt es nicht. Die Bauern sind belesen in den alten Sagas.

Und die Dichtkunst lebt auch heute. Auf jenem Hofe dort wohnt eine Bäuerin, die sarkastische Gedichte verfaßt. Wir sehen sie am Gießbach stehen, wie sie im brodelnden Kessel die Wolle auskocht, die soeben den Schafen abgeschoren ist. Wenn man mit einem gebildeten Isländer vertraut wird, läßt er einen sehr bald in sein Manuskript lyrischer Gedichte Einblick nehmen. Die Sprache hat viele poetische Wendungen. Nur ein Beispiel: Man sagt nicht: „Ich bin zweimal 24 Stunden auf dem Schiff gefahren", sondern: „Zwei Sonnenringe lang."

Gemalt wird viel, namentlich Landschaften, und von urwüchsigen Talenten, doch die Überraschung durch die bildende Kunst wird Ereignis, wenn man die höchste Anhöhe bei der Stadt ersteigt, wo sich in das Rund der Kraterreihen der Umriß eines eigentümlichen Gebäudes einschneidet. Es ist das Museum des Bildhauers Einar Jonsson. Den Beschauer empfangen Plastiken von gewaltiger Linienwirkung und Gedankentiefe. „Fortschritt", „Erlösung", „Gewissensbisse", „Welle der Zeiten", „Friedlos", das sind die Titel der Werke, die, isländischem Skaldengeist entsprossen, nirgends als auf diesem Boden entstehen konnten und die Hand eines ganz großen Künstlers bekunden.

Und endlich die Blumen! Was im kurzen Sommer zur Blüte gelangt, ist üppig an Farbe und Wuchs, aber auch das Schönheits-Verlangen der Winterzeit zu befriedigen, verstehen die isländischen Frauen vortrefflich. Wie köstlich sproßten die Blumenstöcke bei Frau Aslaug, der edlen Frau, und bei Frau Gudrun, der lieblichen Sängerin, die ihre Kunst in Deutschland erlernte und ihren Landsleuten Ersatz für die dort nicht heimischen Nachtigallen bietet. Und nicht zum wenigsten waren jene drei Rosen prachtvoll, welche die blonde Walküre Gunnlaug an ihren Stöcken gepflegt hatte, und die sie abschnitt, um sie auf das Schiff zu bringen, dem alten deutschen Maler zur Abschieds-Überraschung.

Der Isafjord im Nordwesten Islands

Sturzbach an der Kerling

ISLÄNDISCHE LANDSCHAFTEN / NACH GEMÄLDEN VON PROF. THEODOR WEDEPOHL

# Herbstblumen

Japanische Herbstanemone „Luise Uhink".

Sonnengold-Strohblume.

so unscheinbaren Gesellen mehr. Besonders die großen Formen des Sonnengoldes (Helichrysum) sind in der Färbung der recht stattlichen Blüten sehr reizvoll.

Unter den Stauden sei noch auf den Herbstflieder verwiesen, eine Knöterichart (Polygonum polystachyum), die mit dem echten Flieder des Mai natürlich nichts zu tun hat, an ihn aber in ihrem angenehmen Duft gemahnt.

Nicht durch die Blüten, sondern durch ihre geradezu phantastische Tracht wirkt eine nordamerikanische Sonnenblume, die man Riesengras-Sonnenblume getauft hat (Helianthus salicifolius). Weidengebüsch gleich steigen ihre Triebe bis zu 3 m hoch empor. Ganz an der Spitze stehen kleine gelbe Blütenköpfchen, die man leicht übersieht, zumal sie ohne jede Schmuckwirkung sind.

So ließe sich noch auf manche Herbstblume hinweisen, doch die angeführten genügen, um eine Andeutung von dem Farben- und Formenreichtum im herbstlichen Blumengarten zu geben. Er ist nicht minder freudig als der Lenz oder Sommer, aber immer durchzittert ihn ein Ahnen der großen Ruhe, die der Winter bringt.

Unseren Abbildungen liegen Photographien des Verlags „Gartenschönheit", Berlin, zugrunde.

Links nebenstehend: Riesengras-Sonnenblume Helianthus salicifolius (die Weidenblättrige).

...in ihre prachtvollen Blüten

...in Irene von Preußen".

# ERGEBNIS DES PREISAUSSCHREI

## „Unsere Kinder in der Sommer

Mein Unstern verfolgt mich auch bei Preisausschreiben", wird so mancher sagen, dessen Name unter den hier aufgezählten fehlt. Andere werden zornig rufen: „Meine Bilder haben doch ganz andere Qualitäten und stehen turmhoch über den veröffentlichten!" — „Mein Kind ist doch so interessant aufgenommen; bei seiner auffallenden Schönheit mußte es wenigstens mit unter die ersten fünf Preisträger kommen!" Furchtbarer Groll verletzter Mutterliebe steigt empor und überträgt sich auf Schriftleitung und Verlag, wenn „mein Sonnenschein", „mein Liebstes", „unser Häschen" vollkommen im Wettbewerb ausschied. Nicht die Leistung wollte die Mutterliebe prämiiert sehen; ihr Kind schon an hervorragender Stelle als Vorbedeutung für weiteren Aufstieg im Leben bildlich in der Presse wiedergegeben, das war ihr Wunsch. Die Beurteilung erfolgte aber nach den Richtlinien des Preisausschreibens, in dem es heißt, daß wir das Kind mit der Kamera bei seinem sorglos heiteren Verweilen in der freien Natur beobachtet sehen wollen. Leider ist gerade dieser Passus des Preisausschreibens nicht in der nötigen Form beobachtet worden, denn viele der Einsendungen zeigen Kinder in gestellten, unnatürlichen Positionen und nehmen den Bildern gerade das, was das Erfrischende in der kindlichen Darstellung bieten soll. Auch mußte ein großer Teil der Bilder deshalb ausscheiden, weil sie keine Beobachtungen in der Sommerfrische, sondern Szenen aus dem Hause boten, die wohl an und für sich sehr reizvoll waren, aber den Anforderungen des Preisausschreibens nicht entsprachen. Unter den letztprämiierten haben wir allerdings auch eine Anzahl

dieser Gr
Auge bi
des Kind
es war
erfrischen
stube, da
ten und
die Kam
Die Auf
gemacht
volle Eri
Eine gr
im streng
bens geh
zum Wet
werden k
wunderhü
Redaktion
eine weit
Honorar
die Zahl
zu redu
Prämiiert
ihre freu
mit dem
bei neue
abschneid

1. Preis (100 Mk.): Oberleutnant a. D. Hans Wagner, Amesdorf b. Güsten (Anh.).

2. Preis (50 Mk.): Dr. Arndt, Dresden, Blasewitzerstr. 43.

2. Preis (50 Mk.): Alfred Sc

2. Preis (50 Mk.): Richard Chambalu, Wien, Thugutstr. 4.

2. Preis (50 Mk.): Kurt Feuersenger, Danzig-

2

3

8

13

18

„UNSERE KINDER IN DER SOMMERFRISCHE“: AUFNAHMEN, D

4

5

9

10

14

15

19

20

Holstein, B
Grote, We
13 Lehrer F
14 Frau E
kobstor 13
Rabenstein,
verwalter
Jägerndorf.
nich, Haus
Büren. 18
Hochfeldstr
Berlin, Uh
Hildegard

DIE MIT DEM DRITTEN PREIS ‹JE 20 MARK› BEDACHT WURDEN.

# Der See

n von Gustav Renker

eben vernichtet.
haft mordet die

r töten, um zu
en der Erde er=
t eine Handvoll

kahlgefressenen

s Kind half ich
Kartoffelsetzen,
aus. Es waren
schnitten. Nein,
wir den Baum
e ich. Aber daß
das scheint mir
Sense schneidet
hackt dem Reb=
in das Nest der

ich kam dem
lles Welttreiben
rthin, woher ich
ngeheuer durch=
die ich vordem
e vor mir groß,
mmen des tau=
rwecken, ich be=
eweils aus den
ucht, endlich ein=
mir mein Vater
nahe der Heimat.
sah das schmal
reiterte und die
Villading war in
um uns, wenn
rün verbuschten
wo einmal der
feierlich das ver=
uns herab. Tief
terbefeuer ihrer
euer der Hirten=
as ich schon in
' Michele steht
icht, sondern die
Fahnenrauch der

erz höher, dann
änge der Buben
wie ein Chorus

a war. Summte
er Fremde, stets
ngenden Landes,
nder November=

alfurche entlang
glanz der schon
n dem bleichen,
von einem letzten

müder Pilgrim
rch einen Zuruf
ß unsere Hände
en, aber Ingrid
nanderverschlun=

geworden. Eine
d meine armen
tet sein wollten."
der, vor dem ich
ernfaust lösen."
och lange, lange

meine Knie und
as junge Leben

„Das bin ich. Das war ich und werde es immer sein."

Ich wagte ein törichtes Verlangen. „Wenn alles schon so kommen muß — lassen Sie mir das Kind. Ich bin ja ganz allein, und heiraten werde ich doch nicht mehr."

„Sie lieber Narr! Er hat doch seine Großeltern. Aber nahe sind Sie ihm ja. Sie dort — er hier."

Der Kleine jauchzte plötzlich auf. „Schau, Mutti, auf den Bergen dort ist ein großes Feuer. Wer hat das angezündet?"

„Die Sonne, Bubi", sagte ich. „Die Sonne und der erste Schnee. Dort oben hat es schon geschneit."

„Und wenn's hier auch schneit, kann ich Schlitten fahren, und das Christkind kommt." —

„Wenn's hier auch schneit!" sagte Ingrid, als wir den Weg vom Burghügel hinabstiegen. „Der Winter ist schon so nah, daß die Berge Neuschnee tragen. Das haben wir gar nicht bemerkt. Ich bin leichtfertig gewesen, und mein Kind hat mich erst mahnen müssen. Aber jetzt will ich die Frist noch nützen — ich möchte Ihre Heimat sehen, Medardus."

Es war das erstemal, daß sie mich beim Vornamen nannte.

Unmerklich war das alles gekommen, so zart und behutsam, wie das erste Tageslicht durch die Seenebel zu dringen pflegt.

Anderntags fuhren wir in dem leichten Steirerwägelchen des Barons das Tal hinaus, meinem See zu. Wir hätten schneller und bequemer die Eisenbahn benützen können, aber Ingrid wollte das nicht.

„Als ich in Ebenkirchen aus dem Zug stieg, war es das letztemal, daß ich mich von der Geißel der Schnelligkeit hatte treiben lassen. Sie ist ein Fluch unserer Zeit."

„Damit lehnen Sie also den Fortschritt ab."

„Ist das wirklich ein Fortschritt, daß uns das Kilometer nichts mehr geworden ist? Ich meine, der Fortschritt, den wir brauchen, sollte in uns selbst liegen, in der Klärung und Vertiefung unserer Sittlichkeit. Bemerken Sie davon etwas? Die Menschen morden und hassen sich wie vor tausend Jahren — nur die Mittel und Waffen sind andere geworden. Aber die modernen Sklaven sitzen in den Fabriken und Kasernen, und die moderne Folter greift statt der äußeren Hülle die Seele an. Ich sehe keinen Fortschritt."

„Wohl wahr!" gab ich jetzt zu. „Wir müssen wieder Kinder werden im Kinderlande der Natur."

„Merken Sie sich das, was Sie eben gesagt haben, Medard. Für später, wenn Sie einmal auf der Scholle sitzen. Werden Sie kein Salonbauer, der zwischen Intellekt und Muskelbetätigung hin und her schwankt. Um wahrhaft glücklich zu sein, muß man primitiv werden. Was an Werten aus uns kommen soll, bricht sich trotzdem Bahn. Nur was der Intellekt großzüchtet, verkümmert. Und darum ist es nicht schade."

„Anton Bruckner!" sagte ich aus einer Erinnerung heraus.

„Ja, Bruckner, so wie Sie ihn mir geschildert haben. Ich habe eine seiner Symphonien in London gehört. Da ist eine ungeheure, eine erschütternde Kraft der Erde darin. Und Sie erzählten mir doch, daß der Mann hart und einfach sei wie ein Bauer, daß er wie ein Felsklotz in der Großstadt stünde."

„Man betrachtet ihn in Wien als komische Figur."

„Ich kann darin nur eine Ehre für ihn erblicken. Wen die Menschen der Großstadt als vollwertig ansehen, der ist nach meinem Empfinden ein Entwurzelter." —

Die Pappelallee öffnete sich wie zwei Vatersarme, welche die Heimat nach ihrem Kinde ausstreckte. Dann fuhren wir die Rampe hinauf, hielten vor dem Schlössel. Der Jägermartl stürzte aus dem Haus und mir geradeswegs um den Hals, ein paar junge Dienstboten steckten neugierig die Köpfe aus den Fenstern.

„Weißt du, Martl," sagte ich dann am Jausentisch, „daß ich dir fast durchgebrannt wär? Ich hatte schon die Lust zur Bäuerei verloren und wollte verkaufen."

„Auweh na, wird epper wohl nit sein", erschrak der Alte.

„Aber die Frau da, die hat mir wieder den Kopf zurechtgesetzt — so nach und nach, kaum daß ich's gemerkt hab."

„Vergelt's Gott auch schön. Und jetzt bleiben S' da, alle zwei?"

So des Martl einfach Denken. Er wußte nicht, wie weh er mir damit tat. Vertraulich plauderte er weiter, führte uns dann in den Ställen herum, zeigte die Ernte in der Scheune. Es war alles in guter Ordnung und fehlte nichts, als daß sich der Herr inmitten der schönen Dinge gesetzt hätte.

„Ich könnte grad dableiben", meinte ich zu Ingrid, als wir zum See hinabschritten.

„Jetzt noch nicht", bat sie leise.

Und ich verstand sie.

Oben in meinem ehemaligen Kinderzimmer kramte der kleine Erwin in meinen alten Spielsachen unter der Aufsicht einer Magd. Unterdessen kettete ich das Boot los und fuhr mit Ingrid in den still leuchtenden Abend hinaus. Hinter dem Bergkamm wuchteten schwarze,

# Die Perlenfischerei auf Ceylon

Fieberhaft ist von den Tauchern an den Muschelbänken Ceylons gearbeitet worden, und nun geht es der Küste zu. Jedes der Perlenfischerboote sucht als erstes den Hafen zu erreichen. Die zu drei gleichen Teilen in Säcken untergebrachten Perlenmuscheln eines jeden Bootes werden in einen umfriedeten Platz (Kottu) getragen, wo ein Beamter der Regierung den Sack bestimmt, den die Schiffsmannschaft erhält. Je eher dies geschieht, um so schneller und besser kann dieser Anteil an den außerhalb des Geheges wartenden Kleinkäufer abgesetzt werden. Dieser macht sich an Ort und Stelle gleich daran, die erworbenen Muscheln nach Perlen zu untersuchen. Dabei erlebt er oft eine schwere Enttäuschung, doch hat auch mancher unter den Kleinhändlern schon eine Perle gefunden, deren Wert ihn die vielen Mißerfolge

Die Perlenmuscheln werden
Nebenstehend: Die An

Untersuchen der Muscheln nach Perlen.
Rechts Mitte: Perlenhändler beim Prüfen und Sortieren der Perlen.

Nebenstehend: Eingeborene
der Masse von Schleim und S
zehn

vergessen ließ. Da die Per
finden sind, setzt man die
Zersetzung aus, um dann
Muschelschalen die Perlen
sehr auf die — Nase geh
der neben ihrer Form sich
manche Perle wird beim

PICKNICK

EM AQUARELL VON KURT WERTH

schwere Wolken herauf, und das Wasser hatte eine unheimliche bleigraue Farbe.

„Es wird Sturm geben."

„Macht nichts. Fahren wir nur zu."

„Wohin?"

„Ich weiß nicht — doch — dorthin!" Innerhalb dieser kurzen Worte war mit Ingrid eine seltsame Veränderung vorgegangen. Ihr Gesicht schien plötzlich anders, ohne daß ich gewußt hätte, worin diese Veränderung bestand. Etwas Neues war darin und doch etwas Altvertrautes, das aus fernen, längst vergangenen Jahren herüber wieder zu mir trat. Ein Befehl war da, eine Entscheidung, die ich mir nicht deuten konnte.

Und noch eines, ein Sonderbares, scheinbar Zufälliges: Ingrid von Willading wies auf die Schilfhalbinsel, die sich in die Mitte des Sees vorstreckte.

Schweigend ruderte ich, während über dem Berg die dunklen Wolken anwuchsen. Als ich das Boot, von einem inneren Müssen getrieben, in das Schilf zwang, rauschte es ringsum hohl und knatternd auf. Der erste Windstoß des nahenden Wetters wühlte in den dürren Halmen, die äußerlich noch blaßgrün waren, Saft und Fülle aber schon längst verloren hatten. Das Ufer war auf den Leichen der verwesenden Wasserpflanzen weiter vorgeschritten, in dem halben Jahrhundert, das seither verstrichen war, hatte der Sumpf, Vorbote des ackerbaren Landes, an Boden gewonnen.

Der See stirbt, dachte ich, wie ich es einstmals zu Eva gesagt hatte.

Und dann durchfuhr mich ein Erinnern. „Hier war es!" Ich ließ die Ruder fahren und sah zum nahen Grund hinab.

„Was war hier?"

„Eine Jugendtorheit oder vielleicht ein Schicksal. Ich weiß es nicht. Einer alten Sage habe ich gefolgt. Die Seenixe wollte ich an mich binden, und da warf ich zum Zeichen dessen meinen Siegelring ins Wasser."

Wie aus weiter Ferne kam die Stimme der Frau.

„Den Ring — da hast du ihn wieder."

Ich empfand es gar nicht, daß sie du zu mir sagte. Ich folgte nur ihrer weißen Hand, die gleich einer verspäteten Seerose über dem Wasser schwebte. Sie zeigte in das Gewirr der Kalmuswurzeln, die sich gleich Schlangen über den Grund ringelten. Die Wolkenwand barst in zwei Teile, ein Blitz spaltete den Vorhang, und golden flammte es am Grunde auf.

Ingrids Hand tauchte ins Wasser, brach eine Kalmuswurzel ab und reichte sie mir.

„Da hast du den Ring wieder."

Weniger wunderbar als der Zufall, der Polykrates seinen Ring im Fisch wiederbrachte, aber immerhin seltsam genug: wie an einem Finger saß der alte Siegelring an der ringsum aufgewulsteten Wurzel, die das Kleinod aus dem Schlamm gehoben hatte.

Da lag er nun wieder in meiner Hand.

Und aus längst versunkener Vergangenheit kam mir eine Stimme. Wo hatte ich die nur schon gehört? Ja, damals in der Waldhütte des Köhlers, vor vielen Jahren, auf der Flucht von Sankt Florian in die Heimat. Tiresias, der Seher! Und sein Wort am verglosenden Herdfeuer: „Laß den Ring unten — zerbrich nicht den Bund."

Ich sah zu Ingrid, deren helles Gesicht sich mattschimmernd aus dem Dunkel hob. Wieder zerriß ein Blitz die Wolken.

Da saß ein anderes Weib vor mir. Oder die eine in dreierlei Gestalt. Die Seenixe — Romalda — Eva — Ingrid? Wer löste mir das Rätsel?

Und ich sah ihre Augen auf mich geheftet in einer stummen, ergreifenden Bitte. „Geh nicht von mir!" Kein Wort fiel.

Ich stieß das Boot aus dem Schilf, hinaus in das Rütteln der weißgekrönten Wellen.

Dort ließ ich den Siegelring neuerdings in die Tiefe gleiten.

Hatte das Echo eines Donners in den Felswänden gejauchzt, oder hatten die Wellen an den Uferblöcken zerschellend geschrien?

Ein heller Jubelruf schien über alles Tosen und Brausen, Donnern und Heulen des sturmtollen Sees hinzuschallen.

Als ich das Boot durch die am Ufer aufstäubenden Wellen in die Schiffshütte gezwungen hatte, als ich wieder am festen Lande stand, packte mich ein plötzlicher Schwindel. Ich mußte mich an die Pfosten der Hütte stützen.

Ingrid stand ruhig, statuenhaft neben mir. Ich packte ihre Hand, zog ihren Körper an meinen.

„Ingrid! Um's Himmels willen, sag mir — ist das jetzt alles ein Traum gewesen? Hab ich wirklich meinen Ring wiedergefunden und wieder dem See gegeben?"

„Und wenn's ein Traum war!" kam es wie aus dichten Schleiern. „Ein Traum ist oft wahrhafter als das helle Tageslicht."

Ich floh vor ihr ins Haus, in mein Zimmer.

Als ich sie wiedersah, war es beim Abendessen. Und da war sie wieder Ingrid von Willading, das sterbensbereite, gütige und weltweise gewordene Weib. Es war wie sonst — sie überwachte Klein-Erwins Nachtessen, erfüllte mir gegenüber die Hausfrauenpflichten und sprach von diesem und jenem.

Nur das Duwort war geblieben. Als ich meine ersten Worte nach unserem Wiedersehen in der Sie-Rede an Ingrid richtete, sah sie mich lächelnd an und schüttelte kaum merklich das schöne Haupt. —

Der kleine Erwin beschloß ernst
die weite Welt hinauszureisen. De
feierlich und still, aufglänzend im S
Schattenhaftigkeit der still behütet
ihrer drei, vier schmiegsam an das

„Mutti, schau! Du hast graue

„Ist das etwas so Lustiges, daß

Da wurde er verlegen, wie so o
keit aus ihm brach und er ihren G
die ernste, strenge Großmutter hatte
nicht so sinnlos laut lachen dürfe.
her ahnte das Kind in jeder jäh
das heimtückisch verborgen in ihm

„Du hast aber doch graue Ha
und strich über den Scheitel der M

Dann sprang er einer Eidechse
der Oktobersonne aus ihrem Steinl
er wieder zurück und ließ sich an

„Sag, Mutti, wirst du eigentlich
grauen Haaren?"

„Nein, niemals." Das sagte sie

„Und der Onkel Medard?" Er
zu nennen.

„Der ist doch schon über und üb

„Und die Großmutter — der Gr

„Alle sind alt und grau."

„Nur du wirst nicht alt?"

Ich versuchte, das Gespräch in ei
Ingrids Wille hielt die eingeschlager

„Gefallen dir ganz alte Leute bes

Das verneinte er entschieden.

„Nun schau, Bubi, ich werde
bleiben. Denk dir eine wunderschöne
nun stell dir vor, die beginnt zu we
mehr so gut wie früher. Am besten
solange sie schön ist, und behältst sie
Wolke, eine goldene Mondstraße in
die Blume, die ich in mir trage. Ve

„Ich werd immer an die schöne B

„Und mit mir wird's gerade so
mehr da sein — nirgends mehr. D
suchen, denn du hast mich ja im
schöne Blume."

„Aber ich muß dich doch immer

Jetzt zitterte es doch durch ihre
bei dir. Du wirst mich überall hö
Einmal rauscht ein Wind durch die
darin; dann singt irgendwo ein Vog
um dich. Du wirst nicht traurig sei

„Nein, nein", antwortete er zerstr
sich an den Wiesenrain. Das Köpfer
lich vor sich hin in die Weite des La

„Habe ich's ihm anders sagen k
erschöpft in die Kissen zurück. Ich
Burghügel hinaufgetragen, dort in e
sen gebettet und mit einer leichten D

Ich antwortete nicht, streichelte nu
fuhr sie fort: „Aus dem Tode ein
sagt sich das vor mir selbst, vor dir
Es will die lebende, redende, atmend

Der Kleine stand wieder auf, kar
Ingrid ins Gras und legte seinen K

„Du, Mutti, wenn du nicht meh
storben?"

Sie schrie leise auf und zog den

„Wer hat dich das Wort gelehrt?

„Das weiß ich nicht."

Ich ging abseits. Hier, wo die S
schied nehmend ineinanderflossen, ha

„Ich habe ihm weiter nichts gesag
ihn nur an mich gehalten, und alles
letzte Kraft in ihn strömen möge, u
wird, leichter zu machen." —

Die Todbereitschaft ging in dem
spenst hockte sie zwischen Tür und A
im Ächzen der sturmgejagten Wetter
von Georgenstein wurden in ihrem fa
Die alte Frau ging lautlos und mit
Zimmer und Gänge, ihre hohe, schl
wachsen, aber ihre Starrheit hatte etw
Isidor, der Knecht, schlug abends
Wohnküche, hatte eine Kerze vor sich
licht, mit den hornigen Fingern die
Hoffnungsloses, wie er es eben fan
starr dabei und bohrte die weitaufg
Winkel des Raumes. Das junge
in seine Kammern.

# AUFNAHME-VERFAHREN

rm, die,
e Wort,
esen be-
t geben,
ich also
keit des
e Tricks
cher, als

Stühlen für die
der Filmaufnahme.

Achse, so daß
er Kamera ge-
gelbelags abge-
Teil verdeckt,
mit dem ge-
renzen zwischen
ie es bei Kom-
renze der Aus-
da der Spiegel
endlich" einge-
noch dadurch
sterartig aus-
t werden. Sind
immer noch
fen vorhanden,
ein geeigneter
eschickter Licht-
eich nachhelfen.
ei kommt der
Vorteil zu-
, daß man die
hme ununter-
n kontrollieren
und damit auch
Zusammenwir-
der Teilszenen.
Verfahren ist
im Anfangs-
m seiner Ent-
ng — und es
ch sehr entwick-
fähig — aber
isher mit seiner
erreicht ist, be-
welche außer-
tliche Möglich-

keiten es dem Film bietet, dem wirklich ganz neue Wege offen stehen, und welche neue Darstellungsmöglichkeiten, an die man bis vor kurzem noch nicht hat denken können.

Es gibt jetzt kaum noch Dekorationen und Szenerien, die man mit Hilfe des neuen Verfahrens nicht herstellen kann. Der Phantasie sind wirklich keine Grenzen mehr gesetzt. Undenkbar wäre z. B. ohne das Schüfftan-Verfahren der Aufbau des Riesensaales unserer Abbildung 2. Die Ausführung eines solchen Baues ist technisch schon schwierig, ganz abgesehen von seiner Finanzierung für diesen Eintagszweck und von der Unmöglichkeit, Tausende von Statisten zu beschaffen, die diesen Raum füllen müßten. Man braucht die Statisten nicht und nicht den Riesensaal. Man stellt einfach irgendwo im Atelier die Szene des Vordergrunds, also den Boxkampf, zusammen mit den paar hundert in der Nähe sitzenden Zuschauern, wie Abbildung 3 zeigt. Der Saal und die Tausende von Zuschauern werden im kleinen Modell nachgebildet, größtenteils aus bemaltem Sperrholz hergestellt. Abbildung 2 gibt durch die Mitaufnahme des daran arbeitenden Handwerkers wiederum ein Bild von der Kleinheit dieser Nachbildung. Daß außer den Kosten auch Zeit gespart wird, läßt sich denken; denn ein solches Modell ist in kurzer Zeit fertig, und seine Lage gegenüber dem Apparat und dem Ersatzbau wird vorher auf dem Papier genau festgelegt. Wie diese kombinierte Innenaufnahme vorzüglich gelungen ist, beweist Abbildung 4, die auch bei Ausführung des ganzen Saales in natürlicher Größe nicht besser hätte gelingen können.

1. Aufnahme-Apparat und Spiegel (schräg zu ersterem auf gleichem Gestell) mit zum Teil abgekratztem Belag sowie ein Szenenbild (ein Lichtbild) in ihrer Aufstellung nach dem Schüfftan-Verfahren, durch das zwei Teilszenen bei einmaliger Belichtung und Kurbelumdrehung aufgenommen werden. Die zweite, im Bilde nicht wiedergegebene Szene wird durch den noch vorhandenen Spiegelbelag in den Apparat hineingespiegelt.

Man hat auch die Möglichkeit, anstatt eines Modells gute Photographien als Dekoration zu verwenden. Dabei muß man sie allerdings im allgemeinen durch eine Sammellinse scharf einstellen, da sie ja, ebenso wie der Spiegel, in der unscharfen Zone des Objektivs liegen. Abbildung 1 zeigt die Anordnung des Spiegels, der Linse und des Lichtbildes zum Apparat in diesem Fall. Das Wesentliche beim Schüfftan-Verfahren ist eben die Verschiebung der Größenverhältnisse, die es erlaubt. Verschieden große Gegenstände können gleich groß erscheinen, weil sie verschieden entfernt vom Apparat liegen, wie die bisherigen Beispiele gezeigt haben. Gleich große Gegenstände oder Menschen können aber auch verschieden groß wirken, wenn sie in verschiedener Entfernung vom Apparat spielen. Was man mit dieser Trickmöglichkeit erreichen kann, zeigt das Scherzbild Abbildung 5, nämlich eine Herstellung wirklich guter Riesen- und Zwergdarstellungen, die bisher im Film meistens unnatürlich wirkten, weil eben die Kontrolle des Zusammenspiels fehlte, die bei dieser so einfachen Spiegelanwendung Schüfftans zum erstenmal möglich ist.

4. Eine Filmszene nach dem Schüfftan-Aufnahme-Verfahren: Der Boxkampf mit den Zuschauern im Vordergrund ist zugleich mit dem Hallenbau-Modell aufgenommen worden. Das Ganze erscheint, bei richtigen Größenverhältnissen, als wäre die Aufnahme in einer wirklichen Halle mit Tausenden von Statisten erfolgt.

Dipl.-Ingenieur A. Lion, Berlin.

# Das Jungfraujoch als Hochgebirgs-Forschungsstation

Die Jungfrau (4166 m), vom Ober-Mönchjoch aus gesehen. × Der Felszacken „Sphinx" (3550 m), an dessen der Jungfrau zugewandter Seite bei 3457 m die Endstation der Jungfraubahn liegt. Auf seinem Felsen soll die Höhenwarte für Hochgebirgsforschung erbaut werden.

Im Oval: Messung des Wasserstandes am Totalisator.

Links: Das Spiegelteleskop auf der Terrasse des „Berghauses Jungfraujoch".

Der höchste mit der Eisenbahn erreichbare Punkt Europas soll in diesem Jahr eine dauernd benutzbare Arbeitsstätte für Hochgebirgsforschung auf den Gebieten der Meteorologie, Physik und Astronomie erhalten. Mit wesentlicher Unterstützung der Jungfraubahn wird das Gebäude auf dem Felsen der Jungfraujochstation errichtet werden; ein aus dem Tunnelbahnhof abzweigender Zugangsstollen gewährleistet jederzeit seine völlig gefahrlose Erreichbarkeit. Bis zur Fertigstellung der endgültigen Bauten dient ein im Eis des 3500 m hohen Gletscherjoches verankertes Instrumententürmchen mit Registrierapparaten zur durchlaufenden Aufzeichnung

# Variationen der Frisur

…ilmschauspielerin Maria Mindszenti im Wuschelkopf ohne Schmuck.

…s nebenstehend: Die Wiener Tänzerin Ria …gel frisiert sich abends den Bubenkopf mit Löck… unter einem Straß-Reifen, der mit großem …diesreiher geziert ist. (Phot. E. Glogau, Wien.)

…ts nebenstehend: Hedy Pfundmayer, Solo…rin der Wiener Staatsoper, in spanischer Frisur …ur großen Toilette. (Phot. Koppitz, Wien.)

… Primaballerina der Wiener Staatsoper Gusti Pichler trägt abends ein Altwiener Stilkleid und hat sich dazu ein paar …en angesteckt. (Phot. E. Glogau, Wien.)

…Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

# Das Lied der

Von Hellmuth Unger

Iwan Fedrowitsch richtete sich von seinem Schneelager empor, griff mit seinen kälteverharschten Händen nach der Stirn, als wollte er die suchenden Augen mit den Fingern beschatten. Hatte er nach zwanzigjähriger Verbannung endlich den Mut gefunden, zu entfliehen, um jetzt hier in dieser schreckhaften Einsamkeit wie ein Hund zu verrecken!

Iwan Fedrowitsch war noch jung gewesen, als man ihn plötzlich verhaftete, kaum zwanzigjährig. Er hatte niemals erfahren dürfen, wer ihn eines Vergehens bezichtigt hatte, und was er begangen haben sollte. Mit stoischem Gleichmut hatte er wie tausend und aber tausend andere vor und nach ihm sein Schicksal getragen. Einmal mußte ja doch der Tag kommen, an dem man ihn aus der sibirischen Verbannung freiließ. Einmal...

In den Steinbrüchen, in denen er zu arbeiten hatte, war er zum alten Manne geworden und wußte es selbst nicht, denn sein Wille war ihm geblieben, schnellend und stark und doch so bewundernswert geduldig, ein Wille, der keine Gefahren kennen mochte und alles wagte.

Vor wenigen Tagen hatten sie ihm lachend mitgeteilt, daß es für ihn keine Heimkehr mehr gäbe. Zu hundert Begnadigten, die wieder heimdurften, hatten sie ihn nicht gestellt und ihn noch verhöhnt, weil er geweint hatte.

Er war doch schuldlos, und er wollte heim. Er hatte eine Mutter, die sich um ihn grämte, und die schon sehr alt sein mußte. Und ein Stück Acker hatte er, das wollte bestellt und beerntet sein.

Nur nach Hause wollte er, endlich aus dieser Einsamkeit heraus, seine Mutter wiedersehen, ihr die Augen zudrücken, wenn sie einschlafen wollte. Und seitdem war er den Wunsch nicht wieder losgeworden.

Eines Tages hatte Iwan Fedrowitsch einige Kosaken belauscht, die die Post aus Werchojansk erwarteten, und die in Sredny Kolymsk in Empfang genommen wurde. Dorthin sollte man in nur wenigen Tagen gelangen können, mit Schlitten. Iwan dachte, es müsse auch zu Fuß gehen, wenn man nur die Ausdauer besäße. Und so wagte er die Flucht, nachdem er sich von den Soldaten Tabak, Ziegeltee und einige Brote gestohlen hatte.

Fünf Tage und Nächte hatte er die Einöde durchquert, vorwärts hastend wie ein Tier und nur auf seine Rettung bedacht. Brauchte er Schlaf, so wühlte er sich in Schnee ein und schlief kniend, sein Messer zwischen den Zähnen, um die hungrigen Raubtiere abwehren zu können. Und wenn die Menschenbestien kommen sollten...! Lebend kehrte er nicht wieder zurück. Mochten sie ihn doch niederschießen oder zu Tode peitschen. Besser dies als das langsame Sterben. Der Gedanke machte ihn stark und zäh.

Ob er sich verirrt hatte?

Sicher nicht. War nicht in der letzten Nacht der Postschlitten weit von ihm vorübergeglitten wie ein Schatten? Es konnte keine Täuschung gewesen sein. Er hatte noch leichte Spuren gefunden, die der eisige Steppenwind noch nicht hatte verwehen können. Und er taumelte weiter.

Wie hatten die Kosaken geplaudert? In wenigen Tagen?...

Es dünkte den Flüchtling eine Ewigkeit, seitdem er seinen Verbannungsort verlassen hatte. Und sein Ziel war doch nur der nächste Ort auf der riesig langen Steppe, war Sredny Kolymsk.

Iwan Fedrowitsch zermalmte mit seinen festen Zähnen das letzte Brot, eishart gefroren. Einmal noch wollte er seinen schneidenden Hunger loswerden, mochte dann werden, was er nicht ändern konnte. Er richtete sich auf und suchte den fahlen Horizont ab. Schoben sich dort nicht Berge gegen den blassen Himmel wie riesige Schatten? Und dieser lange glitzernde Streifen?... In seiner Erinnerung tauchte ein Bild auf, das er vor zwanzig Jahren gesehen hatte, als man ihn nach Sibirien brachte. Die Ortschaft, die er zu erreichen suchte, hatte an einem Flusse gelegen. Hastig sprang er auf und taumelte weiter. Harte Furcht, noch eine Nacht in der Steppeneinsamkeit zubringen zu müssen, sich gegen die hungrigen Wölfe wehren zu müssen, saß ihm plötzlich im Nacken.

Als der Abend dämmerte, hatte er die Kolyma erreicht. Niedrige Jurten säumten eine breite, schneezerfahrene Straße ein. Lichter warfen auf ihren schemenhaften Purpur zitternde Reflexe. Dort waren Menschen! Iwan Fedrowitsch zitterte vor Erregung. Freie Menschen, die hin und her gingen, wie sie wollten! Daß es so Köstliches überhaupt gab! Scheu wie ein Raubtier verduckte er sich in einer Bodennische und wartete, spähte aus, wo ihm Rettung winken konnte.

Dort lag das Postgebäude.
Menschen in verballten Haufe
ladener Narten, vor denen Re
geschwirr. Lustiges Geläut der
wirklich noch ein gütiges Schick
die Heimat führte? Es konnte
geschnallte Postsäcke, deren Ve
Die Post nach Werchojansk sol
rückfahren. Iwan Fedrowitsch

Wenn er den Kutscher bat,
ging nicht. Hier kannte einer d
halten und später den Kosake
mußte ihn verraten. Es mußte

Und so blieb nur das eine,
ablauerte und sich auf eine de
lief er weiter und umkreiste die
nieder und verbargen den Fl
warf sich Iwan Fedrowitsch n
und horchte. Dann und wann
ihm herüber. Es dauerte noch

Da war wieder die gräßliche
sie verfehlt haben. Wenn es n
Führer nehmen konnte? Wen
Iwan Fedrowitsch zitterte, und
Der Schnee verhinderte jeden Au
waren in der Wildnis seltsam g
nicht näher? Bestimmt! Zwische
Schatten auf. Renntiere im Gal
scharf die Stille der Winternach

Iwan Fedrowitsch kauerte sp
seinen Stirnadern, als ob es sie

Der erste Schlitten... Lautlos
Iwan sprang auf. Es ging um
saß ein zweiter Lenker. Ob er ih
Die Renntiere der letzten Narte
daß die Kufen einen Augenblick
war Iwan Fedrowitsch hinterhe
ließ sich mitschleifen, bis er mit
einer Hand hangend, mit der
das von gegerbtem Wildfell g
schneiden, arbeitete er, daß ihm
schmutzige Stirn trat, um dort z
vermochte er sich durch ein Lo
muffigem Heu und Filz nieder
alles. Noch ein letzter Blick hi
Finsternis in Millionen Flocken u
und verhüllte die Steppe, die die
witsch hatte sich langsam an die
sich. Vor ihm stapelten sich Säc
war Proviant für die beiden Jak
Zustande und vereiste Fische.
Schätzen und verschlang sie, da
bedrückten. Und dann schlief er,

Nach Stunden wachte er auf
Vorsichtig blickte er hinaus. Der
Steppennacht dämmerte sternen
dem rasenden Schlitten glitten in
und verbreiteten einen atemers
hatte eins der Raubtiere niederge
und zurückblieben, während die
mochten. Die Renntiere pfeilten
und streckten die froststarrenden
war den Bestien so nahe, daß er
Er lachte auf. Er kannte die Ge

Die Eiswüste schien endlos.
Föhre, wie eine emporgestreckte
Bodensenkung mit verkrüppelten
strecken wieder mit niedrigen Hi

Iwan Fedrowitsch achtete nich
überlegte, was er beginnen sollt
nicht. Und was dann, wenn si
ihm haben würden?

Futter. Sie auszuschirren, wagte er nicht, denn die Furcht, daß er noch eingeholt werden konnte, stand hinter ihm. Wenn man den Mord entdeckte und ihn verfolgte? Iwan Fedrowitsch machte kein Feuer an, um die Wölfe nicht heranzulocken. Wieder verspeiste er hartgefrorenes Fleisch, ohne es aufzutauen, und trank eine Flasche Kognak, die er im Führerschlitten fand. Der wärmte ihn wohlig.

Und weiter! Die Wölfe zogen immer engere Kreise um ihn und schreckten die Renntiere. Mochten sie zusammenbrechen! Er hielt es in der einsamen Stille nicht länger aus. Widerwillig gehorchten die Tiere, und die Fahrt ging weiter.

In zwei Tagen mochte die nächste Ortschaft erreicht sein. Der Name war ihm plötzlich wieder ins Gedächtnis gekommen. Damals hatten sie dort übernachtet. Er hieß Küreliach. Dort kannte man ihn nicht. Wenn er sich für den Kutscher der Post ausgab, würde man ihm neue Tiere geben, und er konnte weiter. Das war jetzt sein einziges Sinnen.

Eiskalter Wind umfegte die schwanken Schlitten und verfrostete Augen und Mund. Iwan wehrte sich vergeblich dagegen. Auch der dichte Pelz hielt die gräßliche Kälte nicht ab. Die Wölfe waren wieder in bedrohliche Nähe gekommen und heulten an den Renntieren hinauf, sie unaufhörlich schreckend. Iwan wagte nicht, den Revolver zu gebrauchen, aus Angst, die wenigen Patronen zu verschwenden. Er benutzte darum wieder die Nagaika.

Aber das Schlimmste waren die hungrigen Raubtiere nicht. Zermürbender war die gräßliche Furcht, die ihn bannte. Iwan Fedrowitsch suchte das Erlebnis zu vergessen. Vergeblich. Die starren Augen des Toten verfolgten ihn unablässig und drohten ihm. Und dann dachte der Flüchtling an den anderen Zurückgelassenen, der allein der Kälte und der Nacht preisgegeben war. Die Stille um ihn hatte plötzlich tausend Stimmen bekommen, drohende, rufende, hetzende, die ihm die Sinne verwirrten. War es nicht wie Pferdegetrappel vor ihm?... Eine Täuschung wohl — Kosaken. Schrecken zwang ihn nieder. Er schalt sich einen Feigling. Er suchte nach neuem Stoff, der ihn wärmen und betäuben sollte. Er fand auch eine zweite Flasche. Und die Renntiere jagten wie Schatten weiter.

Ob man ihn verfolgte? Dort? Nein, das waren vorübergleitende Bäume gewesen. Sirrte nicht eben ein Schuß? Iwan Fedrowitsch sprang von seinem Sitze auf und wandte sich um. Er konnte nicht erkennen, ob ihm die anderen Schlitten noch folgten. Wenn sie verloren waren, dann hatte er für sich und seine beiden Tiere auch keine Nahrung mehr, und dann kam doch noch das gefürchtete Ende. Er peitschte wieder auf die Renntiere los. Ein Sturmstoß hob den Schlitten und warf ihn halb um. Iwan zwang ihn wieder ins Gleichgewicht. Wie weit mochte es noch bis zur Ortschaft sein? Nur jetzt in Sicherheit sein und die Angst verlieren!

Er fühlte plötzlich einen Schmerz im linken Arm. Er warf sich herum und sah die funkelnden Augen eines riesigen Wolfes, der sich in die Kuklanka verbissen hatte. Das Raubtier ließ nicht los. Da schoß Iwan ohne Überlegung, zweimal, dreimal, bis der Wolf erstarrt mitgeschleift wurde. Iwan Fedrowitsch konnte den linken Arm nicht heben.

War das ein Echo? Deutlich hatte er neue Schüsse gehört. Er lauschte. Da, wieder. Waren dort Menschen? Er prüfte den Revolver. Er hatte nur noch eine einzige Kugel im Lauf. Mit dem Messer löste er das Gebiß des Tieres von seinem Mantel. Der Arm wurde ihm wieder leicht. Die eine Gefahr war vorüber. Aber die Schüsse! Da war wieder die Furcht vor Menschen, die ihn suchten. Wie ein Irrer schrie er auf. Und Rufe schlugen jetzt zu ihm herüber. Man suchte ihn. Man war ihm auf der Spur! Es gab keinen Ausweg mehr. Kosaken, Peiniger. Wenn sie ihn griffen, dann wurde er wieder nach Sibirien zurückgebracht. Zum zweitenmal konnte er die Flucht nicht wagen. Und Moskau war noch weit. Hinausspringen? Den Schlitten verlassen und weiterirren? Die Glieder waren ihm wie gelähmt. Da tastete er wieder nach dem Revolver im Gürtel. Drehte den Lauf, schloß die Augen und drückte los. Er fühlte den Schmerz kaum.

Schatten wuchsen ihm entgegen. Das war kein neuer Trug. Die Renntiere fielen in Schritt und hielten. Iwan Fedrowitsch sah noch Menschen auf sich zukommen, erkannte die Umrisse eines Schlittens. Dann schwanden ihm die Sinne.

Es war die Post aus Jakutsk, die ihm begegnete. Man rief den Toten an und leuchtete ihm ins Gesicht. Die Jakuten kannten ihn nicht. Sie hoben ihn aus dem Schlitten und betteten ihn in den Schnee.

„Bruder!"

Iwan Fedrowitsch konnte nicht mehr antworten. Und nochmals: „Bruder!" Dann begruben sie ihn, und einer sagte: „Die Steppe hat ihn umgebracht." Sie kannten alle den Tod, der in der schrecklichen Einsamkeit seine Opfer holt, der mit Furcht die Sinne verwirrt, daß sie keine Rettung mehr sehen. Sie fürchteten ihn alle und wußten, daß kaum einer ihm entging.

Thusnelda im Triumphzuge des Germanicus.
(Mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl, München.)

# KARL PILOTY
## ZUM 100JÄHRIGEN GEBURTS-TAG AM 1. OKTOBER

Karl Piloty.
(Mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl, München.)

Maria Stuart empfängt ihr Todesurteil. (Mit Genehmig

Karl Piloty gehört nach Art und Umfang seines Schaffen
der Reaktion gegen die Kartonkunst der späten Klassizist
wieder den Anschluß an die alte Tradition reiner Malkultur
belgischer Meister wollte er die bravouröse Malerei im mo
daher mit seinen umfangreichen Werken, die durch ihre überra
und ihren von Schillerschem Geiste getragenen, bedeutsame
München hervortrat, wurde er der gefeiertste Maler. Nach se
akademie in München (1856) entfaltete er eine seltene Produk
begabung hier zum ersten Male eine Schule, die München fü
Malerei machte, besonders nachdem er 1874 die Direktorstelle
den anderen „Geschichtsmalern" seiner Zeit unterscheidet, i
Obwohl sein malerischer Realismus nicht immer überzeugen
gearbeitet. Wie sein künstlerisches Erbe verwaltet wurde, bes
Wilhelm Diez, Gabriel Max, Franz Defregger, Eduard Grü

# HARMONIKA

reiste mit dem Instrument in Europa umher und entfesselte durch ihr Spiel an allen Orten Stürme der Begeisterung.

Das Eigentümliche der Harmonika liegt in ihrem durchdringenden, nervenerschütternden Ton, der uns eben „auf die Nerven fallen" würde. Aber das suchten ja gerade jene „schönen Seelen!" So drangen auch die Versuche, durch Unterlegen einer Klaviatur das besonders gesundheitsschädliche und nervenzerrüttende Reiben der Glocken mit den Fingerspitzen zu umgehen, nicht durch, und die Tastenharmonika, wie sie von F. K. Bartl und anderen konstruiert wurde, fand nur geringe Verbreitung.

Die Natur des Instruments gestattete den Vortrag langsamer Tonsätze, deren „Wirkung" durch ungenaues Einhalten des Taktes und Hinüberziehen einzelner Töne in den folgenden Takt noch erhöht wurde. Besonders beliebt scheint der Vortrag von Stücken aus Mozarts und Salieris Opern gewesen zu sein. Jedoch erschienen bald auch eigens für die Harmonika komponierte Tonsätze. Sogar Mozart opferte dem Zeitgeist: Er schrieb ein Adagio und ein Quintett für die Harmonika. (Köchel Nr. 617 u. 356.)

In der Dichtung der Zeit spielt die Harmonika eine bedeutsame Rolle. Jean Paul, Wieland u. a. besingen sie. Gruber sieht in ihrem Klang „das wahre Hinsterben einer harmonischen Seele, wie wenn ein laues Lüftchen die Saiten der Laute zitternd berührt und nach einem längeren Hallen verlischt".

Daniel Schubart meint, das Instrument sei für den geschaffen, dem „Herzblut von den Spitzen der Finger träuft", gesteht aber doch: „Der ewig heulende, klagende Gräberton macht das Instrument zu einer schwarzen Tinte, zu einem großen Gemälde, wo in jeder Gruppe sich die Wehmut über einen entschlafenen Freund beugt."

Im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts wurde die Harmonika verdrängt durch das neuerfundene Harmonium. Billert kommentiert diesen Vorgang mit folgenden Worten: „Mit der Eisenbahn zog ins Abendland ein Virtuosentum, das Innigkeit aus dem Tonleben auf die Dauer verbannte."

Heute befindet sich die Harmonika nur noch in Museen und Raritätenkammern. Ihre Zeit hatte geschlagen, als die Werthergeneration vom Schauplatz abgetreten war und eine neue Zeit auch nach neuen Mitteln griff, um ihr künstlerisches Ideal zu verwirklichen.

Wilhelm Lütge.

Franz Konrad Bartls Tastenharmonika. Titelvignette aus Bartls „Abhandlung von der Tastenharmonika". Brünn, 1798. (Sächsische Landesbibliothek, Dresden.)

# WISSEN UND L

**Klassiker der Kochkunst.** Kriege mit ihrer allgemeinen Not sind der Kochkunst wohl nicht förderlich gewesen. In diesen Zeiten galt das Sprichwort: Hunger ist der beste Koch. Heute, da die Ärzte über Gewichtszunahmen von Kranken und Gesunden berichten können, sieht man, daß das Interesse für die Kochkunst wiedererwacht. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß in der Schweiz, in der vom Kriege weit weniger als bei uns zu spüren war — im Rhein-Verlag zu Basel — vor wenigen Jahren (1922) ein dickleibiges Buch von fast 900 Seiten über „Die Meister der französischen Küche aus acht Jahrhunderten" erschienen ist. Es bringt die besten Rezepte der berühmtesten Köche, Kuchenbäcker und Likörmacher Frankreichs vom Jahre 1250 ab bis heute. Als Herausgeber zeichnet Bertrand Guégan und als Übersetzerin Nanny Collin. Es ist gewiß interessant, daß gerade unter den frühesten Kochbüchern solche sich finden, die von Ärzten geschrieben sind und zugleich als Gesundheitsschriften galten. Am bekanntesten ist des Apicius Caelius' „Altrömische Kochkunst" in zehn Büchern geworden, die 1490 in Mailand zuerst gedruckt wurde und zuletzt (Leipzig, 1911) von Eduard Danneil, dem Herzoglich Altenburgischen Hoftraiteur, ins Deutsche übersetzt wurde. Man ersieht aus diesem klassischen Werk, daß die in Übertreibung gipfelnden, zügellosen Genüsse aller Klassen der römischen Gesellschaft, die mit der Eroberung Griechenlands begannen und sich bis zur Kaiserzeit riesig entwickelten, dieser ebenso verhängnisvoll wurden wie ehemals der griechischen Zivilisation. Scheinen die französischen Kochbücher bis 1250 zurückzureichen, so haben wir in der deutschen Literatur eine Sammlung von 96 Küchenrezepten in einer in Würzburg befindlichen Pergamenthandschrift erhalten (Band 9b der Bibliothek des Literarischen Vereins zu Stuttgart, 1844; Neudruck bei Hiersemann, Leipzig). Der Verfasser entpuppt sich als ein Fachmann, der mit aller Liebe und Behaglichkeit wie ein moderner Feinschmecker von den Freuden der Tafel erzählt. Mustern wir die Geschichte der Küche weiter durch, so muß gesagt werden, daß die feine Kochkunst unter Ludwig XV. ihren Höhepunkt erreichte, und daß Ludwig XVI., ein sehr starker Esser, sie etwas herunterkommen ließ. Während der Revolution verschwand sie, wurde unter dem Direktorium wieder besser und beschäftigte sich unter Napoleon, der Frankreich den Appetit wiedergab, mit den Mitteln, ihn zu befriedigen. Erst 1810 erschienen die großen Reformatoren der Küche. Dann kam der „Gott Carême", der zuerst Konditorlehrling war, sich zum Koch bei Talleyrand heraufarbeitete und dann abwechselnd die Küche des Kaisers von Österreich und des Königs von England leitete. Sein Werk über die Kunst der französischen Küche blieb unvollendet, da er bereits 1833 starb. Bei uns in Deutschland ist Brillat-Savarins „Physiologie des Geschmacks oder Betrachtungen über transzendentale Gastronomie" am bekanntesten und am häufigsten ausgelegt worden, in der Übersetzung von Carl Vogt (Fr. Vieweg, 1913) und durch Heinrich Conrad in der „Gastrosophischen Bücherei" (G. Müller, ebenfalls 1913). Das war vor dem Weltkriege! Conrad betonte damals, daß, obwohl man in Deutschland im ganzen nicht gut ißt, namentlich in der sogenannten Hausmannskost vielfach die Güte der Speisen durch unzweckmäßige Zubereitung verliert, die größten Klassiker der Kochkunst nicht in Frankreich, dem Lande des guten Geschmackes, sondern in Deutschland selbst zu suchen sind! Wer sind sie denn? wird mancher fragen! Da seien genannt K. F. v. Rumohr, dessen „Geist der Kochkunst" noch 1922 (Georg Müller, München) Carl Georg v. Maaßen mit voller Würdigung des trefflichen Mannes geschmackvoll eingeleitet hat. War Rumohr Kunsthistoriker, so haben wir in Georg Blumröder (Antonius Anthus) einen talentierten Arzt vor uns, der in seinen „Humoristischen Vorlesungen über Eßkunst" zeigte, daß er schreiben konnte (neu
Bücherei). Conrad hat ihn den
nun zu erwähnende Baron Vaerst
Freuden der Tafel (zwei Bände,
schrieb sein Werk unter den unsä
wir, wer als der deutsche Klassiker
diese Ehre. Rumohrs Forderung,
bleiben müsse, zeugt von einer ge
deren Geschichte wir etwas hineing

**Allerhand vom Hören.** Die G
lassen sich trennen in Klänge und
Entstehungsweise dadurch, daß eine
schen Körpers, bei der sich derse
abschnitte wiederholt, eine Klang
Bewegung dagegen die Empfindun
Klanges nun ist abhängig von d
einheit erfolgen; unser Ohr antwo
liebig langsame Schwingungsfolge
tiefste wahrnehmbare Ton mindest
höchste nicht mehr als 20 000. D
zehn bis elf Oktaven (die menschl
umspannen!). Weniger als 16 S
Töne durch das Ohr, sondern als
wahrgenommen; jenseits der oberen
Sekunde) wird ein schneidender
dauernde Herabsinken der oberen
Untersuchungen Gildemeisters liegt
gen, dann sinkt sie bis zum 20. J
bis zur Mitte der dreißiger Jahre
liegt die obere Grenze bei 13 000 S
sinken der oberen Hörgrenze ist es
wie z. B. das Zirpen einer Grille,
noch einiges von der sogenannten
darunter die Fähigkeit, zwei Töne,
noch als verschieden hoch zu em
erstaunlicher Weise gesteigert wer
äußerst geübte Beobachter in der
stets gut zu unterscheiden, ebenso so
0,2 dagegen konnte nicht unfehlbar

**Holzveredlung durch Pilze.** Di
Wetterseite liegenden Holzfachwerks
des Holzes vieler Scheunen und Hü
dergleichen konnte man sich bisher
vielfach für eine Oxydation kleinster
Jetzt ist es Professor Möbius gelun
zu entdecken. Er siedelt sich nur auf
gesetztem Holz, am liebsten auf dem
denn er dringt nicht tiefer ein als b
skopisch kleinen, langgestreckten abge

die Zähne, mit dem Luffaschwamm rieben wir den Körper ab, mit den Kugelfrüchten des Seifenbaumes wurde gewaschen. Josef Biera.

**Der Milchberg.** Die zahlreichen Bächlein und Quellen der Nordwestseite des über 2000 m hohen Sparafeldgebirgsstockes bei Admont in Steiermark führen nicht mehr klares Wasser wie seit Menschengedenken, sondern weißlich gefärbtes, wie mit Milch gemischtes. Vergeblich sucht jetzt dort in dem stundenweiten, von breiten Gräben und Wasserrinnsalen durchzogenen, größtenteils von Hochwald bedeckten steilen Gelände der Tourist gutes Trinkwasser. Eine große Mure, die einen Teil des Hauptweges durch dieses Gebiet weggerissen hat, verrät das Geheimnis der milchigen Wässerchen. Sie führen alle Kalkmilch aus dem Innern des Berges. Der regenreiche Vorsommer hat so mächtige, mit breiigen Kalkmassen gefüllte Höhlen in dem stark zerfressenen Berge zum Überquellen gebracht, daß der gelöste Kalk alle Wasser trübt. Bei der Begehung des Reviers findet man auch bloßliegende Kalkfelsen, die zum Kneten weich sind. Ein gegen die Kalkwand geworfener Bergstock bleibt stecken wie der Wurfspieß im Fleische des Jagdtieres. An Stellen, wo der Waldboden an die noch feststehenden Felsmauern stößt, bemerkt man ringsum am Fuße der Mauern einen frisch bloßgelegten weißen Streifen, der am Fels genau die frühere Höhe des seit Frühjahr gesenkten Bodens anzeigt. Beim Durchklettern der steilsten Teile des mit Felswänden durchsetzten Waldes zeigen sich tiefe Spalten, die weit ins Innere des Berges reichen. Hineingeworfene brennende Papierballen beleuchten gespenstisch die neuen, unheimlich gähnenden Spalten. Am Fuße der mitten im Walde aufragenden, 100 m hohen, überhangenden Wand des sogenannten „Dreieckfelsens" gemahnen bis 6 m hohe herabgestürzte, längst moosbewachsene Felstrümmer an die Vergänglichkeit selbst — der „felsenfesten" Treue unserer Bergwelt. Andererseits zeigt uns die Wirkung der unscheinbaren milchigen Bächlein in der allmählichen Aushöhlung des Bergkernes, wie Beharrlichkeit und emsige Kleinarbeit auch die ungeheueren Felsmassen zum Wanken bringt. Dr. Josef Draxler.

**Philosophisches.** Rudolf Eucken, der jetzt verstorbene große Philosoph, war in der Gegenwart wohl der leidenschaftlichste Anwalt des Idealismus. Früh erkannte er, daß in der verwickelten und verworrenen Lage, in der sich das deutsche Volk in geistiger Beziehung befand, der Wiederaufstieg zu einer Lebens- und Wesensphilosophie eine notwendige Forderung sei. Und der Eroberung dieses Zieles gelten fast alle Schriften, die er in seinen Altersjahren publizierte. Auch die „Einführung in die Hauptfragen der Philosophie" (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig), die nun in vierter Auflage erscheint, dient diesem Zweck. Es sind die Grundfragen des menschlichen Seins, die Eucken hier klarlegt, und die einen Wegweiser zu einer Lebensphilosophie bilden sollen. Mit dem Zwiespalt unserer Kultur beschäftigt sich auch Albert Steffen in seinem Buche „Der Künstler zwischen Westen und Osten" (Verlag Grethlein & Co., Leipzig und Zürich). Er lehnt das willenlose Versinken, wie es der Orient durch Laotse predigt, ebenso ab wie eine materialistische Schicksalsbestimmung, die aus der Mechanisierung der westlichen Kultur fließt. Er versucht darum, eine Synthese zwischen Westen und Osten, zwischen rühriger Tätigkeit und geistigem Schauen zu finden, und sieht diese am besten ausgedrückt in dem Prinzip Goethes: durch Anschauung einer immer schaffenden Natur sich zur geistigen Teilnahme an ihren Produktionen emporzuentwickeln. Im Selbstverlag veröffentlicht Norbert Stern unter dem Titel „Fürchte nicht!" ein Vademekum praktischer Lebensphilosophie. Der erblindete Verfasser zeigt darin Wege zur geistigen Überwindung der Furcht, die er als die Quelle alles Übels betrachtet.

**Illustrierte Bücher.** Seitdem wieder auf holzfreiem Papier gedruckt wird und die Illustrationstechnik ihre vorkriegsmäßige Qualität wiedererreicht hat, ist ein wahrer Wetteifer in der Veröffentlichung guter illustrierter Bücher entstanden. Besonders dankenswert sind die Versuche, berühmten älteren Illustratoren durch gute Reproduktionen neue Gemeinden zu gewinnen. Als ein solches ansprechendes Unternehmen darf man das im Verlag Josef Müller, München, erschienene Werk „Dantes ‚Göttliche Ko-

mödie' in Bildern" von Gustav Doré bezeichnen. In der grandiosen Phantasie dieses Künstlers hat Dantes unsterbliche Dichtung einen tiefen Widerhall gefunden, und was er in seinen Holzschnitten zu diesem Werk zeichnerisch zum Ausdruck brachte, gehört zweifellos zum Besten der Illustrationskunst überhaupt. Nun ist zwar in der neuen Publikation die Holzschnittmanier nicht gewahrt, doch es muß gesagt werden, daß in dem angewandten Kupfertiefdruckverfahren viele Abbildungen noch schöner zur Geltung gelangen als in der früheren, das heutige Geschmacksempfinden nicht mehr vollends befriedigenden alten Technik. — „Der heilige Franz von Assisi" betitelt sich ein Buch von Fritz Kunz mit Text von Heinrich Federer (Verlag der Gesellschaft für christliche Kunst, München). Das Leben des großen Heiligen zieht, knapp und anschaulich geschildert, an uns vorüber, während Fritz Kunz in teils farbigen Bildern, teils schwarzen Holzschnitten die charakteristischen Momente in der Laufbahn dieses Wundertäters festgehalten hat. Ein empfehlenswertes Erbauungsbuch für fromme Katholiken. Protestantischen Gläubigen mag dagegen die „Kinder-Bilderbibel" mit 90 Darstellungen von Julius Schnorr von Carolsfeld (Verlag und

Druck von Johannes Herrmann ... Kindern, sondern auch Erwachse... ihrer klaren Linienführung, glü... gebung bieten die Bilder des N... reizvollen Anblick. — Die bei... Pottner, dieses amüsanten Tiers... am Wasser" (Alf Häger Verlag ... Text und Zeichnung eine so ... gleicherweise fesseln. Zum Schlu... hart zusammengestellten Kalender ... Wien) kurz hingewiesen.

Anmerkung der Sch... „Stilleben mit Maske" ... Beitrags über die International... des Verlags Karl Nierendorf, ...

Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
anuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.